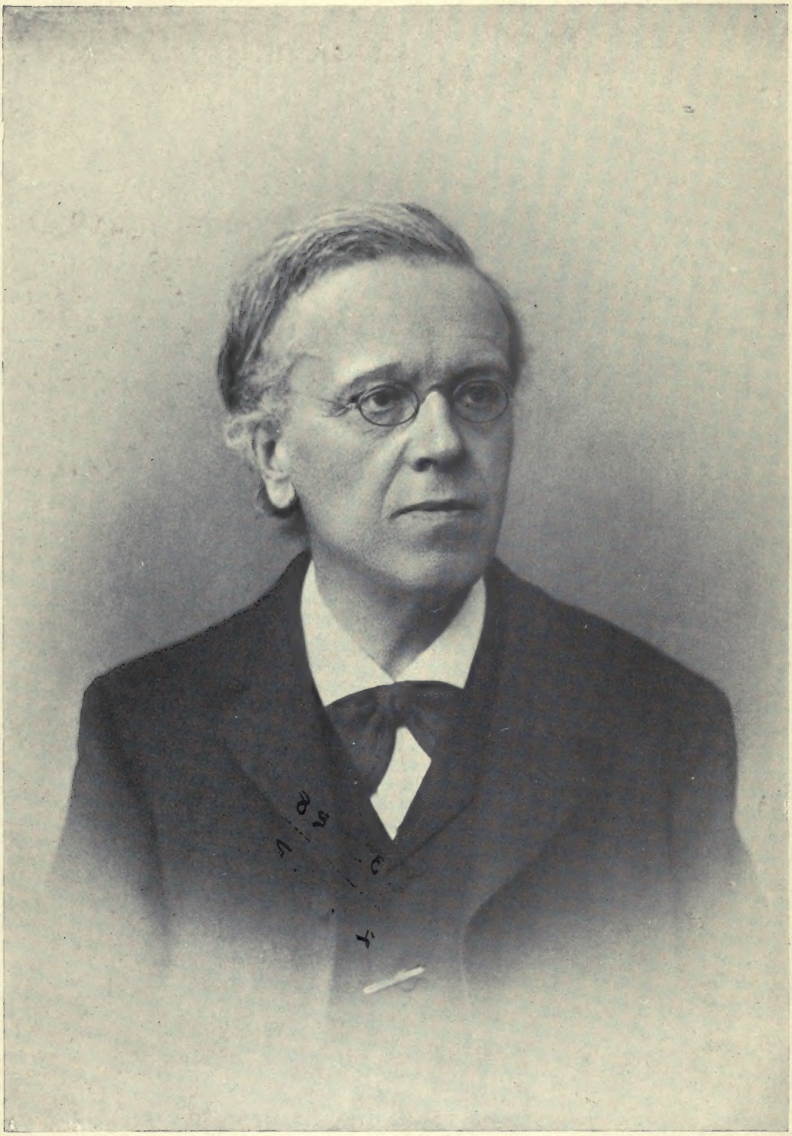
Franz Overbeck und Friedrich Nietzsche

3 1761 04246 2242

Zweiter Band

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY



Franz Overbeck in späterem Lebensalter

N677
.A12-F

Franz Overbeck und Friedrich Nietzsche/ Eine Freundschaft/

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

230828.
21.3.29.

Nach ungedruckten Dokumenten und im Zusammenhang mit der bisherigen Forschung dargestellt von

Carl Albrecht Bernoulli

Zweiter Band/Mit Porträt und 2 Beilagen

Verlegt bei Eugen Diederichs Jena 1908

FHE

Digitized by the Internet Archive
in 2008 with funding from
Microsoft Corporation

http://www.archive.org/details/franzoverbeckund00bernuoft

Inhaltsverzeichnis

Zweiter Abschnitt des dritten Teils

Immoralist und Antichrist (Der Fanatiker) 1

Neue Entwicklungsphase nach Zarathustra (1). Grundschätzungen als heuristisches Prinzip. Verschärfung des Antiidealismus (2). Nietzsche als Radikalindividualist. Nietzsche ein gottloser Calvin (3). „Wie durch einen plötzlichen Lichtstrahl" (4). Der vornehme Typus des Fanatikers. Frau Wanda von Bartels (5). Mrs. E. Fynn (6). Die Kröte und die Heuschrecken. Die Szenerie von Sils-Maria (7). Der dionysische Einsiedler (8). Professor Julius Kaftan (9). Nietzsches gottlose Frömmigkeit (10). Friedliches Gemüt und Umsturzgeist. Pessimismus contra Romantik (11). „Cave musicam" (12). Vier Schaffensperioden. Die Erhöhung des Typus „Mensch" (13). Nietzsches Leben, gerade und rechtwinklig (15).

I. Die biographischen Voraussetzungen zu Nietzsches System . .15

Das „System Nietzsche" (15). Der Grundhunger eines ganzen Zeitalters verpersönlicht. — 1. Die Umwertung der Werte als philosophische Konzeption (Das Werturteil) (16). — Der Sokratestrieb bei Nietzsche (17). Der europäische Nihilismus (18). Die Welt könnte viel mehr wert sein. Anzeichen der Erstarkung (19). Das Ja-Sagen zum Natürlichen (20). Das Christentum als Temperaturerhöhung. Das Christentum ist jeden Augenblick noch möglich (21). Das Europa Gemeinsame seit Sokrates (22). Der Herdeninstinkt. Der Mensch, eine kleine überspannte Tierart (23). Die Welt ist noch unentdeckt. Zucht und Züchtung (24). Die neue Rangordnung (25). Der große Mensch der Bogen mit der großen Spannung (26). Den Süden wieder in sich entdecken. Die Philosophie der Vertikale (27). Der Wille zur Macht (28). Die höchst mögliche Rasanz der Beweisführung (29). Nietzsche nicht Positivist (30). Positive Metaphysik Hirngespinst und Altweiberglaube. Keinerlei Ballast über Bord geworfen (31). Nietzsches Philosophie nicht praktisch anwendbar. Der geistige Hochmut des Leidenden (32). I. Die beiden Hilfsideen (33). II. Die konkreten Führergedanken (34). III. Die Tendenz Nietzsche. Der Wirklichkeitsgedanke als Handgriff des Idealismus (35). Die Grundforderung, das sittliche Ideal zu schaffen (36). Die zentrale Stellung des Welturteils (37). Die Ritschlsche Theologenschule und Nietzsche. — 2. Die Grenzen der Umwertung (Nationalismus und Soziologie). — Der Begriff der Macht für Nietzsche ein Wunsch, nicht eine Erfahrung (38). Die Macht „a plebeian vice" (39). Der „Wille zur Macht über sich selbst" (40). Die Dekadenz bei Paul Bourget (41). Der Dekadenzbegriff bei Nietzsche (42). Dekadenz als Zeitkrankheit. Das Christentum als Inbegriff der Dekadenz (43). „Bis jetzt!". Geistreich, aber gedankenarm! (44). Er ging nicht schauend durch die Welt wie Goethe (45). Wenig Führergedanken bei Nietzsche. Nietzsches politisches Gefühl von 1866 (46). Ähnlichkeit mit Bismarck im Familienbedürfnis (47). Bismarck als Kulturverderber (48). Nietzsches Deutschenhaß als zurückgetretene Liebe (49). Seine Antipathie gegen die Deutschen Geschmacksache (50). Widerwille gegen Liberalismus und Demokratie (51). Nietzsche ursprünglich Fürsprecher des Mittelstandes (52). Der „unmögliche Stand" (53). „Die Philosophie, die Lumpen trägt". Ein chinesisches Glück als rettender Ausweg (54). „Der Non plus ultra-Staat der Sozialisten" (55). Nietzsches Ideologie als Hemmung seines Altruis-

mus (56). Die Arbeiterfrage als Fehlgriff der Regierenden (57). Kein historisches Verständnis für den wirtschaftlichen Klassenkampf (58). Die sozialistische Wirtschaftsordnung zugleich Weltanschauung (59). Konfirmandengrübeleien (60). Weltverbesserer aus Weltunkunde (61). Nietzsches Verwandtschaft mit Rousseau. „Anti-Darwin" (62). Ein ethisches Postulat an eine ökonomische Prämisse geknüpft (63). Korkzieherhafte Höherschraubung (64). Ist Nietzsches Vornehmheit echt oder nicht? „Volksorganisator in einem demokratischen Zeitalter" (65). Sein Bedürfnis der Entpersönlichung (66). Der antisubjektive Personalismus (67). Nietzsches Aversion gegen alle spezifische Geldwirtschaft. Nietzsche als praktischer Antimammonist (68). Nietzsches aristokratisches Ideal ein Erziehungsideal. Patriziat ein Mittel zur Volksveredelung (69). Der Aristokrat als „Dilettant und Gerichtshof" (70). — 3. Das Ideal der Mannhaftigkeit (Die Emanzipation der Frau). — Nietzsches „Frauenhaß". Seine Briefe an Mme. Louise Ott (72). Nietzsches Erscheinung ohne sinnliches Fluidum (73). Doppelbeziehung zu Overbeck und Frau. Nietzsches Bewußtsein von der biographischen Bedeutung seiner Umgebung (74). Selbständige Freundschaft zur Frau des Freundes (75). Meta von Salis-Marschlins (76). Freundschaft mit Fräulein von Meysenbug. „Mutterliebe ohne das physische Band" (77). Das „Mütter-Drohen und -Lächeln" im Zarathustra (78). Das „Ariadnerätsel" (79). Die Liebeserklärung des Dionysos (80). Dionysos, Theseus, Ariadne (81). Das große Weib im Gegensatz zum großen Manne (82). Frau Wagner als Verweserin (83). Der Brief nach Wagners Tod (84). Wagners Verführerin zum Parsifal (85). Nietzsches Befangenheit im Urteil über Frau Wagner (86). Nietzsche nicht Frauendarsteller, aber Frauenkenner (87). Die Frau ungeeignet zur Verwirklichung seiner Kulturziele (88). „Meine Wahrheiten über das Weib an sich." Das europäische Ideal einer Androkratie (89). Unverstand und Unterwürfigkeit (90). Die Liebe zu den Dingen (91). — 4. Der „große Einsame" (Die praktische Lebensbetätigung). — Die notwendige Not der Einsamkeit (92). Nietzsche als Mittelpunkt berühmter Freundschaften (93). Seine Jüngerhoffnung auf Heinrich von Stein (94). „Treues herzliches Mitgehen und Verstehen?" (95). „Der Sehnsucht süßer Schrei erstarb im Munde". Steins Beziehungen zu Gersdorff, Dr. Rée und Fräulein Salomé (96). Nietzsche für Dritte noch nicht erklärter Gegner Wagners (97). Der 28. August 1884 (98). Unvergänglicher Gewinn der Begegnung mit Stein. Die schweizerische Kritik an Nietzsche (99). Gottfried Kellers „Briefwechsel" mit Nietzsche. „Das knäbische Pamphlet des Herrn Nietzsche gegen Strauß" (100). Kellers Interesse am Rassenproblem (101). Die sechs Briefe Burckhardts an Nietzsche (102). „Anlage zu eventueller Tyrannei". Burckhardts Ablehnung entschieden seit dem „Jenseits" (103). J. V. Widmanns Feuilleton im „Bund" 1886. Der Vollblutschuft bei Dostojewski (104). „Nietzsches gefährliches Buch". „Hier liegt Dynamit!" (105). Carl Spitteler im Sonntagsblatt des „Bund" 1888 (106). Spittelers „gute Witterung für Finessen und dynamische Qualitäten". Heinrich Welti und Théophile Droz (107). Paul Lanzky und Nietzsche. Pläne mit Vallombrosa (108). Nietzsche zum Meister noch nicht reif (109). Peter Gasts Heroldstalent (110). Gasts Bekehrung zum Zarathustra (111). Gasts Vorrede zu Zarathustra (112). Gast als künftiger deutscher Bizet. Gast Nietzsches Ersatz für Wagner (113). — Overbeck über Nietzsches Freundschaften. — Burckhardt zu Overbeck über Nietzsche (114). Burckhardts Besuch bei Overbeck am 6. Januar 1889. Nietzsches Schwester bei Burckhardt (115). Die Leute von Port Royal. Burckhardt und Nietzsche als Schüler Schopenhauers (116). Nietzsches Täuschung über seine Freundschaften. Nietzsche und Heinrich von Stein (117). Die Musik als Vorwand in der Freundschaft

mit Gast (118). Die Freundschaften als „unwürdige Anpassungsversuche“ und „Schwächeanfälle“ (119). Momentgefühl und Eremitenscheu (120). Rückzug auf die alten Freundschaften (121). Jünger oder Kenner (122). „Auf der Spur des guten Europäers“ (123). — 5. Der Denker und die Gelehrten (Der Kampf gegen den Skeptizismus). — Große Geister sind Skeptiker (124). Nietzsches Leben typisch auch im Differenzierten. Erwin Rohde als Freund Nietzsches (125). Rohdes Bildung und Anlagen (126). Rohdes unbefriedigtes und mißtrauisches Naturell (127). Rohdes äußere Erscheinung. Rohdes Vorliebe für die Romantik (128). Rohde als Spaßmacher (129). Die „Dioskuren“ (130). Die Antezipation von Overbecks „Christlichkeit“ durch Rohde (131). Der Kerngedanke von Overbecks Leben (132). Overbecks Plan einer „profanen Kirchengeschichte“. Overbeck als Professor (133). Overbecks Bedrängnis als Mitglied einer theologischen Fakultät (134). Overbecks Forschungen zum Neuen Testament (135). Overbecks peinlichste wissenschaftliche Sauberkeit. Overbecks Arbeiten zur alten Kirchengeschichte (136). Kirche und Sklaverei im römischen Reiche (137). Overbecks ausschließlich historische Stellung zum Christentum. Das Christentum ein Bestandteil des Altertums (138). Overbecks Zerwürfnis mit Adolf Harnack (139). Das Ethos in Overbecks Unverträglichkeit (140). Overbecks Manifest gegen die moderne Theologie. „Die Religion, mit der man machen kann, was man will“ (141). Die Auflösung der orthodoxen und der liberalen Theologie durch die moderne. Der „Trümmerhaufen“ der historischen Quellenforschung (142). Harnack als prophetischer Lückenbüßer (143). Das modern-christliche Bildungs-Ultimatum. Die Theologen sind allezeit „modern“ gewesen (144). Ein unhöflicher „Hofmann des Geistes“ (145). Overbeck als deutscher Skeptiker in der Art Lichtenbergs (146). Nietzsche von Overbeck mehr verschieden, als mit ihm verwandt (147). „Der glückliche Overbeck!“ (148). Overbeck und Nietzsches gemeinsamer Gegensatz gegen Rohde (149). Nietzsche hätte sich Wagner unterordnen sollen. Rohdes Abkehr von seinen Jugendidealen (150). Nietzsches Dionysosforschung von Rohde ignoriert (151). Rohde wird ein Satisfait der Reichsidee. Nietzsche hospitiert in Rohdes Homerkolleg (Sommer 1886) (155). Rohde dennoch der dritte im Bunde (156). — Overbeck über Nietzsches Freundschaft zu Rohde und ihm selbst. — Widernatürliche Meister- und Schülerbeziehungen zwischen Overbeck und Nietzsche. Die Ungeduld des Rohdeschen Temperaments (157). „Alle drei bis zuletzt einander Freund“ (158). Die brüchige romantische Grundlage der Jugendfreundschaft zwischen Rohde und Nietzsche (159). Rohde stets der hartgesottene Skeptiker. Rohde der bessere Grieche als Nietzsche (160). Nietzsches Freude an Overbecks Glück (161). Overbeck als Leser Nietzsches vorbildlich. „Einsiedlervisionen und Gedankenseifenblasen“ (162). Der gespreizte Berserker der Zukunft (163). „Zu Kreuze kri chen“ (164). Das geistige Vergnügen Nietzsche zu lesen (165). — 6. Der antireligiöse Kern in Nietzsches System (Religion als Halbstufe der Kultur). — Nietzsche als Synthetiker (168). Die Vollendung im einzelnen als Ersatz für das Scheitern großer Entwürfe (169). Der einheitliche Gedankenaufbau in der „Genealogie der Moral“. Nietzsche überwindet nur den Aphorismus, nicht aber sein kritisches Temperament (170). Die Produkte des Jahres 1888 (171). Stoffvergeudung zugunsten einer einheitlichen Durchführung. „Götzendämmerung“ und „Antichrist“ Extrakt des Umwertungsstoffes (172). „Ecce homo“ als Vorspann zum Antichrist“ (174). Das Vorwort zu „Ecce homo“ (175). Nietzsches „neue Sensibilität“. Nietzsches philosophisches System (176). „Der Gekreuzigte“ als Symbol des absteigenden Lebens. Nietzsche ein Gegner des Christentums de rigueur (179). Die Moralität seines Christenhasses (180). Nietzsche „eine der frömmsten und religiösesten Naturen“ (181).

Der Glauben an eine entidealisierte leidenschaftliche Liebe zu dieser Welt. Die flottante Religiosität der Gegenwart als Obskurantismus (182). „Interpreten unserer Erlebnisse" (183). Ein eminenter Kulturmensch wird am Christentum rabiat. Der humane Christenhaß Hebbels (184). „Keine Kunst zu Bett zu gehen, wenn man müde ist" (185). „In den Lebensgesetzen etwas Mystisches". Der Sturz der Metaphysik (186). Eine Totalität à la Goethe. Toleranz nicht aus Schwäche, sondern aus Stärke (188). Die Kunst Nietzsches eigentliches Credo. Aus Dankbarkeit schöpferisch, nicht aus Mißvergnügen! (189). Der Künstlerphilosoph als großer Vollender (190). Ist Nietzsches ästhetischer Weltglaube Religion? (191). Die relative Religionsbejahung durch die historische Kritik. Historie für das Leben nicht richtunggebend (192). Verjüngtes Heidentum, nicht verjüngtes Christentum (193). Innerlichkeit mit Radikalismus vereinbar. Die Überheiterung in Turin (194). Der poetische Ausklang von Nietzsches Individualismus (195). Prinz Überfluß und das stille Lachen! (196). „Man muß Flügel haben, wenn man den Abgrund liebt" (197). „Verwachsener Geist! Und jüngst noch so stolz". Nietzsches kindlich gutes Gewissen (198). Die poetische Umschreibung der Euphorie (199).

II. Der Zusammenbruch 202

1. Die Bedeutung der Krankheit für das Werk. — Der Wert der Karikatur (202). Die Narrenpritsche als Geißel (203). Das Pseudoleben der Gegenwart. Nietzsche als pittoresker Mensch (204). Nietzsches Besonnenheit (209). Depressionszustände und Emotionsschwankungen (210). Selbstüberwindung und Ekel (211). Der heroische Wille zum Untergang. Der fieberhafte Abschluß (212). Die Ahnungslosigkeit der Freunde. Nietzsche und der Selbstmord (213). — Overbeck über Nietzsches Krankheit. — Nietzsches Wahnsinn eine ihn blitzartig treffende Katastrophe. Nietzsches geistige Extravaganzen (215). Der jähe Wechsel von Depression und Exaltiertheit (216). Nietzsches mysteriöse Geheimnismacherei (217). Nietzsches Exzentrizität. Die einschraubende Wirkung des nahenden Wahnsinns (218). Das Ressentiment (219). Der „Fall Wagner". Das Ecce homo-Bewußtsein (220). „Die reichsten, erlebtesten und unabhängigsten Bücher" (221). „Ein kleiner Schwanz von Posse an die ernstesten Dinge" (222). „So schreibt heute kein Mensch in Deutschland". „Ich bin ein Verhängnis" (223). — 2. Der Ausbruch des Wahnsinns. Die Aufregungen des letzten Vierteljahres (225). Die Rückkaufsverhandlungen mit Fritzsch. Nicht mehr produktiv, sondern Agent (226). Strindberg, Miß Zimmern und R. Bonghi als Übersetzer des Ecce homo (227). Die akute Gehirnlähmung um Neujahr 1889. Der Chloralgenuß und das Beruhigungsmittel aus Java (228). Die Wahnsinnszettel. Der Ausbruch des Größenwahns (229). Nietzsches letztes Lied (230). — Overbeck an Peter Gast über die Katastrophe und ihre Folgen. „Ein nur für den Freund kenntlicher Trümmerhaufen von Nietzsche!" (231). Der Brief vom 31. Dezember an Andreas Heusler (232). Overbecks Abreise nach Turin am 7. Januar 1889. Das Wiedersehen mit dem Wahnsinnigen (233). Der Wiedereintritt der orgiastischen Raserei. Die Heimreise durch den Gotthard (234). Nietzsches zuverlässiges Gedächtnis (235). Erste Entschließungen über Nietzsches Hinterlassenschaft (236). Der Krankentransport nach Jena (237). „Mit Nietzsche ist es aus!" (238). Zur Veröffentlichung von „N. c. W." und „G. D." (239). Der Wust der Skripturen N.s in Turin (240). Die Gründe, N. c. W. nicht zu publizieren. Nietzsche vor jedem Gassenerfolg zu schützen (241). Der Publikation der Götzendämmerung steht nichts im Wege. Nietzsches Ankunft in Jena (242). Die beiden ersten Druckbogen des Ecce homo (243). Das Heft der „Dionysos-Dithyramben".

Der Umschlagbogen des „Antichrist". Eine Disposition zur vierteiligen Umwertung (244). Der „Antichrist" allein vollendet, vom Rest nicht einmal ein Anfang. Nietzsche „in seiner Gefangenschaft" (245). Die musikalischen Divagationen und das Verlangen nach einem Spiegel (246). Die Tatsache der Geistesstörung auf die Dauer nicht geheim zu halten Die Sistierung des Druckes von Ecce homo (247). Der Literatur Nietzsches Zeit lassen Boden zu fassen. Damit Nietzsches Schriften sich nicht als Produkte des Wahnsinns verlieren (248). Zarathustra IV? Die Abschrift des „Antichrist" durch Overbeck (249). Vieles maßlos heftig und von souveräner Ungerechtigkeit (250). Overbecks Zeugnis unersetzlich. Die Überwindung der Katastrophe durch die Wirkung des Nachlasses (251). — Der kommentierende Wert von Nietzsches Menschlichkeiten (252). Das Interesse für Nietzsches Biographie. Nietzsche typisch neben Goethe (253). Der „pittoreske" Anstrich von Nietzsches Leben (254). Die drei sinnenfälligen Situationen bei Nietzsche (255). Fachruhm oder Unsterblichkeit (256). Faust und Zarathustra. Der einheitliche europäische Kulturkreis (257).

Vierter Teil

Nietzsches Ruhm 258

Die nur provisorische Bedeutung seines bisherigen Ruhmes (258). Die abenteuerlichste Hinterlassenschaft eines deutschen Dichters oder Denkers (259).

I. Der Ewigkeitswert der „Tendenz Nietzsche" 259

Nietzsche während seiner Schaffenszeit mehr berüchtigt als berühmt (259). Wenige aber ausgesuchte Verehrer (260). Nietzsches Werk abgeschlossen und doch nur eine Hälfte. Der erlebte Ruhm hätte seiner Güte zur Wirkung verholfen (261). Nietzsches Proletarierverachtung doktrinär (262). Das feine Gefühl für menschliche Nähe ausschlaggebend (263). „Ein Stolz, der sich abzahlt an die andern" (264). Nietzsches Begabung zum idealen Volksfreunde. Schopenhauer als Ergänzung Nietzsches unentbehrlich (265). „Die Güte des Herzens" (266). Die altruistische Lücke in Nietzsches System eine Unausgewachsenheit (267). Die Krisis in Nietzsches Wirkung. „Der Fall Nietzsche eine Überwindung" (268). Die Religion der Liebe und die Philosophie des Hammers (269). Nietzsche als Endpunkt einer Kulturepoche (270). Nietzsches Rauschwirkungen (271). G. v. Bunge als praktischer Umwerter (272). Was heißt skeptisch sein? (273). Man kann die Menschen nicht ändern! Die Macht der idealen Überzeugung (274). Die Kulturlegitimation des Fanatismus (275). Nietzscheesche Arbeiterkatechismen (276). Der Skeptizismus als Nährboden für Kunst und Wissenschaft. Nietzsches Wirkung auf das Ganze (277). Nietzsche als Volksmann (278). Nietzsche als Schutzgeist der Individualentwicklung (279). Die Sache als Gefühl, das Gefühl vor der Sache sie selber! Die Vergötterung des Geschöpfes durch den Schöpfer (281). Der Schmerz über die Entartung eines außerordentlichen Menschen (282). Die Begriffsreihe Kant—Schopenhauer—Nietzsche (283). Gemüt und Charakter als metaphysischer Schwerpunkt des Daseins (284). Herdengleichnis und Gartengleichnis (285). Nietzsches Modernität (286). Passiv: Impressionismus — aktiv: Bewußtheit (287). Nietzsches umfassende Einsicht in die menschliche Not (288).

II. Die Anfänge der Nietzscheverehrung 288

Der Schopenhauer-Kultus (289). Das komische Nachspiel des Tragischen (290). Nietzsche als Sensation (291). — 1. Die Bergung der Manuskripte. — Overbecks Turiner Fahrt (292). Die Person des Kranken ging vor. Sichtung

des Papierbestandes (293). Die Erzeugnisse des Wahnsinns (294). Die vorläufige Sicherung. Die Pflichttreue des Davide Fino (295). Peter Gast ins Vertrauen gezogen (296). Gasts Bestürzung. Overbecks Besonnenheit (297). Einverständnis mit Nietzsches Mutter (298). Der Verkehr mit dem Verleger (299). Nietzsches Nachlaß in Sils-Maria (300). Die Maßnahmen von Nietzsches Hauswirt Durisch. Die Silser Nietzsche-Autographen (301). Nietzsches Nachlaß in Venedig (302). Nach dem Ecce homo keinerlei Produktion mehr (303). Papierschnitzel nicht Manuskripte (304). — 2. Der Dämmerzustand in Nietzsches Geist. — Overbecks persönliche Verantwortlichkeit (304). Unauslöschbare Dankbarkeit der Frau Pastor. Mütterliche Liebesdienste beim Kranken (305). Ihre Besuche im Wartezimmer der Anstalt (306). Nietzsches Erinnerungen an Leipzig (307). Der Zwischenfall mit Dr. Julius Langbehn. Langbehns Mißtrauen an der Anstaltsbehandlung (308). Langbehns Vorstellung in Naumburg (309). Sein Umgang mit Nietzsche in Jena (310). Langbehns Befreiungspläne. Gasts Vorurteil gegen Langbehn (311). Die Unterredung zwischen Gast und Langbehn in Dresden (312). Nietzsches geistige Klarheit und Fassungskraft (313). Langbehns Bedingungen. Overbecks schwere Bedenken (314). Langbehns Empfindlichkeit und Nervosität (315). Gasts Wiedersehen mit Nietzsche (316). Langbehns Verdienst um Nietzsches Genesung. Nietzsches Wahnsinn als Fiktion! (317). Langbehns Revers an Nietzsches Mutter. Overbecks Protest gegen Langbehn (318). „Rembrandt als Erzieher" (319). „Ein steifer Stock, der gut tanzen gelernt hat" (320). Overbecks vorläufige Orientierung. Overbecks Besuch in Jena (321). Nietzsches Austritt aus der Anstalt (322). — Nietzsches Mutter an Overbeck 1890/91. — Frau Pastor N.s Aufenthalt in Jena (323). Nietzsches Anhänglichkeit an die Anstalt. Nietzsches Freude an den Menschen (324). Nietzsche in Naumburg (325). Nietzsches Bibelfestigkeit (326). Das Mißtrauen, das er aus der Anstalt mitgebracht hat. Klavierspiel und Lektüre (327). De Hessem und Lauterbach. Reuige Sehnsucht nach Dr. Langbehn (328). Die Weitersendung der Turiner Kisten (329). Nietzsches Gedächtnis (330). Erinnerungen an seine Lektüre. Verbreitung von Nietzsches Schriften (331). Erinnerungen an seine Freunde (332). Nietzsches eigenhändiger Gruß. Die Abenddämmerung in Nietzsches Geist (333). — 3. Die erste Verwaltung des Nachlasses durch Overbeck und Peter Gast. — M. Seilings Brief an Nietzsche (334). „Nietzsche und Mainländer" (335). Die Hintanhaltung von Nietzsche contra Wagner. Das Beileid der Familie Wagner (336). Der Erfolg der Götzendämmerung. Die Anfrage von Dr. Leo Berg bei Overbeck (337). Georg Brandes und Ola Hansson (338). Verständnislosigkeit für Zarathustra IV (339). Nietzsche ins Französische übersetzt (340). Nietzsches angeblich erbliche Belastung. Frau Försters Besuch in Europa (341). Das Nachlassen in Nietzsches Spannkraft (342). Die Hintanhaltung von Zarathustra IV (343). Lauterbach als Nietzschekommentator. 20 Jahre nach seinem Tode (344). Eine „Laune Nietzsches" (345). Nietzsches Zartheit und Delikatesse. Der Generalkontrakt mit C. G. Naumann (346). Französische Interessen an Nietzsche (347). — 4. Das Nietzsche-Archiv. — Die Gründung des Nietzsche-Archivs (348). Hofrat Max Heinze und Geheimrat Erwin Rohde (349). Rohdes späteres Verhältnis zu Nietzsche (350). Nietzsche für Rohde ausschließlich Gefühlssache (351). Nietzsche keine Sache, nur eine Person. Rohdes Rat wegen der Briefe Nietzsches an Overbeck (352). Rohdes Abbitte an Frau Overbeck (353). Der Mißbrauch von Rohdes Zeugnis (354). Der deutsche Kulturaufschwung der neunziger Jahre (355). Die jugendliche Zukunftshoffnung (356). Die Studenten- und Artistenbewegung der neunziger Jahre (357). Der große Unfreie — die europäische Zukunft. Die Rettung des

Prometheusfeuers auf einen Turm (358). Die Aushändigung des Nachlasses durch Gast (359). Die Vorkenntnisse der Schwester (360). Unüberbrückbarer Gegensatz zwischen Frau Förster und Overbeck (361). Der Freundes Areopag. Frau Försters Kritik über Gast (362). Die Kulturaufgabe des Archivs (363). Dr. Fritz Kögel (364). „Ein bewunderungswürdiges Organisationstalent" 365). Kögels Fleiß (366). Kögel kein „wissenschaftlicher Charlatan" (367). Kögels divinatorische Begabung für das Nietzscheproblem (368). Kögels Vielseitigkeit (369). Der religiöse Einschlag. „Ein Gott Epikurs" (370). Das Nietzschearchiv in Naumburg (371). Die Übersiedelung nach Weimar (372). Die Pflege des kranken Sohnes (373). Vor dem Christbaum (374). Nietzsches letzte Spaziergänge (375). Porträtsitzungen (376). Der Kinnbackenkrampf (377). „Die Liebe der Mutter hat der Krankheit die Spitze abgebrochen" (378). Villa „Silberblick" in Weimar (379). Gast als Herausgeber von Nietzsches Kompositionen. Frau Förster „die reine Hofdame" (380). „Heilig sei dein Name allen kommenden Geschlechtern" (381). Madonna Förster (382). Der Plan der Gesamtausgabe (383). Die chronologische Anordnung. Der Dilettantismus der Archivforschung (384). Eine streng wissenschaftliche Nietzscheausgabe noch kein Bedürfnis (385). Die Unzulänglichkeit aller offiziellen Herausgeber (386). „Nur etwas Provisorisches". Eine kritische Ausgabe ohne editorische Willkür (387). — 5. Zur Charakteristik der beginnenden Nietzscheliteratur. — Wilhelm Jordans „Schämet euch" (388). Das Nietzschebuch und Frau Lou Andreas-Salomé (389). Overbeck und Kögel (390). Die Standesgruppen der Nietzscheleser (391). Die Bemühungen der Presse um Nietzsche (392). Rohde contra Ludwig Stein. Die Kultur Nietzsches und das moderne jüdische Ideal (393). Nietzsche und Heinrich Heine (394). Die Verdienste jüdischer Schriftsteller um Nietzsche (395). Nietzsche in Frankreich (396). Overbecks Blicke in die Nietzscheliteratur (397). Der „Fund" der Preußischen Jahrbücher. Bonus, Gallwitz, Jentsch (398). Mähly, Kretzschmar, Lamprecht (399). Nietzsche bereits historisch geworden (400). — 6. Overbecks Bruch mit dem Nietzsche-Archiv und sein Lebensabend. — Frau Försters Gönnerschaft für Overbeck (401). Das von Overbeck angefertigte Itinerarium (402). Frau Försters „Rücksicht" auf Overbeck (403). Verbrannte und nicht empfangene Briefe (404). Notgedrungener Verzicht auf Verständigung (405). Gersdorffs Nietzscheresignation (406). „Die arme, arme Frau Förster" (407). „Dieses Juwel Dr. Fritz Kögel" (408). „Augenblicklich racheschnaubend" (409). Die Zusammenkunft in Leipzig. Overbecks Besuch in Naumburg (410). Die Basler Pension und angebliche Stiftungspläne (411). Das Urteil der Mutter über die Tochterbiographie (412). Der Verzicht der Mutter auf den Besitz des Archivs (413). Die wissenschaftliche Durcharbeitung von Nietzschebriefen. Overbecks Nietzschebriefe und das Archiv (414). Overbecks Interesse am Archiv (415). Das Vorwort zu Overbecks Nietzsche-Erinnerungen. Zwei Serien 1900/1901-1904/1905 (416). „Nietzsches Tod" (417). — Overbecks Rückblick auf den kranken Freund. — Overbecks vier letzte Wiedersehen (418). Die Beruhigung in Turin. Das Geständnis auf dem Basler Bahnhofe. Der Besuch in Jena (419). Das hinter den Wahnsinnsausbruch zurückgedrängte Gedächtnis (420). Das mangelnde Freiheitsgefühl des Kranken. Nietzsches kindliche Lenksamkeit (421). Der Abschied in Naumburg. Overbecks Andenken an Nietzsche (422). Der „Mensch der späten Zukunft" (423). Overbecks Gesinnung gegen das Archiv (424). Die Nachempfindung seiner „Niederlage". „Meine Privatgedanken über das Archiv" (425). Overbecks Lebensabend (426). Overbecks Freundschaft mit Geheimrat von Eckardt (427). Overbecks Altersleiden. Overbecks Tod (428). — 7. „Ecce Femina!" (429). — Der Schöpferwille ersetzt durch den Schwesterwillen! (430).

Die Lektüre des Schlußbandes der Biographie (431). Das „öffentliche Geschäft mit Nietzsche". „Ein wohlfeiles Gassenurteil" (432). In zwanzig Jahren kein Interesse an Nietzsche mehr (433). Das Testamentskodizill. Das „Problem Nietzsche" (434). — Overbeck über Nietzsches Schwester. — Bruder und Schwester (435). Berühmte Geschwisterverhältnisse (436). Die Schwester steht dem Bruder im Licht. Nietzsche über die Schwester-Biographie (437). „Eine Enthüllung über Frau Förster" (438). Der gesamte Nachlaß in den Händen eines einzigen Erben (439). Hohe Geldzahlungen für Nietzschebriefe (440) „Unnietzschisch", „gouvernantenmäßig", „tantenhaft". Die Prätention einer Akademie (441). „Der Fall Wagner" nicht in der Taschenausgabe! (442). Das Generalregister zur Gesamtausgabe (443). Der Prozeß mit Heinrich Driesmans. Die lukrative Ausbeutung der Manuskripte (444). Die Verzettelung des „Ecce homo" (445). „Antichrist" und „Ecce homo" auseinandergerissen. Die Connoisseurausgabe des Ecce homo (446). Die Geheimbestände des Archivs (447). Nietzsches Absichten durchkreuzt durch die Absichten der Schwester (448). Das Interesse deutscher Gelehrter und der Presse am Archiv (449). „Ein Kult, der gefährlich wird". Die Händelsucht dieser heiligen Nachlaßinquisition (450). Overbecks Renitenz ein Kulturverdienst (451). Nietzsches Werk auf den Empfänger angewiesen (452). — 8. Die gegenwärtige Nietzsche-krisis. — Nietzsches Wirkung in Deutschland (453). Der Ausbau der Wirkung Nietzsches durch Organisation (454). Derbe Arbeit und breite Hände (455). „Die Religion der Zukunft" und „L'irreligion de l'avenir" (457). Die Notwendigkeit, aus Nietzsche eine Tagesfrage zu machen. Die Schwierigkeit, Nietzsche zu verstehen (458). Mehr Denker als Künstler (459). Der Schöpfer des freien Wertes. Nietzsches eigene Unzulänglichkeit (460). Verständnis für Nietzsches Schwäche (461). Ein Anfang und Erstling (462). Die Forderungen der nächsten dreißig Jahre (463). „Die Kultur, die wert ist, gegen das Christentum recht zu behalten" (464). — Statt einer Widmung — Nietzsches Wirkung in der Schweiz (465). Der Park Europas (466). Als gute Schweizer gute Europäer (467). Der mitteleuropäische Kulturkreis. „Eine zeitweilige Verschweizerung" (468).

Anmerkungen 469

Nachträge und Berichtigungen 518

Register 519

Vorrede zum zweiten Band

Aufbau und Umfang dieses zweiten Bandes werden Bedenken, die schon der erste im Leser erregt hat, noch beträchtlich steigern: die Schilderung einer schlichten menschlichen Beziehung zum tausendseitigen Ungetüm aufgebauscht — war das nötig, und vor allem, war das nach dem Sinne Overbecks? Overbeck überstürzte nichts; war er aber erst nach reiflicher Überlegung zum Entschluß gekommen, so kannte er weder Rücksicht noch Furcht, sondern nur noch die Rechte seiner persönlichen Freiheit. Daran hatte ich mich zu halten und bin seinem Beispiel gefolgt. Meine Absicht war erst, nur ganz bescheiden Material vorzulegen — eine anspruchslose Memoirenauslese, womöglich ohne zur Darstellung Nietzsches durch das Archiv Stellung zu nehmen. Bei der näheren Durchsicht von Overbecks Nietzsche-Blättern erkannte ich zusehends Overbecks Kämpferstellung; es erschien mir bald als ausgeschlossen, ihn selber über Nietzsche anders reden zu lassen als in bezug auf das Archiv — also polemisch. Ich konnte diese Parteinahme mir mit desto besserem Gewissen aneignen, als ich persönlich Overbecks skeptisch abwartende und vorbehältliche Stellung zum Problem Nietzsche nicht teilte, sondern in diesem wichtigsten Punkte von Overbeck unabhängig meine eigenen Wege ging. Es hätte meinem Geschmacke selber mehr entsprochen, ein feines, rundum abgewogenes Miniaturstück der Memoirenliteratur zu schaffen; hätte es sich nur um Nietzsche und Overbeck gehandelt und um niemanden sonst, so wäre das wohl denkbar gewesen. Nun aber lautete die Losung auf Kampf, und das Vorgehen der Gegenpartei ließ mich nicht lange besinnen, ob ich schweres, ja grobes Geschütz aufzufahren hätte oder nicht. Als ich mich nun darein zu finden hatte, sah ich meine Aufgabe zusehends in der psychologischen Durchleuchtung der gegebenen kämpferischen Gesichtspunkte. Das ließ mich oft sehr weit ausholen; ich weiß, ich stelle die Geduld meiner Leser auf die Probe. Aber bei einem so unendlich beziehungsreichen Stoffe bedarf es nicht einmal einer übertriebenen Gründlichkeit und man nähert sich der vierstelligen Seitenzahl. Auch führte der momentane Charakter von Overbecks nur aus abgerissenen Zetteln sich lose zusammensetzendem Nietzschematerial bei der Bearbeitung zu allerlei Bruchfugen und

„Verwerfungen" in der endgültigen Struktur des Buchganzen. Das war, wenn ich nicht wesentliches verschweigen wollte, unvermeidlich. Und ebensowenig zu vermeiden war, daß ich, um diesen Stoffkoloß gehörig zu verankern, nach mancher Seite hin Widerhaken auswerfen mußte. Im ganzen hielt ich mich im Bezirke der Overbeckschen Fragestellungen, besonders auch in meiner Polemik gegen das Archiv, mit der ich zu schließen hatte. Ich habe nicht alle Eideshelfer angerufen, um die ich wußte. Ein Beispiel: Man wird den mit dem Bannstrahl des Archivs belegten „Zarathustrakommentar" von Gustav Naumann von mir nicht herangezogen finden, da Overbeck sich, aus Zufall, nicht damit beschäftigt hat; die Vorrede zum zweiten Bande enthält Nennungen von Nietzsches Schwester, die lesenswert sind; (auch ist dort ein Freund Nietzsches [S. 9 und 10] mit seinem Anfangsbuchstaben O. genannt). Ich habe aber eine persönliche Berührung mit diesem Gegner des Archivs ebensowenig nachgesucht, wie etwa mit Frau Prof. Lou Andreas-Salomé in Göttingen, die zu kennen ich nicht die Ehre habe. Die Berührungen, denen ich Folge gab, mit Frau Dr. Kögel oder Dr. Ernst Horneffer, traten ungesucht an mich heran, beidesmal durch gemeinsame Freunde vermittelt. Im Hinblick auf das an den vorausgegangenen Kämpfen unbeteiligte große Publikum erscheint daher mein Memoirenwerk und dessen zweiter Band noch mehr als der erste, wie eine nicht eben geringe Unbescheidenheit und Zumutung. Glatte Lektüre wird es ja nicht immer sein, aber was ich an Gestaltungskraft besitze, hatte diesmal schwere Handlangerarbeit zu verrichten; es hieß die Bausteine heranschleppen, nicht sie polieren. In Vollziehung von Overbecks Vertrauen ließ sich eine mit Recht so zu nennende Nietzschebiographie so wenig schreiben, als Nietzsches Schwester in ihrem Archiv eine hat schreiben können. Ich hatte den Aufstellungen des Archivs die Stange zu halten und durfte deshalb auch Wiederholungen nicht scheuen, wenn nicht die Overbeckschе Nietzschetradition durch eine oft berufene sogenannte „Wissenschaftlichkeit" gleich jedem bisher erfolgten Widerspruch unter den Tisch gewischt werden sollte. Dafür hat aber Overbeck nicht gelebt.

Noch ist hervorzuheben, daß sich ein umfangreicher Bruchteil der Overbeckschen Nietzschetradition im Besitz und Verfügungsrecht des Nietzsche-Archivs in Weimar befindet. Es sind dies die Briefe, die Overbeck an Nietzsche gerichtet hat. Frau Förster

hat nun von Anfang an die gemeinsame Veröffentlichung des Briefwechsels gefordert. Dem stand für mich Overbecks ausdrücklicher, schriftlich geäußerter Wunsch entgegen, ich hätte mich meiner Nachlaßverwaltungspflichten zu entledigen „in vollkommenster Unabhängigkeit von jedem Gefallen oder Mißfallen der Försterin". (Brief an mich vom 8. August 1904.) — „Deine Freiheit bei diesem Werke" — (gemeint ist die von mir Overbeck vorgeschlagene und mit den vorliegenden zwei Memoirenbänden zur Ausführung gelangte Darstellung der Beziehungen Overbecks zu Nietzsche) — „hängt meinem Urteil nach vor allem auch daran, daß Frau Förster absolut nichts drein zu reden hat, noch auch in Zukunft drein zu reden haben soll. Und als Erben dieser absoluten Freiheit, die ich mir gegen Frau Förster und ihr Belieben bei allem, was mein Verhältnis zu ihrem Bruder angeht, zu wahren nur bemüht bin, möchte ich Dich auch für alle Zeit ohne Wanken Dich behauptend mir denken, bevor ich mit unbeirrter Zuversicht Dir den einstigen Besitz meiner Nietzschebriefe zuspreche. Wie die Dinge nun einmal liegen, nämlich da Frau Förster nun einmal beatus possidens meiner Briefe an Nietzsche ist, hängt aber diese Zuversicht für mich daran, daß Du mit mir die Einsicht teilst, daß Dich diese zuletzt erwähnten Briefe nichts angehen und auch nicht anzugehen brauchen." (Brief an mich vom 16./17. August 1904.) Wenn nun Frau Förster in ihrer neuesten Kundgebung „Die Nietzsche-Stiftung" (Berliner Tageblatt 1907, Nr. 638) die Behauptung aufstellt, diese Briefe Overbecks an Nietzsche widersprächen „seinen in der Altersverstimmung geschriebenen Erinnerungen an Friedrich Nietzsche fast in allen Punkten" —, so steht es ihr rechtlich frei, durch eine wortgetreue und unentstellte Veröffentlichung dieser Briefe Overbecks Anteil an dem Freundesaustausch der allgemeinen Einsicht zu unterbreiten. Jene Kundgebung enthielt ferner die Nachricht, es sei „seit einiger Zeit und noch auf zwei bis drei Jahre hinaus im Nietzsche-Archiv jeder archivarische und bibliothekarische Betrieb eingestellt". Daraus schöpfe ich die Hoffnung, es werde nun mit dem schon mehr als zweieinhalbjährigen öffentlichen Streit über Overbecks Bedeutung für Nietzsche sein Bewenden haben. Als ich Frau Försters öffentliche Herausforderung annahm (Neue Freie Presse vom 20. August 1905), sprach ich die Erwartung aus, Frau Förster werde im Nietzsche-

Archiv „von genügender Einsicht und gutem Rat umgeben sein, um es nicht zum Äußersten kommen zu lassen und man sei dort dem Gedanken zugänglich, daß Overbecks Vermächtnis und das Nietzsche-Archiv auf immerdar unvereinbare Dinge sind". Ich forderte damals Frau Förster auf, die gezogenen Schranken zu respektieren und den Begriff „Franz Overbeck", der sich nun einmal für ihre Zwecke als nicht assimilationsfähig und unresorbierbar erwiesen hat, aus dem Bannkreis ihrer monopolisierenden Ansprüche freizugeben, in der Erkenntnis, daß sie durch Zwang sicher nichts erreicht, und mehr als das, eine unvergleichliche Gelegenheit ungenützt verstreichen ließe, der Sache ihres Bruders einen Dienst zu erweisen, durch eine freiwillige Einbuße an Macht vielleicht, aber sicher nicht an Ansehen. Frau Förster hat diesem wohlgemeinten Rate ihr Ohr verschlossen und in jeder Hinsicht das Äußerste nicht gescheut. Erst jetzt, da sie einsehen muß, daß Overbeck als Freund Nietzsches nicht tot, sondern in gewissem Sinn noch lebendiger ist als bei Lebzeiten, lenkt sie ein durch ein Verfahren, gegen das an und für sich nichts einzuwenden, das aber im gegenwärtigen Sachverhalt als willkommener Notausgang aus einer selbst bereiteten empfindlichen Verlegenheit nicht zu verkennen ist. Die Flucht in die Wohltätigkeit, zu der Nietzsches Schwester durch die Kapitalschenkung des schwedischen Ehepaares E. und S. Thiel ausgesteuert werden soll, ist noch lange kein Beweis, daß sich ihr Archiv irgendein Recht darauf erworben hat, „für alle Zeiten als Zentrum der Nietzscheforschung erhalten zu bleiben". Vielmehr wäre es als ein solches wissenschaftliches Zentrum nun erst von Grund aus neu zu schaffen und zwar unter strikter Ausschaltung des bisherigen Gelehrteneinflusses seiner Gründerin. Ich wiederhole aus dem erwähnten jüngsten Archiverlaß, mit aller beim Aussprechen solcher Namen schuldigen Hochachtung die ausdrückliche Nennung der „Universitätsprofessoren Geheimrat Max Heinze in Leipzig, Geheimrat Alois Riehl in Berlin und Geheimrat Hans Vaihinger in Halle". Bei einem so bestellten Aufsichtsrate ist vielleicht doch Aussicht vorhanden, daß für das geplante Weiterbestehen des Archivs die bisherigen momentanen Eingebungen von Nietzsches Schwester und vor allem ihre ungerechte Verkleinerung Overbecks als „wissenschaftliche" Gesichtspunkte nicht länger in Kraft bleiben werden. Die genannten drei Herren haben es offen-

bar auf ihre persönliche Verantwortung genommen, die ins Leben tretende Nietzsche-Stiftung dahin zu überwachen, daß ihr der Charakter methodischer und unparteiischer Forschung unverrückbar gesichert werde. Das Schlußwort zu dem vorliegenden Bande berechtigt mich vielleicht zu dem bescheidenen Hinweise, wie von Grund aus verbesserungsbedürftig das Nietzsche-Archiv als wissenschaftliche Anstalt dann aber auf alle Fälle ist. Bisher hat das Nietzsche-Archiv ein vernünftiges und wohltätiges Verständnis für Nietzsche weit weniger vermittelt als erschwert und die schlichte biographische Wahrheit über ihn weit weniger verbreitet als verhindert. Sollte darin nun doch noch Wandel geschaffen werden, so müßte seine Besitzerin entweder auf ihre herausgeberische Betätigung verzichten oder der Belehrung fortan zugänglicher sein als manchem vernünftigen Wort, das schon früher und nicht allein von Overbeck an sie gerichtet wurde. Jedenfalls werden zeitgenössische philosophische Autoritäten in ihrer Eigenschaft als Protektoren der Nietzscheforschung kaum dafür zu haben sein, einer rückhaltlos kritischen Stellung des Nietzsche-Problems die Aufnahme in Methode und Gesinnung eines diesem Gegenstande gewidmeten Spezialinstitutes irgendwie zu verwehren.

Arlesheim bei Basel, den 10. Januar 1908

Carl Albrecht Bernoulli

Zweiter Abschnitt des dritten Teils

Immoralist und Antichrist

(Der Fanatiker)

Neue Entwicklungsphase nach Zarathustra

Entschluß: Ich will reden und nicht mehr Zarathustra" — so lautet (Biographie II, S. 546) eine eigenhändige Eintragung Nietzsches in seinem Notizbuch aus dem Frühjahr 1885. Wir sind bis dahin Nietzsches Neigungen und Gepflogenheiten schon genügend bis in alle Schlupfwinkel nachgegangen, um zu begreifen, was dieser „Entschluß" für Nietzsche zu bedeuten hatte — nichts weniger als einen neuen, unerschrockenen Anlauf unter Aufbietung aller seiner Kräfte. Er nahm sich vor, vom Fabulieren zu lassen, vom geistreichen Aphorismus zu lassen; er wollte sich in Zucht nehmen; er wollte sich Zügel anlegen; in strenger Kasteiung seiner innersten Natur wollte er langatmige, von logischen Denkfäden durchzogene, schrittweise vorrückende Untersuchungen seinem Tänzergeiste abnötigen. Er war jetzt so weit, sich dieses strapaziöse Experiment zuzumuten. Jetzt wußte er, was er wollte; er konnte also daran denken, von nun an die dichterische Vermummung zu entbehren. Wie ernsthaft er Künstler war, bewies Zarathustra; fortan ging sein Ehrgeiz darauf, seine Nüchternheit als Denker darzutun. In der Einleitung zum achten Band der Taschenausgabe (S. IX—XI) wird der Ausspruch Nietzsches an Gast mitgeteilt: „Zarathustra hat einstweilen nur den ganz persönlichen Sinn, daß er mein Erbauungs- und Ermutigungsbuch ist — im übrigen dunkel und verborgen und lächerlich für jedermann." Daran anschließend folgen Notizen über seine ihm nun unerschütterlich feststehenden Grundansichten derjenigen Philosophie, zu deren Formulierung für Zeit und Ewigkeit er sich nun rüsten will. Es sind acht Hauptgedanken, sie lauten: „1. Alle bisherigen Wertschätzungen sind aus falschem, vermeintlichem Wissen um die Dinge entsprungen: — sie verpflichten nicht mehr, und selbst wenn sie als Gefühl, instinktiv (als Gewissen) arbeiten. 2. Anstatt des Glaubens, der uns nicht mehr möglich ist, stellen wir einen starken Willen über uns, der eine vorläufige Reihe von Grundschätzun-

Grundschätzungen als heuristisches Prinzip

gen festhält, als heuristisches Prinzip: um zu sehen, wie weit man damit kommt. In Wahrheit war auch all jener „Glaube" nichts anderes: nur war ehemals die Zucht des Geistes zu gering, um unsere großartige Vorsicht aushalten zu können. 3. Die Tapferkeit von Kopf und Herz ist es, was uns europäische Menschen auszeichnet: erworben im Ringen von vielen Meinungen. Größte Geschmeidigkeit, im Kampfe mit spitzfindig gewordenen Religionen, und eine herbe Strenge, ja Grausamkeit. 4. Die Mathematik enthält Beschreibungen (Definitionen) und Folgerungen aus Definitionen. Ihre Gegenstände existieren nicht. Es wird das Wirkliche erst zurechtgemacht und vereinfacht (gefälscht). 5. Das am meisten von uns Geglaubte, alles Apriori, ist darum nicht gewisser, daß es so stark geglaubt wird. Dies ist der Grund-Unsinn! 6. Es gehört zur erlangten Männlichkeit, daß wir uns nicht über unsere menschliche Stellung betrügen: wir wollen vielmehr unser Maß streng durchführen und das größte Maß von Macht über die Dinge anstreben. Einsehen, daß die Gefahr ungeheuer ist: daß der Zufall bisher geherrscht hat. 7. Die Aufgabe der Erdregierung kommt. Und damit die Frage: wie wir die Zukunft der Menschheit wollen! — Neue Werttafeln nötig. Und Kampf gegen die Vertreter der alten „ewigen" Werte als höchste Angelegenheit! 8. Aber woher nehmen wir unsern Imperativ? — Es ist kein „du sollst", sondern das „ich muß" des Übermächtigen, Schaffenden."

Verschärfung des Antiidealismus

Ehe wir uns der Form und dem Grade der Ausgestaltung zuwenden, die Nietzsche diesen seinen Erkenntnissen zu verleihen vermochte, hat eine grundsätzliche Erwägung über den Standpunkt, von dem aus er sich vernehmen ließ, vorauf zu gehen. Darüber sind wir uns genügend klar: Nietzsche hat strenger, als irgend ein Denker vor ihm, mit allem abgerüstet, was außerhalb einer sinnlichen Erfahrbarkeit gelegen ist; Ludwig Feuerbach und Max Stirner etwa ausgenommen, die dafür aber den persönlichen Vergleich mit ihm nicht aushalten, weil sie lange nicht auf der Höhe von Nietzsches genialer Veranlagung stehen — hat niemand so unbarmherzig gegen den Idealismus Sturm gelaufen. Noch genoß nach der denkerischen Zersetzung der Glaubenslehren wenigstens das noch viel ältere Sittengesetz unter Kants mächtigem Protektorate sein Vorrecht, als feste, unantastbare Wertsetzung zu gelten. Aber das elementar aufbrausende, durch keinerlei Ehr-

furcht zurückzudämmende Mißtrauen, das jedem Fortschritt von einer Epoche zur andern unaufhaltsam vorauseilt, kam in Nietzsche zum ungeheuren Ausbruch und fegte mit der Verheerung eines Orkans selbst solche uralte und ehrwürdige Begriffsbestände vom Boden hinweg, denen noch niemals von irgendwoher ernstlich Gefahr gedroht hatte. Um für Nietzsche zu dem Ausgangspunkt zu kommen, von dem aus man unter Umständen an einen Aufbau denken könnte, muß man sich fragen: ja was hat er denn überhaupt übrig gelassen? Antwort: Nietzsche hat Halt gemacht vor der Individualität. In ihr sieht er die Urzelle der Kultur. Damit hat er sich aber dem Zuge der Zeit weit weniger angeschlossen als sich mit den schroffsten Vorbehalten davon unterschieden; sein Spott über Carlyle beweist, wie wenig er für dessen Große-Männer-Theorie und Persönlichkeitskultus zu haben war. Vielmehr war Nietzsche, um einen Ausdruck Viktor Hehns zu verwenden, im ausgeprägtesten Sinne Radikalindividualist[48]. Das heißt, er hatte alle Außenposten, die nach der bisherigen metaphysischen und ethischen Taktik im Weltall und über die Erdrinde hin zur wachsamen Beobachtung oder gar zu dreister dauernder Besetzung aufgestellt waren, wieder eingezogen und vereinigte nun in seinem Innern eine ganze Streitmacht, einstweilen noch untätig, aber schlagfertig und vor Streitlust brennend. Zu diesem Vergleiche wurde gegriffen, um die Intensität der Gedankengebung bei Nietzsche als Naturnotwendigkeit aufzuzeigen; ein rechter Individualist seines Schlages ist vor allen Dingen „geladen". Der Solipsismus — den Ausdruck nicht im harmlosen Schulsinne verstanden, mit dem er etwa auf Fichtes Ich-Lehre angewendet wird, sondern als umfassende Bezeichnung jeder ausschließlich auf den Schaffenden abgestellten Produktion — äußert sich je nachdem in zwei Erscheinungsformen: entweder der Schaffende gestaltet, oder er tyrannisiert; er wird zum Künstler oder zum — Fanatiker. Die Unentbehrlichkeit des Fanatismus wie zum Sturze, so auch zum Aufbau der Kulturen kann nicht geleugnet werden. Einer der erfolgreichsten Schöpfer, bis weit in die Jahrhunderte zurück, war der Reformator Johannes Calvin. Die hugenottische Kultur Frankreichs mit ihren Ablegern in der deutschen Schweiz und Preußen, die reformierte Kultur der Niederlande und Skandinaviens, die puritanische Kultur Englands und Nordamerikas gehen auf sein Werk zurück. Er ist hier an erster Stelle zu nennen, damit Nietzsche sich in ausgesucht guter Ge-

Nietzsche als Radikalindividualist

Nietzsche ein gottloser Calvin

sellschaft befindet, wenn er als Fanatiker aufgerufen wird. Auch der Richter Servets und Gesetzgeber einer spartanischen Sittenstrenge war kränklicher Natur und feinen, zarten Geistes. An sich hat Fanatismus mit Brutalität nichts zu schaffen. Aus Calvins eiserner Energie und Konsequenz als Denker hat man nicht mit Unrecht den zäheren Bestand seiner geschichtlichen Wirkungen zu erklären versucht. Die unter Luthers Geist evangelisch gewordenen österreichischen Länder der habsburgischen Monarchie haben der Gegenreformation keinen erfolgreichen Widerstand zu leisten vermocht, während die calvinisch reformierten Niederlande derselben habsburgischen Macht sogar gegen den dämonischen Alba siegreich Stand gehalten haben. Luther war reichlich intolerant und starrköpfig; er bleibt uns aber doch der inspirierte, dämonische Gemütsmensch, nicht das überschauende, rechnende Gehirn. Gegen ihn gehalten kommt Calvin, der Landsmann Descartes', vornehmlich als Intellektualität in Betracht. Aber in diesem Logiker und Dogmenbauer lohte die helle Leidenschaft; auch er hat eine jähe, visionäre Bekehrung vom Nein zum Ja als Ausgangserfahrung erlebt — „wie durch einen plötzlichen Lichtstrahl", nennt er es selber. Genau wie Nietzsche 1881 in Sils Maria. Mit der Ablegung des Zarathustratalars enthüllt Nietzsche vollends seine Calvinsnatur. Man darf sicher sein, wenn er gegen jemanden besonders streng ins Gericht geht, ist immer eine geheime Verwandtschaft um die Wege. Im „Wanderer und sein Schatten" (Aph. 85) knüpft er, unbewußt, diese Beziehung: „Paulus hat den Gedanken ausgedacht, Calvin ihn nachgedacht, daß Unzähligen seit Ewigkeiten die Verdammnis zuerkannt ist und daß dieser schöne Weltenplan so eingerichtet wurde, damit die Herrlichkeit Gottes sich daran offenbare; Himmel und Hölle und Menschheit sollen also da sein, — um die Eitelkeit Gottes zu befriedigen! Welch grausame und unersättliche Eitelkeit muß in der Seele dessen geflackert haben, der so etwas sich zuerst oder zuzweit ausdachte!" Und nun war aus Nietzsche selber zusehends „der Verfolger Gottes" geworden! Wenn nicht Eitelkeit, so füllte sonst etwas Grausames und Unersättliches seine Seele aus. Das Gottesmächtige in Calvin, das Gotteslästerliche in Nietzsche — es ist der lichterlohe Fanatismus einer lauteren und ehrlichen Geistigkeit — bei Calvin unbestreitbar das Fundament einer damals künftigen Kultur, warum nicht auch bei Nietzsche?

„Wie durch einen plötzlichen Lichtstrahl

Fassen wir Nietzsche als gewaltigen Solipsisten und fragen, wie es um jene Spaltung in den Künstler und in den Terroristen bei ihm beschaffen war, so erinnern wir uns, daß er sich mit seinem Zarathustra das äußerste Maß dichterischer Meisterschaft abforderte, dessen er fähig war. Er beschloß, sich nicht länger als Fabulist zu betätigen, und so kehrte er von nun an die andere Seite seiner Natur heraus: die sprengstoffliche, explosive. Schon in seinem Lehrgedicht hatte sich der künstlerische Wert auf die sprachlichen Schönheiten und den gelegentlichen Glückswurf im Ausbau der einen oder anderen lyrischen oder satirischen Szene beschränkt; die eigentliche Gestaltung war in der Tendenz stecken geblieben, und doch war da über dem Versuch einer Gestaltung die Tendenz noch verhüllt und gemildert worden. Mit dem Entschlusse, nur noch rein begrifflich vorzugehen, scheut er vor der abstoßenden Blöße, vor der krassen Nacktheit nicht mehr zurück. Er wird zum ungeheuersten Ankläger, zum hochmütigsten Renegaten, zum unverschämtesten Lockspitzel und agent provocateur. Alles gilt ihm nun Verbrechen am Leben, was immer bisher dagewesen ist: Optimismus, Pessimismus, Ideal, Güte, Gewissen. Es verzerrt sich in ihm alles zur grinsenden Karikatur eines lebensfeindlichen Geistes, der den Leib untergräbt und in nimmer müdem Streben die Seele aushöhlt. Es soll ein dionysischer Aufgang sein und stellt sich doch dar, in seine Konsequenzen hinein verfolgt, als der wahnwitzigste Pessimismus im Bereiche aller Möglichkeiten und Wiedergeburten. Zöge man von da aus Schlüsse auf den Schöpfer dieser schlimmen Ausgeburt, man hätte einen leibhaftigen Gottseibeiuns zu erwarten, einen Menschenhasser und Menschenverächter, dessen bloßer Anblick schon zurückschreckte. Nun ist aber bekannt, daß Nietzsche auch in dieser seiner letzten Schaffenszeit, wie sehr er sich auch von den Menschen zurückzog, doch bei jedem Zusammentreffen mit ihnen seine alte Vornehmheit walten ließ und namentlich damit Frauen förmlich bezauberte.

Der vornehme Typus des Fanatikers

So hat Frau Wanda von Bartels (in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 5. Januar 1901) eine anschauliche Schilderung solcher gelegentlicher Berührungen Nietzsches mit Fremden veröffentlicht. In Italien mußte man Nietzsche nicht an den Städten und Plätzen suchen, die im Bädecker mit einem Sternchen bezeichnet sind. Er weilte, wo das Volk betete, sang und lachte. In Venedig besuchte er eine Osteria „in einer schmalen

Frau Wanda von Bartels

Gasse, so schmal, daß die Verkäufer mit dem Joch über den Schultern, an dem ihre Körbe hängen, quer sich hindurchschieben mußten. Dunkel war es darin von den Häusern ringsher, die der Sonne im Wege standen; in den Fenstern lagen Fische und Languſten auf dicken Kohlblättern, und Hühner und die schmalen hellen Stauden von römischem Salat, und über allem wehte der Duft von gekochten Artischocken und weißem Wein. Täglich, wenn wir in dem Speisesaal der Osteria saßen (der eigentlich ein Stückchen überdachter Hof war mit einem Oberlichtfenster), kam einer an unsern Tisch, der uns im venezianischen Dialekt grüßte, auch seine Speisen so bestellte, dann aber stumm war. Wir hielten ihn für einen Italiener. Und wir lachten über den Sonderling an unserm Tische, der uns suchte und doch nicht mit uns redete und der wunderlich aussah: in kurzen weißlinnenen Beinkleidern zu einem schwarzen Rock, mit dem zu dicken Schnurrbart und den traurigen braunen Augen hinter den dicken geschliffenen Brillengläsern. Aber wir lachten nicht böse, denn er war uns angenehm, und er fehlte uns, wenn er sich einmal verspätete. Am meisten lachten wir über sein Haar. Das trug er über der Stirn in einer dicken Tolle, und es war ihm ein wenig spitzwinklig in seine Stirn gewachsen; und in einer wunderlichen Laune hatte er das äußerste Eckchen davon abrasiert. Aber am andern Tage war es bläulich schimmernd nachgewachsen; am übernächsten wieder rasiert. So kindisch waren wir, daß uns dieses zum Lachen brachte. Und eines Tages lachte er mit und redete zu uns in unserer Sprache, und das war der Beginn unserer Freundschaft."

Mrs. E. Fynn

In Sils-Maria wiederum war Nietzsches liebster Umgang (Biographie II, S. 874) Mrs. E. Fynn, eine alte britische Dame, die mit ihrer Tochter Emily und einer Mme. de Manzuroff den Winter in Genf und den Sommer im Engadin zuzubringen pflegte. Die erste Bekanntschaft erfolgte 1884. Nietzsche liebte es, die Damen, die abwechselnd krank waren und im Freien liegen mußten, aufzusuchen und ihnen Gesellschaft zu leisten. 1887 waren sie im Kursaal Maloja, da besuchte er sie zweimal von Sils aus. Er interessierte sich für die Malereien des Fräuleins und verlangte, sie möchte zu ihren Stilleben doch etwas Häßliches hinzumalen, damit durch den Gegensatz die Blumen nur desto schöner zur Geltung gelangten. Da er nun wußte, daß die Damen sich vor Kröten fürchteten, hatte er sich eine in die Hosentasche ge-

steckt, und kaum war er wieder fort, hüpfte sie durchs Zimmer[49]. Aber dafür sollte ihm Rache blühen. Hatte er der angehenden Künstlerin ein nützliches Modell überreicht, so wurde er bald darauf, da er Süßigkeiten liebte, mit einem Topf Konfitüre überrascht. Dicht hält er beim Öffnen seine kurzsichtigen Augen übers Glas gebeugt und — ein Schwarm eingemachter Heupferde springt ihm ins Gesicht. Jeden Morgen eilte er mit seinem weißen Sonnenschirm auf den See zu nach seinem „Rosensalon", jener hochragenden Felsenkanzel am Ufer, die von Alpenrosen umblüht, die herrlichste Aussicht bot. Zuletzt sah er die Damen im Oktober 1887 bei seiner Durchreise auf der Terrasse des Hotel Viktoria in Menaggio am Comersee, als er im Begriffe war, zu Peter Gast nach Venedig zu fahren. Was diese Damen zu Nietzsche besonders hinzog, war sein Feingefühl, die Zartheit seiner Mitteilung; er wollte nie haben, daß sie seine Bücher lasen, da jene als Irländerinnen streng römisch-katholisch waren; als ihnen von dritter Seite das Peitschenkapitel im Zarathustra erzählt worden war und sie ihn damit aufzogen, zeigte er sich über diese ihm unerwünschte Kenntnis so betrübt, daß die Damen es unterließen, ihn weiter damit zu necken. Er schrieb ihnen übrigens öfters, zuletzt anfangs Dezember 1888 aus Turin.

Die Kröte und die Heuschrecke

Die angemessenste Umgebung für Nietzsche ist die Hochgebirgsgegend von Sils jedenfalls gewesen. Eugen Diederichs hat (im Berliner Tageblatt vom 8. August 1906) dieser Beziehung feinfühlig nachgespürt: „Sommer für Sommer fuhr Friedrich Nietzsche neun Jahre lang mit der Post vom Comersee nach seinem geliebten Sils-Maria. Er kam meistens schon im Mai und blieb oft bis zum Oktober, so lange, wie es das Wetter nur irgendwie erlaubte, da bereits anfangs September die ersten Schneefälle ansetzen. Die Engadiner Luft — Sils-Maria liegt 1800 Meter hoch — machte in Verbindung mit den landschaftlichen Eindrücken ihn schöpferischer als je ein anderer Punkt des Südens. Ganz eigen ist es, wie sich Schönheit und Ewigkeit, Vegetation und starre Berglinien, Norden und Süden hier harmonisch vereinigen. Kaum sind die Lärchen und die Zirbelkiefern, die am Fuße der fast durchgängig 3000 Meter hohen Berge einige hundert Meter hoch klettern, Wald zu nennen. Jeder Baum steht einzeln, die Lärchen oft mit knorrigen, dicken Zweigen, die Kiefern schlank und zumal an den Felsen schmal mit an sich gezogenen Ästen wie Zypressen. Und zwischen ihnen kein Unterholz, aber blumige

Die Szenerie von Sils-Maria

Rasen, schwellendes Moos und Heidelbeerkräuter, und dazwischen eilende Bäche, die hoch oben die steilen Abhänge herunterstürzen; denn auf vielen Bergen liegt ewiger Schnee, und von den farbiggrünen Wiesen des Oberengadins sieht man überall an der östlichen Seite die zahlreichen Gletscher der Berninagruppe ihre weißen Zungen in die Landschaft hineinstecken. Die Bergformen sind infolge des Schiefergesteins scharf gezackt, bei dem geringen Feuchtigkeitsgehalt der Luft wirken alle ihre Einzelheiten wie gezeichnet, dazu der in einzelne Bäume aufgelöste Wald, so daß man sich oft an die Bilder altdeutscher Meister oder von Haider erinnert fühlt. Die Felsennatur des Engadins in winterlich oder frühjahrlich kalter Luft hat uns ja Segantini im Bilde übermittelt, der in dem benachbarten Dorfe Maloja wohnte. Die Formen der Landschaft sind südlich, die Vegetation aber ist von nordischer Keuschheit. Sie bricht im Sommer wie eine lang zurückgehaltene Liebe geradezu stürmisch hervor, und in das Rot der Alpenrosen, Nelken und Disteln mischen sich das Blau der Enziane und Glockenblumen, sowie das Gelb der Kompositen und Hahnenfußgewächse zusammen mit jederlei Farbennuancen der Alpenflora, alles zu gleicher Zeit dicht beieinander. Es sind wirkliche Blumenteppiche, all die Lichtungen zwischen den Bäumen, und zumal die felsige Halbinsel Charté im Silser See hat in ihrem Blumenreichtum etwas Dionysisch-Festliches. Hier oben auf der höchsten Kuppe der kleinen Halbinsel lag oft Friedrich Nietzsche und sang nach eigenen Melodien seine Lieder des Prinzen Vogelfrei und was ihm wohl in den Sinn kam, so laut, daß man es auf den Wegen am See hören konnte. Zwischen die braunen Stämme der Fichten und ihre feinen Nadelzweige hindurch sah er auf den blauen See und über grüne Wiesen. Dahinter, über der Zone des Lebens, ragten die Schneespitzen des Corvatsch und des Magna sowie im amphitheatralischen Halbkreis die weiten glitzernden Felder des Fexgletschers. Nietzsche wohnte bei Durisch, zur Zeit Bürgermeister des Ortes. Das Haus liegt etwas zurück von der Dorfstraße, am Wald; es ist zweistöckig mit fünf Fenster Front, hat grüne Fensterläden und ein naturgraues Schieferdach, so daß eine gewisse Ähnlichkeit mit Goethes Gartenhaus da ist. Gar oft hatte Durisch an Nietzsches Bett gesessen und sich mit ihm unterhalten, während diesem seine Krisen alles Arbeiten unmöglich machten. Er war dann immer gesprächiger als sonst. „Sie dürfen nicht so viel arbeiten, Herr Professor."

Der dionysische Einsiedler

„Ja, ich muß, das ist mein Leben." Nietzsche bewohnte zu billigem Preise ein Zimmer nach dem Walde zu, wo keine Sonne hineinschien, seiner Augen wegen. Selbst die Decke für seinen Schreibtisch hatte er deswegen extra in grünem Tuch mit eingewebten Streifen aus hellgrüner Seide anfertigen lassen. Nietzsche aß nur mittags im Hotel Alpenrose, nicht an der Table d'hote, sondern allein im Touristenrestaurant und bestellte sich fast täglich Beefsteaks mit Erbsen. Öfter trank er dann auch ein Glas Bier. Früh und abends aß er zu Hause. „O, er lebte manchmal etwas unvernünftig", erzählte der Alte. „Wenn dann seine Mutter etwas schickte, was er besonders gern mochte, aß er sich öfters krank. Besonders liebte er Honig in Waben, und brachte es fertig, eine große Scheibe in drei Tagen aufzuessen." Wer denkt dabei nicht an das Honigopfer Zarathustras? Durisch hat auch im Verein mit mehreren Nietzsche-Verehrern jenen Stein am See von Silvaplana ausfindig gemacht, bei dessen Anblick Nietzsche nach einem Brief an seine Schwester die erste Vision Zarathustras gekommen war. Zwei Verehrer haben dann auf der erwähnten Halbinsel Charté eine Gedenktafel in einen Felsen eingelassen. Auf einer granitnen Platte das trunkene Lied, das Mitternachtslied: ‚O Mensch, gib acht!'"

Professor Julius Kaftan

Jemand, der ihn von früher her näher kannte, ein Kollege aus der Basler Zeit, Professor Julius Kaftan aus Berlin, hat ihn kurz vor seiner Krankheit im Spätjahr 1888 in Sils drei Wochen lang täglich gesehen. Sein Zeugnis über Nietzsches damaliges Verhalten ist von unersetzlichem Werte, weil Kaftan sehr wahrscheinlich der letzte ist, der über mehr als einen oberflächlichen Umgang mit ihm zu berichten hat und er in dieser Eigenschaft eines unverdächtigen, aber auch keineswegs voreingenommenen Zeugen zweierlei des bestimmtesten versichert: bei Nietzsche nicht die leiseste Spur einer Geistesstörung wahrgenommen zu haben und sodann Nietzsches einfache, schlichte, von jeder Spur einer Maske freie Liebenswürdigkeit. (Deutsche Rundschau, November 1905, S. 254 und 256.) „Immer noch sehe ich ihn vor mir stehen. Auch das Bild der Umgebung hat sich mir eingeprägt. Wir gingen im Fextal aufwärts dem Gletscher zu, als die Rede auf seine Krankheit kam, auf alles, was er in ihr erlebt und was er ihr zu verdanken habe. Bei einer kleinen Brücke, die über einen Bach führte, blieb er auf der schmalen Straße stehen und sprach mit leiser Stimme über die große Wandlung, die mit ihm vor sich

gegangen sei. Es war, wie wenn ein Frommer davon sagt, in welcher Weise er die Nichtigkeit der Welt erkannt und seine Seele in Gott zu bergen gelernt habe. Was er im Sinn hatte, war aber eben jener Übergang vom Nein zum Ja: das ist die Wurzel aller seiner Reden und Lehren in der letzten Periode seines Schaffens. Ich wiederhole, was ich schon einmal sagte, daß seine Lehre hierdurch einen heroischen Zug hat, daß hierin wurzelt, was an ihr sympathisch ist: man spürt etwas von Wille, Entschluß und Tat, das allem zu Grunde liegt. Es ist doch an diesem aller Moral feindlichen Mann schließlich ein Zug ethischer Größe, der uns für ihn einnimmt. — Immer wieder habe ich an eine Abendstunde denken müssen, in der wir zwischen Sils-Maria und Sils-Barselia auf- und abgingen: da setzte mir Nietzsche irgend ein Küchenrezept mit großem Eifer auseinander; es handelte sich um eine Speise, die ihm bekam, d. h. bei der er es mit seinem kranken Magen aushalten konnte. Plötzlich fand ich das Ding komisch, blieb stehen, lachte und sagte: „Das wäre etwas für die Fliegenden Blätter, daß wir Professoren hier laufen und uns über Küchenrezepte unterhalten." Aber da wurde er ernstlich böse und hielt mir eine Vorlesung, welch' ein Frevel es sei, des Leibes Pflege zu vernachlässigen. Ist nicht dieser kleine Zug bezeichnend? Zeigt er nicht deutlich, woher das alles kommt, was Nietzsche zum Lob der Sinne und ihrer ungestörten Befriedigung zu sagen weiß? Nicht schlimmer kann man ihn mißverstehen, als wenn man ihm daraus zynische Folgerungen zieht, sei es um eigene Lüsternheit mit seiner Autorität zu decken und ihr mit seinen Worten ein vornehmes Mäntelchen umzuhängen, sei es, um den Mann daraufhin zu verdammen. Es ist der Kranke, der uns damit sein Ideal zeichnet, das Gegenstück zu dem, was er zu leben gezwungen ist."

Nietzsches gottlose Frömmigkeit

V

Damit mag es sein Bewenden haben. Zwanglose zuverlässige Zeugnisse aus dem Munde gebildeter, sogar kränklicher Damen und aus dem Munde einer zeitgenössischen Autorität auf dem Gebiete der christlichen Ethik sprechen Nietzsche selbst in seinen letzten gesunden Tagen noch vollkommene Lauterkeit und Feinheit der Empfindung zu! Dies zusammengehalten mit der ebensowenig wegzuleugnenden Tatsache, daß wir es bei dem Nietzsche der nachzarathustrischen Schriften mit einem ausgepichten, unverbesserlichen Fanatiker zu tun haben, dem kein Enthusiasmus und kein Rauschzustand mehr das Auge verschleiert, ist ein psy-

chologisches Zusammentreffen von vollkommener Einzigkeit. Ein solches Übermaß von Abstand zwischen einem so friedlichen, wohlgesitteten Gemüt und einem so gefährlichen, unheilbrütenden Umsturzgeiste ist wohl ohne Beispiel. Nach dem Zarathustra meldete sich bei ihm das Bedürfnis, alle seine bisherigen Werke mit denjenigen Akzenten zu versehen, die sie vor Mißverständnissen und Falschdeutungen sicherstellen sollten, und so schrieb er denn im Jahre 1886 jene prachtvollen Vorreden zur „Geburt der Tragödie", zu jedem Band von „Menschliches, Allzumenschliches", zur „Morgenröte", zur „Fröhlichen Wissenschaft". Diese Einleitungen wurden den neuen Titelauflagen der betreffenden Bände vorgeheftet und gehören nach Sprache und gedanklichem Gehalt zum Bedeutendsten, was er uns schenkte. Damals erhoben sich seine Instinkte warnend und verscheuchend gegen den ihm selber innewohnenden Hang zur Romantik, und wenn er dies selber auch nur für die Zeit seiner Anhängerschaft an Wagner gelten lassen wollte und kaum jemals dem Verdachte zugänglich gewesen sein wird, ob nicht auch — ein Rückfall nach dem Buche für freie Geister — die aufjauchzenden Anwandlungen zu Anfang der achtziger Jahre zum guten Teil ein der Romantik entrichteter Zoll gewesen seien, so bezeugt er doch unbewußt und mittelbar durch die damals sich vollziehende Abrechnung mit der Romantik, daß er ihr erst nach dem Zarathustra gründlich den Laufpaß zu geben vermocht hat. Ja, er, der leidenschaftliche Ja-Sager, zog damals ein erneutes Bekenntnis zum Pessimismus jener romantischen Zweideutigkeit vor. Im September 1886, in Sils-Maria, erzählt er uns von „einer geistigen Kur, nämlich der antiromantischen Selbstbehandlung, wie sie mir mein gesund gebliebener Instinkt wider eine zeitweilige Erkrankung an der gefährlichsten Form der Romantik selbst erfunden, selbst verordnet hatte". „Aus ihnen", so sagt er, „redet ein Pessimist, der oft genug aus der Haut gefahren, aber immer wieder in sie hineingefahren ist, ein Pessimist also mit dem guten Willen zum Pessimismus, — somit jedenfalls kein Romantiker mehr: wie? sollte ein Geist, der sich auf diese Schlangenklugheit versteht, die Haut zu wechseln, nicht den heutigen Pessimisten eine Lektion geben dürfen, welche allesamt noch in der Gefahr der Romantik sind?" — „Daß ich schließlich meinen Gegensatz gegen den romantischen Pessimismus, das heißt zum Pessimismus der Entbehrenden, Mißglückten, Überwundenen noch in eine For-

Friedliches Gemüt und Umsturzgeist

Pessimismus kontra Romantik

mel bringe: es gibt einen Willen zum Tragischen und zum Pessimismus, der das Zeichen ebensosehr der Strenge als der Stärke des Intellekts (Geschmacks, Gefühls, Gewissens) ist. Man fürchtet, mit diesem Willen in der Brust, nicht das Furchtbare und Fragwürdige, das allem Dasein eignet; man sucht es selbst auf. Hinter einem solchen Willen steht der Mut, der Stolz, das Verlangen nach einem großen Feinde. Dies war meine pessimistische Perspektive von Anbeginn." (Aus der Vorrede zu „Menschliches, Allzumenschliches" II.) Dies alles mag die Notwendigkeit dartun, für die Zeit nach Zarathustra einen neuen Begriff einzuführen, und so die Maßlosigkeit, über der die letzten Schriften aus den Fugen gehen, auf eine andere Quelle zurückzuführen, als etwa die Maßlosigkeit, von der schon Zarathustra reichlich überfloß. Dort war vor allen Dingen Nietzsches Lyrismus im Spiel — wer aber will, von den Dionysos-Dithyramben abgesehen, die überdies ja überarbeitete Erzeugnisse der Zarathustrazeit sind, noch irgend eine Spur von Lyrismus in den Schriften der letzten Jahre entdecken? Das war ja eben der Fortschritt und Nietzsches vielleicht kühnste Gewaltsamkeit gegen sich selbst,
„Cave musicam" daß er es fertig brachte, das „Cave musicam" im eigenen Leibe durchzuführen und den ihm innewohnenden Tänzergeist einzufangen und in Ketten zu legen, damit er sich nicht mehr rühre. Demnach mußte es gestattet sein, Nietzsches schriftstellerische Produktion, die, wie man nicht genug hervorheben kann, im ganzen ja eine runde, in sich abgeschlossene Einheit bildet, in vier ausgeglichene Unterabteilungen zu zerlegen. Nimmt man vor Klammer die „Geburt der Tragödie", jenes merkwürdige Vorspiel und Programmbuch, so dürfte die in diesem Buche zugrunde gelegte Einteilung nicht allzu sehr an den Haaren herbeigezogen erscheinen, da sich ihm die Werke ungezwungen einfügen:

I. Nietzsche der Erzieher: 1873—1875, „Unzeitgemäße Betrachtungen".

II. Nietzsche der Kritiker: 1876—1881, „Menschliches, Allzumenschliches", „Morgenröte".

III. Nietzsche der Lyriker: 1881—1885, „Die fröhliche Wissenschaft", „Also sprach Zarathustra". („Die Lieder des Prinzen Vogelfrei" und die „Dithyramben".)

IV. Nietzsche der Fanatiker: 1885—1888, „Jenseits von Gut und Böse", „Genealogie der Moral", „Götzendämme-

rung", „Antichrist", „Fall Wagner", „Nietzsche kontra Wagner", „Der Wille zur Macht".

Vier Schaffensperioden

Eine derartige Vierteilung hat zwar in den bisherigen reichlichen Erwägungen über eine sachgemäße Einteilung von Nietzsches Schaffenszeit keinerlei Rückhalt, da manchmal von zwei und gewöhnlich von drei Perioden die Rede ist. Aber diese Vierteilung befindet sich auch nicht, wie es auf den ersten Blick scheinen mag, in einem unlöslichen Widerspruch zu jenen Dispositionsversuchen; vielmehr knüpft sie an sie an und führt sie, wie ich hoffe, zum Ziele. Denn auch sie stützt sich auf die Erkenntnis, daß der elementaren Gefühls- und Willenserhebung zu Anfang der siebziger Jahre dann zu Ende dieser Jahre unter dem Banne des Positivismus ein materialistischer Rückschlag in Form einer radikalen Selbstbestimmung folgte, um daraufhin in einem abermaligen steilen Aufstieg die alles überragende Höhe der Zarathustrazeit zu gewinnen. Dies alles ist zweifellos richtig und deshalb ohne weiteres zu übernehmen; nur, sage ich, darf man nach dem Zarathustra einen weiteren Einschnitt nicht übersehen. Die energisch gewollte Abstreifung der Dichterhaut, die unerhörte Konzentration auf die abschließende Ausgestaltung und Stabilierung seines philosophischen Systems wären nicht genügend respektiert, nähme man nicht mit ihrem Ausgangspunkte eine vierte und letzte Zäsur in Nietzsches Biographie an. In seiner letzten Schaffenszeit mündet und gipfelt sein ganzes Werk; es ist ihr deshalb ein selbständiges Quartal im Gesamtzirkel zuzubilligen. Außerdem soll Nietzsche einmal geäußert haben, seine Produktion erreiche alle sechs Jahre einen Höhepunkt. Dies würde stimmen. 1871 „Die Geburt der Tragödie" — 1877 „Menschliches, Allzumenschliches" — 1883 „Zarathustra" — 1889 „Ecce homo" und „Antichrist", welchen beiden Werken er eine explosive Zwillingswirkung als eigentlichen europäischen Bombenschlag für den Zeitraum 1889/90 vorausgesagt hat.

Entspricht diesem Sichtungsplane ein innerer Sachverhalt und handelt es sich dabei um einen Aufstieg über sich erhöhende Stufen, so muß unbedingt der Begriff „Fanatiker" jener Läuterung und jenes Adels fähig sein, den wir für Nietzsche nachzuweisen gesucht haben. Allen seinen Schriften wohnt der eine Triebgedanke inne: die Erhöhung des Typus „Mensch". Erst versuchte er es, seinem damaligen Berufe entsprechend, mit pä-

Die Erhöhung des Typus „Mensch"

dagogischen Mitteln; dann wurde er zum strengen Begriffschemiker, der in seiner Retorte die Analyse unserer bisherigen Ideale vornahm; dann griff er zur Harfe, um mit den Lockungen der Kunst sich die Herrschaft über die Seelen zu erringen. Der Erfolg blieb — dazumal noch — aus; Nietzsche stand unter dem Eindruck, über zwölf Jahre — so lange war es nun schon, seit die „Geburt der Tragödie" erschienen war — mehr oder weniger umsonst gearbeitet zu haben; wo waren seine Anhänger, seine Jünger? Das Mittel, das er nun zu dem neuen vierten Anlauf anwandte, gereichte ihm zur höchsten Ehre. Trotziger als je verschmäht er jedes Einlenken, jedes Feilschen, jede Nachgiebigkeit auch nur um Fingersbreite. Und wenn es nicht anders geht — so rennt er eben mit dem Kopf durch die Wand! Er entschließt sich zur stolzesten, zähesten Durchsetzlichkeit. Er erwürgt unbarmherzig jedes erweichende und beschmeichelnde Gefühl. Er ist jetzt nur noch gespannter Nerv und gestraffter Muskel. Pardon wird nicht gegeben, aber auch nicht erfleht. Alles steht auf dem Spiel, und so läßt er denn alle Minen springen. Ist es weniger ein ungeheurer Mut, weil es der Mut der Verzweiflung ist?

Die offizielle Nietzschevermittelung des Archivs hat mit der Wertung des Umwertungsmaterials für die Ausgestaltung der Biographie wenig Gescheites anzufangen gewußt. Sie weiß sich nicht anders zu helfen, als daß sie den fragmentarischen Charakter dieses Materials über Gebühr betont und sogar nach Schuldigen für angebliche Verluste mit Emphase Ausschau hält. Man verhält sich blind gegen die natürliche Schlußfolgerung, daß das Leben eines Mannes, der vor allem andern die Botschaft der tragischen Erkenntnis verkünden will, schließlich notwendig selber dramatische Form annimmt. Das ist auch dann möglich, wenn dieses Leben einen vorwiegend monologischen Verlauf nimmt. Nietzsche denkt und handelt von nun an nicht immer groß, nicht immer mutig, aber immer im äußersten Affekt. Daher das Unnormale, Übertriebene, fälschlicherweise immer als krankhaft verschrieene Heftige in Gedanken und Ausdruck. Dadurch erfährt seine Lebenslinie ihre letzte Konsequenz und Vollendung. Dieses Leben, das bei jeder Besichtigung seiner Details unruhig flimmert und tanzt und sich verflüchtigt, nimmt, wenn man davor in die genügende Distanz zurücktritt, um das Ganze zu übersehen, auf einmal eine einfache, auf den

ersten Blick anschaubare Gestalt an. Gerade und rechtwinklig, wie er es seinen eigenen Idealen nachrühmte, fast in geometrisch eckigen Formen baut es sich auf. Ich muß an den vier gleichgroß ansteigenden Stufen festhalten und den Ausdruck „Quadratur" wiederholen, den ich schon gebraucht habe. Auch eine tabellarische Veranschaulichung ist zu versuchen:

Nietzsches Leben, gerade und rechtwinklig

	Erstes Jahrzehnt:	Zweites Jahrzehnt:
I. Lustrum: Übergewicht des Gefühlstriebes:	Vorwiegende Selbstbestimmung	Vorwiegend durch das Fatum determiniert
II. Lustrum: Übergewicht des Denkertriebes:		

I. Die biographischen Voraussetzungen zu Nietzsches System

Erst im Zusammenhang mit einer näheren Betrachtung von Nietzsches letztem Schaffensabschnitt kann man mit ganzem Rechte von einem „System Nietzsche" sprechen. Dann aber kann man es zweifellos. Es hält nicht schwer, auch schon in den drei vorhergehenden Perioden historische Querschnitte vorzunehmen und jedesmal einen zum Teil ähnlichen und zum Teil anders beschaffenen Grundriß seiner Philosophie zu gewinnen. Aber erst wenn diese dreifach erfahrenen Gedanken übereinander und zusammengedruckt erscheinen, kommt das eigentliche Vollbild zur Geltung in seiner endgültigen, entscheidenden und an Leuchtkraft der Farben jedes bisherige Kolorit übertreffenden Schlußfassung, und das ist nun eben in der vierten fanatischen Periode der Fall. Hier legt Nietzsche wirklich ein System vor. Aber noch ist es so sehr mit seinem Leben verwachsen, trotzalledem so wenig vom subjektiven Lyrismus abgelöst und frei aus sich herausgestellt, daß völlige Klarheit auch hier nur gewonnen werden kann, wenn man diese enge Verschmolzenheit von Leben und Lehre sorgfältig würdigt und den Eingang zum Verständnis von Nietzsches philosophischem System nicht anders zu gewinnen sucht, als durch das Verständnis von dessen biographischen Voraussetzungen. Und da ereignet sich denn das Merkwürdige, daß Nietzsche, der „Unzeitgemäße", überall auf der gegenwärtigen Aktualität fußt. Wir stellen seine philosophischen Hauptinteressen zusammen:

Das „System Nietzsche"

1. Nietzsche und das Werturteil.
2. Nietzsche und die Soziologie.
3. Nietzsche und die Emanzipation der Frau.

4. Nietzsche und die praktische Lebensbetätigung.
5. Nietzsche und der Skeptizismus.
6. Nietzsche und die Religiosität.

Man sieht: lauter Überschriften, die in einer den modernsten Bedürfnissen gewidmeten Monographiensammlung ihre Anziehungskraft ausüben würden, geben die Stichworte ab für die Keim- und Kernbegriffe in Nietzsches System. Da mag uns denn eine Ahnung aufgehen, wie tief und wie ausschließlich dieser Denker in den Wonnen und Wehen unserer eigensten Zeit Wurzel gefaßt haben muß. Es entschleiert sich uns in dem sensationellen, halb schreckhaften, halb jubelnden Wirrsal, das er unter uns angestiftet hat, die hohe, innere Gerechtigkeit an diesem fanalartigen Auflodern seines Ruhmes vor unsern Augen — ein Feuerzeichen, das einen wirklichen Brand, eine wirkliche Glut, einen wirklichen Ausbruch der Elemente zu melden hat! Also in der Tat ein persönlichster Lyrismus, gesättigt und durchtränkt mit Grundhunger eines ganzen Zeitalters. Wer mag sich da noch wundern, daß er diesem Zeitalter zum „Ereignis" erwuchs? Gewissenhafte biographische Arbeit an seinem Lebensbilde muß daher in erster Linie darauf abzielen, möglichst keine sich darbietende Beziehungssetzung zwischen Nietzsches Personalerfahrungen und den gesamtheitlichen Zeitströmungen zu unterlassen. Damit ist dann allerdings der Anwurf zu einer menschlichen Größe gegeben, die, Zeitgröße wie sie ist, ihren Schatten tatsächlich auf ferne Äonen vorauswerfen würde, wenn sie nicht eben doch immer in ebensoviele Gegensätzlichkeiten verstrickt bliebe, als ihr eigenes Ingenium Berührungspunkte mit dem allgemeinen Zeitgeiste aufzuweisen hat. Diesen Berührungspunkten, die für Nietzsche selbst zu Abstoßungen statt zu Handgriffen geworden sind, müssen wir nun im einzelnen mit aller gebotenen Ausführlichkeit nachgehen.

Der Grundhunger eines ganzen Zeitalters verpersönlicht

1. Die Umwertung der Werte als philosophische Konzeption
(Das Werturteil)

Sokrates — das ist so ein Name, mit dem sich Nietzsches Herrschaftsgebiet ausstecken läßt, trotzdem er niemandem leidenschaftlicher die Gefolgschaft verweigert hat, als gerade diesem Griechen. Ein leidenschaftliches Kapitel der „Götzendämmerung" hat er

überschrieben: „Das Problem des Sokrates", was so viel heißen sollte, als: Das Parallelproblem und Gegenproblem zu mir selbst. Sokrates ist die universale Präokkupation seiner Philosophie von Anfang an gewesen und bis zu Ende geblieben; Sokrates heißt Nietzsches erste und letzte Haß-Liebe. In seiner mittleren Zeit, als Nietzsche dem Positivismus am nächsten stand und die dionysische Gedankenglut des Anfangs- und des End-pols auf den niedrigsten Hitzgrad heruntergeschraubt war, hat er sich offen und froh zu Sokrates bekannt. Der Aphorismus 86 im „Wanderer und sein Schatten" (betitelt „Sokrates"), ist durchaus seinem System als Motto vorzuschreiben: „Wenn alles gut geht, wird die Zeit kommen, wo man, um sich sittlich-vernünftig zu fördern, lieber die Memorabilien des Sokrates in die Hand nimmt als die Bibel, und wo Montaigne und Horaz als Vorläufer und Wegweiser zum Verständnis des einfachsten und unvergänglichsten Mittler-Weisen, des Sokrates, benutzt werden. Zu ihm führen die Straßen der verschiedensten philosophischen Lebensweisen zurück, welche im Grunde die Lebensweisen der verschiedenen Temperamente sind, festgestellt durch Vernunft und Gewohnheit und allesamt mit ihrer Spitze hin nach der Freude am Leben und am eigenen Selbst gerichtet; woraus man schließen möchte, daß das Eigentümlichste an Sokrates ein Anteilhaben an allen Temperamenten gewesen ist. — Vor dem Stifter des Christentums hat Sokrates die fröhliche Art des Ernstes und jene Weisheit voller Schelmenstreiche voraus, welche den besten Seelenzustand des Menschen ausmacht. Überdies hatte er den größeren Verstand." So dachte der „vernünftige" Nietzsche von Sokrates, der nicht mehr argwöhnische, noch nicht wild gewordene, unfanatisierte Nietzsche. Aber Nietzsche steckte auch dann voll von Sokrates, als er ihn im Namen des Dionysos verfluchte und von sich stieß. Die Wahrheit ist nämlich die: Nietzsches System steckt im Rauschgeiste des Dionysos wie in einer Hülse; die Herzkraft seines Systems ist der Sokratestrieb. Sokrates plus die unbewußten Instinkte — und wir haben Nietzsche. Er hat den Machtbegriff zu Hilfe genommen, um die Welt der Sitte vor der reinen, pharisäisch säuberlichen Aufklärung und der hausbackenen Pantoffelherrschaft des gesunden Menschenverstandes zu schützen. Bei aller Entfesselung der elementaren Weltkräfte läuft es bei Nietzsche doch auf Vernunft und Tugend und Glück heraus. Sokrates hat die Rechnung ohne den Wirt gemacht! Es rächt sich,

Der Sokratestrieb bei Nietzsche

wenn der Mensch seine Säugetierprämissen außer acht läßt! Will man Nietzsche bei seinem besten Namen nennen, so heiße man ihn den dionysierten Sokrates, und seine Sache heiße man: rationelle Moralität auf dem unerschöpflichen Nährboden des animalischen Trieblebens! Jedenfalls tut man gut, seinen „Willen zur Macht" mit „sokratischer" Vorsicht zu lesen, nämlich gewissermaßen mit der beständigen Vexierfrage auf den Lippen: Wo steckt Sokrates? Cherchez Socrate!

Der europäische Nihilismus

Bei der von ihm angestellten Rundschau über die gegenwärtige geistige Weltlage („Der Wille zur Macht" — Neue erweiterte Fassung der Taschenausgabe Bd. IX/X) fällt Nietzsches Blick zuerst auf den „europäischen Nihilismus". Er ist sich sehr wohl bewußt, was es mit der Entthronung des Christentums auf sich hat. Die christliche Moral verlieh dem Menschen einen absoluten Wert; selbst das Übel hatte seinen Sinn in der Welt; der Mensch besaß eine adäquate Erkenntnis des Wichtigsten; sie war in jeder Hinsicht ein Erhaltungsmittel (2). Nun war aber mit der Moral die Wahrhaftigkeit großgezogen worden, und diese entlarvt nun die interessierte Betrachtung der Moral als eine lange eingefleischte Verlogenheit. Es darf aber nur ein Zwischenzustand sein, daß durch die mesquine Herkunft der bisher obersten Werte die Welt nun sinnlos wird (7). In Wegfall kommen die kosmologischen Werte, die uns in allem Geschehen einen Sinn aufsuchen ließen, der nicht darin war, so daß der Sucher endlich den Mut verlor: das Bewußtwerden der langen Vergeudung von Kraft, die Qual des „Umsonst", der Mangel an Gelegenheit sich irgendworüber noch zu beruhigen, die Scham vor sich selbst, als habe man sich allzulange betrogen — das ist Nihilismus. Uns mißleitet ein perspektivischer Schein, dessen Herkunft in uns liegt, eine Welt für wahr zu halten, die es gar nicht gibt (15). Der Mensch hat in seinen eigenen Augen unglaublich an Würde eingebüßt — das ist das allgemeinste Zeichen der modernen Zeit: „Daß ich von Grund aus bisher nie gewiß gewesen bin, das habe ich mir erst seit kurzem eingestanden; die Energie, der Radikalismus, mit dem ich als Nihilist vorwärts ging, täuschte mich über diese Grundtatsache" (25). Es gab denkendere und zerdachtere Zeiten, als die unsere ist, zum Beispiel jene, in der Buddha auftrat (31). Unser Pessimismus hat zu lauten: Die Welt ist nicht das wert, was wir glaubten. Gerade damit finden wir das Pathos, das uns treibt, neue Werte

zu suchen. Die Welt könnte viel mehr wert sein, als wir glaubten (32). Dieser Pessimismus bringt nur die Nutzlosigkeit der modernen Welt zum Ausdruck, nicht der Welt und des Daseins überhaupt (34). Die Welt könnte viel mehr wert sein

Dicht neben der Krankheit stehen Anzeichen einer unerprobten Kraft und Mächtigkeit der Seele. Dieselben Gründe, welche die Verkleinerungen der Menschen hervorbringen, treiben die Stärkeren und Selteneren bis hinauf zur Größe (109). Es gibt Anzeichen dafür, daß der Europäer des 19. Jahrhunderts sich weniger seiner Instinkte schämt. Er hat einen guten Schritt dazu gemacht, sich einmal seine unbedingte Natürlichkeit, d. h. seine Unmoralität einzugestehen, ohne Erbitterung — im Gegenteil, stark genug dazu, diesen Anblick allein noch auszuhalten (120). Die Höhepunkte der Kultur und der Zivilisation liegen auseinander. Die großen Momente der Kultur waren immer Zeiten der Korruption; und wiederum waren die Epochen der gewollten und erzwungenen Tierzähmung des Menschen („Zivilisation") Zeiten der Unduldsamkeit für die geistigsten und kühnsten Naturen (121). Man freue sich der militärischen Entwicklung Europas, auch der inneren anarchistischen Zustände; die Zeit der Ruhe und des Chinesentums ist vorbei. Persönliche männliche Tüchtigkeit, Leibestüchtigkeit bekommt wieder Wert, die Schätzungen werden physischer, die Ernährungen fleischlicher. Schöne Männer werden wieder möglich. Die blasse Duckmäuserei ist vorbei. Kant ist eine Vogelscheuche, irgendwann einmal (127)! Unzählig viel einzelne höherer Art gehen jetzt zugrunde; aber wer davon kommt, ist stark wie der Teufel (131)! Diese guten Europäer, die wir sind — abseits, wohlhabend, stark — wir hüten uns in unsern Erlebnissen — unsern Vordergründen — heimisch zu werden (132). Anzeichen der Erstarkung

Nach der Schilderung des europäischen Nihilismus, sofern er zur Wiege einer zukünftigen Kultur werden könnte, tritt Nietzsche an die Kritik der bisherigen höchsten Werte heran. Er tut es in dem Bewußtsein, ein Retter zu sein: „All die Schönheit und Erhabenheit, die wir den wirklichen und eingebildeten Dingen geliehen haben, will ich zurückfordern als Eigentum und Erzeugnis des Menschen: als seine schönste Apologie. Der Mensch als Dichter, als Denker, als Gott, als Liebe, als Macht: o über seine königliche Freigebigkeit, mit der er die Dinge beschenkt hat, um sich zu verarmen und sich elend zu fühlen! Das war

bisher seine größte Selbstlosigkeit, daß er bewunderte und anbetete und sich zu verbergen wußte, daß er es war, der das geschaffen hat, was er bewunderte (134a). —" Die Religion hat den Begriff „Mensch" erniedrigt; ihre extreme Konsequenz ist, daß alles Gute, Große, Wahre übermenschlich ist und nur durch eine Gnade geschenkt (136). Die Priester sind die Schauspieler von irgend etwas Übermenschlichem, dem sie Sinnfälligkeit zu geben haben, sei es von Idealen, sei es von Göttern oder von Heilanden: darin finden sie ihren Beruf, dafür haben sie ihre Instinkte; um es so glaubwürdig wie möglich zu machen, müssen sie in der Annäherung so weit wie möglich gehen; ihre Schauspielerklugheit muß vor allem das gute Gewissen bei ihnen erzielen, mit Hilfe dessen erst wahrhaft überredet werden kann (138). Der Priester will durchsetzen, daß er als höchster Typus des Menschen gilt, daß er herrscht, auch noch über die, welche die Macht in Händen haben. Die extreme Angst des Priesters vor der Sinnlichkeit ist zugleich bedingt durch die Einsicht, daß hier die Ordnung am schlimmsten bedroht ist (139). Der Philosoph, als Weiterentwicklung des priesterlichen Typus, hat dessen Erbschaft im Leibe und ist, selbst noch als Rival, genötigt, um dasselbe mit denselben Mitteln zu ringen, wie der Priester seiner Zeit; er aspiriert zur höchsten Autorität (140). Die Moralen und Religionen sind die Hauptmittel, mit denen man aus dem Menschen gestalten kann was einem beliebt, vorausgesetzt, daß man einen Überschuß von schaffenden Kräften hat und seinen Willen über lange Zeiträume durchsetzen kann (144).

Das Ja-Sagen zum Natürlichen

Heidnisch ist das Ja-sagen zum Natürlichen, das Unschuldsgefühl im Natürlichen, die Natürlichkeit; christlich ist das Neinsagen zum Natürlichen, das Unwürdigkeitsgefühl im Natürlichen, die Widernatürlichkeit (147). Der Glaube an uns ist die stärkste Fessel und der höchste Peitschenschlag und der stärkste Flügel. Das Christentum hätte die Unschuld des Menschen als Glaubensartikel aufstellen sollen, die Menschen wären Götter geworden: damals konnte man noch glauben (149). Die Praxis des Christentums ist keine Phantasterei: sie ist ein Mittel, um glücklich zu sein (159). Das Himmelreich ist ein Zustand des Herzens, nichts, was „über der Erde" ist. Das Reich Gottes „kommt" nicht chronologisch-historisch, nicht nach dem Kalender, etwas, das eines Tages da wäre und Tags vorher nicht, sondern es ist eine Sinnesänderung im einzelnen, etwas, das jederzeit kommt, und jeder-

zeit noch nicht da ist (161). Die „Seligkeit" ist nichts Verheißenes; sie ist da, wenn man so und so lebt und tut (163). Das Christentum ist ein naiver Ansatz zu einer buddhistischen Friedensbewegung (167). Das als Macht erkannt zu haben, diesen seligen Zustand als mitteilsam, verführerisch, ansteckend auch für Heiden erkannt zu haben — ist das Genie des Paulus; den Schatz von latenter Energie, von klugem Glück auszunützen — das erriet er als seine Aufgabe. Es ist eine leidenschaftliche Seele, die hier unter der Asche von Demut und Armseligkeit glüht; so war es weder griechisch, noch indisch, noch gar germanisch. Das Lied zu Ehren der Liebe, das Paulus gedichtet hat, ist nichts Christliches, sondern ein jüdisches Auflodern der ewigen Flamme, die semitisch ist. Wenn das Christentum etwas Wesentliches in psychologischer Hinsicht getan hat, so ist es eine Erhöhung der Temperatur der Seele bei jenen kälteren und vornehmeren Rassen, die damals obenauf waren; es war die Entdeckung, daß das elendeste Leben reich und unschätzbar werden kann durch eine Temperaturerhöhung (175).

Das Christentum als Temperaturerhöhung

Das höchste Gefühl der Macht gibt die Liebe. Das Helfen und Sorgen und Nützen erregt fortwährend das Gefühl der Macht; der sichtbare Erfolg, der Ausdruck der Freude unterstreicht das Gefühl der Macht (176). Die Gläubigen sind sich bewußt, dem Christentum Unendliches zu verdanken, und schließen folglich, daß dessen Urheber eine Persönage ersten Ranges sei. Dieser Schluß ist falsch, aber er ist der typische Schluß der Verehrenden (177). Ein Religionsstifter kann unbedeutend sein — ein Streichholz, nichts mehr (178). Der Stifter des Christentums hat es büßen müssen, daß er sich an die niedrigste Schicht der jüdischen Gesellschaft und Intelligenz gewendet hat, sie hat ihn nach dem Geiste konzipiert, den sie begriff (198). Jesus und Paulus haben den kleinen Leuten so viel in den Kopf gesetzt, als ob es etwas auf sich habe mit ihren bescheidenen Tugenden; sie haben die wertvolleren Qualitäten von Tugend und Mensch in Verruf gebracht, sie haben die tapferen, großmütigen, verwegenen, exzessiven Neigungen der starken Seele irre geleitet, bis zur Selbstzerstörung. (205). Das Christentum ist möglich als privateste Daseinsform; es setzt eine enge, abgezogene, vollkommen unpolitische Gesellschaft voraus — es gehört ins Konventikel (211). Das Christentum ist jeden Augenblick noch möglich. Es ist an keines der unverschämten Dogmen gebunden, die sich mit seinem Namen ge-

Das Christentum ist jeden Augenblick noch möglich

schmückt haben. Es sagt uns, wie wir handeln, nicht was wir glauben sollen. Wer jetzt sagte „ich will nicht Soldat sein", „ich kümmere mich nicht um die Gerichte" — der wäre Christ (212). Die Kirche gehört so gut zum Triumph des Antichristlichen wie der moderne Staat; sie ist die Barbarisierung des Christentums (213). Sie verachteten den Leib; sie ließen ihn außer Rechnung; mehr noch, sie behandelten ihn wie einen Feind. Ihr Wahnwitz war, zu glauben, man könne eine „schöne Seele" in einer Mißgeburt von Kadaver herumtragen (226). Der Christ hat kein Nervensystem (227). Tatsächlich erweist sich der Christ als eine übertreibende Form der Selbstbeherrschung; um seine Begierden zu bändigen, scheint er nötig zu haben, sie zu vernichten oder zu kreuzigen (228). Man soll es dem Christentum nie vergeben, daß es solche Menschen wie Pascal zugrunde gerichtet hat. Man soll nie aufhören, eben dies am Christentum zu bekämpfen, daß es den Willen dazu hat, gerade die stärksten und vornehmsten Seelen zu zerbrechen. Es will ihren Mut entmutigen, ihre schlechten Stunden und Müdigkeiten ausnützen, ihre stolze Sicherheit in Unruhe und Gewissensnot verkehren (252).

Das Europa Gemeinsame seit Sokrates

Der Kritik der Religion hat sich die Kritik der Moral anzuschließen. Das Gemeinsame in der Geschichte Europas seit Sokrates ist der Versuch, die moralischen Werte zur Herrschaft über alle andern Werte zu bringen, so daß sie nicht nur Führer und Richter des Lebens sein sollen, sondern auch der Erkenntnis, der Künste, der staatlichen und gesellschaftlichen Bestrebungen. Dahinter stecken drei Mächte — der Instinkt der Herde gegen die Starken und Unabhängigen, der Instinkt der Leidenden und Schlechtweggekommenen gegen die Glücklichen, der Instinkt der Mittelmäßigen gegen die Ausnahmen (274). Die ganze Moral Europas hat den Nutzen der Herde auf dem Grunde; je gefährlicher eine Eigenschaft der Herde scheint, um so gründlicher wird sie in Acht getan (276). Der Instinkt der Herde schätzt die Mitte und das Mittlere als das Höchste und Wertvollste ab. Die Herde empfindet die Ausnahme, sowohl das Unter-ihr wie das Über-ihr, als etwas, das zu ihr sich gegnerisch und schädlich verhält. In der Mitte hört die Furcht auf; hier ist man mit nichts allein; hier ist wenig Raum für das Mißverständnis; hier gibt es Gleichheit; hier wird das eigene Sein nicht als Vorwurf empfunden, sondern als das rechte Sein; hier herrscht die Zufriedenheit. Das Mißtrauen gilt den Ausnahmen; Ausnahme sein gilt als

Schuld (280). Die Tendenz der Herde ist auf Stillstand und Erhaltung gerichtet, es ist nichts Schaffendes in ihr; man beobachte den Haß der Herde gegen den Wahrhaftigen (285). Wenn man in sich den moralischen Imperativ so hört, wie der Altruismus ihn versteht, so gehört man zur Herde. Hat man das umgekehrte Gefühl, fühlt man in seinen uneigennützigen und selbstlosen Handlungen seine Gefahr, seine Abirrung, so gehört man nicht zur Herde (286). Der Sinn der Herde soll in der Herde herrschen, aber nicht über sie hinausgreifen (287). Im „Hirten" kommt der Antagonismus heraus; er muß die entgegengesetzten Eigenschaften der Herde haben (284). Der Herdeninstinkt

Wir sind die Erben der Gewissensvivisektion und Selbstkreuzigung von zwei Jahrtausenden; darin ist unsere längste Übung, unsere Meisterschaft vielleicht, unser Raffinement in jedem Fall; wir haben die natürlichen Hänge mit dem bösen Gewissen verschwistert. Ein umgekehrter Versuch wäre möglich: die unnatürlichen Hänge, die Neigungen zum Jenseitigen, Sinnwidrigen, Denkwidrigen, Naturwidrigen, kurz die bisherigen Ideale, die allesamt Weltverleumdungsideale waren, mit dem schlechten Gewissen zu verschwistern (295). Daß man endlich die menschlichen Werte wieder hübsch in die Ecke zurücksetze, in der sie allein ein Recht haben: als Eckensteher-Werte. Es sind schon viele Tierarten verschwunden; gesetzt, daß auch der Mensch verschwände, so würde nichts in der Welt fehlen. Man muß Philosoph genug sein, um auch dies Nichts zu bewundern (— Nil admirari). (302.) Der Mensch, eine kleine, überspannte Tierart, die — glücklicherweise — ihre Zeit hat. Das Leben auf der Erde überhaupt ein Augenblick, ein Zwischenfall, eine Ausnahme ohne Folge, etwas, das für den Gesamtcharakter der Erde belanglos bleibt: gegen diese Betrachtung empört sich etwas in uns; die Schlange Eitelkeit redet uns zu „das alles muß falsch sein, denn es empört; könnte das nicht alles nur Schein sein? Und der Mensch trotz alledem, mit Kant zu reden!" (303.) Man kann nicht genug Achtung vor dem Menschen haben, sobald man ihn daraufhin ansieht, wie er sich durchzuschlagen, auszuhalten, die Umstände sich zunutze zu machen, Widersacher niederzuwerfen versteht; sieht man dagegen auf den Menschen, sofern er wünscht, ist er die absurdeste Bestie. Die geistige Armut und Erfindungslosigkeit ist bei diesem so erfinderischen und auskunftsreichen Tier erschrecklich. Hört die Realität auf, so kommt der Traum, die Der Mensch eine kleine überspannte Tierart

Ermüdung, die Schwäche: das „Ideal" ist geradezu eine Form davon (335). Der Idealist ist ein Wesen, das Gründe hat, über sich dunkel zu bleiben, und das klug genug ist, sich auch über diese Gründe noch dunkel zu bleiben (344). Der Mensch ist ein mittelmäßiger Egoist; auch der klügste nimmt seine Gewohnheit wichtiger als seinen Vorteil (363). Es gibt gar keinen Egoismus, der bei sich stehen bliebe und nicht übergriffe (369). Der Egoismus ist so viel wert, als der physiologisch wert ist, der ihn hat (373). „Das sind meine Forderungen an euch: daß ihr die moralischen Wertschätzungen selbst einer Kritik unterziehen sollt, daß ihr dies Verlangen nach einer Kritik der Moral ansehen sollt als die sublimste Art von Moralität, die euch und eurer Zeit Ehre macht!" (399). Wir empfinden tiefste Dankbarkeit für das, was die Moral bisher geleistet hat; wir Europäer haben das Blut solcher in uns, die für ihren Glauben gestorben sind; wir haben die Moral furchtbar ernst genommen, und es ist nichts, was wir ihr nicht irgendwie geopfert haben. Aber dieser unser Boden hat uns die Kraft angezüchtet, die uns jetzt hinaustreibt ins Ferne, ins Abenteuer, durch die wir ins Uferlose, Unerprobte, Unentdeckte hinausgestoßen werden; ein verborgenes Ja treibt uns, das stärker ist als alle unsere Neins. Die Welt ist noch reich und unentdeckt. Unsere Stärke selbst zwingt uns aufs Meer, dorthin, wo alle Sonnen bisher untergegangen sind: wir wissen um eine neue Welt! (404 und 405.)

Die Welt ist noch unentdeckt

Die Entdeckung oder richtiger die Erschaffung dieser neuen Welt ist es, was Nietzsche keine Ruhe läßt. Er verfolgt dabei eine doppelte Spur, entsprechend den beiden Grundtrieben seiner Natur, dem ästhetischen und dem moralischen. Ist der Ästhet in ihm obenauf, so gestaltet er die neue Welt; ist der Moralist obenauf, so züchtet er sie. Läßt sich auch darüber streiten, ob nicht der künstlerisch-ästhetische Trieb oder gar der religiös-metaphysische Drang, der in seiner lyrischen Konzeption des Dionysischen schlummert, das Ursprüngliche und Stammtreibende seiner gesamten Begabung gewesen sei, so kann doch, beim Blick auf das geschaffene Werk, nicht länger fraglich bleiben, daß, was auch die Beschaffenheit der Wurzel anderes hätte prophezeien lassen, es der Saft des Moralisten gewesen ist, der den Ausschlag gab. So stehen denn die Gedanken über Zucht und Züchtung in Nietzsches Perspektiven einer zukünftigen Menschheit im Vordergrunde. „Ich bin dazu gedrängt, im Zeitalter des suffrage universelle, d. h.

Zucht und Züchtung

wo jeder über jeden und jedes zu Gericht ſitzen darf, die Rangordnung wieder herzuſtellen." (854.) „Ich unterſcheide einen Typus des aufſteigenden Lebens und einen andern des Verfalls, der Zerſetzung, der Schwäche. Sollte man glauben, daß die Rangfrage zwiſchen beiden Typen überhaupt noch zu ſtellen iſt?" (857.) Der Begriff „ſtarker und ſchwacher Menſch" reduziert ſich darauf, daß im erſten Fall viel Kraft vererbt iſt — er iſt eine Summe. Die Schwäche kann ein Anfangsphänomen ſein „noch wenig"; oder ein Endphänomen „nicht mehr". Der Anſatzpunkt iſt der, wo große Kraft iſt, wo Kraft auszugeben iſt. Die Maſſe, als die Summe der Schwachen, reagiert langſam; wehrt ſich gegen vieles, für das ſie zu ſchwach iſt — von dem ſie keinen Nutzen haben kann; ſchafft nicht, geht nicht voran (863). Eine hohe Kultur kann nur ſtehen auf einem breiten Boden, auf einer ſtark und geſund konſolidierten Mittelmäßigkeit. Das Ehrenwort für mittelmäßig iſt bekanntlich das Wort „liberal" (864). Wenn die großen Menſchen fehlen, ſo macht man aus den vergangenen großen Menſchen Halbgötter oder ganze Götter, oder man bringt viele Menſchen auf einen Haufen, als Parlamente, und wünſcht, daß ſie gleich tyranniſch wirken (875). Höher als „du ſollſt" ſteht: „ich will" — die Heroen; höher als „ich will" ſteht: „ich bin" — die Götter der Griechen (940). Der Sinn unſerer Gärten und Paläſte, und inſofern auch der Sinn alles Begehrens nach Reichtümern, iſt, die Unordnung und Gemeinheit ſich aus dem Auge zu ſchaffen und dem Adel der Seele eine Heimat zu bauen. Die meiſten freilich glauben, ſie werden höhere Naturen, wenn jene ſchönen ruhigen Gegenſtände auf ſie eingewirkt haben, daher die Jagd nach Italien und Reiſen, alles Leſen und Theaterbeſuchen; ſie wollen ſich formen laſſen — das iſt der Sinn ihrer Kulturarbeit! Aber die Starken, Mächtigen wollen formen und nichts Fremdes mehr um ſich haben! So gehen auch die Menſchen in die große Natur, nicht um ſich zu finden, ſondern um ſich in ihr zu verlieren und zu vergeſſen; das „Außer-ſich-ſein" iſt der Wunſch aller Schwachen und Mit-ſich-unzufriedenen (941). Es gibt nur Geburtsadel, nur Geblütsadel. Geiſt allein nämlich adelt nicht; vielmehr bedarf es erſt etwas, das den Geiſt adelt; weſſen bedarf es denn dazu? des Geblüts! (942.) Was iſt vornehm? Die Sorgfalt im Äußerlichſten — die langſame Gebärde —, auch der langſame Blick — das Ertragen der Armut und der Dürftigkeit, auch der Krankheit — der Zweifel

Die neue Rangordnung

an der Mitteilbarkeit des Herzens — immer verkleidet, immer möglichst inkognito — die Fähigkeit zur Muße — das In-Schutz-nehmen alles Förmlichen, das Mißtrauen gegen alle Arten des Sich-gehen-lassens — das Ertragen langer Feindschaften, der Mangel an leichter Versöhnlichkeit — der Ekel am Demagogischen, an der pöbelhaften Vertraulichkeit — das Sammeln kostbarer Dinge, die Bedürfnisse einer hohen und wählerischen Seele; nichts gemein haben wollen. Seine Bücher, seine Landschaften! (943.) Ein großer Mensch, ein Mensch, den die Natur in großem Stile aufgebaut und erfunden hat, was ist das? Er hat in seinem gesamten Tun eine lange Logik, die ihrer Länge wegen schwer überschaubar, folglich irreführend ist, eine Fähigkeit, über große Flächen seines Lebens hin seinen Willen auszuspannen und alles kleine Zeug an sich zu verachten und wegzuwerfen; er will kein „teilnehmendes" Herz, sondern Diener, Werkzeuge; wenn er nicht zu sich redet, hat er seine Maske; es ist eine eigene Gerichtsbarkeit in ihm, die keine Instanz über sich hat (962). Der höchste Mensch wird die größte Vielheit der Triebe haben, und auch in der relativ größten Stärke, die sich noch ertragen läßt (966). Aus dem Vorhandensein der Gegensätze entsteht der große Mensch als der Bogen mit der großen Spannung (967). Menschen, die Schicksale sind, die, indem sie sich tragen, Schicksale tragen, die ganze Art der heroischen Lastträger; o wie gerne möchten sie einmal von sich selbst ausruhen! wie dürsten sie nach starken Herzen und Nacken, um für Stunden wenigstens los zu werden, was sie drückt! Und wie umsonst dürsten sie! . . . Sie warten; sie sehen sich alles an, was vorübergeht: niemand kommt ihnen auch nur mit einem Tausendstel Leiden und Leidenschaft entgegen, niemand errät, inwiefern sie warten. . . Endlich, endlich lernen sie ihre erste Lebensklugheit — nicht mehr zu warten; und dann alsbald auch ihre zweite: leutselig zu sein, bescheiden zu sein, von nun an jedermann zu ertragen, jederlei zu ertragen — kurz, noch ein wenig mehr zu ertragen, als sie bisher schon getragen haben (971).

Der große Mensch der Bogen mit der großen Spannung

Das ist eine schauerliche Geschichte — die Geschichte des höchsten Menschen, des Weisen. — Am meisten geschädigt ist gerade das Gedächtnis der Großen, denn die Halb-Geratenen und Mißratenen verkennen sie und besiegen sie durch „Erfolge". Jedesmal, wo „die Wirkung" sich zeigt, tritt eine Masse Pöbel auf den Schauplatz: das Mitreden der Kleinen und der Armen im Geiste

ist eine fürchterliche Ohrenmarter für den, der mit Schauder weiß, daß das Schicksal der Menschheit am Geraten ihres höchsten Typus liegt — (987). Zur Größe gehört die Furchtbarkeit, man lasse sich nichts vormachen (1028). Eine volle und mächtige Seele wird nicht nur mit schmerzhaften, selbst furchtbaren Verlusten, Entbehrungen, Beraubungen, Verachtungen fertig, sie kommt aus solchen Höllen mit größerer Fülle und Mächtigkeit heraus, und, um das Wesentlichste zu sagen, mit einem neuen Wachstum in der Seligkeit der Liebe (1030). Es ist ganz und gar nicht die erste Frage, ob wir mit uns zufrieden sind, sondern ob wir überhaupt irgendwomit zufrieden sind. Gesetzt, wir sagen Ja zu einem einzigen Augenblick, so haben wir damit nicht nur zu uns selbst, sondern zu allem Dasein Ja gesagt. Denn es steht nichts für sich, weder in uns selbst noch in den Dingen: und wenn nur ein einziges Mal unsre Seele wie eine Saite vor Glück gezittert und getönt hat, so waren alle Ewigkeiten nötig, um dies *eine* Geschehen zu bedingen — und alle Ewigkeit war in diesem einzigen Augenblick unseres Ja-sagens gutgeheißen, erlöst, gerechtfertigt und bejaht (1032). Den Süden in sich wieder entdecken und einen hellen glänzenden, geheimnisvollen Himmel des Südens über sich aufspannen; die südliche Gesundheit und verborgene Mächtigkeit der Seele sich wieder erobern; Schritt vor Schritt umfänglicher werden, übernationaler, europäischer, übereuropäischer, morgenländischer, endlich griechischer — denn das Griechische war die erste große Bindung und Synthesis alles Morgenländischen und eben damit der Anfang der europäischen Seele, die Entdeckung unsrer „neuen Welt" —: wer unter solchen Imperativen lebt, wer weiß, was dem eines Tages begegnen kann? Vielleicht eben — ein neuer Tag! (1051).

Den Süden wieder in sich entdecken

Den ganzen Umkreis der modernen Seele umlaufen, in jedem ihrer Winkel gesessen zu haben, das bezeichnete Nietzsche als seinen Ehrgeiz, seine Tortur und sein Glück. Er wollte den Pessimismus wirklich überwinden, und wenn er es dahin gebracht hätte, die Welt und alle Dinge in ihr mit einem goethischen Blick voll Liebe und gutem Willen zu umfangen, so wäre das von all seinem unablässigen Ringen dasjenige Ergebnis gewesen, das er sich wünschte (1031). „Hier ein kleines Ideal, das ich alle fünf Wochen einmal auf einem wilden und einsamen Spaziergang erhasche, im azurnen Anblick eines frevelhaften Glücks. Sein Leben zwischen zarten und absurden Dingen verbringen;

Die Philosophie der Vertikale

der Realität fremd; halb Künstler, halb Vogel und Metaphysikus; ohne Ja und Nein für die Realität, es sei denn, daß man sie ab und zu in der Art eines guten Tänzers mit den Fußspitzen anerkennt; immer von irgend einem Sonnenstrahl des Glücks gekitzelt; ausgelassen und ermutigt selbst durch Trübsal — denn Trübsal erhält den Glücklichen —; einen kleinen Schwanz von Posse auch noch dem Heiligsten anhängend: — dies, wie sich von selbst versteht, das Ideal eines schweren, zentnerschweren Geistes, eines Geistes der Schwere" (1039). Alles in allem war für Nietzsche der hohe Mensch die Spitze einer breiten Basis, mußte also in schwindelndem Abstande über dieser Basis erst möglich werden. All sein Denken ist recht eigentlich eine Philosophie der Vertikale, antihistorisch und zukünftig, sein Ziel die Steilheitsentwicklung des Typus Mensch in senkrechter Höhe aufwärts bis zum Rekord aller Möglichkeiten.

„Der Wille zur Macht"

Für Nietzsche, wie für uns bedeutet es einen Glücksfall, daß wir (durch die Sammlung der Umwertungsfragmente) in die Lage versetzt worden sind, uns über seinen gesamten Gedankenbestand gleichmäßig und ausgeglichen zu orientieren. Auf diese Weise liegt uns der „Wille zur Macht" wenigstens in der Konzeption durchsichtig und abgeklärt vor, und wir befinden uns dadurch in der Lage, vom „letzten" Nietzsche ein unverzerrtes Bild zu entwerfen, ehe wir uns der krampfhaften, übersteigerten Fassung zuwenden, die er in seinen von ihm veröffentlichten letzten Büchern anzuwenden sich genötigt sah. Gerade dieses Gleichmaß ist es, was seinem letzten Schaffen, sofern er ihm selbst noch selbständige Form durch Veröffentlichung im Druck verliehen hat, so vollständig abgeht und naturgemäß abgehen muß, wenn unsere Charakteristik seines Schöpferwillens nach der Zarathustrazeit das Rechte getroffen hat. Ist es wahr, daß Nietzsche von jetzt ab es mit allem Vorbedacht auf den Fanatiker in sich abgestellt hat, so wird vernünftigerweise der Mangel an Selbstbeherrschung und Rücksicht auf andere nicht mehr im Ernste ihm zum Vorwurf gemacht werden können; denn dann lagen ja Toleranz und weises Maßhalten außerhalb dessen, was ihm damals noch möglich war und was man daher auch einzig von ihm verlangen darf. Jetzt ging es bei ihm auf Tod und Leben der Entscheidung zu, und um zu siegen, galt es vor allen Dingen, zu treffen. Also lud er nur noch Geschosse von äußerster Durchschlagskraft. Seinem Fanatismus lag kluge, ja wenn man will,

weise Berechnung zugrunde. Es kam ihm nur noch auf eine unwiderstehliche, unaufhaltsame Akzentgebung an, deshalb scheute er auch vor keiner Gewaltsamkeit, vor keiner Übertreibung zurück, wenn er nur sicher war, seine Behauptung entbehre jedenfalls des erforderlichen Nachdrucks nicht. Die Folge davon war die zunehmende Verengerung seiner Schußmündung, die Dezimierung seiner dialektischen Mittel auf die paar unbedingt zugkräftigen, weil niederschmetternden Beweisführungen. Aus dem dünnen, halbzölligen Gewehrlaufe saust die Kugel, um zu treffen: — so, nur noch von der einen Sorge beseelt, doch ja und um jeden Preis zu treffen, ist Nietzsche von jetzt ab auf weiter nichts bedacht, als die Rasanz seiner Philosophie auf die Maximalwirkung hin zu steigern. Er selbst hat sich bekanntlich eines andern Vergleiches bedient: „Der Hammer redet". „Wie man mit dem Hammer philosophiert." Auf deutsch: die unerbittliche Philosophie, die Philosophie des Fanatikers! Auch darin gibt sich ungeheuchelt die Vornehmheit seiner Natur kund: nicht etwa nach der Seite einschmeichelnder Gefälligkeit sucht Nietzsche die Wirkung seiner Erkenntnisse zu erhöhen; er arbeitet gerade im Gegenteil die stachlichten, abstoßenden, unerträglichen Eigenschaften an ihr so unerbittlich heraus, daß er sich nachher jedenfalls mit gutem Gewissen sagen kann, sein Sieg sei ohne jede hinterhältige Bestechung erfochten worden.

Die höchst mögliche Rasanz der Beweisführung

Diese desparate Taktik, zu der er in den letzten Jahren zusehends griff, ist nun sehr dazu angetan, über das innere Wesen seines Denkens irre zu führen. Da er das Hauptgewicht seiner Gründe auf vollkommene Diesseitigkeit des gesamten menschlichen Wesens verlegte und dabei alles, woran ihm lag, von vornherein sechsfach unterstrich, so kam es ihm manchmal selbst auf eine Feuerbachische Banalität nicht an, besonders nicht in der geradezu pedantischen Ausführlichkeit, mit der er das Seelenheil für jeden Menschen allein von dessen richtiger Ernährung abhängig wissen wollte. So konnte man mit einiger scheinbaren Berechtigung behaupten, es sei ihm nur einzig und allein noch um die möglichst ausgiebige utilitaristische Anwendung der empirischen Forschungsergebnisse auf das praktische Verhalten des Menschen zu tun gewesen. Der Selbstwiderspruch, wenn nicht geradezu eine innere Unwahrhaftigkeit, läge dann freilich auf der Hand; denn wer die Anhänger Comtes so unbefangen der Naivität zeiht und den leidenschaftlichen Widerwillen gegen alles Englische, beson-

ders gegen die Grundsätze von Stuart Mill richtet, wie Nietzsche das tut, der müßte sich einer bedenklichen Spiegelfechterei schuldig gemacht haben, wenn er dennoch begründeten Anlaß böte, ihn unter die Positivisten einzureihen. Seine Freunde erheben denn auch einhellig Protest gegen diese Nomenklatur, die unter anderem neuestens Kaftan wieder für Nietzsche in Anwendung gebracht hat. (Deutsche Rundschau XXXII, S. 101, 251.) Overbeck erklärt ausdrücklich: „Nietzsche ist nie Positivist gewesen, und vollends nicht unter Rées Einfluß"; was die Freunde nach dem Erscheinen von „Menschliches, Allzumenschliches" unter Nietzsches Réetum verstanden, war nur die allgemeine Anregung zur spezialistischen Naturerkenntnis, die Übernahme der einen oder andern Fragestellung, aber niemals die verfinsternde Verengerung des Gesichtsfeldes, die jedes wirkliche Bekenntnis zum Positivismus zur Folge haben mußte. Beachtenswert hat Peter Gast gesagt (Vorrede zur zweiten Ausgabe von „Menschliches, Allzumenschliches", XII): „Nietzsche war viel zu reich, zu tief, zu divinatorisch begabt, um die Einfachseherei der Positivisten und Realisten nicht als rasende Niaiserie und Armut zu empfinden. Ihn beherrscht, von allem Anfang an, das Bewußtsein von der eingefleischten Irrtümlichkeit unserer sinnlichen Erkenntnis und des Denkens: alles, was wir ‚Wahrheit' nennen, ist ihm etwas völlig Bedingtes, eine Tyrannisierung der ‚wirklichen' Welt durch die Sinne, den Intellekt, die Logik; die Logik, als vereinfachendes Prinzip, ist nur eine Überwältigung und Zurechtmachung des Wirrwarrs der Erscheinungen für uns, eine Veroberflächlichung, bei der es sich leben läßt, bei der wir nicht zugrunde gehen; mit der Logik kam nur die einfache Denkweise über die komplizierte, die leichtere über die schwierigere zum Sieg: ihr Organ, die Vernunft, fälscht die Arbeit unserer Sinne, da sie selbst nur Formenschema ist und Fiktionen hervorbringt, auch schiebt sie allem Werden ein Substrat, ein ‚An sich', eine Materie, ein ‚Sein', womöglich einen Gott unter! . . . Wer Nietzsche halbwegs kennt, weiß, wie zuwider ihm alle Denker sind, die nach dieser Seite hin schwanken. Indem Nietzsche die Entstehungsgeschichte der bisherigen Metaphysik auf seine Weise überdachte, kam er dahinter, daß sie nur Phantasmagorie sei. Darum aber, weil er sich dieser bisherigen Metaphysik entledigte, darf man ihn noch lange nicht einen Positivisten und Realisten nennen! Die Metaphysik, sofern sie Positives aussagt, ist Hirngespinst und zu einem guten

Nietzsche nicht Positivist

Teil Altweiber-Glaube. Die reale Welt, sofern sie für uns nur Erscheinung sein kann, ist ebenfalls Hirngespinst: wir kommen aus uns nicht hinaus. Die Forderung der Positivisten, ein ‚wahres' Weltbild zustande zu bringen, ist eine Perversität; — das einzige, was wir können, ist: uns das durch und durch Relative unserer Erkenntnis gegenwärtig zu halten und diese soviel wie möglich von allem reinigen, was wir als fälschende Zutat früherer Zeitalter erkannt haben. Aber schon dies letztere ist nicht mehr völlig möglich — oder, wie Nietzsche meint: mit der Abschaffung der unsern Sinnen unzugänglichen ‚wahren', realen, ganz eigentlich metaphysischen Welt würden wir die ‚scheinbare' (unser intellektuales Weltbild) sofort mit abschaffen, — und umgekehrt."

Positive Metaphysik Hirngespinst und Altweiberglaube

Daran hat sich bis zuletzt bei Nietzsche nichts geändert; die differenzierte, feinverästelte hundertfädige Denkart selbst hat er durch keinerlei Bequemlichkeitsabstriche vereinfacht; er hat keinerlei Ballast über Bord geworfen, um dadurch höher zu steigen, daß er leichter wurde. Mit einem Wort: seine Substanz als Denker hat er nicht angetastet; vereinfacht und dabei allerdings vergröbert hat er sich nur in der Wahl des Mitzuteilenden. Da durfte er sich allerdings nicht mehr lange besinnen, es galt kurzen Prozeß zu machen. Die Gaillardise des tapferen Kriegers, nach der ihm sein Sinn immer schon gestanden hatte, ließ ein säuberliches, geziemliches, manierliches Denkergebaren nicht mehr aufkommen; es galt mit Hieb und Stich sich durchzusetzen. Da konnte es sich allerdings nur noch um die harte Erde handeln; die metaphysischen und mystischen Obertöne mußten im Kampflärm verstummen. Dennoch haben sie unvernehmlich immerzu mitgeschwungen. Wir werden sie noch einmal zu Gehör bekommen in jener letzten halkyonischen Gefechtspause, als er todesmüde den Degen sinken ließ und noch einmal zum Sänger wurde. Aber bis zu den Dionysos-Dithyramben und dem schimmernden Wahnbewußtsein, selber die Inkarnation des zerrissenen Gottes zu sein, hat er sich jeder ihn beglückenden Kontemplation enthalten und ist als Krieger tätig gewesen voll Herausforderung und Angriffslust. In Nietzsches Verzweiflung war ein fester Wille am Werke, der heroische Wille zum Untergang, und der schuf aus seinem Leiden eine Tat, eine Heldentat. Es ist freilich nicht leicht, sich durch den entscheidenden Schlußteil seines Werkes in diesem positiven befreienden Sinne zurecht zu finden. Aber hier zeigt es sich eben, wie der einzelne zu Nietzsche steht — ob dieser ihn dazu

Keinerlei Ballast über Bord geworfen!

gezwungen hat, ihm Treue zu halten, oder ob er ihm gleichgültig, ja feindselig gesinnt bleibt. Da gibt denn eine letzte Gesinnungseinheit und Wahlverwandtschaft den Ausschlag: entweder man ist für ihn, oder man ist wider ihn — in einem Fall bekehrt uns kein noch so logischer Beweis zu ihm, und im andern Fall trennt uns kein noch so schreiender Widerspruch von ihm.

Nietzsches Philosophie nicht praktisch anwendbar

Nietzsches Philosophie ist nicht auf aktuelle Bedürfnisse anwendbar, sie ist nicht ins Praktische zu übersetzen; sie ist hierin noch an ihre pädagogischen Anfänge erinnernd, zur Temperierung der für sie empfänglichen, für sie disponierten Individualitäten da. Das hat sie mit dem Glauben gemein, daß sie erst dann überzeugt, wenn irgendwoher der Boden präpariert ist — für eine Philosophie im Schulsinne allerdings von vorherein ein schlechtes Zeichen. Aber gerade das ist für sie auch der Ausweg ihres Erfolges. Das Ergreifende, Sympathieheischende, an diesen Exzentrizitäten ist ihre starke subjektive Vermittlung, die ihnen innewohnende persönliche Garantie. Hinter allen artistischen Spielkünsten setzt sich die Echtheit durch; er legt sich selber ins Mittel — il paye de sa personne. Es ist ein ergreifendes Geständnis, wenn er schreibt („Jenseits von Gut und Böse" 270): „Der geistige Hochmut und Ekel jedes Menschen, der tief gelitten hat — es bestimmt beinahe die Rangordnung, wie tief Menschen leiden können —, seine schaudernde Gewißheit, von der er ganz durchtränkt und gefärbt ist, vermöge seines Leidens mehr zu wissen, als die Klügsten und Weisesten wissen können, in vielen fernen entsetzlichen Welten bekannt und einmal ‚zu Hause' gewesen zu sein, von denen ‚ihr nichts wißt!' — — dieser geistige

Der geistige Hochmut des Leidenden

schweigende Hochmut des Leidenden, dieser Stolz des Auserwählten der Erkenntnis, des ‚Eingeweihten', des beinahe Geopferten findet alle Formen von Verkleidung nötig, um sich vor der Berührung mit zudringlichen und mitleidigen Händen und überhaupt vor allem, was nicht seinesgleichen im Schmerz ist, zu schützen. Das tiefe Leiden macht vornehm; es trennt. . . . Es gibt freie freche Geister, welche verbergen und verleugnen möchten, daß sie zerbrochene, stolze, unheilbare Herzen sind; und bisweilen ist die Narrheit selbst die Maske für ein unseliges allzugewisses Wissen. — Woraus sich ergibt, daß es zur feineren Menschlichkeit gehört, Ehrfurcht ‚vor der Maske' zu haben und nicht an falscher Stelle Psychologie und Neugierde zu treiben." So ist auch ein Verständnis Nietzsches erst möglich, wenn man sich

um das, was an diesen letzten Schriften wie Hetzgeschrei und wüstes Gejohle tönt, möglichst wenig kümmert und nur die Echtheit und Innigkeit dieser Leidenschaft herauszuhören sich bemüht. Man vergesse nie: was Nietzsche hier vorsetzt, ist dichteste Essenz, die unverdünnt genossen den Schlund verbrennt.

Die Lektüre von Nietzsches Schriften muß sich, um ersprießlich zu sein, auf eine gewisse psychologische Tastsicherheit hin disziplinieren, die den Leser stetsfort in den Stand setzt, jede Stelle auf die entsprechende Bedeutungsrubrik abzuschätzen. Er hat kaum eine Zeile zuviel geschrieben; wer jedoch mit einer einheitlichen, nicht unterschiedlich abstufenden Auffassung an ihn herantritt, wird kaum dazu kommen, sich in seinen Werken richtig auszukennen. Auch ist er gewiß immer ernst zu nehmen; aber nicht jedes seiner Gedankenbündel fällt gleich schwer in die Wagschale. Einmal will er mit dem Maße gemessen sein, ein anderes Mal mit einem zweiten, wieder ein anderes mit einem dritten. Das Feingefühl für den Wechsel im spezifischen Gewicht seiner Ideen gehört zu der unerläßlichen Ausrüstung seiner vollwertigen Leser. Daß er, der Aphoristiker und prinzipielle Systemverächter, sehr ansehnliche Ansätze zu einem soliden System genommen hat, können nur die Oberflächlichsten leugnen. Nur darf man bei den Versuchen, dieses System nachschaffend zu reproduzieren, dann nicht in den andern Fehler verfallen, ins Fundament zu verlegen, was nur die luftige Zierat des Giebels bildet. Man geht nicht fehl, wenn man in Nietzsches allgemeinen Grundanschauungen drei getrennte Schichten unterscheidet; erstens seine persönlichen Hilfsideen, zweitens konkrete Gedanken, die wirklich in Erfüllung gehen könnten, und drittens den von ihm sogenannten Grundwillen der Erkenntnis. Das erste, jene Hilfsideen, ist vertreten durch die beiden Philosopheme des „Übermenschen" und der „ewigen Wiederkunft". Sie werden von Nietzsche selbst wie auch von der Orthodoxie des Archivs für unerläßliche Dogmen erklärt; tatsächlich sind sie nur Gerüste und Brücken; man kann im Dienste von Nietzsches Sache stehen, ohne die leiseste Verpflichtung auf diese Geheimlehren; wer ihrer bedarf, mag, wenn sie ihm zusagen, Gebrauch davon machen; mit Unrecht sah Nietzsche in diesen Geheimnissen sein Allerheiligstes, in Wirklichkeit finden wir uns damit höchstens in den Vorhöfen seiner Philosophie, sofern sie Aussicht darauf hat, in der Zukunft Wirkung zu tun und Fuß zu

I. Die beiden Hilfsideen

faſſen. Das zweite Element, jene konkreten Führergedanken, wird vertreten durch einzelne kritiſche Theſen, die in einer relativ möglichen Verwandlung und Erhöhung der jetzt zu Recht beſtehenden Sitten und Zuſtände beſtehen. Die Erſetzung des nationalen Prinzips durch das kosmopolitiſche, dann wird die Menſchheit frei; die Ausmerzung der Prieſterkaſte im weiteſten Umfang, dann wird die Religion frei; ferner die Bändigung der zahlloſen Schwachen durch die wenigen Starken, oder die Bändigung des Weibes durch den Mann. Das ſind nun ſicher nicht völlige Hirngeſpinſte, ſondern Möglichkeiten, über die zu reden ſich gewiß lohnt. Auch das Prinzip der Verbeſſerung der Menſchheit durch Höherzüchtung mitſamt der ganzen Raſſenfrage liegt in der Luft. In dieſer Beziehung hat Nietzſches Scharfſinn manches zur Diskuſſion geſtellt, was ſich hören läßt und geeignet iſt, uns vom Fleck zu bringen. Im ganzen aber ſtände Nietzſches Bedeutung auf ſchwachen Füßen, wenn ſie, von den Wiederkunfts- und Übermenſchenträumen ganz zu ſchweigen, ſich auf die Verwirklichungsausſichten von Nietzſches äſthetiſchem, moraliſchem, ſozialem, politiſchem Programm angewieſen ſähe, denn was auch daran ausführbar ſein mag, es liegt im weiten Feld, es hat gute Weile, wir wollen uns in zwei- bis dreihundert Jahren wieder ſprechen. Nietzſche bliebe ein Phantaſt und ein Utopiſt, wenn nicht noch das dritte Element wäre, jener Grundwille ſeiner Erkenntnis. In ihm haben wir jenes zehnte Zehntel von Nietzſches philoſophiſcher Geſamterſcheinung zu ſehen, das nicht Verfall iſt, ſondern Geſundheit und von vornherein ſo geartet, lieber heute als morgen dem europäiſchen Kulturring einverleibt zu werden. Es iſt nicht ein Dogma, nicht eine Parteiparole, es iſt einfach eine Willensbeſchaffenheit. Es iſt da ein Streben, ein Sich-Strecken, ein Ausgreifen am Werke, das mittelbar, ja das ſogar bei der Intenſität, mit der es ſich an Nietzſche darſtellt, in hohem Grade anſteckend iſt. Nietzſche als Prophet und Geſetzgeber iſt zweifellos in unſerer Zeit etwas ſehr Eigenartiges und Intereſſantes, erweiſt ſich jedoch als eine entbehrliche Zutat, auf die man niemand darf verpflichten wollen, um nicht Nietzſches Wirkung ins Breite und Allgemeine zu beeinträchtigen. Um hart zu werden und tauglich zu ſein zur dauerhaften Grundlage für kommende Zeiten, hat unſere Zeit Nietzſche bitter nötig. Wir können es nicht machen ohne ihn. Das, was uns von ihm bleiben wird und bleiben muß, iſt ganz blank und allgemein und unper-

sönlich die Tendenz „Nietzsche". Wir müssen von seinem Wirklichkeitshunger angesteckt werden, der sich nicht mehr mit Schulbegriffen wie Seele und Tugend abspeisen läßt. Die beseelte Natürlichkeit, der durchgeistigte Leib — das sind immerhin Erdengüter, um deretwillen es sich schon lohnt, mit dem Zaunpfahl zu winken. Und da es früher die zwei oder drei Male, da wieder ein Weltalter auf der Kippe stand, ohne Götzensturz und Bildersturm auch nicht abgegangen ist, dürfen wir uns nicht beklagen und gleich über Zumutungen Zeter und Mordio rufen, wenn Nietzsche nun bittern und heiligen Ernst machen will. Vor allem ein: der Gedanke an die Wirklichkeit war bis und mit Schopenhauer etwas, bei dessen Erwähnung der menschliche Geist die Augen niederschlug und zu Boden schaute; Nietzsche hat den Wirklichkeitsgedanken erfaßt, aufgehoben und uns zu Häupten festgemacht, so daß nun ein Handgriff daraus geworden ist, der hoch über uns eingemauert ist, und wir imstande sind, danach zu greifen und uns daran emporzuziehen. Die Tollkühnheit einer solchen Tat setzt eine solche äußerste Kraftanstrengung voraus, daß ein normaler Gesinnungszustand undenkbar ist.

III. Die Tendenz Nietzsche

Der Wirklichkeitsgedanke als Handgriff des Idealismus

Das leichtfertige absprechende Wort, das man oft hingeworfen bekommt, Nietzsche sei gar kein richtiger Philosoph gewesen, so wenig wie ein richtiger Künstler oder ein richtiger Gelehrter, stellt sich als ein akademisches Vorurteil dar und zwar als ein ausgesprochen deutsches. Das Volk der Dichter und Denker tut es nicht unter einer tüchtigen Metaphysik; Nietzsche hingegen hat für dieses landläufige Gerede nur Achselzucken übrig gehabt und sich, in bezug auf philosophische Legitimation, bewußt einer ausländischen Denkergruppe angeschlossen, den französischen Moralisten. Damit gibt er zu, daß er für die Hauptaufgabe des Philosophen nicht die theoretische Erforschung der Daseinsgründe, sondern die Wertbeurteilung des menschlichen Wollens und Handelns hält. Die Entthronung der Metaphysik zugunsten der Ethik ist die Generalketzerei, die er sich in seiner Eigenschaft als deutscher Philosoph hat zuschulden kommen lassen. Eine gründliche Abrechnung mit diesem Hauptwiderstand, der Nietzsches Anerkennung als führenden Geist von seiten der Schulphilosophie noch immer entgegengesetzt wird, besorgt Ernst Horneffer in seiner überschauenden und instinktsichern Kampfrede: „Nietzsche und die Staatsphilosophen als Erzieher." (Im Buche: Ernst und August Horneffer: Das Klassische Ideal. Reden und Aufsätze

1906, S. 198—240.) Es heißt da (S. 219/20): „Wenn man die Moralphilosophen außer Nietzsche liest, wird man des Staunens nicht müde, wie jung das europäische Denken noch ist. Es ist einem, als ob wir eben erst angefangen hätten, frei zu denken. Wir modernen Europäer, die wir uns so stolz gedünkt, die wir so erhaben auf die alte griechische Bildung herabzublicken das Recht zu haben meinten, — wie wenig Grund haben wir zu diesem Stolze gehabt! Jählings werden wir von unserem angemaßten Thron herabgestürzt. Denn die griechischen Denker waren in der Moral — und die Moral ist und bleibt der wichtigste Teil der Philosophie, ihr letzter Zweck und ihre Krönung — sehr viel aufgeklärter als die größten Denker der Neuzeit. Sie glaubten nicht, wie es unsere Denker in einer fast kindlichen Einfalt tun, an eine feststehende, ausgemachte, unbedingt bewährte und bewiesene Moral, an ein Ideal, das da ist, das sich von selbst versteht. Sie wußten, daß auch die Ideale schwanken, daß es erst Aufgabe des Philosophen ist, das Gute festzustellen, das Ideal zu schaffen. Sie waren wirklich der Ansicht, die Kant für ausgeschlossen hält, daß die Vergangenheit über das, was Pflicht sei, unwissend und in durchgängigem Irrtum gewesen wäre. Sie beabsichtigten wirklich, was Kant für unmöglich hält, eine neue Sittlichkeit zuerst zu erfinden und einzuführen[50]. Sie verschmähten es weit, wie in allem anderen, auch in der Moral mit der Masse, der öffentlichen Meinung, dem öffentlichen Gewissen übereinzustimmen. Diese voraussetzungslose Freiheit auch für das Sittliche, diese Unbefangenheit auch dem Sittlichen gegenüber, wie sie die griechische Bildung vor mehr als zwei Jahrtausenden bereits besaß, hat erst Nietzsche dem europäischen Denken zurückerobert. Wohl, Nietzsche hat Vorläufer hie und da gehabt. Verstreut treten in der Geschichte der europäischen Philosophie ähnliche Gedanken wie bei Nietzsche auf. Aber sie blieben unwirksam. Nietzsche erst hat die sittliche Freiheit, das Recht zu werten, das Recht zum freien Ideal so eindringlich und so laut gepredigt, daß diese Freiheit nun nicht wieder verloren gehen kann. In Nietzsche erst ist der echte, wahre Freiheitssinn der Europäer, ihr eingeborener Individualismus, durch den sich Europa von allem asiatischen Barbarentum abhebt, wieder aufgelebt."

Die Grundforderung, das sittliche Ideal zu schaffen

Nietzsche hat seiner „Umwertung aller Werte" eine Zukunft von Jahrtausenden prophezeit. Wer will da mit ihm rechten! Aber rückwärts allerdings, in die Vergangenheit hinein, für

die wir den genauen historischen Maßstab in den Händen haben, hebt über alle christlichen Zeitalter hinweg eine ungeheure Bogenspannung an, die erst im alten Athen ihren andern Pfeilergrund findet. Sokrates hat sich an den Menschen gehalten, und was an menschlicher Blutwärme durch das europäische Denken zweier Jahrtausende pulsiert, ist eine Nachspur seiner Gesinnung. In allen Lehrbüchern steht Ciceros Lobspruch, Sokrates habe die Philosophie vom Himmel auf die Erde herabgerufen, sie in die Städte und Häuser der Menschen eingeführt und habe sie genötigt, über das Leben und die Sitten, über Güter und Übel nachzuforschen. Und doch ist die Entbindungskunst des griechischen Hebammensohnes ein naives Kinderspiel gegen die gewaltige Ideenevokation eines Nietzsche. Nietzsche hat im menschlichen Wesen wieder den unerschöpflichen Brunnenschacht entdeckt, aus dem nicht nur alle Erden-, sondern auch alle Weltwerte, das heißt alle Höllenqual und alles Himmelsglück emporzuschöpfen sei. Er kennt ein Urteil über die Dinge nur in ihrer Beziehung auf den persönlichen Geist. Mit Recht gibt er seiner Philosophie den Namen „Umwertung"; denn sie ruht ausschließlich auf dem Werturteil. Er ist nicht der einzige seiner Zeit, der in dieser Hinsicht das Erbe Kants angetreten hat. Ja diese Parallele fand sogar in biographischen Berührungen ihren Ausdruck, ohne daß indessen beiderseits ein Bewußtsein davon vorhanden war: als Nietzsche mit seinem ehemaligen Kollegen Julius Kaftan in Sils zusammentraf und diese Begegnung bei allem unüberbrückbaren Abstand doch auch der sachlichen Sympathie nicht gänzlich zu entbehren schien, da hat, kann man sagen, das Kantische Philosopheninstrument, das Werturteil, zum Bindestrich gedient. Overbeck hat zehn Jahre später Kaftans Vortrag „Christentum und Nietzsches Herrenmoral" Peter Gast zum Lesen geschickt und dieser urteilte mit einer guten Witterung (20. Mai 1897):

Die zentrale Stellung des Werturteils

Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom 27. Mai 1908 ist hier der Text gekürzt worden

Die Ritschlsche Theologenschule und Nietzsche

Kaftan hat die theologische Schule Albrecht Ritschls durch zwei Werke über Wesen und Wahrheit der Religion vertreten; es wird da durch das Mittel des Werturteils der Gottesglaube von den Stützen der Metaphysik und von den Krücken des Naturerkennens befreit und stolz auf sich selbst gestellt. Es war dies ein Beginnen von einiger Kühnheit und hat innerhalb des Protestantismus Gärung und Aufruhr hervorgerufen. Aber was war das für ein Stürmchen im Wasserglase gegen die Sturmflut, die Nietzsche hervorrufen wird, wenn er erst einmal anfängt, ins Große zu wirken!

2. Die Grenzen der Umwertung

(Nationalismus und Soziologie)

Wenn von Lücken und Grenzen in Nietzsches Umwertungsstoff die Rede zu sein hat, ist das nicht dahin zu verstehen, daß er über die betreffenden Begriffskomplexe nichts zu sagen gewußt habe. Im Gegenteil, gerade da pflegte er dann besonders expansiv zu werden. Die Wohlredenheit wird dann bei ihm, wie auch sonst öfters, zum Symptom der Verlegenheit. Der Nachweis, daß er von den Dingen, über die er so zuversichtlich redet, keine sicheren Kenntnisse besessen habe, fällt dann nicht schwer. Unter diese Rubrik von Nietzsches geheimer, durch Pathos und Wortschwall bemäntelter Unsicherheit fallen vorab alle Vorstellungen aus dem nächsten Bereiche des Zentralbegriffs, den er schließlich in die Herrschaft über seine ganze Philosophie einsetzen zu müssen meinte, des Begriffes der Macht. Unter Macht verstehen wir doch wohl oder übel eine äußerliche, wenn es sein muß gewaltsame Herrschaft über die Wirklichkeit mit tyrannisierenden und barbarisierenden Wirkungen. Das hat Nietzsche wohl gefühlt; seine Großen sind denn auch trotz seiner Verherrlichung des Cesare Borgia und Napoleons nicht Tatmenschen, sondern „Geister" — Denker, theoretische Menschen. Und deshalb ist auch der Begriff „Macht" in seiner Gedankenwelt schlecht angebracht und geradezu verdächtig. Seine Verherrlichung des Machtbegriffs geht, wie so mancher Bestandteil seiner Gedankenwelt, auf ungenügende, nicht zur Neige ausgelebte Halberfahrungen zurück. Seinen „Dienst an der Kanone" hat er oft symbolisch zu den radikalen Absichten seiner Philosophie in Beziehung gesetzt. Und doch hat er nur das Gehorchen selber

Der Begriff der Macht für Nietzsche ein Wunsch, nicht eine Erfahrung

ausgeübt; die gebieterische Äußerung des Kriegers hat er nur passiv erfahren und sie deshalb in seiner Phantasie überschätzt. Wäre er Reserveoffizier geworden und hätte selber das Kommando zu übernehmen gehabt, so hätte das höchstwahrscheinlich eine Ernüchterung und Einschränkung seines Herrschaftsideals zur Folge gehabt. Der schneidig schnarrende Befehlston gerade aus seinem Munde hätte ihm gewiß zu denken, wenn nicht gar zu lachen gegeben. Unwillkürlich hätte er sich gefragt: Geht das zusammen: Macht — und das, was ich will?

Nietzsche empfand es wohltätig, die Wechselfälle des ersten Erfolges auf republikanischem Boden überstehen zu können (Briefe II, 371): „Hier läßt sich's bereits leben, weil man so viel demokratischen Takt hat, um den „Narren auf eigene Faust" die Existenz zu gönnen." Später ist Nietzsche die Erinnerung daran einigermaßen geschwunden, daß er die Liberalität der Demokratie gegen geistige Freizügigkeit einst so laut gepriesen hatte. Als ein erfreuliches Zeichen dafür, wie sehr auch in der heutigen Demokratenstadt Basel, in der Nietzsche sich sein aristokratisches Abstandsgefühl erworben hat, einer Verkennung der uns noch zu erhaltenden Edelinstinkte vorgebeugt wird, sei hier eine Stelle aus einem Kampfartikel in der lokalen Zeitschrift „Der Samstag" vom 23. März 1907 mitgeteilt, dessen Verfasser, ursprünglich von Nietzsche angeregt, hier eine der wesentlichsten Richtigstellungen an Nietzsches Philosophie vornimmt: „Auch der Freiheit Hüter ist nur der wahre Aristokrat, der es nicht nötig hat, über andere emporzukommen. Nicht nur arrogance is a plebeian vice, sondern auch die ‚Macht'. Besonders, da sie mit kurzen Zeiten rechnet und ein Aristokrat vor allem Zeit hat und warten kann. Wer war schließlich der Mächtigere, der Landpfleger auf dem Richtstuhl mit seinen Kriegsknechten oder der gebundene Christus vor ihm? Auch eine Karwochenbetrachtung! Wer ist schließlich mächtiger, eine konservative Partei, die alles preisgibt, ihre Zeitung, ihren Namen, die kirchliche Besonderheit ihrer Väter, die einem öden „Block" nachjagt, um manchmal ein Augenblickserfölglein zu erwischen, oder eine konservative Partei, die vielleicht nie die Majorität des Stimmkampfs erzwingt, die aber weiß, was sie ihrer Tradition, ihren Vätern und Söhnen und der künftigen Stadt schuldet, die ihren Mitbürgern mit welterfahrenem Blick und vornehmer Weisheit vorlebt? Sie wird dann mindestens das Gewissen ihres Volkes und im geheimen

Die Macht „a plebeian vice",

ſchon die Initiative ſeiner Räte lenken und das Bollwerk gegen die Verpöbelung ſein. Eugen Richter war noch, als ſich ſeine Partei verlaufen hatte, eine größere Macht im deutſchen Reichstage als der vielköpfige Haufen der Sozialdemokraten, weil man wußte, der Mann verſtand etwas.“ Nietzſche ſelbſt hat, wie er überhaupt immer wieder in irgend einem Unterton den Ausgleich ſeiner Übertriebenheit inſtinktiv anſtrebt, gelegentlich den unvornehmen, plebejiſchen Charakter des Machtwillens deutlich ausgeſprochen: „Es zahlt ſich teuer, zur Macht zu kommen: die Macht verdummt . . . Gibt man ſich für Macht, für große Politik, für Wirtſchaft, Weltverkehr, Parlamentarismus, Militärintereſſen aus — gibt man das Quantum Verſtand, Ernſt, Wille, Selbſtüberwindung, das man iſt, nach dieſer Seite weg, ſo fehlt es auf der andern Seite.“ (Götzendämmerung „Was den Deutſchen abgeht.“ Aph. 1. 4.) Unter dieſer durchgreifenden Unklarheit, durch Leugnung des Ideals Zuſtände zu fordern, die nur im Bereiche des Ideals ihre Anwendung finden, hatte Nietzſches Umwertungsſyſtem am meiſten zu leiden. Dieſe tendenziös antiidealiſtiſchen Konzeptionen laſſen ſich nur inſofern am Leben erhalten, als es gelingt, ihrer in der Weiſe Schillers habhaft zu werden, nämlich ſie aus der „gemeinen Deutlichkeit der Dinge“ in ein Geiſterreich hinüberzuretten. Die gigantiſchen Allüren und der Kommandoton des Willens zur Macht halten alſo nicht ſtand; auch ſie ſind nur ein Lyrismus. Nietzſche wird vorerſt nur über die einzelne, ſelbſtändige Seele Gebieter und Befehlshaber ſein können, noch nicht über ein Volk, über eine Menſchheit, die ſich eben aus der Vereinigung ſolcher einzelner Seelen erſt zu bilden hat. Damit kann er ſich aber wahrlich zufrieden geben; ſein „Wille zur Macht“ wird dadurch ein „Wille zur Macht über ſich ſelbſt“ und führt die Veredelung der um ſich ſelbſt bemühten Perſönlichkeit herbei. Dann aber wirkt der angebliche Immoraliſt ganz einfach verſittlichend und weiſt ſich ſchlecht und recht als Ethiker aus, als Moraliſt. Dieſer Gedanke liegt auch Richard Dehmels „Nachruf an Nietzſche“ zugrunde (Werke 1906, I S. 114):

Der „Wille zur Macht über ſich ſelbſt“

Wahrlich, viele ſind,
deren Zunge trieft vom Namen Zarathuſtras,
und im Herzen beten ſie
zum Gotte Tamtam;
allzu früh erſchien er dieſem Volk.
Seinen Adler ſahen ſie fliegen,

der da heißt
der Wille zur Macht
über die Kleinen;
und seine Schlange nährten sie an ihrer Brust,
die Schlange Klugheit.
Aber seiner Sonne ist ihr Auge blind,
die da heißt
der Wille zur Macht
über den einen: den Gott Ich.

Dennoch hatte jene rhetorische Übertriebenheit im Vortrag nicht nur beim Autor ihren guten Grund, sondern auch auf uns Leser ihre gute Wirkung. Wohl bringt es Nietzsche nicht fertig, uns seinen Übermenschen mit seiner zukünftigen Rang- und Rassenordnung plausibel zu machen; aber er bringt es fertig, uns den Normalmenschen der heutigen Zeit gründlich zu verleiden. Wie recht haben Overbeck und Rohde und alle diejenigen, die in ihm den genialen Kritiker sehen! In dieser seiner Unzeitgemäßheit ist er freilich doch zum Schöpfer geworden, durch die ballende und gestaltende Wucht, mit der er zwar keine neue Welt geschaffen hat, dafür aber die alte, zu überwindende, abzustreifende Welt so greifbar und plastisch uns zur Anschauung gebracht, daß wir ein- für allemal wissen, woran wir mit ihr sind. Wie kühn und mannhaft hat er doch zugegriffen, als er so ziemlich alle heutigen Tageswerte in den Sammelbegriff „Dekadenz" zusammenpackte! Auch diesen Begriff haben ihm seine Führer in allen Dingen des Geschmacks, die Franzosen, unter den Fuß gegeben. Wahrscheinlich hat er die Stelle bei Paul Bourget (Essais de psychologie contemporaine I, S. 24) gekannt und benützt; sie lautet (bei Wilhelm Weigand „Friedrich Nietzsche, Ein psychologischer Versuch, München 1893, S. 67): „Mit dem Worte Dekadenz bezeichnet man den Zustand einer Gesellschaft, die eine zu große Anzahl von Individuen erzeugt, welche nicht für die Arbeit des öffentlichen Lebens passen. Die Gesellschaft gleicht einem Organismus. Ein solcher, als welcher sie in der Tat besteht, löst sich in eine Verbindung geringerer Organismen auf, die wiederum aus einer Vereinigung von Zellen besteht. Das Individuum ist die soziale Zelle. Damit nun der Gesamtorganismus energisch tätig sei, ist es notwendig, daß die Einzelorganismen es sind, jedoch mit untergeordneter Energie; und damit die geringeren Organismen in voller Kraft sich regen, müssen die Zellen in gleichem Verhältnis

Die Dekadenz bei Paul Bourget

zu ihnen stehen. Wenn die Energie der Zellen unabhängig wird, hören die Einzelorganismen auf, ihre Kraft der Gesamtkraft unterzuordnen, und die einreißende Anarchie bewirkt den Verfall des Ganzen. Der soziale Organismus entgeht nicht diesem Gesetze und rückt in die Periode des Verfalls, sobald sich das Leben des Individuums unter dem Einflusse des erworbenen Wohlstandes und der Erblichkeit ins Übermaß steigert. Ein gleiches Gesetz regiert die Entwicklung jenes anderen Organismus: der Sprache. Im Stil der Dekadenz löst sich die Einheit des Buches auf, um der Seite Unabhängigkeit zu geben; die Seite, um den einzelnen Satz, der Satz, um das einzelne Wort unabhängig zu lassen. Es wimmelt von Beispielen in der Literatur, um diese fruchtbare Hypothese zu stützen. Die Verfallzeitliteraturen haben keine Zukunft (pas de lendemain). Sie endigen mit der Veränderung des Wörterschatzes, mit feinen Wortklaubereien, welche den Stil für kommende Geschlechter unverständlich machen." Als aufmerksamer Leser dieser Ausführungen Bourgets befand sich Nietzsche zweifellos in einiger Verlegenheit; laufen sie doch auf eine Kriegserklärung gegen den Individualismus in der Gesellschaft wie in der Kunst hinaus, während Nietzsches eigene Entwicklung ihn von überallher in den Individualismus hineintrieb. Wie auch sonst öfters hat er sich die Wahrheit, von deren Anklage er selbst sich beträchtlich mit betroffen fühlen mußte, einfach herausgenommen und in der ihm genehmen Weise zunutze gemacht; er bekennt im „Fall Wagner" (Erste Ausgabe S. 21/22): „Womit kennzeichnet sich jede literarische Dekadenz? Damit, daß das Leben nicht mehr im Ganzen wohnt. Das Wort wird souverän und springt aus dem Satz hinaus, der Satz greift über und verdunkelt den Sinn der Seite, die Seite gewinnt Leben auf Unkosten des Ganzen — das Ganze ist kein Ganzes mehr. Aber das ist das Gleichnis für jeden Stil der Dekadenz: jedesmal Anarchie der Atome, Degregation des Willens, ‚Freiheit des Individuums', moralisch geredet, — zu einer politischen Theorie erweitert, ‚gleiche Rechte für alle'. Das Leben, die gleiche Lebendigkeit, die Vibration und Exuberanz des Lebens in die kleinsten Gebilde zurückgedrängt, der Rest arm an Leben. Überall Lähmung, Mühsal, Erstarrung oder Feindschaft und Chaos: beides immer mehr in die Augen springend, in je höhere Formen der Organisation man aufsteigt. Das Ganze lebt überhaupt nicht mehr: es ist zusammengesetzt, gerechnet, künstlich, ein Artefakt." Wie so ziemlich

Der Dekadenzbegriff bei Nietzsche

jede Wahrheit, von der er ergriffen war, hat Nietzsche auch diese vor allem gegen sich selber gewendet; er bekennt im Vorwort zum „Fall Wagner“: „Ich bin so gut wie Wagner das Kind dieser Zeit, will sagen ein Dekadent; nur daß ich das begriff, nur daß ich mich dagegen wehrte. Der Philosoph in mir wehrte sich dagegen. Was mich am tiefsten beschäftigt hat, das ist in der Tat das Problem der Dekadenz, ich habe Gründe dazu gehabt.“ Und dann kommt das Sündenregister: Sokrates als Dekadent, die Moral selbst als Dekadenzsymptom, der Begriff ‚gut‘ ein Dekadenzinstinkt und dann wieder: „Woran ich leide, wenn ich am Schicksale der Musik leide? Daran, daß die Musik um ihren weltverklärenden, jasagenden Charakter gebracht worden ist, — daß sie Dekadenzmusik und nicht mehr die Flöte des Dionysos ist.“ (Aus Ecce homo, Biographie II, 103, 104 und 867.)

Dekadenz als Zeitkrankheit

Und nun müßte Nietzsche nicht der philosophische Heißsporn sein, der er ist, wenn er sich damit begnügte, diese Dekadenz-Symptome lediglich zu konstatieren. Sein Wissen und sein Fühlen ist eins; was er nicht mehr für wahr halten kann, widert ihn an: „— Ich unterdrücke an dieser Stelle einen Seufzer nicht. Es gibt Tage, wo mich ein Gefühl heimsucht, schwärzer als die schwärzeste Melancholie — die Menschen-Verachtung. Und damit ich keine Zweifel darüber lasse, was ich verachte, wen ich verachte: der Mensch von heute ist es, der Mensch, mit dem ich verhängnisvoll gleichzeitig bin. Der Mensch von heute — ich ersticke an seinem unreinen Atem . . . Gegen das Vergangene bin ich, gleich allen Erkennenden, von einer großen Toleranz, das heißt großmütigen Selbstbezwingung: ich gehe durch die Irrenhaus-Welt ganzer Jahrtausende, heiße sie nun ‚Christentum‘, ‚christlicher Glaube‘, ‚christliche Kirche‘, mit einer düsteren Vorsicht hindurch, — ich hüte mich, die Menschheit für ihre Geisteskrankheiten verantwortlich zu machen. Aber mein Gefühl schlägt um, bricht heraus, sobald ich in die neuere Zeit, in unsere Zeit eintrete. Unsere Zeit ist wissend . . . Was ehemals bloß krank war, heute ward es unanständig, — es ist unanständig, heute Christ zu sein. Und hier beginnt mein Ekel. —“ (Antichrist 38.) Aber jedes Unlustgefühl ergänzt sich bei ihm in der nächsten Minute durch das entsprechende Lustgefühl. Das klare Erfassen des Dekadenz-Bewußtseins verhilft ihm zum entzückenden Genuß des Gedankens, daß sein Kalender bereits nach der Zeitrechnung der wirklichen Kultur datiert. Das trostlose „pas de lendemain!“

Das Christentum als Inbegriff der Dekadenz

geht ihn nichts an; er beginnt das erste Buch der Umwertung mit den Worten: „Dies Buch gehört den wenigsten. Vielleicht lebt selbst noch keiner von ihnen. Es mögen die sein, welche meinen Zarathustra verstehen: wie dürfte ich mich mit denen verwechseln, für welche heute schon Ohren wachsen? — Erst das Übermorgen gehört mir. Einige werden posthum geboren." Und das Schlußwort des „Antichrist" (62) unterstreicht ebenfalls diesen Datumscharakter: „Und man rechnet die Zeit nach dem dies nefastus, mit dem dies Verhängnis anhob, — nach dem ersten Tag des Christentums! — Warum nicht lieber nach seinem letzten? — Nach heute? — Umwertung aller Werte!"

Bei einem Denker wie Nietzsche, dessen Werk, man kann sagen, aus fortwährenden inneren Stauungen zustande gekommen ist, mußte das eigene Selbstbewußtsein ganz von selbst immer zum Scheitelpunkt werden für die Beurteilung der Dinge überhaupt. Der sogenannte gesunde Menschenverstand ist rasch bei der Hand und redet von Größenwahn, wenn dem unerbittlichen Denker jenes „Bis jetzt"! mit unterläuft, durch das sein eigenes Werk zur Schwelle zwischen Zeitepochen wird. Wie soll aber eine derartige Datierung mit der eigenen Wirksamkeit als dem Geburtsjahre einer neuen Zeit umgangen werden, wenn anders wirklich jener Grundwille an der Arbeit ist, der nun Ernst machen will mit den neuen Werten, soviel nur immer in seinen Kräften steht. Mehr als je war Nietzsche nach der Verabschiedung weiterer dichterischer Betätigung von diesem Gefühl der Scheitelhöhe durchdrungen.

„Bis jetzt!"

„Geistreich, aber gedankenarm!" — dieser Tadel Schopenhauers trifft vielleicht auf Nietzsches ganzes, jedenfalls auf sein letztes Schaffen zu. Es schillert und flimmert da von Einfällen und Wortspielen und Witzen; aber Gedanken, wirkliche Gedanken sind im Verhältnis dazu nur spärlich vorhanden. Diese Meinung liegt auch der Kritik zugrunde, die August Horneffer an Nietzsches philosophischem Wesen übt (Nietzsche als Moralist und Schriftsteller S. 48, 53). „Sein Reichtum an Wissen ist groß, so groß, daß man immer wieder überrascht ist, wenn man nach längerer Pause eines seiner Bücher aufschlägt. Ein Mann von überlegener Erkenntnis redet darin. Diese Erkenntnis bezieht sich meist auf das menschliche Handeln, direkt oder indirekt, auf die Grundlagen eines gedeihlichen Lebens; er stellt die Ursachen des Niedergangs fest, bestimmt die lebenswidrigen Mächte und

„Geistreich, aber gedankenarm!"

Triebe, weist demgegenüber auf die Mittel und Wege, Widerstände zu überwinden, als einzelner und als Gesamtheit zu siegen. Aber wie merkwürdig! derselbe Mensch scheint wiederum gar kein Wissen von diesen Dingen zu haben, denn er weiß seine Erkenntnis für sich selber nicht zu nutzen. . . Man muß Nietzsche sogar in gewissem Sinne die Erfahrung absprechen, obwohl er von Gegenständen der Erfahrung redet und der Erfahrenste zu sein scheint. Es fehlte ihm die Vorbedingung gerade zu der gegenständlicheren, unpersönlicheren Art der Erfahrung. Er sah alle Dinge nur in bezug auf sich, mischte in die einfachste Beobachtung sofort eine so starke Dosis Gefühlsurteil hinein, daß sie ihren objektiven Wert fast ganz einbüßten. Er hat niemals jene harmlose Künstlerfreude an der Natur und am Menschen, die einfach aufnehmen und einfach zurückgeben will. Er war blind für alles, was ihn nicht unmittelbar in Gefühlsaktion setzte, und nur ganz Bestimmtes, Einseitiges, immer einander Ähnliches vermochte ihn in diese Gefühlsaktion zu setzen. Er ging nicht schauend durch die Welt wie Goethe; er sah die Welt gar nicht, die sich diesem offenbarte, die weite, mannigfaltige, in sich und durch sich bewegte; er sah nicht die verschiedenen Menschentypen, so einfach und so vielfach, wie sie sich darbieten; er trat nicht absichtslos an sie heran, nicht freiwillig, sondern verlangte immer etwas, wenn er erkannte. . . Was für Menschen kennt er denn, was für Menschenklassen? Gelehrte, Künstler, Genies, damit ist es zu Ende. Vom Treiben der übrigen Menschen weiß er nichts, und diese übrigen sind doch wohl die Mehrzahl und auch für den Moralisten wichtiger. Vom sogenannten Volk will ich absehen. Aber Nietzsche macht überhaupt nicht viel Beobachtungen. Er ist Deutscher darin, daß die große Feinheit, die er hat, nicht so sehr in dem Gegenstand als in dem begleitenden Gefühlston zum Ausdruck kommt. Er ist nach innen gerichtet. Es war ihm im Grunde einerlei, was um ihn her vorging. Er interessierte sich nicht für die Welt, auch nicht für seine Freunde; er interessierte sich nur für sich selber, so sehr er es anders wünschte und glaubte. . . Man nehme etwa die Morgenröte in die Hand. Welch ein Reichtum von wirklicher Einsicht! Aber meint der Leser nicht zunächst, daß noch viel mehr Gründlichkeit und Reife darin ist, als er bei genauerer Prüfung findet? Ein sicherer und gelassener Weiser schreibt auch nicht jedes Jahr ein neues Buch voll neuer Weisheit. Nietzsche hatte es zu eilig. Alles, was er schreibt, soll den Eindruck

„Er ging nicht schauend durch die Welt wie Goethe"

des Abgeschlossenen erwecken und ist doch nicht abgeschlossen, ist doch nur eine Etappe auf dem Wege, den er durchläuft. Nietzsche hat uns durch sein Zuviel den Geschmack am Moralisieren gleich wieder verdorben. Er ist so weit gegangen, daß ein Überbieten unmöglich ist, daß ein Zurückfallen in das entgegengesetzte Extrem fast unvermeidlich scheint. Dies ist wohl der erheblichste Einwand, den man gegen ihn machen muß. Andere Moralisten befreien, Nietzsche tötet auf die Dauer."

Wenig Führergedanken bei Nietzsche

Genau besehen ist seine Fähigkeit zum logischen Schluß, seine Kombinationskraft, sein Einfühlungsvermögen nur wenigen eigentlichen Führergedanken zugute gekommen. Wenn es hoch kommt, so sind ihrer ein halbes Dutzend. Da ist zunächst der Gedanke vom „guten Europäer": das nationale Kulturideal soll überhöht werden durch das europäische. Nietzsche hat diesen fruchtbaren und in seiner selbstverständlichen Größe einfachen Gedanken unermüdlich bearbeitet. Freilich mit unterschiedlichem Gelingen. Es begann mit der Befürchtung, das Deutsche Reich sei zu teuer erkauft worden. Sofern es sich dabei um wirklich politische Einsicht handelt, beruht Nietzsches Urteil nur auf Sentiment. Ein anschauliches Beispiel hierfür gibt ein Überblick seines Verhaltens zu Bismarck. Im Jahre 1866 ist er in ähnlicher Weise Zuschauer, wie es der ihm damals noch unbekannte Treitschkefreund Overbeck gewesen ist: drei Teile Bewunderung und ein Teil Mißtrauen.

Nietzsches politisches Gefühl von 1866

Er schreibt an Gersdorff (September 1866, Briefe I, 32): „Zwar muß man verschiedene Tote ruhen lassen, außerdem sich deutlich machen, daß das Bismarcksche Spiel ein überaus kühnes war, daß eine Politik, welche va banque zu rufen wagt, je nach dem Erfolg ebenso verflucht wie angebetet werden kann. Aber der Erfolg ist diesmal da: was erreicht ist, ist groß. Minutenlang suche ich mich einmal von dem Zeitbewußtsein, von den subjektiv natürlichen Sympathien für Preußen loszumachen, und dann habe ich das Schauspiel einer großen Haupt- und Staatsaktion, aus solchem Stoff, wie nun einmal die Geschichte gemacht ist; beileibe nicht moralisch, aber für den Verfasser ziemlich schön und erbaulich." Zwei Jahre später ist sein politisches Interesse nur noch rein persönlich Bismarckisch — an Gersdorff (16. Februar 1868, Briefe I, 98): „Ich staune über die Ereignisse, und kann sie mir nur dadurch näher bringen, daß ich mir die Wirksamkeit

bestimmter Männer aus dem Flusse des Ganzen herausscheide und einzeln betrachte. Unmäßiges Vergnügen bereitet mir Bismarck. Ich lese seine Reden als ob ich starken Wein trinke; ich halte die Zunge an, daß sie nicht zu schnell trinkt und daß ich den Genuß recht lange habe." Nach der Reichsgründung macht er gewissermaßen Bismarck dafür verantwortlich, daß im neuen Reiche die Kultur zu kurz komme, und trägt sich mit dem Gedanken, persönlich das Seine zu tun; er schreibt Rohde am 28. Januar 1872 aus Basel (Briefe II, 285): „Ich kündige Dir, ganz verschwiegen und zur Verschwiegenheit auffordernd, an, daß ich unter anderem ein Promemoria über die Straßburger Universität, als Interpellation bei dem Reichsrat, zu Händen Bismarcks vorbereite: worin ich zeigen will, wie schmählich man einen ungeheuren Moment versäumt hat, um eine wirkliche deutsche Bildungsanstalt, zur Regeneration des deutschen Geistes und zur Vernichtung der bisherigen sogenannten ‚Kultur', zu gründen. — Kampf aufs Messer! Oder auf Kanonen! Der reitende Artillerist, mit schwerstem Geschütz." Was die innere Verwandtschaft Nietzsches mit Bismarck anbelangt, so pflegte Overbeck Gewicht zu legen auf die Ähnlichkeit ihres Familienbedürfnisses. In seinem persönlichen Lebenszuschnitt hat Bismarck auf nichts mehr gehalten, als daß es um ihn „ganz Bismarckisch" sei und dazu ist dann freilich die entsprechende Empfindung bei Nietzsche ein auffallendes Gegenstück — (an Gersdorff, 13. Dezember 1875, Briefe I, S. 361): „Ein einfacher Haushalt, ein ganz geregelter Tageslauf, keine aufreizende Ehrsucht oder Geselligkeitssucht, das Zusammenleben mit meiner Schwester (wodurch alles um mich herum so ganz Nietzschisch ist und sonderbar beruhigt wird), das Bewußtsein, ganz ausgezeichnete liebevolle Freunde zu haben, der Besitz von 40 guten Büchern aus allen Zeiten und Völkern (und von noch mehreren nicht gerade schlechten), das unwandelbare Glück, in Schopenhauer und Wagner Erzieher, in den Griechen die täglichen Objekte meiner Arbeit gefunden zu haben, der Glaube, daß es mir an guten Schülern von jetzt an nicht mehr fehlen wird — das macht jetzt mein Leben." Mit dem Beginn der achtziger Jahre, als Nietzsche zusehends sich mit seinem Ehrgeiz auf sich selbst gestellt und seine Hoffnung auf Gefolgschaft der Freunde schwinden sah, war er versucht, dies auf Einwirkungen der Bismarckschen Ära zurückzuführen, besonders da ihm ein so staatsfrommer Mann wie Rohde schrieb (Tübingen, 8. April

Ähnlichkeit mit Bismarck im Familienbedürfnis

1881, Briefe II, S. 562): „Es wäre freilich vieles anders, wenn irgend ein Mensch in der Nähe wäre, der es mit mir wagen wollte, und mir ein wenig Feuer von seinem Feuer mitteilte; ich würde dafür jetzt empfänglicher sein als früher. Aber freilich, unsre deutschen Professoren! die unter der Bismarckischen Atmosphäre noch täglich mehr sich selbst verlieren!" Zu Anfang der achtziger Jahre machte Nietzsche die Reichsleitung dafür verantwortlich, daß die deutsche Sprache sich zusehends militarisiere (Fröhliche Wissenschaft, S. 104): „Die öffentlichen deutschen Kundgebungen, die auch ins Ausland dringen, sind nicht von der deutschen Musik inspiriert, sondern von eben jenem neuen Klange einer geschmackwidrigen Anmaßung. Fast in jeder Rede des ersten deutschen Staatsmannes und selbst dann, wenn er sich durch sein kaiserliches Sprachrohr vernehmen läßt, ist ein Akzent, den das Ohr eines Ausländers mit Widerwillen zurückweist: aber die Deutschen ertragen ihn, — sie ertragen sich selber." — Noch später empfand er vor allem in Bismarcks Werk etwas wie Obskurantismus; er schreibt an seine Freundin v. Meysenbug (Sils, 24. September 1886, Briefe III, S. 619): „Nach dem zu urteilen, was ich bisher von Wagnerianern kennen gelernt habe, scheint mir die heutige Wagnerei eine unbewußte Annäherung an Rom, welche von innen her dasselbe tut, was Bismarck von außen tut." — Bis schließlich er, der Enthusiast der Macht, auf recht gewundene Weise sich von seinen nationalen Gefühlen emanzipiert; er schreibt an den Freiherrn von Seydlitz aus Nizza (12. Februar 1888, Briefe I, S. 496): „Gott läßt, mit dem ihm eigenen Zynismus, gerade über uns seine Sonne schöner scheinen, als über das so viel achtbarere Europa des Herrn von Bismarck (— das mit fieberhafter Tugend an seiner Bewaffnung arbeitet und ganz und gar den Aspekt eines heroisch gestimmten Igels darbietet)." In der „Götzendämmerung" (IX, S. 11) heißt es: „Gibt es deutsche Philosophen? gibt es deutsche Dichter? gibt es gute deutsche Bücher?" — fragt man mich im Ausland. Ich erröte; aber mit der Tapferkeit, die mir auch in verzweifelten Fällen zu eigen ist, antworte ich: „Ja, Bismarck!"

Bismarck als Kulturverderber

Schließlich gehören auch die natürlich rein nur auf Nietzsches Innenleben sich erstreckenden Erfahrungen mit Bismarck in die große Kette seiner Enttäuschungen[51]. Unmißverständlich hatte er auf ihn hingedeutet: „Möge Europa bald einen großen Staatsmann hervorbringen und der, welcher jetzt in dem kleinlichen

Zeitalter plebejischer Kurzsichtigkeit als der große Realist gefeiert wird, klein dastehen." Welches war denn nun in Nietzsches Abneigung gegen Bismarck eigentlich der wunde Punkt? In den überhaupt sehr reichhaltigen Auszügen aus den Briefen des Dr. Paneth läßt sich hierfür ein wichtiger Gesichtspunkt gewinnen. Während dieser in Nizza geführten Gespräche soll Nietzsche einmal geäußert haben, Wagner hätte sich auch für Bismarck begeistern wollen, das sei ihm aber nicht gelungen, er sei auf Bismarck eifersüchtig gewesen (Biographie II, S. 492). Hierzu hat Overbeck bemerkt: „Ist es Nietzsche selbst nie gewesen?" Wenn ja, so müßte das uns die Augen öffnen für die Heftigkeit und Unverträglichkeit von Nietzsches Selbstbewußtsein: Bismarck ihm im Wege! Dabei war doch sicher Bismarck das schönste Beispiel für Nietzsches Übermenschen im weitesten Umkreise, schöner und bei weitem greifbarer als dessen Zarathustra. Jedenfalls war Bismarck für unsere Zeit der wirksamste Prediger, wie entbehrlich für alle irdische Wirksamkeit die Religion ist. Er war Christ — in Anwendung eines paulinischen Rezeptes, — als ob er es nicht wäre; er hat sich durch sein Christentum, so große Stücke er darauf hielt, niemals irgendwie ernstlich geniert gefühlt. Nietzsches Unterlassung, aus sich einen Herold Bismarcks zu machen, bleibt daher auffallend und ist vielleicht in der Tat als eine merkwürdige Art von Mißgunst zu deuten.

Nietzsches Eifersucht auf Bismarck

Lassen auch Nietzsches Urteile über die Deutschen an sackgrober Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig, so verhehlt sich gerade dieser Haß nur schlecht als das, was er im Grunde ist: als zurückgetretene Liebe. In der „Götzendämmerung" richtet er seinem Groll ein besonderes Reservoir ein unter der Überschrift: „Was den Deutschen abgeht." Dort heißt es: „Das neue Deutschland stellt ein großes Quantum vererbter und angeschulter Tüchtigkeit dar, so daß es den aufgehäuften Schatz von Kraft eine Zeitlang selbst verschwenderisch ausgeben darf. Es ist nicht eine hohe Kultur, die mit ihm Herr geworden, noch weniger ein delikater Geschmack, eine vornehme ‚Schönheit' der Instinkte; aber männlichere Tugenden, als sonst ein Land Europas aufweisen kann. Viel guter Mut und Achtung vor sich selber, viel Sicherheit im Verkehr, in der Gegenseitigkeit der Pflichten, viel Arbeitsamkeit, viel Ausdauer — und eine angeerbte Mäßigung, welche eher des Stachels als des Hemmschuhs bedarf. Ich füge hinzu, daß hier noch gehorcht wird, ohne daß das Gehorchen demütigt.

Nietzsches Deutschenhaß als zurückgetretene Liebe

. . . . Und niemand verachtet seinen Gegner. . . . Man sieht, es ist mein Wunsch, den Deutschen gerecht zu sein: ich möchte mir darin nicht untreu werden." — Was er den Deutschen in einer zuversichtlichen Stunde wirklich zutraute, hat er im Aphorismus 105 der „Fröhlichen Wissenschaft" niedergelegt: Die Deutschen als Künstler: — „Es sei denn, daß er sich in das Erhabene und Entzückte hinaufhebt, dessen manche Passionen fähig sind. Dann wird sogar der Deutsche schön! . . . ein wirkliches tiefes Verlangen also, über die Häßlichkeit und Ungeschicktheit hinauszukommen, mindestens hinauszublicken — hin nach einer besseren, leichteren, südlicheren, sonnenhafteren Welt." — Derartige Äußerungen geben sich bei Nietzsche als politische Kritik, sind es aber nicht. Es ist immer nur der Wertmesser der Kultur, dessen Skala Nietzsche bei seinen Urteilen über das Reich ablest.

Seine Antipathie gegen die Deutschen Geschmackssache

Daher war Nietzsches wachsende Antipathie gegen die Deutschen im Grunde gar nicht politisch begründet; sie war recht eigentlich Geschmackssache. Bei dem überhaupt schillernden, nicht scharf abgegrenzten Verhältnis von Moral und Ästhetik bei Nietzsche ist dies zu begreifen. Aus den bereits bekannten Fragmenten des Ecce homo geht dies deutlich hervor: „Von dem Augenblick an, wo es einen Klavierauszug des Tristan gab — mein Kompliment, Herr von Bülow! — war ich Wagnerianer. Die älteren Werke Wagners sah ich unter mir — noch zu gemein, zu „deutsch". . . . Ich nehme es als ein Glück ersten Ranges, zur rechten Zeit gelebt und gerade unter Deutschen gelebt zu haben, um reif für dies Werk zu sein." (Biographie II, S. 79.) Die Geburt der Tragödie nennt er „politisch indifferent — ‚undeutsch' wird man heute sagen —" (II, S. 102). Seinen Schrecken vor Bayreuth faßt er in die Worte zusammen: „Was war geschehen? Man hatte Wagner ins Deutsche übersetzt! Der Wagnerianer war Herr über Wagner geworden! Die deutsche Kunst! der deutsche Meister! das deutsche Bier! . . . Wir andern, die wir nur zu gut wissen, zu was für raffinierten Artisten, zu welchem Kosmopolitismus des Geschmacks Wagners Kunst allein redet, waren außer uns, Wagner mit deutschen Tugenden behängt wiederzufinden. . . Der arme Wagner! Wohin war er geraten! Wäre er doch wenigstens unter die Säue gefahren! Aber unter Deutsche?!" (II, S. 268.) In seiner letzten radikalen Periode ist er mit Deutschland ein- für allemal fertig: „Ich glaube nur an französische Bildung und halte alles, was sich sonst in Europa Bildung

nennt, für Mißverständnis, nicht zu reden von der deutschen Bildung. . . . Die wenigen Fälle hoher Bildung, die ich in Deutschland vorfand, waren alle französischer Herkunft, vor allem Frau Cosima Wagner, bei weitem die erste Stimme in Fragen des Geschmacks, die ich gehört habe. . . . Soweit Deutschland reicht, verdirbt es die Kultur. Der Krieg erst hat den Geist in Frankreich erlöst." (Aus Ecce homo. Biographie II, 888.)

Die Ablehnung des „Reiches" durch Nietzsche galt aber wohl nicht so sehr der germanischen Rasse. Seine Verherrlichung des Deutschen als des vollkommenen Kriegers und seine Bewunderung der „blonden Bestie" erwuchsen aus seinen innersten Herrschaftsinstinkten. Es fehlt auch an verschämten Nebensätzen nicht, die den Stolz auf sein deutsches Blut nur schlecht verhehlen. Viel echter und tiefer eingewurzelt war sein Widerwille gegen Liberalismus und Demokratie. Es wird schwer halten, selbst verstohlene Gelüste nach Popularität in Äußerungen von ihm nachzuweisen, was bei seinem unbändigen Ehrgeiz nicht wenig heißen will. Da wirkte noch der Schlachtendonner von Wörth und Metz und das Gewimmer der Verwundeten in den Lazaretten nach. Der höchste Preis der Nation, das Blut der Tapfersten war bezahlt worden, teuer und wertvoll genug, um das Beste dafür einzulösen. Was war nun dieses Beste gewesen? Der „Anmarsch des Pöbels", die Veräußerlichung und Vergröberung des Willens zur Kultur, der Wohlstand als Mammonismus, die Einschätzung geistiger Kräfte auf ihren Geldwert hin. Sedan war die neue, große Konventionslüge geworden. Nietzsche hatte die schärfste Witterung für diese Grundgefahr mitbekommen. Aber sein Hang zur Doktrin, sein Unvermögen, mit dem momentanen Pulsschlag des Lebens Fühlung zu gewinnen, spielten ihm hier vielleicht ihren schlimmsten Streich. Mochte er immerhin nur daneben zu stehen kommen, das hinderte ihn nicht, im Gegenteil, das befähigte ihn zur Anschauung — und nun hat er sich tatsächlich zum brennendsten Problem unserer Zeit, zur volkswirtschaftlichen Umwälzung nicht etwa als Zuschauer, sondern ganz einfach wie ein Blinder verhalten. Für die von Grund aus sozialen Wurzeln der modernen Bewegung hatte er keinen Sinn, als den eingefleischt bürgerlichen, der sich über eine aufsteigende Gefahr und deren wirksamste Abwehr Gedanken macht.

Widerwille gegen Liberalismus und Demokratie

Noch am meisten soziale Kenntnis besaß er um die Zeit seiner Amtsniederlegung; im „Wanderer und sein Schatten" verrät er zweifellos eine ernsthafte Einsicht in die Arbeiterfrage und in das Zeitalter der Maschine. Aber um eine eigene Meinung hat er kaum gerungen, was er als solche kundgibt, nimmt sich aus wie ein Echo von Unterhaltungen, wie sie in der Industriestadt Basel im Milieu der Arbeitgeber geführt worden sein mögen. Reformen sind nötig; es gilt aber vor allem den arbeitsamen kleinen Mann zu schützen, der sein kleines Geschäft oder Handwerk mit dem vollen Aufwand seiner persönlichen Energie zu halten gezwungen ist. Insofern in dieser Auffassung eine individualistische Note mit anklingt, mag es für konsequent gelten, Nietzsche als Fürsprecher des Mittelstandes zu vernehmen: „Wird die Ungerechtigkeit des Besitzes stark empfunden — der Zeiger der großen Uhr ist einmal wieder an dieser Stelle —, so nennt man zwei Mittel, derselben abzuhelfen: einmal eine gleiche Verteilung und sodann die Aufhebung des Eigentums und der Zurückfall des Besitzes an die Gemeinschaft. . . . Damit der Besitz fürderhin mehr Vertrauen einflöße und moralischer werde, halte man alle Arbeitswege zum kleinen Vermögen offen, aber verhindere die mühelose, die plötzliche Bereicherung; man ziehe alle Zweige des Transports und Handels, welche der Anhäufung großer Vermögen günstig sind, also namentlich den Geldhandel, aus den Händen der Privaten und Privatgesellschaften — und betrachte ebenso die Zuviel- wie die Nichts-Besitzer als gemeingefährliche Wesen." (285.) „Es versuchen jetzt alle politischen Mächte, die Angst vor dem Sozialismus auszubeuten, um sich zu stärken. Aber auf die Dauer hat doch allein die Demokratie den Vorteil davon: denn alle Parteien sind jetzt genötigt, dem ‚Volke' zu schmeicheln und ihm Erleichterungen und Freiheiten aller Art zu geben, wodurch es endlich omnipotent wird. Das Volk ist vom Sozialismus, als einer Lehre von der Veränderung des Eigentumerwerbes, am entferntesten: und wenn es erst einmal die Steuerschraube in den Händen hat, durch die großen Majoritäten seiner Parlamente, dann wird es mit der Progressivsteuer dem Kapitalisten-, Kaufmanns- und Börsenfürstentum an den Leib gehen und in der Tat langsam einen Mittelstand schaffen, der den Sozialismus wie eine überstandene Krankheit vergessen darf." (292.) Mag man diesen Standpunkt auch sympathisch und gerecht finden, es ist eben gerade bei Nietzsche kein eigentlicher Standpunkt,

Nietzsche ursprünglich Fürsprecher des Mittelstandes

ſondern nur eine Ausflucht und oberflächliche Abfindung, wenn man bedenkt, was ſonſt bei ihm eine theoretiſche Stellungnahme zu bedeuten hat, wie ſauer er es ſich ſtets werden ließ, einem Problem, das ihm wirklich am Herzen lag, auf ſachliche Weiſe beizukommen, in der Fußſpur der wiſſenſchaftlichen Methode. Fragen der Volkswirtſchaft fielen nicht in dieſen Kreis ſeiner engeren Intereſſen. Hat er Comtes Cours de philosophie positive überhaupt höchſtens angeleſen, ſo jedenfalls den fünften und ſechſten Band, der den Verſuch einer „Geſellſchaftsphyſik" enthält, kaum je ernſthaft zur Hand genommen; ſich bei Herbert Spencer die ſoziologiſche Frageſtellung klar zu legen, davon hielt ihn von vornherein ſein Moraliſtenvorurteil gegen das „engliſch Engelhafte Glücks-Comfort-Krämertum" fern. Die Theoretiker des Sozialismus, Marx, Laſſalle, Engels, hat er ignoriert, obſchon ihm wenigſtens zu Laſſalle, der ein zweibändiges Werk über Heraklit von Epheſus geſchrieben hat, von ſeiner Philologenzeit her eine Brücke geſchlagen war.

Doch hieße es Nietzſche ſchweres Unrecht zufügen, ihm, dem vorbildlich Anſpruchsloſen und Bedürfniskargen, wenn man ſeinen Empfindungen die Gerechtigkeit gegen den vierten Stand nicht zutraute, obwohl er theoretiſch ihren Forderungen ſo fern wie möglich ſteht. Wieviel Herz er zur guten Stunde für den Arbeiter haben konnte, beweiſt die ſchöne Stelle über den „unmöglichen Stand" (Morgenröte, Aph. 206): „Arm, fröhlich und unabhängig! — das iſt beiſammen möglich; arm, fröhlich und Sklave! — das iſt auch möglich, — und ich wüßte den Arbeitern der Fabrik-Sklaverei nichts beſſeres zu ſagen: geſetzt, ſie empfinden es nicht überhaupt als Schande, dergeſtalt, wie es geſchieht, als Schrauben einer Maſchine und gleichſam als Lückenbüßer der menſchlichen Erfindungskraft verbraucht zu werden! Pfui! zu glauben, daß durch höhere Zahlung das Weſentliche ihres Elends, ich meine ihre unperſönliche Verknechtung, gehoben werden könne! Pfui! ſich aufreden zu laſſen, durch eine Steigerung dieſer Unperſönlichkeit, innerhalb des maſchinenhaften Getriebes einer neuen Geſellſchaft, könne die Schande der Sklaverei zur Tugend gemacht werden! Pfui! einen Preis zu haben, für den man nicht mehr Perſon bleibt, ſondern Schraube wird! Seid ihr die Mitverſchworenen in der jetzigen Narrheit der Nationen, welche vor allem möglichſt viel produzieren und möglichſt reich ſein wollen? Eure Sache wäre es, ihnen die Gegenrechnung vorzu-

Der „unmöglich e Stand"

halten; wie große Summen inneren Wertes für ein solches äußerliches Ziel weggeworfen werden! Wo ist aber euer innerer Wert, wenn ihr nicht mehr wißt, was frei athmen heißt? euch selber nicht einmal notdürftig in der Gewalt habt? eurer wie eines abgestandenen Getränkes allzu oft überdrüssig werdet? nach der Zeitung hinhorcht und den reichen Nachbar anschielt, lüstern gemacht durch das schnelle Steigen und Fallen von Macht, Geld und Meinungen? wenn ihr keinen Glauben mehr an die Philosophie, die Lumpen trägt, an die Freimütigkeit des Bedürfnislosen habt? wenn euch die freiwillige, idyllische Armut, Berufs- und Ehelosigkeit, wie sie recht wohl den Geistigeren unter euch anstehen sollte, zum Gelächter geworden ist? Dagegen die Pfeife der sozialistischen Rattenfänger immer im Ohre tönt, die euch mit tollen Hoffnungen brünstig machen wollen? welche euch heißen, bereit zu sein und nichts weiter, bereit von heute auf morgen, so daß ihr auf etwas von außen her wartet und wartet und in allem sonst lebt, wie ihr sonst gelebt habt, — bis dieses Warten zum Hunger und zum Durst und zum Fieber und zum Wahnsinn wird, und endlich der Tag der bestia triumphans in aller Herrlichkeit aufgeht?" — Ganz gelegentlich streifte ihn eine Ahnung von den theoretisch entscheidenden Faktoren für eine künftige elementare Übermacht des Sozialismus: „Die Presse, die Maschine, die Eisenbahn, der Telegraph sind Prämissen, deren tausendjährige Konklusion noch niemand zu ziehen gewagt hat."

„Die Philosophie, die Lumpen trägt"

Wohl ist Nietzsche um Heilmittel gegen den anschwellenden Einbruch des Proletariats in unsere europäischen Kulturzustände nicht verlegen; aber sie sind so utopistischer und phantastischer Natur, daß es schwer hält, sie ernst zu nehmen. „China ist das Beispiel eines Landes, wo die Unzufriedenheit im großen und die Fähigkeit der Verwandlung seit vielen Jahrhunderten ausgestorben ist; und die Sozialisten und Staatsgötzendiener Europas könnten es mit ihren Maßregeln zur Verbesserung und Sicherung des Lebens auch in Europa leicht zu chinesischen Zuständen und einem chinesischen ‚Glücke' bringen, vorausgesetzt, daß sie hier zuerst jene kränklichere, zartere, weiblichere, einstweilen noch überreichlich vorhandene Unzufriedenheit und Romantik ausrotten könnten." (Fröhliche Wissenschaft 24.) Die Arbeiter sollen doch einfach samt und sonders auswandern; außerhalb Europas werden die Tugenden Europas mit diesen Arbeitern auf der Wanderschaft sein; und das, was zu gefährlichem Mißmut und verbrecherischem

Ein chinesisches Glück als rettender Ausweg

Hang innerhalb der Heimat zu entarten begann, wird draußen eine wilde, schöne Natürlichkeit gewinnen und Heroismus heißen. Allerdings wird es dann in Europa an Arbeitskräften etwas fehlen! Nun, dann wird man eben einige Bedürfnisse wieder verlernen! „Vielleicht auch wird man dann Chinesen hereinholen; und diese würden die Denk- und Lebensweise mitbringen, welche sich für arbeitsame Ameisen schickt." (Morgenröte 206, Ende.) In jenen Jahren [1880/8] hat Nietzsche dem Sozialismus eine eigene Studie zu widmen beabsichtigt; was davon im Nachlaß veröffentlicht ist, erhärtet nur entweder seine Unfähigkeit oder seinen Mangel an gutem Willen, die naturwissenschaftliche, realistische Betrachtungsweise, auf die er sich sonst für seine Psychologie so viel zugute tut, auch auf das ungeheuere Phänomen der wirtschaftlichen Revolution innerhalb der heutigen Menschheit anzuwenden. Immer scheitert sein Verständnis an seiner individualistischen Befangenheit; entweder er kommt nicht von der vulgären unwissenschaftlichen Ansicht frei, daß der revolutionäre Wille den Köpfen unruhiger und unklarer Individuen entspringe, oder er spart sich alle Gründe und wirft sich trotzig in die Brust: „Ich weiß, woran diese Staaten zugrunde gehen werden, an dem Non plus ultra-Staat der Sozialisten; dessen Gegner bin ich, und schon im jetzigen Staate hasse ich ihn. Ich will versuchen, auch im Gefängnis noch heiter und menschenwürdig zu leben. Die großen Jammerreden über menschliches Elend bewegen mich nicht, mitzujammern, sondern zu sagen: das fehlt euch, ihr versteht nicht als Person zu leben und habt der Entbehrung keinen innern Reichtum und keine Lust an der Herrschaft entgegenzustellen." (Taschenausgabe V, S. 390.) Man weiß nicht, soll man lachen: der deutsche Professor, wie er im Buche steht! Aus eigener Machtvollkommenheit macht er die Millionen, die hinter Bebel stehen, zu Zwischendeckspassagieren und befördert sie wohlmeinend wenn nicht ins Jenseits, so doch in die Tropen oder nach Grönland. Das möchte ihm noch eher hingehen, wenn er nicht immer als oberstem Grundsatz der Rücksicht auf die Wirklichkeit huldigte. Nun verstand er aber nichts von Soziologie, besaß jedoch so viel Ahnung von ihrer Wichtigkeit, daß er es nicht über sich brachte, hierin als Ignorant dazustehen, und so urteilte er denn über diese wichtigen Dinge als grüner Dilettant. Zu seiner Entschuldigung dient natürlich, daß er unmöglich alle ihm fehlenden Kenntnisse auf einmal nachholen konnte. In seiner Philologenzeit

„Der Non plus ultra-Staat der Sozialisten"

hatte er sich außer dem Fachapparat eine umfängliche allgemein philosophische Belesenheit angeeignet, darüber hinaus verlegte er sich, zur Stützung der Wiederkunftslehre, auf mathematische und physikalische Studien, die Soziologie ging leer aus. Es mag an persönlicher Anregung gefehlt haben. Doch war Nietzsche beim Fachkollegen für Nationalökonomie von Miaskowski, der Basel erst nach Nietzsche verließ, Hausfreund; die Anfangsgründe hätten sich auch da nebenher wohl aneignen lassen. Es scheint also das zwingende Interesse gefehlt zu haben. Dies erklärt sich auf sehr einfache Weise durch den auch sonst zu beobachtenden Mangel an Wirklichkeitssinn und das Übergewicht an Ideologie bei ihm. Daraus erwächst ihm kein persönlicher Vorwurf, wohl aber seinem Werk, das sich gerne den Anschein enzyklopädischer Allumfassenheit gibt: eine empfindliche Sachlücke. Diese Lücke wird geradezu verhängnisvoll dadurch, daß es bei dem Interessemangel sein Bewenden nicht hatte, sondern auch seine Gefühlswelt an der seiner von Grund aus gütigen Natur im Blute liegenden Ausdehnung auf das altruistische Gebiet verhinderte. Es hätte ihn nicht von seinem Radikalindividualismus abzulenken brauchen, aber sicher diesem seine Härte genommen, wenn Nietzsche auch dem Arbeiterstande die Möglichkeit, menschliche Edelinstinkte zu entfalten, zugestanden hätte und nicht bloß der gebildeten und begüterten Menschenklasse. Insofern ist seine Lehre weit weniger Adels- als Bougeoisphilosophie und fordert in diesem Punkt die überhaupt strengste Kritik heraus, obschon er gerade hierfür noch wenig zur Rechenschaft gezogen worden ist. Deshalb ist eine der wichtigsten Schriften der bisherigen Nietzscheliteratur die Broschüre von Ferdinand Tönnies „Nietzschekultus" 1897. Der Verfasser, als sozialwissenschaftlicher Schriftsteller und Universitätslehrer orthodoxer Marxist, beurteilt Nietzsche nach seinem soziologischen Versäumnis.

Nietzsches Ideologie als Hemmung seines Altruismus

Nietzsches letzte Urteile über den Sozialismus gleichen den Manifesten eines Fürsten, der von seinen Höflingen darüber beständig hinters Licht geführt wird, daß er längst ein Herrscher ohne Volk ist. Nur unter vollständiger Ausschaltung des Bewußtseins von seiner Ohnmacht in sozialen Dingen konnte Nietzsche den Aphorismus 40 der „Götzendämmerung", Streifzüge eines Unzeitgemäßen, schreiben: „Die Dummheit, im Grunde die Instinktentartung, welche heute die Ursache aller Dummheiten ist, liegt darin, daß es eine Arbeiterfrage gibt. Über gewisse Dinge fragt man nicht: erster Im-

perativ des Instinkts. Ich sehe durchaus nicht ab, was man mit dem europäischen Arbeiter machen will, nachdem man erst eine Frage aus ihm gemacht hat. . . . Man hat den Arbeiter militärtüchtig gemacht, man hat ihm das Koalitionsrecht, das politische Stimmrecht gegeben: was Wunder, wenn der Arbeiter seine Existenz heute bereits als Notstand (moralisch ausgedrückt als Unrecht) empfindet? Aber was will man? nochmels gefragt. Will man einen Zweck, muß man auch die Mittel wollen: will man Sklaven, so ist man ein Narr, wenn man sie zu Herren erzieht." Nietzsche bewegt sich hier immer noch in der Einbildung, als handle es sich bei der Arbeiterbewegung um die angeschwollenen Folgen eines Lapsus, der bei guter Einsicht zur rechten Zeit zu vermeiden gewesen wäre; jene Instinktentartung, die er den Herrschenden vorwirft, war vielmehr die sicherste instinktive Regung zur eigenen Rettung; das Land, in dem die Königsherrschaft auf den festesten Füßen steht, Preußen, hält in der gesetzgeberischen Arbeit der staatlichen Versicherung und Fürsorge die führende Spitze ein; es hat also gerade dadurch am besten das Heft in den Händen behalten, daß es am intensivsten aus dem Arbeiter eben eine Frage gemacht hat.

Die Arbeiterfrage als Fehlgriff der Regierenden

Dieses Verdienst Preußens um die soziale Gesetzgebung wird dadurch nicht geschmälert, daß es den Anstoß dazu von Frankreich übernahm, insofern Bismarck einfach die zweihundert Jahre alten Schutzeinrichtungen, die Colbert im Interesse der Küstenbevölkerung für Unfall, Invalidität und Alter ins Leben gerufen hatte, zu einer allgemeinen Arbeiterversicherung erweiterte. Ein derartiger geschichtlicher Sachverhalt entbehrte des rein menschlichen Interesses nicht; außerdem konnte ja Nietzsche, wenn ihn eine unüberwindliche Abneigung von den Büchern der militanten Sozialisten fern hielt, zu den Werken von List, Thünen oder Rodbertus greifen, wie er sich ja mit ihm noch viel ferner liegenden mathematischen und physikalischen Spezialwerken auch abgemüht hat. Er zog es aber vor, in diesen Dingen den ernsten Wissenstrieb ruhen zu lassen und lediglich aus der Tiefe des Gemüts heraus große Worte zu machen — hierin also, im Sinne des Heineschen Spottes, ein guter Deutscher. Dabei pochte Nietzsche auf die persönliche Bekanntschaft Guiseppe Mazzinis; im Februar 1871 hatten er und seine Schwester mit dem genuesischen Verschwörer und Volkstribun unter auch sonst hochromantischen Umständen die Postschlittenfahrt über den Gotthard von Flüelen nach Lugano gemacht (Biographie II, 56): „Mit uns wohnte

in demſelben Hotel, unter dem angenommenen Namen Mr. Brown, Mazzini mit einem jugendlichen Begleiter. Mein Bruder war zu angegriffen, um irgendwelche Reiſebekanntſchaft machen zu wollen, dagegen war ich ſehr dazu bereit, zumal dieſer edle Flüchtling, der von Alter und Kummer gebeugt, ſich dem heißgeliebten Vaterlande nur heimlich unter falſchem Namen nahen durfte, mir als eine außerordentlich ergreifende Geſtalt erſchien. Dieſe ganze Gotthardreiſe, in winzig kleinen, nur für zwei Perſonen berechneten Schlittchen unternommen, von prachtvollſtem Wetter begünſtigt, das die düſteren Szenerien ſowohl, als die in Gold-Blau-Weiß gehüllten Winterlandſchaften in unbeſchreiblicher Schönheit erſcheinen ließ, die geiſtvollen Unterhaltungen Mazzinis, der ſich an allen Stationen mit großer Liebenswürdigkeit zu uns geſellte, ein Unglücksfall, der uns erſchreckte, als wir die ſteilen Zickzackwege von der ſchwindelnden Höhe des Gotthard in das Val Tremola wie auf Flügeln hinunterſauſten, — alles, alles zuſammen gab dieſer Reiſe einen eigenen, nie vergeſſenen Zauber. Ein Goetheſches Wort, das Mazzini mit fremdartiger Betonung ſeinem jugendlichen Begleiter wiederholt zitierte, blieb von da an eine Lieblings- und Lebensmaxime für uns beide: „Sich des Halben zu entwöhnen und im Ganzen, Vollen, Schönen reſolut zu leben." Dieſes Zitat hat in Nietzſches Sprachſchatz eine Rolle geſpielt; er kam ſich „Goethiſch-Mazziniſch reſolut" vor (Briefe I, 194, 229, II, 377) und wurde von befreundeter Seite, z. B. von Coſima Wagner daraufhin begrüßt (Biographie II, 9); aber einen weiteren Schluß daraus zu ziehen, daß ſich ein ſolches Kulturſymptom an einem demagogiſchen Agitator hatte wahrnehmen laſſen, kam ihm nicht in den Sinn. Auch zehn Jahre ſpäter nicht, als er in Genua Mazzinis Grab beſuchte (Biographie II, 392). Das perſönliche Zuſammentreffen mit einem bedeutenden Proletarier war ihm gerade ſo ſehr nur eine ſenſationelle Kurioſität geweſen, wie gleich hinterher in Lugano der Verkehr mit dem Bruder Moltkes und deſſen Familie. Er ſpürte nicht, wie ſehr ihn die Verkörperung etwas anzugehen hatte, die ihm in Mazzini entgegentrat.

Kein hiſtoriſches Verſtändnis für den wirtſchaftlichen Klaſſenkampf

Dieſer nachdrücklichſten, unumgänglichſten, impoſanteſten Ausgeſtaltung der Wirklichkeit, wie ſie im wirtſchaftlichen Klaſſenkampf für unſere Zeit gegeben vorliegt, hätte Nietzſche hiſtoriſch näher zu treten wirklich alle Urſache gehabt. Knüpft er doch mit ſeinem Zentralbegriff „freier Geiſt" direkt an die Aufklärungs-

bewegung des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts an. Da mußte er wahrnehmen, wie eine freie und wissenschaftliche Denkungsart zwar die Höfe, den Adel und auch die Spitzen des Bürgertums erfaßte, von ihnen aber vorsichtig bewahrt und höchstens tropfenweise den tieferen Volksschichten eingeflößt wurde. Auf diese Weise war Bildung mit Besitz verschwistert; eine nüchterne, überlegene Denkungsart wird zum Privilegium des begüterten Mannes, während der Arme seiner Dumpfheit oder unklaren Aufwallungen ausgeliefert bleibt. In diesem halbdunkeln Triebleben der Massen speicherte sich eine starke Explosivkraft auf; die Gelegenheit zu Entzündungen und Ausbrüchen häufte sich mit der schwergewichtsartig um sich greifenden Senkung der allgemeinen Intelligenz tiefer und breiter hinab in die Abgründe der Volkspsyche. Was nun auch immer erfolgen mochte, jedenfalls ging es vulkanisch zu, mit elementaren Naturgewalten, gänzlich unabhängig vom Gutdünken und Willen des einzelnen. Eine junge, monistische Philosophie brachte in Verbindung mit der ebenso jungen philologischen Wissenschaft die Lehre von den Tatsachen und der Entwicklung des menschlichen Zusammenlebens hervor, die Soziologie. Gewiß ist das wirtschaftliche Lohnproblem, die Frage nach der Stillung des Hungers anfänglich das treibende Motiv gewesen; aber die rote Internationale bleibt dabei nicht stehen; sie nennt ein oberes idealistisches Stockwerk ihr eigen; ein positiver, synthetischer, gemeinschaftlicher Zug geht durch das echte sozialwissenschaftliche Denken. Ihre Wirtschaftsordnung ist zugleich Weltanschauung und läßt keine Lücke auf Erden unausgefüllt. Daher die wirkliche Gefahr und unheimliche Gewalt ihrer Drohung. Von diesen für seine vergötterte Wirklichkeit sehr schwer in Betracht fallenden Dingen und Zuständen besaß Nietzsche höchstens ein Halbwissen. Die Art seiner Stellungnahme gegen den Sozialismus ist nur begreiflich, weil er von dessen innersten Wesen keine rechte Ahnung hatte. Nietzsche unterfängt sich, auf dem Felde seiner Phantasie eine Parallelentwicklung anzubauen. Er meint der Erde treu zu bleiben und der Wirklichkeit ihren vollen Tribut entrichtet zu haben mit seinem Plan einer Gegenzüchtung zur Moral, mit der Stärkung und Speisung eines höherwertigen Typus Mensch. „Das Haustier, das Herdentier, das kranke Tier Mensch, der Christ" — die will er einfach in die Tasche stecken und will die dekadente Gattung verdrängen und ersetzen durch die entthronten natürlichen

Die sozialistische Wirtschaftsordnung zugleich Weltanschauung

Wertungen. Bei alledem spukt das Theologenblut, das in seinen Adern fließt: es sind Träume der Knabenzeit, die er weiterspinnt. In der Vorrede zur „Genealogie der Moral" erzählt er (Aph. 3):

Konfirmandengrübeleien

„In der Tat ging mir bereits als dreizehnjährigem Knaben das Problem vom Ursprung des Bösen nach: ihm widmete ich, in einem Alter, wo man ‚halb Kinderspiele, halb Gott im Herzen' hat, mein erstes literarisches Kinderspiel, meine erste philosophische Schreibübung — und was meine damalige ‚Lösung' des Problems anbetrifft, nun, so gab ich, wie es billig ist, Gott die Ehre und machte ihn zum Vater des Bösen. Wollte es gerade so mein ‚A priori' von mir? jenes neue unmoralische, mindestens immoralistische ‚A priori' und der aus ihm redende ach! so anti-Kantische, so rätselhafte ‚kategorische Imperativ', dem ich inzwischen immer mehr Gehör und nicht nur Gehör geschenkt habe? . . . Glücklicherweise lernte ich beizeiten das theologische Vorurteil von dem moralischen abscheiden und suchte nicht mehr den Ursprung des Bösen hinter der Welt. Etwas historische und philologische Schulung, eingerechnet ein angeborener wählerischer Sinn in Hinsicht auf psychologische Fragen überhaupt, verwandelte in Kürze mein Problem in das andere: unter welchen Bedingungen erfand sich der Mensch jene Werturteile gut und böse? und welchen Wert haben sie selbst? Hemmten oder förderten sie bisher das menschliche Gedeihen? Sind sie ein Zeichen von Notstand, von Verarmung, von Entartung des Lebens? Oder umgekehrt, verrät sich in ihnen die Fülle, die Kraft, der Wille des Lebens, sein Mut, seine Zuversicht, seine Zukunft? — Darauf fand und wagte ich bei mir mancherlei Antworten, ich unterschied Zeiten, Völker, Ranggrade der Individuen, ich spezialisierte mein Problem, aus den Antworten wurden neue Fragen, Forschungen, Vermutungen, Wahrscheinlichkeiten; bis ich endlich ein eigenes Land, einen eigenen Boden hatte, — eine ganze verschwiegene, wachsende, blühende Welt, heimliche Gärten gleichsam, von denen niemand etwas ahnen durfte . . ." Halten wir das fest; ins Extrem umgeschlagene Konfirmandengrübeleien sind der Mutterboden von Nietzsches Umwertung aller Werte; nicht Erfahrungen am eigenen Leibe voll Schwielen und Wunden, nicht der Anblick des grausamen, unerbittlich harten Lebens, nicht das Elendsgeheul der hungernden Menge, mit der man Mitleid hat, brachte ihn zu dem gereiften, mannhaften Entschluß: „Es muß anders werden in der Welt!" Nein — er war nun einmal als kleiner

Weltverbesserer auf die Welt gekommen; sein Predigertrieb, verbunden mit einem phantasternden Geiste und der Lust zu fabulieren, ließen ihn nicht gern an der Welt einen guten Faden finden, noch lange ehe sie ihm das geringste zuleide getan hatte. Mit dieser Auffassung wären wir freilich sofort im Unrecht, wenn er eine nicht so heitere und glückliche Jugend durchgemacht haben sollte, wie seine Schwester es im ersten Bande ihrer Biographie dargestellt hat. Leider mehren sich die Zweifel über die Zuverlässigkeit ihres Bildes vom Bruder auf Schritt und Tritt, so daß das Mißtrauen überhand nimmt, ob man sich auch für die Schilderung der gemeinsam durchlebten Jugendjahre auf sie verlassen darf. Wäre das nicht der Fall, hätte Nietzsche schon damals sich in einem innern Gegensatz zu Mutter und Schwester befunden, so käme jenem Geständnis von seiner frühen Kritik an Gott und der Welt natürlich die ernste Bedeutung zu, die er ihr selber beilegte. Dann hätte zu seinen ersten Lebensregungen auch ein geheimer Trotz gegen die nächste Umgebung gehört, die unverkennbare Wurzel seines letzten geistigen Fanatismus. Dies zu wissen wäre sehr bedeutsam, müßte aber erst noch durch feste Anzeichen zu erhärten sein. Einstweilen teilen wir die Ansicht der Schwester, sein Knabengeist habe sich harmonisch und ohne Zwiespalt in der zunehmenden Rezeptivität des gescheiten Schülers entfaltet. Der Hang zur unrealen Ideologie wäre dann das Ursprüngliche gewesen und die ausgeprägte Kritikerbegabung erst später als Mitgift der erwachenden Mannbarkeit hinzugekommen.

Weltverbesserer aus Weltunkunde

Nur war es dann unrecht von ihm, Jean Jacques Rousseau so gar nicht gelten zu lassen. Nietzsches Verherrlichung des Herrlichen sollte doch auf nichts anderes hinauslaufen als auf eine Sanierung der Unnatur durch die Natur. Man sieht eben auch da wieder, je näher Nietzsche innerlich einem früheren berühmten Schriftsteller steht, desto bestimmter läuft dieser Gefahr, daß ihn Nietzsche auf den Index seiner „Unmöglichen" setzt. Schiller schilt er einen „Moraltrompeter", während doch kaum jemand über moralische Fragen lauter Lärm geschlagen hat als Nietzsche. Rousseau nennt er „Idealist und Kanaille in einer Person" — muß aber dennoch selber zugestehen: „Auch ich rede von „Rückkehr zur Natur", obwohl es eigentlich nicht ein Zurückgehen, sondern ein

Hinaufkommen ist, hinauf in die hohe, freie, selbst furchtbare Natur, eine solche, die mit großen Aufgaben spielt, spielen darf."

Nietzsches Verwandtschaft mit Rousseau

Zweifellos hat Nietzsche den Grundgedanken einer Steigerung der Kultur bis zur Freiheit und Unbefangenheit der Natur mit Rousseau gemein. Auch Rousseau hat laut gerufen und lauten Widerhall gefunden; nicht umsonst ist diese populäre und beredte Verkündigung der Aufklärungsphilosophie die Denkweise der Revolution geworden und von ihr aus die Denkweise des dritten Standes, des bürgerlichen Liberalismus, bis auf den heutigen Tag. Im Gegensatz zu einer überirdischen Herkunft und zum Glauben an ein Gottes-Gnadentum hat der Begriff des Menschen als eines Naturwesens sich immer weiter im europäischen Publikum eingebürgert, und man kann es daher Nietzsche bei seinem lebhaften Distinktionsbedürfnis nicht verdenken, wenn er sich von Rousseau und seinen liberalen Schößlingen möglichst zu salvieren trachtete. Ein Recht dazu besaß er wie gesagt nicht. Die Ähnlichkeit der Denkweise erstreckt sich nicht nur auf den Ausgangspunkt, sondern auch auf die Folgerung. Das Trachten nach einer Rückkehr zur Natur erweckt leicht den Anschein von Kulturmüdigkeit und verdächtigt die vorhandene Kultur, als sei sie krank und altere. Auch Nietzsche erblickt bisweilen in der Kultur selber den Verfall, nämlich, ganz im Sinne Rousseaus, den Verfall der Naturkräfte im Menschen selber. Da sucht er denn abwechselnd nach einem Sündenbock und sieht ihn bald im Staat, bald in der Moral, bald in den Juden, bald im Christentum.

Freilich konnte sich Nietzsche für seine Verachtung der Rousseauschen „Rückkehr zur Natur in impuris naturalibus" auf unsere neuere Erkenntnis der Natur berufen, auf die entwicklungstheoretischen Schulsätze, kurzum auf das Schlagwort Darwin. Es zeugt für die wirklich aristokratische Beschaffenheit seiner Divinationsgabe, daß er darauf verzichtete, seine Axiome von der Rangordnung und dem Primat der wenigen Stärksten durch popularisierte naturwissenschaftliche Hypothesen zu stützen, obwohl er zur Konzeption jener seiner Grundbegriffe durch die Gedankengänge des Evolutionismus angeregt worden sein mag. Diese seine Undankbarkeit gegen erhaltene Anregungen, sein unüberwindliches Mißtrauen gegen Konklusionen und Autoritäten machen den besonderen Vorzug von Nietzsches Forschergeist aus;

„Anti-Darwin"

sein Aphorismus „Anti-Darwin" ist ein kleines Kabinettstück für diese seine Kunst, sich selbst geknüpften Gedankenverbindungen

wieder selber zu entziehen. (Götzendämmerung, Streifzüge eines Unzeitgemäßen, Aph. 14.) „Was den berühmten „Kampf ums Leben" betrifft, so scheint er mir einstweilen mehr behauptet als bewiesen. Er kommt vor, aber als Ausnahme; der Gesamt-Aspekt des Lebens ist nicht die Notlage, die Hungerlage, vielmehr der Reichtum, die Üppigkeit, selbst die absurde Verschwendung, — wo gekämpft wird, kämpft man um Macht. . . . Man soll nicht Malthus mit der Natur verwechseln. — Gesetzt aber, es gibt diesen Kampf — und in der Tat, er kommt vor —, so läuft er leider umgekehrt aus, als die Schule Darwins wünscht, als man vielleicht mit ihr wünschen dürfte: nämlich zuungunsten der Starken, der Bevorrechtigten, der glücklichen Ausnahmen. Die Gattungen wachsen nicht in der Vollkommenheit: die Schwachen werden immer wieder über die Starken Herr, — das macht, sie sind die große Zahl, sie sind auch klüger. . . . Darwin hatte den Geist vergessen (— das ist englisch!), die Schwachen haben mehr Geist . . . Man muß Geist nötig haben, um Geist zu bekommen, — man verliert ihn, wenn man ihn nicht mehr nötig hat. Wer die Stärke hat, entschlägt sich des Geistes (— ‚laß fahren dahin! denkt man heute in Deutschland — das Reich muß uns doch bleiben' . . .). Ich verstehe unter Geist, wie man sieht, die Vorsicht, die Geduld, die List, die Verstellung, die große Selbstbeherrschung und alles, was mimicry ist (zu letzterem gehört ein großer Teil der sogenannten Tugend)." Dieser letzte Ausspruch Nietzsches ist ein Musterbeispiel für seine Kunst, in aller Ehrlichkeit auch das fernste und widerspenstigste Wasser auf seine Mühle zu lenken, und müßte es talaufwärts fließen! So wie er hier den Geist verspottet, nur um seinem philosophischen Bedarf eine wirklich echte und brauchbare Art Geist zu sichern, so würde es seiner Dialektik ein Leichtes gewesen sein, dem anstößigsten Teilstück seiner Lehre, seiner Verekelung des Mitleides und seiner Verdächtigung der Nächstenliebe, zur Berechtigung eine solche Mentalreservation nachzuschicken. Es hätte ihn nur erst jemand mit der energischen Frage in die Enge treiben sollen, wie er denn nur dazu komme, ein ethisches Postulat an eine ökonomische Prämisse zu knüpfen; es sei eine prinzipielle Inkongruenz, das Übungsfeld für adelnde Züchtung nach Standesvorurteilen abzustecken, ohne den bündigen Nachweis der Sterilität für die ausgesperrten Bevölkerungsschichten geführt zu haben. Nietzsche würde diese unverpichte

Ein ethisches Postulat an eine ökonomische Prämisse geknüpft

Fuge in der Struktur seines Systems nicht haben leugnen können und hätte zugestehen müssen, daß es ihm ausschließlich auf gesunde und echte Menschlichkeit ankomme; wenn er sie im sogenannten Volke schneller und besser finden sollte, als in der sogenannten Gesellschaft, so beziehe er sie eben von jenem. Warum denn nicht! Er sei nun einmal von Hause aus ein eingefleischter Bourgeois und Mittelständler und könne sich geirrt haben! Diese Folgerung, die im Sinne Nietzsches unwidersprochen bleiben dürfte, vertritt der Behauptung gründlich den Weg, Nietzsche habe seine Sache nun einmal auf die wenigen Auserwählten abgestellt, weshalb an seine Propaganda dieser Sache unter den vielen Allzuvielen nicht zu denken sei. Da aber die Aussiebung dieser Allzuvielen nicht zum politischen Zweck, sondern zum Zweck einer neuen, gesteigerten Sittlichkeit zu erfolgen hätte, so müßte für eine derartige Sichtungskontrolle doch wohl der sittliche Gehalt des Einzelnen den Ausschlag geben und nicht sein Steuerzettel, noch auch sein Geburtsschein. Und wenn besagte Sittlichkeit in erster Linie vom guten, warmen, roten Blute abhängt, was ja Nietzsches Meinung ist, dann besteht erst recht kein Grund, dem Volke seine Anwartschaft auf Kultur zu schmälern. Freilich steht Nietzsche ein Ausweg offen in die Volkstümlichkeit! Sein System kann sich der drückenden Enge des Aristokratismus entziehen, ohne ihn preiszugeben!

Korkzieherhafte Höherschraubung

Korkzieherhaft, durch unermüdliche Höherschraubungen entwindet sich Nietzsche jeder Haftung und Verpflichtung gegen Lehren und Meinungen, die zur Zeit bestehen und Geltung haben. Es gibt nicht eine einzige Berührung, auf die er dauernd festzulegen wäre. Darin beruht die Hauptgefahr für die Existenz und Wirkung seiner Philosophie. Wohl läßt sich nicht leugnen, daß mit einem denkerischen Verfahren, wie Nietzsche es einschlägt, allerdings der erwünschte und gepriesene Aristokratismus unfehlbar erreicht wird, indem nun in der Tat über allem bisher Erreichten, von ihm soweit emporgetragen, Nietzsche noch um ein Kleines darüber emporzusteigen sich herausnimmt. Aber ist das nicht die Manier des Zaunkönigs? Ist diese Vornehmheit bei Nietzsche nicht einfach eine hartnäckige und eigensinnige Kaprice? Schmückt er sich nicht wohlfeil mit dem Philosophenmantel der griechischen Sophisten, die gegen die bestehende Moral opponierten, der Natur in allem den Lauf lassen wollten, die Willkür über das Gesetz erhoben und das Recht des Stärke-

ren gegen die in ihren Augen ganz unbegründete Rechtsgleichheit auf den Schild zu erheben trachteten? Wieder sehen wir uns vor die Kardinalfrage gestellt, die über das Ja und Nein an Nietzsche entscheidet: ist er ernst zu nehmen oder nicht? Ist seine Vornehmheit echt oder nicht? Dies zu bejahen ist keineswegs einfach; Möbius kann (S. 73) mit dem Anspruch, den Schein für sich zu haben, sagen: „Schon in den relativ gesunden Tagen ließ ihn sein Hochmut über das Ziel hinausschießen. Statt jeder Leistung den ihr zukommenden Wert zuzuerkennen und die Vollkommenheit in der Ausfüllung aller Stufen zu sehen, sollten nur gewisse Spitzen etwas gelten. Im ‚Jenseits' ist der Hochmut zur Großmannssucht geworden und: vornehm, nur vornehm ist die Parole." Zu dieser Stelle hat Overbeck am Rande angemerkt: „Haben auch manche Freunde Nietzsches als eine schwache Seite an ihm empfunden." Wäre Nietzsches Adelsprinzip innerhalb seiner Philosophie weiter nichts als eine unverantwortlich und umfangreich ins Werk gesetzte übermütige Laune, so wäre sein Werk ebenso hinfällig, wie wenn es auch nur teilweise die Ausgeburt der Gehirnkrankheit wäre. Overbecks Bitte an Peter Gast, ihn hierüber seine Meinung wissen zu lassen, veranlaßte diesen zu folgendem wertvollen Urteil

Ist Nietzsches Vornehmheit echt oder nicht?

Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom 27. Mai 1908 ist hier der Text gekürzt worden

„Volksorganisator in einem demokratischen Zeitalter"

Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom 27. Mai 1908 ist hier der Text gekürzt worden

Georg Simmel hat in seinem Zyklus „Schopenhauer und Nietzsche" einen letzten Vortrag „Die Moral der Vornehmheit" betitelt und darin für Nietzsche das Recht der philosophischen Vollwertigkeit nachzuweisen sich bemüht. Wie uns scheint mit Erfolg. In Nietzsches Schaffen tritt vor allem die Tendenz hervor, den Individualismus nur ja nicht zum Subjektivismus ausarten zu lassen: dann wäre er Sophist und Nachtreter Stirners. Er ruft aber aus: „Ein Grauen ist uns der entartende Sinn, welcher spricht: alles für mich!" Und an Fuchs schreibt er am 14. Dezember 1887 (Briefe I, S. 486): „Nunmehr, wo ich zu einer neuen und höheren Form übergehen muß, brauche ich zu allererst eine neue Entfremdung, eine noch höhere Entpersönlichung." Ferner an Brandes (19. Februar 1888, Briefe III, S. 285): „Ich selber bilde mir ein, den ‚neuen Deutschen' die reichsten, erlebtesten und unabhängigsten Bücher gegeben zu haben, die sie überhaupt besitzen; ebenfalls selber für meine Person ein kapitales Ereignis in der Krisis der Werturteile zu sein. Aber das könnte ein Irrtum sein, und außerdem noch eine Dummheit — ich wünsche, über mich nichts glauben zu müssen." Diese paar Stellen belegen hinreichend, wie wenig es Nietzsche eingefallen ist, jenen kleinbürgerlichen, enghorizontigen Egoismus zum philosophischen Prinzip zu erheben, der recht eigentlich das Kennzeichen des Philisters ist, des deutschen vorab. Nietzsche mochte schon durch Jugendeindrücke aus nächster Nähe sich veranlaßt gefühlt haben, vor einer Verwechslung mit dieser satten, tugendhaften, zahlungsfähigen, wohlanständigen Selbstsucht auf der Hut zu sein, sobald er sich in die Lage versetzt sah, den Egoismus als actus purus aller Kulturbildung zu erklären. Nietzsche stellt an alles, was er gelten läßt, den unbedingt objektiven Anspruch, das betreffende individuelle Sein habe sich über eine Bedeutung für die menschheitliche Entwicklung auszuweisen; ohne den Ausweis irgendwelcher allgemein menschlicher Qualitäten kommt ein Ich, welcher Art

Sein Bedürfnis der Entpersönlichung

es sonst sein mag, überhaupt nicht in Betracht. Der Zusammenschluß einer entschiedenen Personalität mit einer entschiedenen Objektivität erzeugt Vornehmheit: das Aristokratische an einer Person besteht darin, daß sie als objektiver Wert empfunden wird. „Die wahrhaft aristokratische Gefühlsweise enthält die Strenge gegen sich selbst, die den Wert der eigenen Existenz nicht nach der Zufälligkeit der äußeren Position und nach dem, was das Leben uns an Gaben und Genüssen einträgt, abschätzt, sondern nach der Würdigkeit, all dies zu besitzen; daher die Würde des vornehmen Menschen . . . Der Aristokrat mag meinen, daß Menschen und Dinge ihm schlechthin zu dienen haben; vom Parvenu und bloß egoistischen Genüßling unterscheidet es ihn, daß er ganz von innen her — nicht nur in aufgeblasener Illusion, die doch immer eine geheime Unsicherheit enthält — dies durch die Qualität seiner Person nach objektiver Gerechtigkeit zu verdienen glaubt, und sich auch entsprechend verhält; . . . er ist verpflichtet, sein Sein so zu gestalten oder zu bewahren, daß ihm von diesem her seine Rechte zukommen. Auf die Form dieser Empfindungsweise geht offenbar die ganze Wertrangierung hin, die uns an Nietzsche entgegengetreten ist: die unbedingte Konzentrierung des Wertes auf das Individuum, die doch nur seiner objektiven Bedeutung als Stufe der Entwicklung der Menschheit zukommt." (Simmel, S. 235.)

Der antisubjektive Personalismus

Die sinnenfälligste Korrektur des Irrtums, als hätte Nietzsche mit seiner Rangordnungslehre dem vulgären Egoismus Vorschub leisten wollen — wie dies bei Stirner zweifellos der Fall ist — liegt in der Bedürfnislosigkeit seiner eigenen Lebensführung vor aller Augen da. Auch Stirner hat es nicht gelingen wollen, und er hat seine Armut mit vollkommener Würde zu tragen gewußt; allein er hatte doch nach dieser Richtung jahrelang gestrebt und sich durch gescheiterte Versuche nie abhalten lassen, wieder anderweitig sich in gewinnbringende Beschäftigung einzulassen; er hat tatsächlich nach Verlust seines Vermögens sich weder als Lehrer noch als Journalist — was er beides gewesen war — sondern als Makler über Wasser gehalten. Das ist bei Nietzsche ganz undenkbar. „Der vornehme Mensch fragt nicht danach was es kostet. Darum ist der Stil des vornehmen Wesens so völlig dem der Geldwirtschaft entgegengesetzt, in dem der Wert der Dinge mehr und mehr mit ihrem Preise identifiziert wird. Taine erzählt von der höchst verschwenderischen Aristokratie des ancien régime.

Es hätte als das Symptom der Vornehmheit gegolten, daß man auf das Geld absolut keinen Wert legte. Dies ist ersichtlich der äußerste Gegensatz zu der Verschwendung des Protzentums, die gerade von dem Glauben an die große Bedeutung des Geldes ausgeht. Die tiefe Aversion Nietzsches gegen alle spezifischen Erscheinungen der Geldwirtschaft muß auf den fundamentalen Gegensatz zurückgehen, der zwischen ihren Schätzungsrichtungen und denen der Vornehmheitswerte besteht: jene auf die Abwägung von Wert und Opfer gehend, den Wert nur soweit akzeptierend, wie er nicht durch die Größe der Aufwendung paralysiert ist, diese ganz gleichgültig gegen die Preisfrage, das Wertvolle, nur weil es ein solches ist, im Auge behaltend und es deshalb von seiner Korrelation mit den Preisen völlig lösend. Es ist die äußerste Steigerung des Vornehmheitsprinzipes, daß der objektive Wert der Menschheit ausschließlich an ihren höchsten Exemplaren haftet, und daß dem Leiden, der Unterdrücktheit und Unentwickeltheit der großen Masse, insoweit sie der Preis und der Unterbau jener Erhebungen sind, überhaupt nicht nachgefragt wird." (Simmel, S. 240/41.) Es ist nicht weniger überzeugend als geistreich, Nietzsches Philosophie, die ihrem Hauptbestande nach Moralistik, also Wertlehre ist, aus den Alltagswerten heraus erwachsen zu sehen. Overbeck, der, wie wir sahen, so etwas wie Nietzsches Vermögensverwalter war, hat sowohl dessen äußerste Pünktlichkeit und Genauigkeit in allen Geldangelegenheiten, als auch dessen aus äußerster Bedürfnislosigkeit entspringende Unabhängigkeit vom Gelde wiederholt und mit Nachdruck bestätigt.

Nietzsches Aversion gegen alle spezifische Geldwirtschaft

Hier, von diesem praktischen Anhaltspunkte aus, hätte vielleicht der klaffende Zwiespalt zwischen Nietzsche und dem Sozialismus doch für überbrückbar zu gelten und wäre es nur, um eine Erklärung dafür zu finden, warum trotz der schroffen Abneigung Nietzsches er auch unter den Sozialisten begeisterte Verehrer gefunden hat. Nietzsche ist, seinem praktischen Verhalten nach, vollkommener Anti-Mammonist. Er hat sich in den ersten Basler Jahren häufig in reiche Häuser einladen lassen; seitdem ist ihm aber auch die äußere Berührung mit dem Reichtum völlig abhanden gekommen; denn daß das letzte Drittel seiner Basler Pension eben aus den Kreisen seiner früheren Gastgeber bestritten wurde, hat er kaum je zu wissen bekommen. Ein zeitgenössischer Weiser, der bei Lebzeiten so gar keine Anstalten traf, etwa durch naheliegende Konzessionen in seinem Standpunkt, aus seinem

Nietzsche als praktischer Anti-Mammonist

Professorentitel und seinem früheren Schriftstellerruhme bei den Verlegern Kapital zu schlagen, wird von ideal gerichteten Arbeiterführern stets als leuchtendes Beispiel empfunden werden müssen, besonders da sie um ein solches im eigenen Lager verlegen sein dürften. Auch der philosophische Begriff des Müßiggängers, wie er Nietzsche bei seinen Rangstufen als Charakteristik der obersten Kaste vorgeschwebt hat, verträgt sich einigermaßen mit der sozialistischen Tendenz einer möglichst geringen Arbeitsdauer, um die dadurch erübrigte freie Zeit für geistige Muße und Förderung der Bildung zu verwenden. Wo Nietzsche in Bausch und Bogen nach einer Herrenkaste ruft, kann es sich nicht um handgreifliche, sozial irgendwie ausführbare Dinge handeln; für die Wirklichkeit möglich wären seine aristokratischen Anwandlungen erst dann, wenn er sein Ausgangsgebiet wieder betritt, den Boden erzieherischer Reformen. Man liest in der „Götzendämmerung" („Was den Deutschen abgeht." Aph. 5): „Erzieher tun not, die selbst erzogen sind, überlegne, vornehme Geister, in jedem Augenblick bewiesen, durch Wort und Schweigen bewiesen, reife, süß gewordene Kulturen, — nicht die gelehrten Rüpel, welche Gymnasium und Universität der Jugend heute als ‚höhere Ammen' entgegenbringt. Die Erzieher fehlen, die Ausnahmen der Ausnahmen abgerechnet, die erste Vorbedingung der Erziehung: daher der Niedergang der deutschen Kultur. — Eine jener allerseltensten Ausnahmen ist mein verehrungswürdiger Freund Jakob Burckhardt in Basel: ihm zuerst verdankt Basel seinen Vorrang von Humanität. Es steht niemandem mehr frei, im jetzigen Deutschland seinen Kindern eine vornehme Erziehung zu geben: unsre ‚höheren' Schulen sind allesamt auf die zweideutigste Mittelmäßigkeit eingerichtet, mit Lehrern, mit Lehrplänen, mit Lehrzielen. Und überall herrscht eine unanständige Hast, wie als ob etwas versäumt wäre, wenn der junge Mann mit 23 Jahren noch nicht ‚fertig' ist, noch nicht Antwort weiß auf die ‚Hauptfrage': welchen Beruf? — Eine höhere Art Mensch, mit Verlaub gesagt, liebt nicht ‚Berufe', genau deshalb, weil sie sich berufen weiß. . . . Sie hat Zeit, sie nimmt sich Zeit, sie denkt gar nicht daran, ‚fertig' zu werden, — mit dreißig Jahren ist man, im Sinne hoher Kultur, ein Anfänger, ein Kind." Also kann man einem aristokratischen Stande eigentlich nur in diesem Sinne das Wort reden: daß dann die freie Verfügung über die eigene Zeit die Arbeit an der eigenen Veredelung und derjenigen der Umgebung ermöglicht: „Patrizier-

Nietzsches aristokratisches Ideal ein Erziehungsideal

Patriziat ein Mittel zur Volksveredelung

kinder haben schon in der Wohnung ein herrliches Vorrecht: in weitem Hause wachsen sie heran, umgeben von fröhlichen Blumen und dunklen alten Bäumen. Und das kann ein Gleichnis ihres inneren und äußeren Wachstums sein. Sie haben stets Raum für die Einsamkeit, so sie not tut, brauchen nie in Stickluft, können sich von der Sonne umfluten lassen. Sie können alles sehen und lernen, was ihnen Freude macht, oder der lässigen Eleganz sich weihen, so sie die dazu nicht minder nötige Kraft und der Vater das Einsehen hat. Sie haben den nötigen Abstand von ihren Genossen, um — wenn überhaupt Keim zu großen Bäumen in ihnen steckt — sicher und schlank zusammen zu einem Hochwald heranzuwachsen, während das Unterholz sich um jeden Zoll Boden, um jede Linie Licht herumbalgt. Eine wahre Aristokratie hat das Vorrecht der olympischen Götter, schon durch ihre Existenz in Freude und Schönheit ihre Pflicht zu tun. Sie zeigt dem Volke, was seine besonderen Kräfte unter den günstigsten Bedingungen leisten können, welch' wundervolle Spezies seine Gattung auf gutem Boden ausbilden kann. Und ohne es zu wollen, arbeitet das ganze Volk für eine solche Aristokratie, alle Früchte des Geistes reifen für sie, und Utopien träumen davon, das ganze Volk zu einer Aristokratie zu machen und den Sklavenstand mit Maschinen zu besetzen. Der Emporkömmling aus dem Volke ist meistens der rücksichtslos durchhauende, der konzentrierte, mehr oder weniger einseitig begabte. Der Aristokrat kann es sich leisten, weise zu sein, zu überschauen, im besten Sinne Dilettant und Gerichtshof zu werden. Man braucht nicht mit Nietzsche diejenigen zu verachten, welche mit 2500 Franken Rente noch eine Stelle annehmen, welche ihnen Zeit kostet, — es kann nicht jeder mit Nietzsches Einkommen den Philosophenmantel so würdig tragen und noch dazu den Druck seiner unverkäuflichen Bücher bezahlen —, aber es ist eine Sünde gegen ihre Pflichten, wenn Patriziersöhne, die einst Millionen erben, sich als Advokaten oder praktische Ärzte niederlassen und armen Teufeln die Butter vom Brote nehmen, statt zu treiben, was nur gerade sie mit ihren Mitteln treiben können." („Der Samstag" 1907, 97/98.)

Der Aristokrat als „Dilettant und Gerichtshof"

Sicher haben wir in derartigen Erörterungen das Substrat von Nietzsches Zweiständemoral zu sehen; noch in „Menschliches, Allzumenschliches" hatte er zwischen Zwangsarbeit und Freiarbeit unterschieden; erst der Fanatiker in ihm hat die so stabilierten Klassengegensätze noch immoralistisch imprägniert und ist so zur

Aufstellung der Herren- und Sklavenmoral gekommen, mit der er sich um jede Aussicht brachte, so sehr handelte es sich dabei nur noch um die krampfhafte Ausgeburt einer durch Historisierung hysterisch gewordenen Phantasie. Diese Geschichtshysterie Nietzsches ist wieder eine pathologische Folge einer ausbleibenden Befriedigung durch die Wirklichkeit bei einem unstillbaren Bedürfnis nach Wirklichkeit. Nietzsche wünschte unabhängige, durchaus nur auf sich selbst gestellte, selbstherrliche Charaktere um sich zu sehen. Er fand sie nicht — und da hat denn diese Enttäuschung an den lebendigen Menschen, die ihm nicht genügten und von denen auch die besten seiner Zeit und seines Volkes, wie Bismarck und Richard Wagner, keine Ausnahme machten, seine Phantasie in fischsprungähnliche Zuckungen versetzt — eine körperliche Veranlagung teilte sich seiner Geistigkeit mit; der Gestalt und dem Ausdruck seiner Gedanken haftet die erschreckende, in gräßliche Verzerrungen ausbrechende Unnatur und Heftigkeit eines hysterischen Anfalles an. Er fordert Menschen, die sich selbst Quelle aller ihrer Wünsche und Handlungen sind, und siehe da! er wird der Anwalt des zu skrupelloser Bestialität vertierten Wüstlings Cesare Borgia und des genialen Weltabenteurers Napoleon.

Wir sahen schon, er versah sich in der Wahl seines Führergedankens. Der Machtbegriff wurde sein Begriffsgötze, auf dessen Altar er schließlich gerade sein Teuerstes und Innerstes hinschlachtete, sein gutes Griechenerbe einer apollinisch maßvollen sokratischen Lebensfreude. Es kam ihm durcheinander, weil er die Wirklichkeit nicht ertrug und doch Wirklichkeit wollte, weil er nicht Schulmeister sein mochte, sondern Schöpfer. Er ist aber nur für sich selbst gescheitert; die Erkenntnis, die heilsam werden kann, hat er unter uns begründet. Uns steht es frei, in Lehre und Leben die krankhafte Übertriebenheit auf ihr gesundes Maß zurückzuführen. Auf die einfachste Formel gebracht, lautet Nietzsches Sittengesetz:

Gut heißt stark, böse heißt schwach. Unter Menschen soll der Starke herrschen, und der Schwache soll sein Sklave sein.

Auch in der so erfaßten Herrenmoral und Ranggesetzgebung bleibt aber der Unterschied der Geschlechter eine offene Frage, weshalb ihre Beantwortung einen weiteren Teil von Nietzsches Ethik ausmacht.

3. Das Ideal der Mannhaftigkeit

(Die Emanzipation der Frau)

Nietzsches „Frauenhaß"

uch Nietzsches sprichwörtlicher Frauenhaß wird durch biographische Erläuterungen verständlicher und in ein milderes Licht gerückt. Jedenfalls hat ihn das Schicksal um Gelegenheiten, über das Geschlecht sich an dessen besten Vertreterinnen zu orientieren, nicht verkürzt; eine wohl erwogene, zu Studienzwecken weislich getroffene Auslese hätte den Kreis seiner Frauenbekanntschaften nicht vollkommener besetzen können, als es sein Leben wahllos von selber besorgt hat. Man kann nicht in Bausch und Bogen geltend machen, Nietzsche sei kein Frauenkenner gewesen. Weibliche Einflüsse waren in seiner Jugend weitaus vorwiegend, und zu der Pflege von Mutter und Schwester ist er, menschlich gebrochen, zurückgesunken; überhaupt kann es seine Sinnesart nicht verhehlen, daß sie von Natur aus weiblich weich gebettet war. In den zwanzig Jahren seiner Produktion ist Nietzsche Mann auch in seinem objektiv beobachtenden Verhalten gegen das andere Geschlecht. Er hatte Begegnungen sowohl mit der jugendlichen Schönheit als mit der ungewöhnlich klugen Frau als auch mit der „grande femme", die ihre Spur der Kulturgeschichte aufgeprägt hat. Gegen Reize an einem jungen schönen Weibe war Nietzsche sicher nicht blind; das Fräulein Rohr z. B., von dem er (Briefe I, 286) schreibt: „Fräulein Bertha sah wieder so vortrefflich aus, daß ich mich fast ärgerte, nach Bergün abzufahren" — galt in den siebziger Jahren für die schönste Erscheinung der Basler Gesellschaft, sie habe ausgesehen wie eine griechische Gemme; reizvoll und rührend war der Eindruck, den eine Begegnung mit Madame Luise Ott, einer Dame aus der reichen Pariser Protestantengesellschaft in Bayreuth, zurückgelassen hatte; in seinen Briefen an sie heißt es (Briefe I, 382 f.): „Es wurde dunkel um mich, als Sie Bayreuth verließen, es war mir, als ob jemand das Licht mir weggenommen hätte. Ich mußte mich erst wiederfinden, aber das habe ich getan, und Sie können ohne Besorgnis dieser Brief in Ihre Hand nehmen. Wir wollen an der Reinheit des Geistes festhalten, der uns zusammenführte, wir wollen in allem Guten uns gegenseitig treu bleiben. Ich denke mit einer solchen brüderlichen Herzlichkeit an Sie, daß ich Ihren Gemahl lieben könnte, weil er Ihr Gemahl ist; und werden Sie es glauben, daß Ihr kleiner

Seine Briefe an Mme. Louise Ott

Marcel mir zehnmal des Tages in den Sinn gekommen ist. . . Ich las Ihre zwei Briefe immer wieder, ich glaube fast, ich habe sie zuviel gelesen, aber diese neue Freundschaft ist wie neuer Wein; sehr angenehm, aber ein wenig gefährlich vielleicht. Für mich jedenfalls. Aber auch für Sie, wenn ich denke, an was für einen Freigeist Sie da geraten sind! Was sollen wir nun machen? Eine ‚Entführung aus dem Serail' des Glaubens, ohne Mozartsche Musik? Gibt es nicht von einem gewissen schönen blonden Weibchen ein gutes Bild? . . . Man hat mir erzählt, daß Sie — nun, daß Sie erwarten, hoffen, wünschen, mit inniger Teilnahme hörte ich es, und wünsche mit Ihnen. Ein neuer guter und schöner Mensch mehr auf der Welt, das ist etwas, das ist viel! Neulich sah ich auf einmal plötzlich im Dunkeln Ihre Augen. Warum sieht mich kein Mensch mit solchen Augen an! rief ich ganz erbittert aus. O, es ist abscheulich! Wissen Sie, noch niemals hat eine weibliche Stimme auf mich tief gewirkt, obschon ich Berühmtheiten aller Art gehört habe. Aber ich glaube daran, daß es eine Stimme für mich auf der Welt gibt; ich suche nach ihr. Wo ist sie nur? Leben Sie wohl, alle guten Geister mögen um Sie sein." Später, noch als bestandener Vierziger, zwei Jahre nach der Erfahrung mit Lou, scherzte er nach Hause, seine Damen sollten ihre Blicke nach etwas Zeitgemäßem ausschweifen lassen: „zum Beispiel nach einer sogenannten Lebensgefährtin. Das Signalement ist: lustig, hübsch, noch sehr jung, und im übrigen ein tapferes kleines Wesen à la Irene Seydlitz, mit der ich mich beinahe Du nenne." Diesen Äußerungen, deren gesunde und zarte Empfindung an die klassischen Frauenbriefe Goethes und Kellers denken läßt, sollten eigentlich ebenso unmittelbare aus Frauenmund entgegenzuhalten sein, die uns wissen ließen, wie denn sie insgeheim von Nietzsche dachten. Er wirkte auf junge Frauen ohne Zweifel blendend und außerordentlich; man hing an seinen Lippen, wenn er sprach und ließ sich von ihm zu ästhetischer Bewunderung hinreißen. Es fehlt aber an Anzeichen dafür, daß jemals eine Frau auf dem Wege war, sich in ihn rechtschaffen zu verlieben. Jedenfalls die Feinen unter ihnen mußten es instinktiv herausspüren, daß sie es da mit einem Menschen zu tun hatten, der immerwährend „in einer Atmosphäre von Geist" lebte. Es ging kein sinnliches Fluidum von Nietzsches körperlicher Erscheinung aus. „Er war von schlankem Wuchs, beweglich und lebhaft. Seine Züge erschienen mir zwar gewöhnlich, aber die wundervollen Augen und die bedeu-

Nietzsches Erscheinung ohne sinnliches Fluidum

tende Stirn ließen das vergessen, und man hatte von ihm im ganzen doch den Eindruck einer auch im Äußern über den Durchschnitt hervorragenden Persönlichkeit." (Frau von Miaskowski, Lebensbild ihres Gatten S. 124.) Auch Fräulein von Salis spricht (S. 13 ihres Buches) von „unvergeßlichen Augen": „Der Blick erscheint meist nach innen gewandt, oder aus der Tiefe heraus suchend, immer aber waren die Augen die eines Menschen, der viel gelitten hat." Nietzsche selbst war körperlich eitel eigentlich nur in dem Stolz auf seine ungewöhnlich kleinen Ohren,

Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom 27. Mai 1908 ist hier der Text gekürzt worden

Doppelbeziehung zu Overbeck und Frau

Am genehmsten und meisten erwünscht war Nietzsche offenbar der Verkehr mit gebildeten, feinsinnigen, geistvollen Damen, bei denen er ohne weiteres für seine Gedankenwelt auf Verständnis und Echo rechnen konnte. Das vorliegende Buch vermittelt zu den bereits bekannten Beziehungen dieser Art auch noch die Erinnerungen von Frau Ida Overbeck an Nietzsche und in Verbindung damit mündliche und briefliche Äußerungen Nietzsches an sie. Es war dies in Nietzsches Leben ein einzigartiger Fall; der Gatte in mehr als einer Hinsicht sein intimster und wertvollster Freund, in allen wesentlichen Ansichten und Maßnahmen von seiner Frau unterstützt und sekundiert, und doch ein direkter, geistiger Kontakt Nietzsches mit ihr ohne Umweg über die Ansichten des Mannes! In Augenblicken, wo es ihm vor allem daran lag, das Urteil der rein weiblichen Empfindung in Anspruch zu nehmen, suchte er geradezu um ein Privatissimum nach, bei dem „Freund Overbeck" nicht zugegen sein sollte — so damals als Fräulein Salomé sich in Basel vorstellte. Da Nietzsche überhaupt seinen näheren menschlichen Umgang keineswegs naiv auffaßte, sondern immer schon in dem abzweckenden Bewußtsein von dessen biographischer Bedeutung, so verband sich ihm mit dem Vertrauen, das er in die Gattin des Freundes setzte, öfters der Wunsch, nicht nur eine die Sprechenden momentan fördernde Unterhaltung zu führen, sondern vielmehr soviel an ihm lag für eine richtige Auslegung seiner Absichten und Ziele für alle Fälle und rechtzeitig vorgesorgt zu haben. Man kann ihm das bei seiner zunehmend hohen Selbsteinschätzung nicht verdenken. Manches hat ihr Nietzsche anvertraut in der Zuversicht, es würde da zuverlässig und in seinem Sinne aufbewahrt bleiben. Das mußte hier deutlich hervorgehoben werden, weil Nietzsches Schwester kürzlich (Zukunft 1907, 8. Juni,

Nietzsches Bewußtsein von der biographischen Bedeutung seiner Umgebung

S. 355) öffentlich bekannt gegeben hat: „Man muß bedenken, daß Frau Overbeck die sechs Jahre der wirklichen Freundschaft meines Bruders mit Overbeck (vor dessen Verheiratung) nicht kennt und auch später meinem Bruder niemals freundschaftlich näher getreten ist." Schon die vier (S. 337—345) mitgeteilten Originalbriefe Nietzsches an Frau Overbeck reichen aus zum Beweise, daß mit einer solchen Aussage der wahre Sachverhalt auf den Kopf gestellt ist. Im Gegenteil: nicht nur fand Nietzsches Freundschaft zu Overbeck nach dessen Heirat auch ohne weiteres auf die Frau Anwendung, während es zum Beispiel mit Rohde und Gersdorff bei der rein persönlichen Beziehung geblieben ist und er niemals in ihren Hausstand einen Fuß gesetzt hat noch auch nur ihre Gattinnen persönlich kannte; sie ist ihm im eigentlichen und engeren Sinne persönlich näher getreten, dank ihrer Fähigkeit, seinen Problemen nachzudenken und in geistigen Fragen selber ein Urteil zu haben. Gerade über Nietzsche war sie mit ihrem Gatten nicht immer gleicher Meinung. Während für diesen Nietzsche mit Religion nichts zu tun hatte, meinte sie, Nietzsches Philosophie wäre imstande, religiöse Wirkungen auszuüben und seine Art als Denker sei mit Religiosität verwandt. Auch konnte sie sich bei der Lektüre von Nietzsches letzten Briefen insgeheim der bangen Ahnung nicht erwehren, an die ihrem Mann vor Turin kein Gedanke kam, daß Nietzsche sich um den Verstand bringen werde. Nachher, bei der Erörterung von Nietzsches Verhältnis zur Gattin Richard Wagners, wird sich Nietzsches persönliche Lust für Doppelfreundschaften zu Ehepaaren an dem hierfür klassischen Beispiel herausstellen lassen. Aber es ist schon hier zu sagen, daß das überhaupt einer in ihm vorhandenen allgemeinen Neigung entsprach. Voraussetzung war freilich dabei immer die für das Zustandekommen einer solchen Dreiheit bestimmende Hochschätzung Nietzsches für den betreffenden Mann in der von dessen Ehe ganz unabhängigen Eigenschaft als sein Freund und Gesinnungsgenosse. Bot jedoch die Gattin ihrerseits alle Gelegenheit zu einem freien Geistesverkehr, so kann man bei Nietzsche das Gefühl beinahe Eifersucht nennen, mit dem er dann seiner Beziehung zur Frau des Freundes volle Selbständigkeit zu erhalten bestrebt war. Vermittelst dieser Absicht erzeugte er sich Reize und vielleicht sogar Spannungen, die einen solchen Verkehr aus dem bloß gesellschaftlichen Rahmen in einen vollkommen intimen Bereich emporhoben. Nietzsche schätzte an einer derartigen

Selbständige Freundschaft zur Frau des Freundes

Vertrautheit nicht zum wenigsten die damit verbundene Gefahr und pflegte eine derartig ihm gewährte Gastfreiheit mit einer ganz eigenen, gleichsam zur Erwiderung eines solchen Geschenkes von ihm erst geschaffenen Treue und Dankbarkeit zu vergelten.

Meta von Salis-Marschlins

Von einer andern geschieden Dame, die sogar ihre ausgedehnte Bildung durch das philosophische Doktorexamen zum Abschluß gebracht hat, besitzen wir einen „Beitrag zur Charakteristik Friedrich Nietzsches". Ich vermag in dem Buche „Philosophie und Edelmensch" des bündnerischen Edelfräuleins Meta von Salis-Marschlins durchaus nicht „eitles Gerede" zu sehen, wie Theobald Ziegler (S. 195) und andere. Schon um der großartigen Beihilfe willen, mit der sie Nietzsches Namen und Nachlaß in der ersten, kritischen Zeit beisprang, darf man den warmen Herzenston nicht überhören, der durch ihre Mitteilungen klingt. Es war ein Nebenerlebnis für Nietzsche, aber wie ich glaube ganz eines nach seinem Sinne, zart, unausgekostet, jedoch reich nur schon durch die Andeutungen, aus denen es sich zusammensetzt. Fräulein von Salis erlebte Nietzsches „Schattenwinter" 1879/80 gleich ihm in Naumburg und verkehrte auch bei seiner Mutter. Nietzsche und sie begegneten sich wohl gelegentlich, ohne daß es zu einer Vorstellung kam. In Venedig hörte sie 1880 durch einen Freund Gasts von diesem und Nietzsche; Besuche in Rom im Meysenbugschen Kreis und in Naumburg bei Nietzsches Schwester hatten sie mit Nietzsches Ergehen schon völlig vertraut werden lassen, als sie ihn am 14. Juli 1884 in Zürich persönlich kennen lernte. Am 7. September 1886 sah sie ihn wieder in Sils und verbrachte drei Tage in freundschaftlichem Austausch. Nietzsche bekam es da mit einer ungewöhnlich klugen und feinnervig sich einfühlenden Kennerin seiner Bücher zu tun. Einer kurzen Begegnung anfangs Mai 1887 in Zürich folgte ein siebenwöchentliches Zusammensein in Sils, dem ein ebensolches das Jahr darauf (1888) folgte. Doch war Nietzsche von jenem schauderhaften Regensommer sehr mitgenommen und deshalb auch der Freundin weniger zugänglich. Aus diesen nicht zahlreichen und mehr nur flüchtigen Begegnungen sind uns doch einige intime Beobachtungen erwachsen, die immer ihren Wert für Nietzsches Biographie behalten werden. Mit Freimut erzählt sie (S. 36): „In den Sommern 87 und 88 erschloß sich mir Nietzsches köstliche, unwiderstehliche Heiterkeit und seine Geschicklichkeit, eine gewagte Anspielung im Fluge zu erhaschen,

und zu würdigen. Unvergeßlich ist mir, wie er dann zuweilen errötete, was seinem Gesichte, wie allen gebräunten, etwas besonders Liebliches gab. Eduard von Hartmann mit seinem Artikel über den Beruf der Frau bot mir einmal Gelegenheit, diesen Anblick zu genießen." Nietzsche errötet über den Anspielungen einer Dame! Es gehört indessen zu den kleinen Glücksfällen in der großen Unglücklinie seiner äußeren Schicksale, daß seine persönlichste Berührung mit der ihm so verhaßten Gattung der emanzipierten Frauen durch eine Bekanntschaft erfolgte, die vor allem seinen aristokratischen Bedürfnissen entsprach und auch sonst zu keinem Widerspruch gegen erhöhte Frauenbildung herausfordern konnte. Eine blaublütige Baronesse aus einem uralten Ministerialen- und Häuptergeschlecht der Graubündischen Freistaaten, die Tochter eines Reichsfreiherrn und königlichen Offiziers in einem französischen Schweizerregimente, der, als letzter seines Stammes, beim Anblick des Kindes schmerzlich lächelnd ausrief: „Zum General wie geboren!" — die dann die militärischen Tugenden ihres Geschlechtes durch eine unabhängige, männlich selbständige Lebensgestaltung bewährte: das war auf alle Fälle eine Frau, deren Bekanntschaft sich für Nietzsche lohnte, von der es von vornherein für ihn zu lernen gab und die ein durch seine Denkweise unwillkürlich vorbereitetes besonderes Interesse in ihm vorfand.

Freundschaft mit Fräulein von Meysenbug

Das Hauptbeispiel von Nietzsches geistigem Verhältnis zu einer Frau ist seine Freundschaft mit Fräulein Malvida von Meysenbug. Hier schwang noch etwas mit unter, was ihm keine Männerfreundschaft geben konnte: eine mäßige Emotion, vermittelt durch die natürlichen Regungen der weiblichen Bewunderung vor dem Mann und der männlichen Verehrung für die Frau, überdies veredelt durch den Altersunterschied, der dem Verkehre eine mütterliche Beimischung gab. Fräulein von Meysenbug, die Tochter eines kurhessischen Hofmannes, dann durch ihre Liebe zu einem Achtundvierziger in revolutionäre Gesellschaftskreise hineingezogen und schließlich mit dem Hause Wagner eng befreundet, hatte die jüngste mutterlos gewordene Tochter Alexander Herzens adoptiert, die sich im Frühjahr 1873 mit dem Pariser Historiker Gabriel Monod, dem Verfasser des für das Europäerideal wichtigen Buches Allemands et Français (1872), verheiratete. „Eines der höchsten Motive, welches ich durch Sie erst geahnt habe, ist das der Mutterliebe ohne das physische

„Mutterliebe ohne das physische Band"

Band von Mutter und Kind; es ist eine der herrlichsten Offenbarungen der Caritas. Schenken Sie mir etwas von dieser Liebe, meine hochverehrte Freundin, und sehen Sie in mir einen, der als Sohn einer solchen Mutter bedarf, ach so sehr bedarf!" — schreibt ihr Nietzsche nach vierjähriger Bekanntschaft noch vor Sorrent, als er ihre dreibändige Autobiographie „Memoiren einer Idealistin" zu Ende gelesen hatte (Briefe III, 508). Sie verlebten dann die schönen Sorrentiner Tage zusammen, von denen er zehn Jahre später an sie schreiben kann: „Damals, in der Sorrentiner Einsamkeit, waren mir Brenner und Rée zuviel; ich bilde mir ein, daß ich damals gegen Sie sehr schweigsam gewesen bin, selbst über Dinge, über die ich zu niemandem geredet hätte, als zu Ihnen." (Briefe III, S. 626.) Trotzdem litt auch dieses Freundschaftsverhältnis Schiffbruch; auch diese welterfahrene, selbstlose Greisin gehörte schließlich zu denen, die bei Nietzsche nicht mehr mit kam; er brachte es fertig, ihr zu schreiben: „Ich wollte Ihnen einen Beweis mehr dafür in die Hand geben, daß Sie nie ein Wort, noch einen Wunsch von mir verstanden haben.. Dieser tiefe Mangel an Instinkt, an Feinheit in der Unterscheidung von ‚wahr' und ‚falsch', den ich den modernen Menschen vorwerfe — Sie sind ja selber ein extremer Fall davon, Sie, die Sie sich Ihr Leben lang über jedermann getäuscht haben, sogar über Wagner, um wieviel mehr, aber in etwas schwierigem Falle, über mich!" (Briefe III, 650.) So war auch dieses Herzensbündnis, das, die Freundschaft zu Overbeck ausgenommen, alle andern überdauert hat, ein Opfer seiner „Heimat Einsamkeit" geworden, der er, aus der leibhaftig angeschauten Erinnerung an Malvidas Güte heraus, in der Heimkehr des Zarathustra zurief: „Nun drohe mir nur mit dem Finger, wie Mütter drohen, nun lächle mir zu, wie Mütter lächeln, nun sprich nur: und wer war das, der wie ein Sturmwind einst von mir davonstürmte?" — dies buchstäblich die Worte, mit denen ihm Fräulein von Meysenbug lächelnd und mit erhobenem Finger im Herbst 1877 den plötzlichen, ihr unerwünscht vorzeitigen Aufbruch von Sorrent vorgeworfen hat.

Das „Mütter-Drohen und -Lächeln" im Zarathustra

Von einer Frau aber, die ihm in seiner ersten Basler Zeit am nächsten trat, und die er seit einer letzten flüchtigen Begegnung auch damals in Sorrent nie mehr wiedergesehen hat, ist Nietzsches Seele nie losgekommen; denn hier war ihm das Weib als Prin-

zip entgegengetreten, als Sphinx, als Dämon, als Sirene, und als sich sein erlöschendes Ich-Bewußtsein ausbreitete zur Dionysosinkarnation, wurde ihm der unvergeßliche Schatten dieser Frau zur Vision der Dionysosbraut Ariadne. Hierüber ist an dieser Stelle eingehender zu handeln. Es fehlt nicht viel, daß in der werdenden Nietzschephilologie die Ariadnefrage zu einem Hauptproblem aufgebauscht wird. Im November 1888 schrieb Nietzsche: „Wer weiß außer mir, was Ariadne ist! . . . Von allen solchen Rätseln hatte niemand bis jetzt die Lösung; ich zweifle, daß je jemand auch hier nur Rätsel sah." Dies teilt seine Schwester mit in der Separatausgabe der „Gedichte und Sprüche" (Leipzig 1898, S. XXI) und fügt hinzu: „Wer versteht und löst nun dieses Ariadnerätsel? . . Ist es schwermütiger, leidenschaftlicher Ernst, oder ist es Spott? . . . — Ich hüte mich, eine Antwort zu geben und die freie Forschung in vorgeschriebene Bahnen zu lenken." Der Respekt vor der freien Forschung ist aber bei Frau Förster gerade in diesem Fall nicht weit her gewesen; denn sie hat sie im Dunkeln gelassen, indem sie ihr bekannte wesentliche Anhaltspunkte der Öffentlichkeit vorenthielt und statt dessen ein Problem heraufgeheimnißte, das zu reduzieren in ihrer Macht stand, und das sie nun erst recht zu komplizieren trachtete. Die Lösung des Ariadnerätsels ist, wie bereits angedeutet, ausschließlich biographischer Natur. Der erste Anhaltspunkt einer Auflösung liegt vor in der Gleichung des Zauberliedes aus dem vierten Zarathustra mit der Ariadneklage der Dithyramben. Da Nietzsche bei dem Zauberer unverkennbar sein Verhältnis zu Wagner im Auge hat, gehört also Ariadne von vornherein in das Bayreuther Erlebnisgebiet.

Das „Ariadnerätsel"

Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom 27. Mai 1908 ist hier der Text gekürzt worden

Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom 27. Mai 1908 ist hier der Text gekürzt worden

Die Liebeserklärung des Dionysos

Zur Sache ist hier daran zu erinnern, daß in den Dionysos-Dithyramben unter der Überschrift „Klage der Ariadne" das Lied des Zauberers aus dem vierten Zarathustra herübergenommen ist. Im Munde einer Ariadne, hinter der mit solcher Deutlichkeit ein Modell von solcher Bedeutung zu erblicken ist, verändert sich der Sinn im Bann dieser persönlichen Anspielung:

„Nein!
Komm zurück!
Mit allen deinen Martern!
All meine Tränen laufen
Zu dir den Lauf,
Und meine letzte Herzensflamme
Dir glüht sie auf.
O komm zurück,
Mein unbekannter Gott! mein Schmerz! mein
letztes Glück! . . ."

Diesen Schlußworten im ersten Zauberergesang schließt sich nun in den Dionysosdithyramben ein szenisch dialogisches Nachspiel an:

„Ein Blitz. Dionysos wird in smaragdener Schönheit sichtbar.

Dionysos:

Sei klug, Ariadne! . . .
Du hast kleine Ohren, du hast meine Ohren:
Steck ein kluges Wort hinein! —

Muß man sich nicht erst hassen, wenn man sich lieben soll? . . .
Ich bin dein Labyrinth . . ."

In den letzten Zeiten vor dem Ausbruch des Wahnsinns, ja sogar in den ersten Tagen während dieses Ausbruchs gibt sich an Nietzsches Geist jene fabelhafte Zusammengedrängtheit der Vorstellungen kund, die man als eine Eigenschaft beim tödlichen Absturze in den Bergen kennt: in das schwindende Bewußtsein flüchten noch alle Erinnerungen an alle wesentlichen Erlebnisse. So stand es auch bei Nietzsche, unmittelbar ehe er von Verstande kam. Was von jenen Wahnsinnszetteln bekannt ist, enthält stets eine letzte Summe erlebter Wesenheiten. Overbeck hat angedeutet, Nietzsche habe in dem an ihn gerichteten Büttenpapier-Zettel der deutschen Antisemitenbewegung Erwähnung getan, mit dessen Führung er sonderbarer- und ihm höchst unlieberweise durch nahe geschäftliche und verwandtschaftliche Beziehungen verbunden war. Die Zuschrift an Frau Wagner lüftet demnach den Schleier von einer innern Gesinnungsrichtung in den zwanzig Jahren von Nietzsches Mannheit. Auch handelt es sich nicht um eine Äußerung, die nur durch den Inhalt jenes Zettels zu belegen wäre. Ich bin in der Lage, eine zweite ebenbürtige Aussage aus derselben Zeit bekannt zu geben. Die letzten Worte im Postskriptum jenes entscheidenden Briefes Nietzsches an Jakob Burckhardt, der am 6. Januar 1889 in Basel eintraf und Overbecks Abreise veranlaßte, lauten:

„Der Rest für Frau Cosima . . . Ariadne . . . von Zeit zu Zeit wird gezaubert . . . ."

Also ist jene Sternenfreundschaft zu Wagner, der er im Sanctus Januarius (Aph. 279) ein erhabenes Denkmal setzte, eigentlich ein Dreigestirn gewesen: Nietzsche, Wagner, Cosima, als sphärisches Dreieck Dionysos, Theseus, Ariadne! Der Charakter der großen Passion für Frau Wagner lag im ganzen Boden begründet, auf dem er sie fand, für den sie sich auch wunderbar eignete, der aber nur sehr teilweise Nietzsches Boden war — im Künstlerboden. Nietzsche war damals von Wagners besessen, nicht sie von ihm; deshalb nachher die gewaltige, naturnotwendige Reaktion, als er sich selber fand. Theseus-Wagner war jedoch zur Zeit der Realität des Verhältnisses mehr Dionysos als Nietzsche, ja er verkörperte diesem ja diese griechische Vorstellung als etwas jetzt noch Mögliches. Nietzsche — wie wir wissen im Grunde

Dionysos, Theseus, Ariadne

ein Sokrates — empfand seine dionysische Konfession insgeheim als Verführung von sich selbst, trotzdem er sich später als Dionysos in den höheren Stil rettete und Ariadne dort als Windsbraut wiederfand. Nietzsche war, als er Tribschen erlebte, noch keine dreißig Jahre alt. Welcher Art dieses Erlebnis war, kann man sich klar machen an der anschaulichen Schilderung, die seine Schwester davon gibt (Biographie II, S. 25/26): „Wir vier (eigentlich fünf) wandelten auf dem sogenannten Räuberweg, dicht am See, voran Frau Cosima und mein Bruder, Cosima in einem rosa Kaschmir-Gewand mit breiten echten Spitzenaufschlägen, die bis zum Saum des Kleides hinabgingen, am Arm hing ihr ein großer Florentinerhut mit einem Kranz von rosa Rosen, hinter ihr schritt würdig und schwerfällig der riesige kohlschwarze Neufundländer Ruß, dann folgte Wagner und ich, Wagner in niederländischem Malerkostüm: schwarzer Samtrock, schwarze Atlaskniehosen, schwarzseidne Strümpfe, eine lichtblaue Atlaskrawatte reich gefältelt, mit feinen Leinen und Spitzen dazwischen, das Künstlerbarett auf den damals noch üppigen braunen Haaren. . . . . Allmählich wurde der Bann des Schweigens gebrochen; Wagner, Cosima und mein Bruder begannen zu reden von der Tragödie des menschlichen Lebens, von den Griechen, den Deutschen, von Plänen und Wünschen. Niemals, weder vorher noch nachher, habe ich in der Unterhaltung drei so verschiedener Menschen einen gleichen wundervollen Zusammenklang wiedergefunden; jeder hatte seine eigene Note, sein eigenes Thema und betonte es mit aller Kraft, und doch, welch prachtvolle Harmonie! Jede dieser eigenartigen Naturen war auf *ihrer* Höhe, leuchtete in ihrem eigenen Glanze und doch verdunkelte keiner den andern." Man setzt Nietzsche nicht herab, wenn man seine jungen Jahre in Anrechnung bringt und alle Zeichen eines Jugendrausches in seiner Wagnerfreundschaft zu finden sich berechtigt glaubt; man setzt auch Frau Wagner nicht herab, wenn man in ihr den Typus der Frau aufsucht, den Nietzsche vor andern gefürchtet und verehrt hat. Er hat das große Weib, in seinem äußersten Gegensatz zum großen Manne, aus nächster Nähe erlebt und zwar nicht als krönenden Abschluß aller Erfahrung vom Weibe, sondern als den alle Folgen lähmenden Anfang dieser Erfahrungen und überdies nicht nur in einer noch so nahen Anschauung, sondern in der noch direkteren Anwendung auf ihn selbst. Er machte im Vertrauen keinen Hehl daraus, daß es

Das große Weib im Gegensatz zum großen Manne

darum mit ihm in Sachen des Urteils über Frauen so gekommen sei; er hat einen ersten mächtigen Eindruck erhalten, der ihn immer nach einer Nachfolgerin suchen und eine solche nie finden ließ. Damit hat er sich gewiß in die Höhe, aber auch in die Irre locken lassen. Frau Wagner hat der Welt keinerlei unmittelbare Probe ihres Geistes abgelegt, weder durch ein Buch (etwa eine Wagnerbiographie)[52] noch sonst als ausübende, wenn auch nur nachschaffende Künstlerin; nur als Verweserin von Wagners Werk steht sie da, darin allerdings beispiellos in Stil und Energie. Sie, die Unproduktive, konnte Nietzsche zu der Meinung reizen, sie sei der wertvollere Typus als Wagner, der Produktive, und so ist sie nicht unschuldig am Abfalle Nietzsches von Wagner und an dessen Auffassung Wagners als eines französischen Romantikers; für Nietzsches Sache hatte sie kaum Verständnis; sie, die Französin, begriff ja nicht einmal recht seine Vorliebe für die französischen Moralisten, geschweige denn für einen Mann wie Dr. Rée, der doch aus Nietzsches Entwicklung nicht gut wegzudenken ist. Doch würde sie ein solcher Mangel kaum gehindert haben, ihre Verweserkünste unvergleichlich dem Werke Nietzsches angedeihen zu lassen, sobald die nun phantastische Voraussetzung zuträfe, daß das Leben ihr eine solche Aufgabe je gestellt hätte, und man muß sich bei der unwillkürlichen Vergleichung zwischen Bayreuth und Neu-Weimar doch billig fragen, welche Gestalt Nietzsches Ruhm und Nachlaßwirkung wohl angenommen hätte, wenn sie den Händen gerade dieser Frau anvertraut gewesen wären. Gewiß ist diese Frage in Wirklichkeit gegenstandslos, weil Frau Wagner als Musikerkind und Gattin von Musikern von Hause aus wenig Neigung und Vermögen zur Leitung eines ausgesprochen philosophischen Unternehmens mitbekommen haben dürfte. Aber ihr Beispiel ist doch anzurufen. Sie hat auf das Werk eines Schaffenden eine Existenz im großen und sogar eine Art Hofstaat gegründet; sie will kulturbestimmend wirken; sie ist in der Verfolgung ihrer Ziele um Mittel nicht verlegen gewesen. Man kann sich füglich fragen, ob sie wirklich immer die Intentionen des Meisters zum Ausdruck gebracht hat und sich nicht gelegentlich über ihn erhoben hat. Sie hat sogar schon empfindliche Einschränkungen auf dem von ihr beanspruchten Machtgebiete ertragen müssen, den Parsifal in New York, den verlorenen Prozeß wegen der Corneliusbriefe. Niemals jedoch hat sich diese Frau, sei es durch einen Sieg, sei es durch eine Niederlage, in ihrer Fassung und Würde beirren

Frau Wagner als Verweserin

lassen. Nichts Kleinbürgerliches, nichts Schnüffelndes hat sich je in ihre Haltung eingeschlichen. Es wird ihrem Auftreten und ihrer Gesinnung ein wahrhaft königlicher Adel nachgesagt. Deshalb läßt sie sich auch unschwer mit Nietzsche zusammendenken. Wenn sie auch ihre Klugheit von andern nahm, sie wirkte auf ihn unwiderstehlich, weil sie immer im Affekt war und durch eine ungeheure Geschmeidigkeit und Vielgestaltigkeit seine Kultursehnsucht so gut als sein Stilgefühl zu befriedigen und zu erfüllen vermochte, wie sonst nichts, was er mit seinen Sinnen wahrnahm und lebendig vor sich sah. Einen Tag nach Wagners Tod schrieb er ihr aus Rapallo einen Brief, der gewiß zum Künstlichsten gehört, was er sich je auferlegt hat, freilich in jenem besten Sinne künstlich, den er für diesen Ausdruck forderte. Oder konnte Nietzsche im Ernste noch glauben, Frau Wagner habe sich ihrem Manne geopfert? Er erkannte und durchschaute ihre Art von Bedürfnis und Begabung und wußte, daß es geschickteste Arbeit gewesen war, durch die sich diese Frau vor Mitwelt und Nachwelt an die Seite Wagners zu setzen vermocht hatte. Der Atem des Dämonischen und Instinktmächtigen benebelte ihn über dem kontemplativen Anblick eines solchen Weibes und machte aus ihm unwillkürlich einen Brautwerber der Ariadne, sobald ihn selbst seine Dionysosgelüste übermannten; sowie es aber galt, sich ihr im wirklichen Leben zu nähern, ließ ihn seine Klugheit zu allen Künsten der Förmlichkeit greifen, ohne doch seinen Hintergedanken unrecht zu geben, — so daß jener Briefentwurf vom 14. Februar 1883 (Biographie II, S. 863) wieder als eines seiner Meisterstücke zu gelten hat in der von ihm vor allem gepriesenen und geübten Kunst der Maskenwahl:

Der Brief nach Wagners Tod

„Sie haben es sich früher nicht verwehrt, in ernsten Lagen auch meine Stimme zu hören: und eben jetzt, wo mich die erste Nachricht ereilt, daß Sie das Ernsteste erlebt haben, weiß ich mein Gefühl nicht anders auszuschütten, als indem ich ganz an Sie und nur an Sie allein es richte.

Nicht was Sie verlieren, sondern was Sie jetzt besitzen, steht mir vor der Seele: und es wird wenig Menschen geben, die mit einem so tiefen Gefühl sagen können: ‚So war es alles meine Pflicht, was ich um diesen einen tat, und nichts mehr, — es war auch mein ganzer Lohn‘.

Sie haben einem Ziele gelebt und ihm jedes Opfer gebracht; und über die Liebe jenes Menschen hinaus erfaßten Sie das

Höchste, was seine Liebe und sein Hoffen erdachte: dem dienten Sie, dem gehören Sie und Ihr Name für immerdar, — dem, was nicht mit einem Menschen stirbt, ob es schon in ihm geboren wurde.

Wenige wollen so etwas: und von den wenigen — wer kann es so wie Sie!

So sehe ich heute auf Sie, und so sah ich, wenngleich aus großer Ferne, immer auf Sie, als auf die bestverehrte Frau, die es in meinem Herzen gibt." — — — —

Wagners Verführerin zum Parsifal

Aber die Gefühle innerster Andacht und Ehrfurcht wurden in ihm durchkreuzt und zum Abfall angestiftet durch den Argwohn, ja durch die Gewißheit, daß Wagners Hinwendung zur Gläubigkeit, seine Abkehr zur christlichen Mystik dem Einfluß seiner Gemahlin zuzuschreiben gewesen sei. Im Sommer 1887 schrieb er in sein Notizbuch (Biographie II, S. 862): „Frau Cosima Wagner ist das einzige Weib größeren Stils, das ich kennen gelernt habe; aber ich rechne ihr es an, daß sie Wagner verdorben hat. Wie das gekommen ist? Er ‚verdiente' solch ein Weib nicht: zum Dank dafür verfiel er ihr. — Der Parsifal Wagners war zu allererst und anfänglichst eine Geschmacks-Kondeszendenz Wagners zu den katholischen Instinkten seines Weibes, der Tochter Liszts, — eine Art Dankbarkeit und Demut von seiten einer schwächeren, vielfacheren, leidenderen Kreatur hinauf zu einer, welche zu schützen und zu ermutigen verstand, das heißt zu einer stärkeren, begrenzteren: zuletzt selbst eine Art jener ewigen Feigheit des Mannes vor allem ‚Ewig-Weiblichen'. — Ob nicht alle großen Künstler bisher durch anbetende Weiber verdorben worden sind? Wenn diese unsinnig eitlen und sinnlichen Affen — denn das sind sie fast allesamt — zum ersten Male und in nächster Nähe den Götzendienst erleben, den das Weib in solchen Fällen mit allen ihren untersten und obersten Begehrungen zu treiben versteht, dann geht es bald genug zu Ende: der letzte Rest von Kritik, Selbstverachtung, Bescheidenheit und Scham vor dem Größeren ist dahin: — von da an sind sie jeder Entartung fähig. — Diese Künstler, die in der herbsten und stärksten Zeit ihrer Entwicklung Gründe genug hatten, ihre Anhängerschaft in Bausch und Bogen zu verachten, diese schweigsam gewordenen Künstler werden unvermeidlich das Opfer jeder ersten intelligenten Liebe — oder vielmehr jedes Weibes, das intelligent genug ist, sich in Hinsicht auf das

Persönlichste des Künstlers intelligent zu geben, ihn als leidend zu ‚verstehen', d. h. zu ‚lieben'."

Nietzsches Befangenheit im Urteil über Frau Wagner

In diesen beiden hochwichtigen Dokumenten erhebt sich Nietzsches Kunst der Seelenanalyse zur vollkommenen Meisterschaft eines für alle Zeiten klassischen Psychologen. Es tut dieser Meisterschaft keinen Eintrag, daß er in Hinsicht auf diesen bestimmten und gewiß schwierigsten Gegenstand in hohem Grade befangen war und deshalb mit seinem Urteile sehr wohl irren konnte. Der Parsifalstoff hat Wagner sehr viel früher beschäftigt, wahrscheinlich schon als Frau Wagner noch nicht einmal Frau von Bülow war; er gab ihn auf, weil er sich vor der ungeheuren Anstrengung fürchtete, die dieser Stoff ihm zumutete. Freilich geschah dann die Wiederaufnahme unter ausgeprägt romantisch-katholischem Gesichtswinkel, — im Banne der Fragestellung, wie Katholizismus und Protestantismus miteinander auszusöhnen seien; noch weiß niemand mit Bestimmtheit zu sagen, warum und wann Wagner auf den Parsifal zurückgegriffen hat. Ferner war der Abfall Wagners vom tragischen Heldenideal Nietzsche gleichgültig, da seine Abrechnung mit Wagner auf einer viel breiteren Grundlage vor sich ging und er übrigens der Gestalt des Siegfried im Ring des Nibelungen auch zur Zeit seiner rückhaltlosen Wagnerbegeisterung keinen Geschmack hatte abgewinnen können. Und nun gar der Ausdruck: „Er verdiente solch ein Weib nicht" — das klingt ja wie die reine Eifersucht! Späteren Geschlechtern wird es sich deutlicher zeigen als uns, wer die Tochter Liszts war und wer nicht. Was sich aber auch von uns schon erkennen läßt, ist der hinreißende Eindruck, den diese Frau der Phantasie des damals noch rein überschwenglich veranlagten, nicht dreißigjährigen Nietzsche aufgeprägt hat: hier sah er ein Weib mit allen Impulsen der Leidenschaft und des Willens sich an den Heißbegehrten hinwerfen und in der Todesangst, ihr Besitz sei wohl doch noch nicht befestigt genug, vor keinem Mittel zurückschrecken; das ist, mußte er sich sagen, unbedingte Lebensenergie, auf Künstlerboden erwachsen. Er kann sich daher in seiner Beurteilung des wirklichen Verhältnisses zwischen Wagner und dessen Gemahlin von Grund aus getäuscht haben. Der Gewinn seines Tribschenerlebnisses war ja doch das rein subjektive Geschenk seiner Dionysoskonzeption als einer tiefsten, eigensten Erfahrung. Er hat jene magnetische Phantasieablenkung später niemals durch ein kräftigeres Wachstum seiner selbst gut zu machen ver-

ſtanden; niemals hat er ſich in Sachen der Liebe und des andern Geſchlechtes auf eigene Füße geſtellt. Er wollte auch ſpäter immer gern der dritte im Bunde ſein: Overbeck und Frau, Lou und Rée. Sein Inſtinkt ließ ihn das platoniſche Dreieck wählen, um ſich jederzeit auf gute Art wieder retten zu können. An dieſer ſcheinbar unmännlichen Vorſicht überraſcht aber, daß die Phyſiognomie dieſes Dreierverhältniſſes niemals durch die betreffende Frau beſtimmt wurde, ſondern durch den andern Mann. So wahrte er ſich als Freund ſeinen Ausweg und als Mann ſeine Rehabilitation. Er hat auch das gut gemacht!

Unter den hiſtoriſchen Wirkungen Nietzſches wird nicht zu überſehen ſein, daß eigentlich niemand anders als er einen ſozunennenden Koſimakultus ins Leben gerufen hat, wie er noch heute unter den Anhängern von Bayreuth beſteht. Er iſt der Herold Wagners, aber noch mehr ſeiner Gattin geweſen. Dieſe Huldigung wird auch ſicher mit der Zeit alle ſpäter erfolgte Unbill überwachſen. Man denke an den wunderlichen Sittenſpruch Houſton Stewart Chamberlains (Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts, 1903, XXV), Nietzſche ſei in dem Moment wahnſinnig geworden, als er von Wagner abfiel: Wahn bricht Treue! Die Vorausſetzung zu einem ſachlichen Treubruch zwiſchen Männern lag ja nicht reinlich vor. Nietzſche und Wagner haben ſich gar nicht unter vier Augen erlebt; von allem Anfang an ſtand eine Frau dazwiſchen, dieſe Frau! Und nicht zum wenigſten bei dieſer Begegnung hatte ſich erwieſen, daß Nietzſche im letzten Grunde nicht Künſtler, ſondern Denker war. Er hat dieſe Frau zu ergründen geſucht. Die Summe aller empfangenen Reize verdichtet ſich ihm zum moraliſtiſchen Problem. Die klaräugige Erkenntnis, mit der hier eine nicht nur kluge, ſondern bedeutende, geiſtesmächtige Frau zugleich verſtanden und gewürdigt und zugleich verurteilt und überführt wird, entſpricht auf dem theoretiſchen Gebiete der Kritik der Fähigkeit einer dichteriſchen Geſtaltungskraft, aus der die großen Frauengeſtalten der Weltliteratur hervorgegangen ſind: ſo von vorn nach hinten mit eben ſoviel Mißtrauen als Liebe durch und durch geſehen muß eine Sache ſein, damit der betreffende „Seher" daran denken kann, ſie zu verewigen. Nun iſt Nietzſche zwar kein Darſteller, alſo auch kein Frauendarſteller geweſen; aber der Ruhm, durch Intuition an einer reich variierten Muſterflora zum ſicheren Frauenkenner geworden zu ſein, darf ihm kaum geſchmälert werden. Wohl

Nietzſche nicht Frauendarſteller aber Frauenkenner

meint Auguſt Horneffer (von der Annahme ausgehend, ein guter Pſychologe der erotiſchen Dinge müſſe fein und reich für ſie veranlagt ſein, wenn auch nicht erforderlich ſei, daß er die Anlagen in der Praxis ſtark verwerte), Nietzſche ſei ſexuell ſchwach begabt und alſo von vornherein zur Frauenpſychologie nicht beſonders geeignet geweſen (S. 51 und 52): „Homer hat das Zeug dazu, ein Achill und Odyſſeus zu ſein und iſt es doch nicht geworden, ſondern hat uns von deren Heldentaten erzählt. Eine reiche, anormal reiche Erfahrungsmöglichkeit, die durch Beſonnenheit unterſtützt und doch zugleich ihrer natürlichen Verwirklichung beraubt wird, iſt Vorausſetzung des Pſychologen. Dieſe hatte Nietzſche in der Erotik, wie mir ſcheint, nicht. Er ſprach zwar in einem beinahe erotiſchen Tone von dieſen Dingen; in den Äußerungen ſelber liegt ein erotiſches Moment. Er hat — nicht immer und nicht bewußt — die Abſicht, das andere Geſchlecht zu reizen, es in Harniſch zu bringen, ihm zu gefallen und zugleich zu mißfallen, was bekanntlich gut miteinander vereinbar iſt.“ Der Mangel an Unbefangenheit, der nicht mit Unrecht Nietzſches Urteil über die Frauen nachgeſagt wird, entſpringt ſicher nur zu einem Teile böſen Erfahrungen oder dem Umſtande, daß ſich Nietzſche nie ganz von den Gefühlen des zwanzigjährigen Jünglings frei gemacht hat; ſeine Befangenheit hängt in dieſem wie in jedem andern Punkte mit der von uns nun ſchon zur Genüge hervorgehobenen Gewaltſamkeit in ſeinem Vorgehen als Denker zuſammen. Einmal von der durchgreifenden Inferiorität der Frau beſonders in intellektueller, aber vielleicht auch in moraliſcher Hinſicht überzeugt, trat ganz von ſelbſt ſeine Gepflogenheit in Funktion, die unterſchiedlichen, konträren Eigenſchaften dadurch zu kennzeichnen, daß er ſie ſtark übertrieb. Da es ihm nicht um Sittenſchilderung zu tun war, ſondern ihm, dem Moraliſten, um die Tüchtigkeitswertung des Weibes für die Verwirklichung ſeiner Kulturpoſtulate, ſo war um ein ſummariſches Verfahren nicht herumzukommen, und ob mit jenen vermißten differenzierteren Kenntniſſen für einen Entwerfer, wie Nietzſche es ja überhaupt erſt iſt, viel geholfen geweſen wäre, darf man billig in Frage ſtellen. Nur darauf kommt es an, wo er hinaus wollte und ob er ſich in ſeiner Eigenſchaft als Formelnpräger mit ſeiner Beurteilung des Weibes ſo ſehr auf dem Holzwege befunden hat. Das Gegenteil iſt wohl der Fall. „„Dumm wie ein Mann‘ ſagen die Frauen; ‚feige wie ein Weib‘ ſagen die Männer. Die Dumm-

Die Frau ungeeignet zur Verwirklichung ſeiner Kulturziele

heit ist am Weibe das Unweibliche." (Der Wanderer und sein Schatten, Aph. 273.) — Das ist doch zum Beispiel ein sehr wenig konventionelles Urteil, dem eine gründliche Erfahrung zugrunde liegen wird. Das „Ich will" und „Er will" im ersten Zarathustra des weiteren ist ein Fund, der nur einem fleißigen und sicheren Sucher gelingen konnte; so verblüffend den Nagel auf den Kopf trifft keiner, der nicht vom Handwerk und einer seiner Meister ist. Solche Sprüche, die eine bis dahin mehr nur undeutlich empfundene Wahrheit mit einemmal bis nahe an die Trivialität einfach und plausibel zutage fördern, finden sich gerade über die Frauen bei Nietzsche manche. Da er nicht Dichter war und Einzelfälle vorführte, mußte er sich schon gestatten, „über das ‚Weib an sich' einige Wahrheiten herauszusagen: gesetzt, daß man es von vornherein nunmehr weiß, wie sehr es eben nur — meine Wahrheiten sind. — Bei jedem kardinalen Problem redet ein unwandelbares ‚das bin ich'; über Mann und Weib zum Beispiel kann ein Denker nicht umlernen, sondern nur auslernen, — nur zu Ende entdecken, was darüber bei ihm ‚feststeht'." In „Jenseits von Gut und Böse", wo er (231) so spricht, ist er zweifellos durch die ihm schnurstracks zuwiderlaufenden Emanzipationsbestrebungen mehr als billig um seine Gemütsruhe gebracht worden. Aber selbst da läßt er sich als Anwalt des Weibes (239 Ende) vernehmen: „Das, was am Weibe Respekt und oft genug Furcht einflößt, ist seine Natur, die ‚natürlicher' ist als die des Mannes, seine echte raubtierhafte listige Geschmeidigkeit, seine Tigerkralle unter dem Handschuh, seine Naivetät im Egoismus, seine Unerziehbarkeit und innerliche Wildheit, das Unfaßliche, Weite, Schweifende seiner Begierden und Tugenden. . . . Was, bei aller Furcht, für diese gefährliche und schöne Katze ‚Weib' Mitleiden macht, ist, daß es leidender, verletzbarer, liebebedürftiger und zur Enttäuschung verurteilter erscheint als irgend ein Tier. Furcht und Mitleiden: mit diesen Gefühlen stand bisher der Mann vor dem Weibe, immer mit einem Fuße schon in der Tragödie, welche zerreißt, indem sie entzückt." So spricht kein Milchbart, und wenn Nietzsche wirklich nur über einseitige Erfahrungen oder gar über verminderte Erfahrungsmöglichkeiten verfügt hätte, so würde die Genialität seiner abstrahierenden Fähigkeiten gerade im Kapitel „Weib" nur desto glänzender hervortreten. Die Androkratie war nun einmal das vielleicht am tiefsten Wurzelnde unter seinen europäischen Kulturidealen; vor

„Meine Wahrheiten über das Weib an sich"

Das europäische Ideal einer Androkratie

allem andern trieb es ihn, die Führerschaft des Mannes sicherzustellen. Da er nun in seinen letzten Arbeitsjahren überhaupt nach keiner Seite hin mehr Spaß verstand, darf man sich nicht wundern, wenn es den Frauen bei ihm schlecht geht. Er mag dabei weit übers Ziel hinausschießen, in der eingeschlagenen Richtung wird er kaum fehlgegriffen haben, natürlich immer diejenigen Grundanschauungen vorausgesetzt, von denen Nietzsche nun eben einmal ausgeht.

Seine ausgesprochene Vorliebe für den Mann als Schöpfer und Förderer menschlicher Kultur und der ihr entsprechende „Vorhaß" gegen den in dieser Richtung unter uns sich betätigenden weiblichen Wettbewerb setzt natürlich nicht einen mönchischen oder eunuchischen Typus voraus, sondern rechnet mit dem Manne als vollwertigem Geschlechtswesen. Sein Interesse an der virilen Menschheitshälfte wurzelt gerade darin, daß die männliche Natur im Gegensatz zum femininen Wesen angriffslustig und rauschartig beschaffen ist. Weil Aktivität Sache des Mannes ist, gehört auch die Welt dem Manne und nicht der Frau. Die Frau gehört in den Harem — das ist das beste Bild für diejenige Achtung, deren Nietzsche gegen die Frau fähig war; er wünschte ihr damit nicht einen sklavischen Zustand, wohl aber eine geschützte, mit eigenen Zeltpflöcken abgepfählte Welt für sich, ihre Welt, die von der Welt des Mannes womöglich nicht brutalisiert wird, aber auch ihrerseits die Welt des Mannes möglichst wenig verwirrt. Nietzsches Entzücken am Weibe erfüllt sich in der Bildnerfreude, daß bei der unmännlichen Passivität und Schmiegsamkeit des Weibes sich aus einer Frau so leicht „etwas machen" läßt. Daher die scheinbare Schwäche, in der er auch nach dem schroffesten Bruch wieder dem Einfluß der Schwester verfiel. An ihr, dem ihm von Natur nächsten Menschen, erlebte er den größten Unverstand gegen sein Werk, aber auch die größte Unterwürfigkeit vor seinem Werke. Es ist vorgekommen, und zwar auch noch in der Umwertungszeit, daß er sich in brieflichen Ergüssen kniefällig vor ihr niederwarf, überwältigt von ihrer Hingabe an sein Schaffen, von der sie ihn manches neue Mal zu überzeugen vermochte. Mit diesen überschwenglichen Huldigungen wechselten aber jähe Zornausfälle ab, gewöhnlich hervorgerufen durch die Entdeckung, daß diese dienstfertige Willfährigkeit, durch die er sich immer wieder bezaubern ließ, keinen Bestand hatte, sondern nur einer zufälligen Laune oder Berechnung und wenn

Unverstand und Unterwürfigkeit

einem echten Gefühle, eben doch einem unbeständigen und ohnmächtigen entsprungen war. Insofern vollendet sich denn auch in den selbstquälerischen Erfahrungen mit der Schwester seine Stellung zum Weibe als Kulturproblem. Was ihm, für sein eigenes Empfinden, mit ihr nicht gelungen ist, hat gleichwohl als die vornehmste Zweckbestimmung der Geschlechter zu gelten. Das Weib ist der bildsamste, ergebenste Stoff für den männlichen Schöpfertrieb, dank seiner angeborenen Weichheit und Empfänglichkeit. Es sei dem Manne untertan, aber freilich nicht um dem gierigen Genusse seiner Selbstsucht zu fröhnen, sondern um aus den Händen des Mannes als sein zarteres und reineres Ebenbild hervorzugehen. Das männliche Geschlechtszeichen, die Zeugungskraft, und das weibliche Geschlechtszeichen, die Fruchtbarkeit — diese beiden vom Animalischen ins Geistige hinübergezüchtet und emporgeläutert: das gilt Nietzsche für die eigentliche Grundlage der neuen europäischen Menschheit. Der Mann hat produktiv zu sein; das Höchste hingegen, wozu ein Weib es bringen kann, ist ein ernstes und dauerhaftes Verständnis für dieses männliche Vorrecht der Produktivität, sei es durch Anempfindung, sei es durch Nachahmung. Nietzsches Stellung zum Sexualproblem ist von der denkbar obersten Sittlichkeit; ich fasse es in den Spruch zusammen, der hoffentlich so richtig ist, daß ihn Zarathustra in den Mund nehmen dürfte: *Ihr Männer, werdet nicht müde des Weibes; habt mir Geduld mit dem Weibe; dann wird es euer schönstes Geschöpf. Das Weib soll den Mann lieben, und der Mann soll die Dinge lieben.*

Die Liebe zu den Dingen

4. Der „große Einsame"

(Die praktische Lebensbetätigung)

Zu den Errungenschaften unserer Zeit, auf die sie — und nicht ohne Recht — besonders stolz ist, gehört die fortschreitende Schulung und Ausbildung des Menschen in manueller und technischer Hinsicht. Auch der einzelne soll dadurch in den Stand gesetzt sein, mit den äußeren Schwierigkeiten des Lebens auf eine möglichst handliche Weise fertig zu werden. Die Erhöhung aller der Fertigkeiten, die in der Richtung einer möglichst praktischen Lebensbetätigung lagen, hatte unter allen Äußerungen des

modernen Geiſtes weitaus am meiſten Ausſicht auf Nietzſches aufrichtige Sympathie. Man kann auch kaum ſagen, daß er den Alltäglichkeiten des Lebens, ſoweit er ſelber ſich damit abzufinden hatte, irgendwie unpraktiſch gegenüberſtand. Er verſtand es mit wenig Geld zweckmäßig zu reiſen, und wenn er ſich in den eifrigen Maßnahmen zur Hebung ſeiner Geſundheit öfter vergriffen haben mag, ſo iſt das irrtümlicher Einſicht und nicht praktiſchem Ungeſchick zuzuſchreiben. Dennoch verſtößt er auf Schritt und Tritt gegen die Kunſt der Realpolitik, deren Handhabung die Zeitgenoſſen Bismarcks auch der einzelnen Individualität als Vorzug nachrühmen. Und wieder kann man nicht ſagen, es ſei bei Nietzſche ängſtliche Scheu eines mangelnden Selbſtbewußtſeins geweſen, die ihn ſo oft über die vor ſeiner Naſe liegende Wirklichkeit ſtolpern ließ; er hatte nichts an ſich von der ſprichwörtlichen ſächſiſchen Gutmütigkeitskomik; es kam ihm auch auf Rückſichtsloſigkeiten durchaus nicht an, wenn er es für nötig hielt. Dennoch hat ihn die Realität am Gängelband reichlich genasführt, wie nur irgend einen Ideologen. Seiner „Enttäuſchungen" ſind Legion. Er liebte die Einſamkeit wider Willen. Er hielt es nur in ihr aus, und doch war es ihm in ihr nicht wohl. Sonſt hätte ihn nicht die Sehnſucht nach einem menſchlichen Laut wenigſtens auf Augenblicke zu ſolchen faſt kriechenden Windungen und zur Opferung des letzten Reſtchens Stolz verleiten können. Seine oft unerträglichen Einſamkeitsqualen beweiſen, daß er keine beſchauliche Natur war, ſondern eine ſoziale. Die Leidensgeſchichte ſeiner menſchlichen Beziehungen im letzten Viertel ſeines Schaffens verteilt ſich auf ſeine Freundſchaft und auf gelegentliche Auseinanderſetzungen mit der literariſchen Kritik.

Die notwendige Not der Einſamkeit

Iſt aber Nietzſches Fanatismus für den Schluß ſeines Werkes als etwas Notwendiges, wenn nicht Natürliches nachgewieſen, ſo gilt es, auch die krampfhafte Ausgeſtaltung ſeiner Beziehung zu Perſonen in der letzten Schaffenszeit auf dieſe Urſache zurückzuführen. Das Ende alter Freundſchaften iſt aus ſeinem Fanatismus ebenſo zu erklären, wie ſeine für den „großen Einſamen" beſonders auffallende Sucht, einen möglichſt ſtolzen Stab von Berühmtheiten um ſich zu ſammeln. Mit Freunden konnte Nietzſche ſchlechthin nichts mehr anfangen; er war nur noch auf Adepten, auf Kreaturen aus. Nicht ohne weitgehende Verblendung gegen ſich ſelbſt und gegen die Natur der von ihm ins Auge gefaßten Beziehungen. Die Titelporträts zum dritten Brief-

bande führen uns im leibhaftigen Bilde vor Augen, wonach Nietzsche der Sinn stand: er in der Mitte und um ihn herum, wie Trabanten um die Sonne, ein Areopag von guten und besten Europäern. Außer seinem Lehrer Friedrich Ritschl, der im November 1876 starb, nicht ohne daß eine jahrelange Verstimmung ihn von seinem Lieblingsschüler entfremdet gehabt hätte, und Richard Wagner, fallen Nietzsches Anknüpfungen mit berühmten Zeitgenossen in die achtziger Jahre (Jakob Burckhardt insofern ausgenommen, als es ja bei ihm eine alte Bekanntschaft war; doch wurde sie erst durch Nietzsches letzte Schriften auf diejenige Probe gestellt, die sie nicht bestand). „Ich bin ein Einsiedler, Sie werden es wissen, und bekümmere mich nicht viel um Leser und um Gelesenwerden, doch hat es mir seit meinen zwanziger Jahren (ich bin jetzt dreiundvierzig) niemals an einzelnen ausgezeichneten und mir sehr zugetanen Lesern gefehlt (es waren immer alte Männer), darunter zum Beispiel Richard Wagner, der alte Hegelianer Bruno Bauer, mein verehrter Kollege Jakob Burckhardt und jener Schweizer Dichter, den ich für den einzigen lebenden deutschen Dichter halte, Gottfried Keller. Ich hätte eine große Freude daran, wenn ich auch den von mir am meisten verehrten Franzosen unter meinen Lesern hätte —" so schreibt er an Hippolyte Taine 1887 und ebenso an Georg Brandes: „Ein paar Leser, die man bei sich selbst in Ehren hält und sonst keine Leser — so gehört es in der Tat zu meinen Wünschen. . . Um so glücklicher bin ich, daß zum satis sunt pauci mir die pauci nicht fehlen und nie gefehlt haben. Von den lebenden unter ihnen nenne ich meinen ausgezeichneten Freund Jakob Burckhardt, Hans von Bülow, H. Taine, den Schweizer Dichter Keller; von den Toten den alten Hegelianer Bruno Bauer und Richard Wagner. Es macht mir eine aufrichtige Freude, daß ein solcher guter Europäer und Kulturmissionär, wie Sie es sind, fürderhin unter sie gehören will; ich danke Ihnen von ganzem Herzen für diesen guten Willen." Und an Jakob Burckhardt: „Alle Welt hat mir über jenes Buch (‚Jenseits') das gleiche gesagt: daß man nicht begreife, um was es sich handle, daß es so etwas sei wie ‚höherer Blödsinn': zwei Leser ausgenommen, Sie selbst, hochverehrter Herr Professor, und andererseits einer Ihrer dankbarsten Verehrer in Frankreich, Mr. Taine. Verzeihung, wenn ich mir mitunter zum Troste sage: ich habe bis jetzt nur zwei Leser, aber solche Leser!" (Briefe III, 191, 200, 273/74.) Es ist hier bei-

Nietzsche als Mittelpunkt berühmter Freundschaften

zufügen, daß Nietzsches Bewunderung für Taine wenigstens nach dem Urteil der heutigen französischen Geschichtsforschung als außerordentliche Überschätzung zu gelten hat[53], und was gar Gobineau betrifft, den Nietzsche ebenfalls in die Zahl seiner Auserwählten aufgenommen hat mit der Klage, daß ihm Wagner sogar noch die wenigen wegnehme, auf die er wirken könnte (Biographie II, 869), so ist der Verfasser der Renaissancedialoge nur in Deutschland berühmt geworden und zwar auch hier nur durch eine Propaganda der Bayreuther, während man doch gerade dort sich der Tatsache nicht hätte verschließen sollen, wieviel mehr ein ähnlicher Versuch in der Gattung des historischen Gesprächs, die Szenen „Helden und Welt" des jungen Heinrich von Stein einer Massenverbreitung würdig gewesen wäre; in Frankreich ist Gobineau, als Orientalist und um seiner diplomatischen Wirksamkeit willen geschätzt, kein anerkannter Schriftsteller. Ferner ist von dem unzweifelhaften Verdienste, das sich Georg Brandes um Nietzsche erworben hat, einschränkend zu sagen, daß für das Empfinden von Nietzsches Freunden Brandes' Verständnis für Nietzsche sich nicht auf der Höhe seines bewiesenen guten Willens zu halten vermochte.

Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom 27. Mai 1908 ist hier der Text gekürzt worden

Seine Jüngerhoffnung auf Heinrich von Stein

Am klarsten und mit ergreifender Tragik offenbart sich Nietzsches Sehnsucht von seinen Freunden weg nach Jüngern und Adepten in jenem herrlichen Nachgesang zu „Jenseits von Gut und Böse", betitelt „Aus hohen Bergen":

Oh Lebens Mittag! Feierliche Zeit!
Oh Sommergarten!
Unruhig Glück im Stehn und Spähn und Warten: —
Der Freunde harr' ich, Tag und Nacht bereit,
Wo bleibt ihr, Freunde? Kommt! 's ist Zeit! 's ist Zeit!

— Da seid ihr, Freunde! — Weh, doch ich bin's nicht,
Zu dem ihr wolltet?
Ihr zögert, staunt — ach daß ihr lieber grolltet!
Ich — bin's nicht mehr? Vertauscht Hand, Schritt, Gesicht?
Und was ich bin, euch Freunden — bin ich's nicht?

— Ihr alten Freunde! Seht! Nun blickt ihr bleich,
Voll Lieb' und Grauſen!
Nein, geht! Zürnt nicht! Hier — könntet ihr nicht hauſen:
Hier zwiſchen fernſtem Eis- und Felſenreich —
Hier muß man Jäger ſein und gemſengleich.

Nicht Freunde mehr, das ſind — wie nenn' ich's doch? —
Nur Freunds-Geſpenſter!
Das klopft mir wohl noch Nachts an Herz und Fenſter,
Das ſieht mich an und ſpricht: „wir waren's doch?" —
— Oh welkes Wort, das einſt wie Roſen roch!

Oh Lebens Mittag! Zweite Jugendzeit!
Oh Sommergarten!
Unruhig Glück im Stehn und Spähn und Warten!
Der Freunde harr' ich, Tag und Nacht bereit,
Der neuen Freunde! Kommt! 's iſt Zeit! 's iſt Zeit!

Dieſe Verſe ſind urſprünglich an Heinrich von Stein gerichtet geweſen, zum Danke für einen unvergeßlichen Beſuch Steins in Sils-Maria und einen Brief, in dem er Nietzſche ſeine Geſinnungen folgendermaßen kundgab (24. September 1884, Briefe III, 241): „Daß ich Ihnen nichts geben kann, was Sie nicht reicher und beſſer ſchon beſäßen, iſt ja ganz offenbar. Was alſo kann ich Ihnen bringen: treues herzliches Mitgehen und Verſtehen. Und hiermit ſei alles geſagt." Die Antwort auf die Verſe war eine gewundene Abſage, ſo daß Nietzſche ſchrieb: „Was hat mir Stein für einen dunklen Brief geſchrieben! Und das als Antwort auf ein ſolches Gedicht! Es weiß niemand mehr, wie er ſich benehmen ſoll." Über die Enttäuſchung ſelbſt und ihre Bedeutung für ihn ſchreibt er (Briefe III, 249): „Die Probleme, vor welche ich geſtellt bin, ſcheinen mir von ſo radikaler Wichtigkeit, daß ich mich beinahe jedes Jahr ein paarmal zu der Einbildung verſtieg, daß die geiſtigen Menſchen, denen ich dieſe Probleme ſichtbar machte, darüber ihre eigene Arbeit beiſeite legen müſſen, um ſich einſtweilen ganz meinen Angelegenheiten zu widmen. Das, was dann jedesmal geſchah, war in ſo komiſcher und unheimlicher Weiſe das Gegenteil deſſen, was ich erwartet hatte, daß ich alter Menſchenkenner mich meiner ſelber zu ſchämen lernte und ich immer von neuem wieder in der Anfänger-Lehre umzulernen hatte, daß die Menſchen ihre Gewohnheiten hundert-tauſendmal wichtiger nehmen, als ſelbſt — ihren Vorteil."

„Treues herzliches Mitgehen und Verſtehen"?

Daraufhin nahm er ſein Gedicht wieder vor und ſchrieb darunter zu ſeiner Beruhigung und Stärkung:

„Der Sehnsucht süßer Schrei erstarb im Munde"

Dies Lied ist aus, — der Sehnsucht süßer Schrei
Erstarb im Munde:
Ein Zaubrer tat's, der Freund zur rechten Stunde,
Der Mittags-Freund — nein! fragt nicht, wer es sei —
Um Mittag war's, da wurde Eins zu Zwei . . . . .

Nun feiern wir, vereinten Sieg's gewiß,
Das Fest der Feste:
Freund Zarathustra kam, der Gast der Gäste!
Nun lacht die Welt, der grause Vorhang riß,
Die Hochzeit kam für Licht und Finsternis. . . . .

Was für ein himmelweiter Abstand von Gewißheit und Wirklichkeit tut sich da vor uns auf! Nietzsche schreibt denn auch an seine Freundin von Meysenbug kurz darauf (März 1885, Briefe III, S. 617): „Der arme Stein! Er hält Richard Wagner sogar für einen Philosophen! Warum rede ich davon? Es ist nur, daß ich Ihnen irgend ein Beispiel gebe. Es ist der Humor meiner Lage, daß ich verwechselt werde — mit dem ehemaligen Basler Professor Herrn Dr. Friedrich Nietzsche. Zum Teufel auch! Was geht mich dieser Herr an!"

Steins Beziehungen zu Gersdorff, Dr. Rée und Fräulein Salomé

Zweifellos bedeutete diese Enttäuschung für Nietzsche den Zusammenbruch einer sehr großen Hoffnung und überdies einer von Freundeshand seit langem vorbereiteten. War es doch Dr. Rée gewesen, der den mit der Herausgabe der „Ideale des Materialismus" beschäftigten erst zwanzigjährigen Heinrich von Stein, übrigens einen Verwandten von Gersdorff, mit Nietzsche in Beziehung zu bringen suchte; offenbar schon im Winter 1877/78. Rée hatte sich damals nur durch die schlechten Nachrichten von Nietzsches Gesundheit abhalten lassen, ihm Stein, als dieser nach Rom fuhr, bereits nach Basel zuzuschicken. Während seines Leipziger Aufenthaltes im Herbst 1882 versuchte von Stein, der sich eben in Halle habilitiert hatte, Nietzsche kennen zu lernen, traf ihn aber nicht zu Hause; doch bemühten sich beide durch den Austausch von Briefen und Drucksachen um innere Annäherung. Von Steins Ehrlichkeit gibt es einen Begriff, daß er Nietzsche ins Gesicht sagte, er habe von Zarathustra zwölf Sätze und nicht mehr verstanden, und im übrigen sein Lob in ungemein treffender Einschränkung dem Grundsinn und Grundwert des Zarathustra spendet (Briefe III 227): „Welcher Segen ruht auf diesem Buche, wenn es in einem einzigen die große Sehnsucht — und zugleich das: bleib der Erde treu! bestärkt." Zweierlei ist bei diesem Streben nach Freundschaft lehrreich; daß damals Stein

mit Rée und Fräulein Salomé eng befreundet war und daß er von Nietzsches unheilbarer Entfremdung von Wagner keine Ahnung hatte. Nietzsche schrieb ihm am 15. Oktober 1885 von Leipzig (Briefe III, 258/59): „Gestern sah ich Rées Buch über das Gewissen: — wie leer, wie langweilig, wie falsch! Man sollte doch nur von Dingen reden, worin man seine Erlebnisse hat. Ganz anders empfand ich bei dem Halb-Roman seiner Soeur inséparable Salomé, der mir scherzhafterweise zugleich vor die Augen kam. Alles Formale daran ist mädchenhaft, weichlich, und in Hinsicht auf die Prätension, daß ein alter Mann hier als erzählend gedacht werden soll, geradezu komisch. Aber die Sache selber hat ihren Ernst, auch ihre Höhe; und wenn es gewiß nicht das Ewig-Weibliche ist, was dieses Mädchen hinanzieht, so ist es vielleicht das Ewig-Männliche. Ich vergaß zu sagen, wie hoch ich die schlichte, klare und beinahe antike Form des Réeischen Buches zu schmecken weiß. Dies ist der ‚philosophische Habitus'. — Schade, daß nicht mehr ‚Inhalt' in einem solchen Habit steckt! Unter Deutschen aber ist es nicht genug zu ehren, wenn jemand in der Art, wie es R. immer getan hat, dem eigentlich deutschen Teufel, dem Genius oder Dämon der Unklarheit, abschwört."

Nietzsche für Dritte noch nicht erklärter Gegner Wagners

Für Nietzsches Verhältnis zu Wagner beweist sein Nebeneinandervorbeigreifen mit Stein, wie sehr der alte Herzensbund zu einem dunkeln Spiel der Irrungen und Wirrungen geworden war. Stein schlug Nietzsche ganz harmlos vor, er möchte sich doch brieflich an Erörterungen beteiligen, die er mit einigen Gleichgesinnten bei der Lektüre des Wagnerlexikons vornahm, und Frau Förster gesteht, daß auch sie, trotz allen Einweihungsversuchen der voraufgehenden Jahre, in diesem Ansinnen nicht das geringste Nietzsches Sinn Zuwiderlaufende empfunden habe, als Heinrich von Stein bei einem Besuche im Frühjahr 1885 in Naumburg sich ihr anvertraute, und nur ein Mißverständnis in Nietzsches Ablehnung zu sehen vermochte. So sehr hielt also Nietzsche mit seiner wahren Meinung über Wagner vor allen andern außer vor sich selbst hinter dem Berge; war er ja doch auch dem Besuche in Bayreuth zur Aufführung des Parsifal, der sowohl seine Schwester als auch Fräulein Salomé, Overbecks und andere Freunde beigewohnt hatten, mehr unauffällig ausgewichen, als daß er sich rund heraus geweigert hätte, jemals wieder einen Fuß in das christlich gewordene Bayreuth zu setzen. Hinterher wissen wir

nun, weil es Fräulein von Meyſenbug Nietzſches Schweſter wiedererzählt hat, daß Stein nach Sils-Maria geſchickt worden war, um Nietzſche der Bayreutherſache wieder zurückzugewinnen, aber von der perſönlichen Begegnung mit dem ihm von Angeſicht ja noch unbekannten Abtrünnigen voller Begeiſterung nach Bayreuth ſchrieb und von dort ernſtlich ermahnt wurde, Richard Wagner und Bayreuth treu zu bleiben (Briefe III, 251). Nietzſches dithyrambiſcher Lockruf öffnete ihm die Augen für das Entweder-oder, vor das er geſtellt war, und er hielt zu Wagner, gewiß ohne irgend ein Gefühl von einem Treubruch gegen Nietzſche, da ja Nietzſches Werk damals noch keine feſtſtehende Kulturſache war, noch kein Seiten- und Gegenſtück zu Wagners Werk im öffentlichen Erfolge. So war dieſe ſchöne Welle in Nietzſches Daſein verebbt, wie ſie herangeflutet war, ohne einen beſtimmten Gewinn gebracht zu haben, — ein heran- und zurückwogendes leidenſchaftliches Gefühl. Und doch — etwas Unvergängliches blieb von dieſer Anſpannung zurück, in Nietzſche wie in Heinrich von Stein — das war die leuchtende, nie verblaßte Erinnerung an den zweiten Beſuchstag Steins in Sils, den 28. Auguſt 1884. Stein notierte in ſeinem Tagebuche: „26. VIII. 84. Nach Sils, abends bei Nietzſche. Bejammernswerter Anblick. 27. Großartiger Eindruck ſeines freien Geiſtes, ſeiner Bilderſprache. Schnee und Winterwind. Er bekommt Kopfſchmerzen — abends Anblick ſeines Leidens. — 28. Er hat nicht geſchlafen, iſt aber friſch wie ein Jüngling. Welch ſonniger, herrlicher Tag!" — Nietzſche ſeinerſeits gereichte Steins Beſuch zu einem hochaufbrauſenden Triumphgefühle; er, der Einſiedler wurde ſich da an einem auserwählten Objekte über die Herrſchaft klar, mit der er die Herzen der Menſchen zu meiſtern nicht nur etwa ſich einbildete, ſondern auch wirklich vermochte. Im Ecce homo ſchreibt er: „Das Inſtrument, es ſei, welches es wolle, es ſei ſo verſtimmt, wie nur das Inſtrument ‚Menſch' verſtimmt werden kann: — ich müßte krank ſein, wenn es mir nicht gelingen ſollte, ihm etwas Anhörbares abzugewinnen. Und wie oft habe ich das von den ‚Inſtrumenten' ſelber gehört, daß ſie ſich noch nie ſo gehört hätten. . . . . Am ſchönſten vielleicht von jenem unverzeihlich jung geſtorbenen Heinrich von Stein, der einmal, nach ſorgſam eingeholter Erlaubnis, auf drei Tage in Sils-Maria erſchien, jedermann erklärend, daß er nicht wegen des Engadins komme. Dieſer ausgezeichnete Menſch, der mit dem ganzen Ungeſtüm eines preußiſchen Junkers in den Wagner-

Der 28. Auguſt 1884

schen Sumpf hineingewatet war (und außerdem noch in den Dühringschen!), war diese drei Tage wie umgewandelt durch einen Sturmwind der Freiheit, gleich einem, der plötzlich in seine Höhe gehoben und Flügel bekommt. Ich sagte ihm immer, das mache die gute Luft hier oben, so gehe es jedem, man sei nicht umsonst 6000 Fuß über Bayreuth, — aber er wollte mir's nicht glauben." Auch hier wieder, kann man sagen, jenes zehnte Zehntel, in dem bei Nietzsche, dem Unglücksmenschen, alles Glück und Heil verdichtet war. Was ihm auch fehlschlagen mochte, — den Beweis hatte er unerschütterlich zurückbehalten, daß es die Menschen, auf die er mit seinen Gedanken rechnete, auch wirklich gab. Er durfte sich also ruhig sagen: es ist nur eine Frage der Zeit; ich habe mich nicht verrechnet: nur erbärmliche äußere Umstände sind schuld, daß sich diejenigen noch nicht zu mir hinfinden, für die ich da bin. In dem jungen Heinrich von Stein hatte ihm einen Tag lang ein deutscher Mann gegenüber gestanden, der ihm an Seelenanstand nichts nachgab, einer von den ganz wenigen Menschen, an deren Dasein er wirklich Freude hatte.

Unvergänglicher Gewinn der Begegnung mit Stein

Auch die andern Enttäuschungen Nietzsches aus seiner letzten Zeit entbehren einer prinzipiellen Grundlage nicht und sind somit mehr als bloß individuelle Zufälligkeiten. Hatte dem Zustandekommen einer wirklichen Freundschaft mit Heinrich von Stein die Sache des Wagnertums im Wege gestanden, so ist es nicht von ungefähr, daß in der anhebenden Bekämpfung Nietzsches der Schweiz eine ganz besondere Rolle anheimgefallen ist und ihre begabtesten Schriftsteller als erste ihren ebenso saftigen als geschickten Widerspruch in Form einer Gesamtwürdigung, nicht als hohlen Nachtwächterruf, erhoben haben. Nietzsches wuchtigste Schläge richten sich bekanntlich gegen das normale Durchschnittsempfinden. Mit der demokratischen Gesinnungstüchtigkeit, mit dem Bewußtsein von der rechtlichen Ebenbürtigkeit aller Bürger hängt es nun zusammen, wenn Leute wie Gottfried Keller, Jakob Burckhardt, J. V. Widmann und Carl Spitteler Nietzsche für seine Überheblichkeiten mehr oder weniger derb, aber jedenfalls unmißverständlich in seine Schranken zurückgewiesen haben; keinerlei persönliche Vorbehalte haben diese Männer dazu bewegen können, dem schweizerischen Grundempfinden, das sich gegen einen konsequenten Individualismus immer aufbäumen wird, vollkom-

Die schweizerische Kritik an Nietzsche

men abzuschwören. Sie fühlten sich, jeder in seiner Weise, durch Nietzsche unwillkürlich in ihrer hintersten Daseinsvoraussetzung, in ihrer volksgenössischen Stammeseigenschaft angegriffen, und so wehren sie sich denn alle vier unverblümt und handgreiflich wie gegen eine Beleidigung, und jeder von ihnen so, wie es sich gerade ihm am besten schickte, sich in einer Not zur Wehr zu setzen: Gottfried Keller wurde sackstiedegrob, Jakob Burckhardt spielte ein tödliches Verstecken, Widmann lieferte ein Kabinettstück der ihm eigenen honetten Malice und Spitteler, der Nietzsche nächst Verwandte, verfing sich in einem wunderlichen Netze von ebensoviel begeisterten Huldigungen, als zerzausendem Tadel.

Gottfried Kellers „Briefwechsel" mit Nietzsche

Was Gottfried Keller anbelangt, so hat ihm ja Nietzsche durch eine geradezu treuherzige Zutunlichkeit Gelegenheit gegeben, gegen ihn korrekt und freundlich zu sein. Dennoch — wenigstens empfand Overbeck so —: hat wohl je ein Menschenpaar kälter, eisiger miteinander verkehrt? Von Kellers Seite fehlt jede Spur einer sich wirklich erwärmenden Gesinnung und auch nur eines Wortes darüber, was er bei der bevorstehenden Begegnung mit Nietzsche für oder gegen ihn auf dem Herzen hatte. Ein Zettel, bedeckt mit einem Dutzend Zeilen von Kellers Hand, davor und dahinter zwei bis drei Zettel gleichen Umfanges von Nietzsches Hand — und das nennt sich nun Briefwechsel zwischen Friedrich Nietzsche und Gottfried Keller! (Briefe III, S. 207—217.) Keller soll sich gegen Nietzsche „etwas beschämt ausgesprochen haben, wie falsch er ihn im Anfang beurteilt habe"; irgend ein Zeugnis, wie und wo, liegt nicht vor. Nietzsche hat jenes erst durch Baechtold veröffentlichte Briefstück an Emil Kuh vom 18. November 1873 ja nie zu Gesicht bekommen; er mochte jedoch spüren, hier stoße er auf Eindrücke, von denen er sich doch nie werde erholen können, und so ließ auch er es gegen Keller bei einigen inhaltsarmen stilistischen Präziositäten bewenden, mit denen er sich und andere über aufsteigende Verlegenheiten hinwegzubringen pflegte. Kellers Urteil über die erste Unzeitgemäße Betrachtung war gewiß ungerecht, aber eben doch echt empfunden. Es lautete: „Das knäbische Pamphlet des Herrn Nietzsche gegen Strauß habe ich auch zu lesen begonnen, bringe es aber kaum zu Ende wegen des gar zu monotonen Schimpfstils ohne alle positiven Leistungen und Oasen. Nietzsche soll ein junger Professor von kaum sechsundzwanzig Jahren sein, Schüler von Ritschl in Leipzig und Philologe, den aber eine gewisse Großmannssucht treibt, auf anderen Ge-

„Das knäbische Pamphlet des Herrn Nietzsche gegen Strauß

bieten Aufsehen zu erregen. Sonst nicht unbegabt, sei er durch Wagner-Schopenhauerei verrannt und treibe in Basel mit ein paar Gleichverrannten einen eigenen Kultus. Mit der Straußbroschüre will er ohne Zweifel sich mit einem Coup ins allgemeine Gerede bringen, da ihm der stille Schulmeisterberuf zu langweilig und langsam ist. — Es dürfte also zu erwägen sein, ob man einem Spekulierburschen dieser Art nicht noch einen Dienst leistet, wenn man sich stark mit ihm beschäftigt. Doch werden Sie wohl am besten selbst das Bedürfnis hierfür beurteilen. Ich halte den Mann für einen Erz- und Kardinalphilister; denn nur solche pflegen in der Jugend so mit den Hufen auszuschlagen und sich für etwas anderes als für Philister zu halten, gerade weil dieses Wähnen etwas so Gewöhnliches ist." Die Werke, die Keller von Nietzsche geschenkt bekam, doch wohl „Fröhliche Wissenschaft", „Zarathustra I—III" und „Jenseits von Gut und Böse" mögen ihn nun allerdings gelehrt haben, daß es mit dem „Erz- und Kardinalphilister" nichts war, und er mag im Herzen seinen Irrtum Nietzsche aufrichtig abgebeten haben. Ob er aber auch nur durch eine Seite bei Nietzsche sich davon hat abbringen lassen, auch den „Spekulierburschen" insgeheim zurückzunehmen? Ihm, der Spittelers „Epimetheus" in zweimaliger Lesung ehrlich auf den Grund zu kommen suchte, muß Nietzsche im „Zarathustra" nicht zwingend nahegetreten sein, wenn Keller so sich jeder Äußerung über den empfangenen Eindruck gegen Nietzsche selbst oder in einem seiner Briefe an andere zu enthalten vermochte. Das schließt nicht aus, daß Keller Nietzsche gründlich gelesen und in einem wichtigen Punkt, im Rassenproblem, sich sogar von ihm hat anregen lassen. Das Talent ist immer aristokratisch, und bereits im ersten Seldwylerbande leuchtet uns eine schlichte Bürgerin, Frau Regula Amrein, als vollkommenes Rassenweib entgegen. Bei der Lektüre von „Jenseits von Gut und Böse", von der Nietzsche nur eine formale Wirkung auf Keller zu hoffen wagte (Briefe III, 217), ist Keller wahrscheinlich doch auch für den Inhalt nicht unempfänglich gewesen. Fräulein von Salis weist (S. 50) auf die Materialien zu Martin Salander hin, wo sich folgende, allerdings beinahe verräterischen Aufzeichnungen finden: „Prinzip der Rasse. Die Güte und Schlechtigkeit, die Noblesse und Gemeinheit der Personen ist Frage der feineren oder gröberen Rasse." — „Erziehungsfrage. Wie können Leute sozial und sittlich erziehen, die selbst nicht erzogen sind? Aristo-

Kellers Interesse am Rassenproblem

kratie (natürliche der Erzogenen)." Vielleicht hat Keller also in seinen letzten Jahren für Nietzsche geradezu schmeichelhaft empfunden; aber er hat sich gehütet, etwas davon verlauten zu lassen.

Die sechs Briefe Burckhardts an Nietzsche

Mit Burckhardt stand es anders. Er hat sich geäußert. Es sind sechs Briefe von ihm bekannt, die sich zeitlich auf zwölf Jahre verteilen — auf zwei Jahre fällt durchschnittlich ein Brief. Sie punktieren unmißverständlich die Kurve seines Mißfallens an Nietzsche. Jedesmal weiß er sowohl seinen Dank als seine Vorbehalte nach dem Stärkegrade der vorhandenen Empfindung zu nuancieren, um doch nur die vorhandene Abneigung höflich zu verschleiern. Seine Ausflüchte sind alles andere als platt und unehrlich und sind doch eben Ausflüchte. Zu der zweiten Unzeitgemäßen Betrachtung, deren berufenster Beurteiler Burckhardt hätte sein sollen, schützte er eigenes Unvermögen vor: „Vor allem ist mein armer Kopf gar nie imstande gewesen, über die letzten Gründe, Ziele und Wünschbarkeiten der geschichtlichen Wissenschaft auch nur von ferne so gut zu reflektieren, wie Sie dieses vermögen. . . . . In meinen vorgerückten Jahren ist dem Himmel zu danken, wenn man nur für diejenige Anstalt, welcher man in concreto angehört, ungefähr eine Richtschnur des Unterrichts gefunden hat." Beim Empfang der „Vermischten Meinungen und Sprüche" bekennt er sich, gegen Nietzsche gehalten, als rückschrittlich oder doch zurückgeblieben: „In den Tempel des eigentlichen Denkens bin ich bekanntlich nie eingedrungen, sondern habe mich zeitlebens in Hof und Hallen des Peribolos ergötzt, wo das Bildliche im weitesten Sinne des Wortes regiert. Und nun ist in Ihrem Buche gerade auch für so nachlässige Pilger, wie ich bin, nach allen Seiten hin auf das reichlichste gesorgt. Wo ich aber nicht hinkommen kann, sehe ich mit einer Mischung von Furcht und Vergnügen zu, wie sicher Sie auf den schwindelnden Felsgraten herumwandeln, und suche mir ein Bild von dem zu machen, was Sie in der Tiefe und Weite sehen müssen." In seinem Dank für die „Morgenröte" variierte er diesen selben Gedanken: „Zwar manches darin ist mir allerdings, wie Sie errieten, wider den Strich, aber mein Strich braucht ja nicht der einzig wahre zu sein. . . . Für den kapitalen Abschnitt über die sog. klassische Erziehung werden Sie viele Mitempfindende haben. In den übrigen Partien des Buches sehe ich als alter Mann mit einigem Schwindel zu, wie Sie schwindelfrei auf den höchsten Gebirgsgraten sich herumbewegen. Vermutlich wird sich im Tal

ganz allgemach eine Gemeinde sammeln und anwachsen, welche allermindestens sich an diesen Anblick des kühnen Gratwandlers attachiert." In der „Fröhlichen Wissenschaft" sodann las Burckhardt (Aph. 325) Nietzsches Rezept über das, „was zur Größe gehört": die Kraft und der Wille, große Schmerzen zuzufügen; das Leidenkönnen sei das wenigste, darin seien schwache Frauen und selbst Sklaven oft Meister. „Aber nicht an innerer Not und Unsicherheit zugrunde gehen, wenn man großes Leid zufügt und den Schrei dieses Leides hört — das ist groß, das gehört zur Größe." Bei der Lektüre dieser Worte mag es Burckhardt zum erstenmal vor Nietzsche wirklich unheimlich geworden sein, obwohl er ihm verspricht, er lasse sich durch diese „Anlage zu eventueller Tyrannei nicht irre machen". Dabei noch „das erfrischende Gefühl der Bewunderung dieses ungeheuren, gleichsam komprimierten Reichtums" und das ehrliche Eingeständnis, „wie gut man es in unserer Wissenschaft haben könnte, wenn man vermöchte, mit Ihrem Blicke zu schauen. . . . Was mir immer von neuem zu schaffen gibt, ist die Frage: was es wohl absetzen würde, wenn Sie Geschichte dozierten? . . . Wie hübsch käme vieles — im Gegensatz zum jetzigen consensus populorum, auf den Kopf zu stehen!" Beim Zarathustra ist es auch mit der bisherigen partiellen Zustimmung zu Ende; nur besaß eben Burckhardt so sehr Lebenskunst, gerade ihm Widerstrebendes erst recht zu genießen; dank dieser Fähigkeit hat er die „Zeit Konstantins" und die „Kultur der Renaissance" geschrieben, und so konnte er denn auch ohne Verstellung von Zarathustra schreiben: „Für mich ist ein ganz eigentümlicher Genuß dabei, jemanden auf so hoch über mir befindlicher Warte ausrufen zu hören, welche Horizonte und welche Tiefen er sieht. Ich erfahre dabei, wie oberflächlich ich zeitlebens gewesen bin und bei meiner Art von relativer Emsigkeit auch wohl bleiben werde, denn in meinen Jahren ändert man sich nicht mehr, höchstens wird man älter und schwächer." Nach dem Renaissancebuche „Jenseits von Gut und Böse" unterläßt Burckhardt in der bisherigen Anrede: „Verehrtester Herr und Freund" das Prädikat der Freundschaft und verschärft die bisher schon genügend bezeichnete Grenzfurche zwischen seinem „alten blöden Kopf" und Nietzsches philosophischer Schrankenlosigkeit. Auf die Zusendung der „Genealogie" dankte er nicht mehr mit einem Briefe und auf diejenige des „Fall Wagner" gar nicht, trotzdem Nietzsche die begleitende Zuschrift mit den Worten

„Anlage zu eventueller Tyrannei"

Burckhardts Ablehnung entschieden seit dem „Jenseits"

geschlossen hatte: „Ein einziges Wort von Ihnen würde mich glücklich machen." (Briefe III, S. 171, 174, 180, 182, 185, 188.)

J. V. Widmanns Feuilleton im „Bund" 1886

Keller so gut wie Burckhardt mögen sich gesagt haben: Wir sind nicht Journalisten, kein Mensch kann uns zwingen Farbe zu bekennen; wir brauchen es doch nicht aller Welt auf die Nase zu binden, daß wir uns aus Nietzsche nichts machen. Bei J. V. Widmann dagegen kam die Berufspflicht des Rezensenten hinzu, und diese wies ihn an, mit seiner Meinung nicht hinter dem Berge zu halten, sondern dem Alltags- und Durchschnittspublikum der Zeitungsleser besonders deutlich zu machen, was es mit diesem Mann auf sich habe. „Professor Nietzsche sagt diese Dinge viel feiner — mit hundert geistreichen Wendungen und Blendungen: er muß entschuldigen, daß, wenn eine Tageszeitung von seinem Buche, das ihr zugeschickt worden, Notiz nehmen soll, die Sprache alltäglicher und plumper tönt, dafür deutlicher für jedermann," — so sagte sich Widmann. Seine Anzeige des „Jenseits von Gut und Böse" erschien am 16. und 17. September 1886 im Feuilleton des „Bund". Das eigentliche Gepräge drückt dem Artikel das Motto auf, das ihm vorgesetzt ist. Aus der um jene Zeit erschienenen Übersetzung von F. M. Dostojewskis Roman „Junger Nachwuchs" wird eine Stelle zitiert, wo von einem jungen Tunichtgut die Rede ist; — einem Dekadent, der sich vornahm, „wenn er einmal reich würde, sollte es sein Genußreichstes werden, Hunde mit Brot und Fleisch zu füttern, während die Kinder der Armen vor Hunger stürben — und wenn es den Armen an Holz mangelte, den ganzen Vorrat eines Holzhofes aufzukaufen, auf freiem Felde aufstapeln und dort verbrennen zu lassen. Das war sein Gefühl!

Der Vollblutschuft bei Dostojewski

Nun sagen Sie, welche Antwort müßte ich diesem Vollblutschuft auf die Frage geben, warum er durchaus anständig sein sollte?" Durch eine derartige Parole wird Nietzsche zwar verblümt, aber mit ausreichender Deutlichkeit in die Reihen der Minderwertigen einrangiert und Menschen beigezählt, die an einem moralischen Defekt leiden. Widmann geht sehr schonend vor; er erinnert an Pythagoras, von dem das Wort erhalten sei: „Man muß nicht schuld sein, daß sich die menschlichen Mühen verringern, und wohl helfen, eine Bürde aufladen, aber nicht sie abnehmen." Für die Wiederholung einer solchen Theorie sei unsere Zeit so unempfänglich wie nur möglich. Gerade darin aber liege der Wert solcher origineller Gedanken: „Ein so mutiger und kräftiger

Schwimmer gegen den Strom ist an und für sich eine angenehme Erscheinung. In ihrem tiefsten Grunde verstehen wir sie jedoch aus dem durch und durch künstlerisch-dichterischen Naturell dieses einsamen Philosophen. . . . Wohl ist in allen diesen Ausfällen ein Körnchen berechtigter Polemik, aber noch vielmehr eingeschlossene Studierstubenluft, zu wenig Sonnenschein des wirklichen Taglebens." Jedenfalls habe dieser Vernichter aller landläufigen Tugend eine Tugend am Leben gelassen, von der auch die freien Geister nicht loskämen: die Redlichkeit. „Diese Redlichkeit hat er wahrlich genugsam bewiesen durch dieses Buch, das noch vor zwei Jahrhunderten den Autor unfehlbar aufs Schaffot würde gebracht haben." Nietzsche selbst hat — zu seiner eigenen und Widmanns Ehre sei es gesagt — von diesem Artikel nicht gering zu denken vermocht. Er machte seine nächsten Freunde durch eigenhändige Auszüge mit dem Inhalt bekannt. Er sprach von dem „furchtbar ernsten Aufsatz" (Deussen S. 90) und schrieb an Malvida von Meysenbug am 24. September 1886 (Briefe III, S. 620): „Überschrift: Nietzsches gefährliches Buch" und gibt dann die Anfangspartie im Wortlaut wieder: „Jene Dynamitvorräte, die beim Bau der Gotthardbahn verwendet wurden, führten die schwarze, auf Todesgefahr deutende Warnungsflagge. — Ganz nur in diesem Sinne sprechen wir von dem neuen Buche des Philosophen Nietzsche als von einem gefährlichen Buche. Wir legen in diese Bezeichnung keine Spur von Tadel gegen den Autor und sein Werk, so wenig als jene schwarze Flagge jenen Sprengstoff tadeln sollte. Noch weniger könnte es uns einfallen, den einsamen Denker durch den Hinweis auf die Gefährlichkeit seines Buchs den Kanzelraben und Altarkrähen auszuliefern. Der geistige Sprengstoff, wie der materielle, kann einem sehr nützlichen Werke dienen: es ist nicht notwendig, daß er zu verbrecherischen Zwecken mißbraucht werde. Nur tut man gut, wo solcher Stoff lagert, es deutlich zu sagen ‚Hier liegt Dynamit!' — Nietzsche ist der erste, der einen neuen Ausweg weiß, aber einen so furchtbaren, daß man ordentlich erschrickt, wenn man ihn den einsamen, bisher unbetretenen Pfad wandeln sieht!" In einer so klugen und durchdachten Ablehnung war so viel indirektes, unfreiwilliges Verständnis enthalten, daß Nietzsche, totgeschwiegen wie er sonst so ziemlich war, sich tatsächlich in Zwiespalt mit sich befunden zu haben scheint, ob am Ende sein Ruhm nicht mit einer derartigen Exekution seinen Aufgang nehmen könnte. Der Artikel hat ihn

„Nietzsches gefährliches Buch"

„Hier liegt Dynamit!"

in große Aufregung versetzt, wohl weniger um der Absage willen, mit der das Publikum vor ihm gewarnt wurde, als wegen der Verdeutlichung, mit der ihm nun auf einmal seine Einsiedlergedanken in einem vorgehaltenen Spiegel unverkennbar und doch unheimlich neu vor Augen traten. Sah er in einen Hohlspiegel, oder war dieser verzerrte Charakter wirklich die ursprüngliche Eigenschaft seiner Schöpfung?

Carl Spitteler im Sonntagsblatt des „Bund" 1888

Mit Spitteler verhielt es sich gerade umgekehrt. Hatte Widmann sich bemüht, nach Kräften gerecht zu sein, und war dabei doch kühl und unberührt geblieben, so suchte Spitteler die unwillkürlich mitschwingende Sympathie durch eine desto strengere Kritik zu bändigen[54]. In dem von uns schon mehrfach benützten Artikel im Sonntagsblatt des „Bund" vom 1. Januar 1888 findet sich wohl die erste öffentliche Überschau über Nietzsches Gesamtwerk. Sie ist als solche ungenügend und gesteht sich das selbst ein; aber im Umfange eines Feuilletons ist das Mögliche gesagt und gegeben. Spitteler faßt seine Aufgabe an den Wurzeln, indem er sie sich so stellt: was ist dieser zwischen Ästhetik und Moralkritik geistreich balancierende Schriftsteller nun eigentlich und im letzten Grunde? Mehr Dichter oder mehr Denker? Die Antwort lautet: trotz Zarathustra und in diesem erst recht — mehr Denker! Zur Würdigung des Denkers Nietzsche mochte sich Spitteler indessen weniger berufen fühlen, und so legte er denn das Schwergewicht seines Urteils in die Prüfung des Stilisten Nietzsche. Nietzsche hat sich dagegen verwahrt, nach feststehenden Stilprinzipien gemessen zu werden und beweist gerade in dieser Einsprache gegen Spitteler seinen Willen zum Impressionismus (Biographie II, 677): „Es fehlt nicht an Übereilungen, es verrät sich, daß er diese Bücher zum erstenmal gelesen hat (— ich könnte vielleicht beweisen, daß er ganze große Partien gar nicht gelesen hat). Auch glaubt er an etwas, woran ich nicht glaube, an einen alleinseligmachenden Stil: mir umgekehrt scheint die Absicht einer Schrift erst das Gesetz ihres Stils zu bestimmen. Ich verlange, daß man fähig ist, wenn diese Absicht sich ändert, auch das gesamte Prozedurensystem seines Stils neu zu organisieren; das habe ich z. B. im ‚Jenseits' getan, dessen Stil meinem früheren Stile nicht mehr ähnlich sieht; das habe ich nochmals in der letzten Streitschrift getan, wo ein allegro feroce und der Leidenschaft an Stelle der raffinierten Neutralität und zögernden Vorwärtsbewegung des ‚Jenseits' getreten ist. Ich bin viel mehr Artist, als Herr Spitteler es glauben

machen möchte." Nichtsdestoweniger setzte Nietzsche das Zeitungsblatt mit Spittelers Kritik bei den Freunden in Umlauf.

Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom 27. Mai 1908 ist hier der Text gekürzt worden

Spittelers „gute Witterung für Finessen und dynamische Qualitäten"

Wie bejahend und enthusiastisch Spitteler im Grunde damals zu Nietzsche stand, sollte erst hervorgehen aus seiner Besprechung des „Fall Wagner" im „Bund" vom 8. November 1888; dort heißt es wörtlich: „Da gibt es weder ein Abspringen des Gedankens, noch ein Verweilen bei Einzelheiten, alles ist grundlegend und grundstürzend — einschneidend und heilend. . . . Wer möchte sich überhaupt Nietzsche zahm und schüchtern wünschen? Liegt doch seine Bedeutung nicht zum wenigsten in seinem gewaltigen Denkermute, der uns um so teurer wird, je mehr Achselklappen anderswo die Gedanken tragen und je eifriger sich der deutsche Geist die Individualität zu verlernen Mühe gibt! Was zu allen Zeiten ein seltener und kostbarer Schatz gewesen, nämlich Mannesmut in bürgerlichen und in geistigen Dingen, bedeutet heutzutage eine unbezahlbare, unersetzliche Rarität. Wäre der Staat etwas großherziger, so müßte er dergleichen in das Museum aufnehmen und heilig hüten. . . . Das Entscheidende bleibt der Umstand, daß sechs Denker wie Nietzsche eine Nation weiter fördern würden, als Myriaden von Gelehrten und von Philosophen das während eines ganzen Jahrhunderts vermögen." Nietzsche hat diese Huldigung Spittelers noch zu Gesicht bekommen, kurz vor seinem Zusammenbruch, und darin eines jener in der Tat untrüglichen Anzeichen gesehen, mit denen sich ihm sein nahender Ruhm im voraus zu erkennen gab. — Aus Gründen der Vollständigkeit ist noch zu erwähnen, daß von Schweizern, die zur Bekanntwerdung Nietzsches ihr Teil beigetragen haben, Heinrich Welti durch eine verständige Rezension des „Jenseits von Gut und Böse" Nietzsche erfreut — darauf ist wohl Nietzsches Bemerkung an Fräulein von Salis (S. 39 ihres Buches) zu beziehen: „ein liebenswürdiges clair-obscur von Verehrung" — und daß im Jahre 1894 sein Bonner Mitschüler Théophile Droz, nachmals Professor am eidgenössischen Polytechnikum, ihm ein sympathisches Denkmal gesetzt hat (Semaine litéraire, erste Novembernummer 1894). Nietzsches Werk wird da als heilsames Stimulans gegen die überhandnehmende Willensschlaffheit und

Heinrich Welti und Théophile Droz

gegen die erdrückende Übermacht der persönlichkeitsfeindlichen Masseninstinkte aufgefaßt.

Paul Lanzky und Nietzsche

Auf der Suche nach Adepten und Jüngern, die er seit der Zarathustra-Zeit mit ängstlicher Scheu betrieb, begegnete ihm ein Deutsch-Italiener, Paul Lanzky. Wiewohl bereits der Mitte der Dreißig sich nähernd, also nicht mehr ganz jung, gab er sich gleich Nietzsche als Enthusiasten zu erkennen und redete ihn, was diesem zum erstenmal passierte, von sich aus als Meister an. Die Grundlage zu einer Jüngerschaft war damit gegeben; auch war Lanzky in ähnlicher Weise leidend wie Nietzsche und hegte schriftstellerische Ambitionen, jedoch ganz anspruchslos und im geheimen, so daß auch darin eine günstige Berührung zu erblicken wäre. Zudem gewährte er Nietzsche während seiner Nizzaer Winter einen angenehmen Umgang besonders dadurch, daß er gegen geistige Zurechtweisungen nie empfindlich war und durch die dankbare und natürliche Art, mit der er sie hinnahm, Nietzsche mehr als einmal überraschte. Da Lanzky überdies außer seinem sympathischen Wesen, seiner Begabung und seinem guten Willen noch in unabhängigen Verhältnissen lebte und Aussicht bestand, er könne für Nietzsche einmal werden, was zehn Jahre früher von Gersdorff als künftiger Gutsherr ihm hatte werden wollen, endlich Lanzkys Besitzung gar noch in dem fast tausend Meter hohen mittelitalienischen Kurorte Vallombrosa gelegen war, lagen diesmal die Bedingungen zum Zustandekommen einer dauerhaften Jüngerschaft für menschliches Ermessen geradezu ideal. Nietzsche selbst konnte sich diesem Eindruck nicht verschließen; denn er suchte, was er sonst selten tat, diesmal die Schuld, weshalb es doch nichts wurde, bei sich selbst. Er sagte sich vor frühestens fünf Jahren, ehe er mit dem Umwertungswerke aus dem gröbsten heraus sei, fehle seinerseits die Möglichkeit, sich Jünger heranzuziehen. Dies war nur zu wahr. Wer sich aus lebendigen Menschen Gefäße und Träger seiner Gedanken formen will, muß sich vor allen Dingen über deren Beschaffenheit volle Gewißheit verschaffen und muß zu diesem Zwecke nach der Seele des andern unabläßig hinüberhorchen, bis er sich in ihr genügend auskennt, um ihr Inhalt und Richtung zu geben. Nietzsche war aber viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt und eigentlich mit der weiten Welt immer nur, insofern sie in seinem eigenen Innern bereits ein Echo gefunden hatte.

Pläne mit Vallombrosa

Daß ein künftiger Jünger die dauerhaftesten Dienste ihm dann leisten würde, wenn er von Natur aus möglichst gegensätzlich geartet und durch die Macht des Meisters von möglichst weit her zu dessen Arbeit hinübergezwungen würde, scheint er sich nicht gesagt zu haben; auch den ersten naiven und unbeholfenen Äußerungen des Enthusiasmus vermochte er nicht in überlegener Weise zu wehren; beinahe barsch verbot er sowohl Lanzky als auch schon früher Dr. Paneth, über ihn zu schreiben, als sie ihm die ersten Proben ihres bereitwilligen Interesses vorlegten. Er machte die Entscheidung immer gleich von dem Resultat einiger vorschnell und hastig vorgenommenen Stichproben abhängig, während doch die Erziehung zur Jüngerschaft nur von Erfolg begleitet sein konnte, wenn sie von langer Hand vorbereitet war. Einer sanguinisch emporrauschenden Hoffnung folgte die Enttäuschung auf dem Fuße; eine an sich belanglose Lücke wurde gleich zur Kluft aufgespalten und pathetisch ein unüberbrückbarer Abstand markiert. So war es bei Deussen und Romundt der Fall gewesen, und er hatte seitdem nicht umgelernt, obwohl er inzwischen der große Einsame geworden war. Wohl wird Lanzky gelegentlich an der Spitze seiner Nachempfinder genannt — z. B. von Richard M. Meyer in seiner Literaturgeschichte (S. 733 der 1. Aufl.); seine eigenen Publikationen klingen zum Teil schon in den Titeln an Nietzscheſche Prägungen und Lieblingsbegriffe an: „Abendröte" (1897), „Auf Dionysospfaden" (1895), „Aphorismen eines Einsiedlers" (1897), „Amor fati" (1904), — welch letztere Gedichtsammlung den „Manen Nietzsches" gewidmet ist. Zu einer Verkettung mit Nietzsches Schicksal ist es aber nicht gekommen; es blieb bei der Anregung. Nietzsches heiß ersehnter Adept hat auch Lanzky nicht werden können, und gewiß nicht zum wenigsten darum, weil Nietzsche noch nicht bereit war, Meister zu sein.

Nietzsche zum Meister noch nicht reif

Nun gilt in neuester Zeit Heinrich Köselitz, alias Peter Gast, aus Annaberg in Sachsen für den einzigen wirklichen Freund und Jünger Nietzsches. Seine außerordentliche Veranlagung zu diesem Ehrengrad werden aufmerksame Leser dieses Buches am allerwenigsten in Abrede stellen. Eine merkwürdige Mischung von künstlerischen und gelehrten Anlagen verbunden mit den seelischen Fähigkeiten treuer Gesinnung und hingebender Anhänglichkeit statteten ihn auf das glücklichste zu einem Beistand für Nietzsche aus. Es wäre auch durchaus verfrüht, von seinen Verdiensten um Nietzsche ein abschließendes Bild gewinnen zu wollen,

Peter Gasts Heroldstalent

ehe die Briefe Nietzsches an ihn und die Briefe Nietzsches an Overbeck öffentlich vorliegen. Bis dahin gibt sein Heroldstalent, sich und andere für Nietzsche zu enthusiasmieren, seiner Physiognomie ihr vorläufiges Gepräge. Gründe der Wahrhaftigkeit fordern indessen bei der ausgesprochen feindseligen Stellung, die Peter Gast im öffentlichen Kampfe um Overbecks guten Namen neuestens einnimmt, auch Seiten und Eigenschaften seines Charakters aufzudecken, die den Wert seiner Jüngerschaft für Nietzsche beschränken mußten. Gasts Wesen litt immer schon an einer empfindlichen Unausgeglichenheit von blinder Unterwürfigkeit und eigenköpfigem Selbstbewußtsein. Er besaß die Unbelehrbarkeit der Autodidakten, gemischt mit der Unsicherheit des vielseitig Belesenen, der auf stichhaltige Einwände immer gleich seine Unmaßgeblichkeit vorschützt. So hat er zum Beispiel gegen Overbeck Ansichten über religionskritische Fragen stets nur mit allen schuldigen Vorbehalten laut werden lassen, dagegen an dieselbe Adresse gelegentlich zu verstehen gegeben, daß er z. B. auf dem Gebiete der Biologie für voll genommen zu werden wünsche. Seine Äußerungen und Urteile gaben sich stets als meistens sehr glückliche Schöpfungen einer momentanen Eingebung, nicht aber als zusammenhängende Glieder einer Gesamtauffassung. Auch klagte er gelegentlich über sein eigenes unzuverlässiges Gedächtnis. Sein leidenschaftlich aufbrausendes Urteil, das ihm in Basel eine offizielle Rüge der Universitätsbehörde eingetragen hatte, ließ ihn zehn Jahre später Nietzsche gegen Spitteler aufstiften, so daß ihm noch heute J. V. Widmann die Verantwortung für die zwischen den beiden Schriftstellern entstandene persönliche Spannung zuschiebt (in einer Besprechung des „Bund" über die diesen Zwischenfall betreffende Briefpublikation im „Morgen" 1907, 488—493). Nietzsche hat an diesen Eigenschaften seines Adepten zu tragen gehabt. Es entspricht dem Sachverhalt in keiner Weise, wenn nun hinterher geltend gemacht wird, Gast sei von Nietzsche seinen früheren und eigentlichen Freunden ebenbürtig empfunden worden. Im Gegenteil hat Nietzsche in Augenblicken der Mißstimmung nicht verschwiegen, einen wie großen Verzicht der Umgang mit seinem Amanuensis gerade seinen freundschaftlichen Bedürfnissen, die ältere Erfahrungen in ihm verwöhnend groß gezogen hätten, auferlege. Auch die Begegnung mit Heinrich von Stein führte ihm in dieser Hinsicht einen beträchtlichen Abstand zu Gemüte. Die Bildung des Herzens wie

des Geistes bei Gast vermochten Nietzsches allerdings hochbemessenen Ansprüchen nicht zu genügen. Aber der gute Wille, an dem Gast nie zweifeln ließ, und die daraus hervorgehende treue Anhänglichkeit knüpften, von der Nützlichkeit der unentbehrlichen Dienste ganz abgesehen, zwischen beiden ein unlösliches Band.

Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom 27. Mai 1908 ist hier der Text gekürzt worden

Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom 27. Mai 1908 ist hier der Text gekürzt worden

Dieſes Urteil iſt bei aller ſeiner Überſchwenglichkeit ausnehmend ſinnvoll. Es erläutert, wie Gaſt dazu kam, ſpäter zur zweiten Ausgabe jene Vorrede zu ſchreiben, die vielleicht wert iſt, mit Zarathuſtra weiterzuleben. Dort ſpricht er von der Bibel des neuen, durch Nietzſche heraufgeführten Weltalters, und meint, ſie werde, um praktiſchen Gebrauchszwecken zu genügen, dann wohl auch nach Kapiteln und Verſen numeriert werden müſſen, wie bei der theologiſchen Einteilung der kirchliche Kanon.

Gaſts Vorrede zu Zarathuſtra

Auch Nietzſches Auffaſſung von Gaſts Jüngerverhältnis zu ihm liegt ſchon jetzt ohne die noch zu erwartenden näheren Zeugniſſe in ſeinen Grundzügen klar vor. Sie zerfällt in zwei nur loſe zuſammenhängende Hälften; er iſt, bei der Erwiderung der ihm von Gaſt entgegengebrachten Empfindungen, dieſem die Überſchwenglichkeit keineswegs ſchuldig geblieben. Nur bezog ſich ſein hohes, grenzenloſes Vertrauen auf Gaſts muſikaliſche Schöpferkraft. Als philoſophiſchen Mitarbeiter hat er ihn immer mehr nur auf der Stufe eines Handlangers gelaſſen, dem er einfach Manuſkripte zur Kopiatur überſandte und dabei wohl auch gelegentliche formale Vorſchläge in den Text hinübernahm. Für das, was er an Verſtändnis und innerem Mitgehen von einem Jünger beanſpruchte, ließ Gaſt, für Nietzſches Gefühl, nur allzu-

viel zu wünschen übrig — wahrscheinlich auch wieder mit Unrecht, weil Nietzsches Geduld nicht vorhielt und es ihm an der zur Aufzucht von Adepten unerläßlichen praktischen Überlegenheit gebrach. Seine unauslöschliche Dankbarkeit für Gast ergoß er in die Hoffnungen, daß Gast zum deutschen Bizet werden möge, zum Schöpfer der neuen Spieloper, zum südlichen Sieger über den Wagnerschen Stilverfall. „Ich würde Rossini nicht zu missen wissen, noch weniger meinen Süden in der Musik, die Musik meines Venediger Maestro Pietro Gasti." Nietzsche hat redlich das Seine getan, diese Hoffnungen zu erfüllen; nicht nur hat er Gast durch die schweren Jahre, während deren er verkannt war, durch seine Empfänglichkeit und seinen unbedingten Beifall oben gehalten; er hat sich auch persönlich nach Kräften dafür eingesetzt und sich teils selber, teils durch dritte bei möglichst vielen und möglichst einflußreichen deutschen Orchesterdirigenten verwendet, um eine Aufführung der Oper „Der Löwe von Venedig" zustande zu bringen. Er hat weder den Druck noch die Uraufführung mit wachen Sinnen erlebt; sein Freund Dr. Karl Fuchs hat in dieser Hinsicht Nietzsches Erbe angetreten, indem er die Annahme des Werks am Stadttheater in Danzig bewirkte und in einer selbständigen Broschüre ein „Thematikon" d. h. einen motivischen Leitfaden zu Gasts Werk herausgab. Overbeck seinerseits hat Nietzsches freudiges Vertrauen auf Gast als Musiker fortgesetzt, studierte den Klavierauszug von Anfang bis zu Ende, sprach von Lichtalbenmusik und ließ sich durch keinen Einwand davon abbringen, dieser Oper die von Nietzsche prädestinierte Zukunft doch noch zu wünschen. Zu Gasts Opus 3, dem prächtigen, Scheidemantel gewidmeten Baritonstück „Lethe" (von C. F. Meyer) fand er so schöne Dankesworte, daß Gast sie über alles andere ihm sonst gespendete Lob stellte. Da Nietzsches leidenschaftliche Empfehlung von Gasts Kunst, die bei Nietzsches beispielloser Berühmtheit in den neunziger Jahren doch gewiß die beste Reklame hätte bilden müssen, doch keine allgemeine Aufmerksamkeit zu wecken vermocht hat, so wird die Frage erlaubt sein, unter was für einer Suggestion Nietzsche zu seinem unerschütterlichen Glauben an Gasts höchste Künstlerschaft gelangt ist. Gehen wir fehl, wenn wir meinen, sein eigener Ehrgeiz sei im Spiele gewesen? Er hatte einst Richard Wagner auf den Schild erhoben und dann in Acht und Bann getan; hatte er der Welt nicht ein Ideal geraubt, wenn er nicht imstande

Gast als künftiger deutscher Bizet

Gast Nietzsches Ersatz für Wagner

war, auch hier, wie in allen Dingen, die er ſonſt zerſtört hatte, vollgültigen Erſatz zu ſchaffen? Sein Machtbedürfnis umgarnte ſein muſikaliſches Urteilsvermögen. Es iſt eine Begleiterſcheinung ſeines Fanatikerſtadiums, und gewiß nicht die unerfreulichſte, daß ein braver deutſcher Muſiker, der darob nicht wußte, wie ihm geſchah, nun einfach ſo als zweiter Mozart ausgerufen wurde.

Overbeck über Nietzſches Freundſchaften

Burckhardt zu Overbeck über Nietzſche

akob Burckhardts und Nietzſches Verhältnis iſt, ſoweit es auch ihr nunmehr bekannt gewordener Briefwechſel darſtellt, ein einſeitiges geweſen. Bei Nietzſche haben dabei in Hinſicht auf die ihm von ſeinem Korreſpondenten entgegengebrachten Empfindungen irrige Annahmen beſtanden. In Wahrheit hat Burckhardt ſchon jahrelang Nietzſches Schriftſtellerei mit Empfindungen verfolgt, die jedenfalls ſchließlich von der des Grauens nicht weit entfernt geweſen ſind, und von den Exemplaren der Schriften Nietzſches aus der Zeit des in Rede ſtehenden Briefwechſels, die mit unfehlbarer Regelmäßigkeit ihn zur Mitfreude einladend bei ihm einzutreffen pflegten, ſchwere Leiden davongetragen. Was ich hier von Burckhardt ſage, habe ich der Sache nach aus ſeinem Munde, in Äußerungen, die nicht aus Konfidenzen, mit denen er mich vor andern ausgezeichnet hätte, ſtammten, ſondern im Laufe eines längeren, bis zu Burckhardts Tode fortgeſetzten Verkehrs zu Gehör gekommen ſind, der aus Umſtänden ganz außerordentlicher Art hervorgegangen war. Ein Brief Nietzſches an Jakob Burckhardt machte dieſen unter den Menſchen, die zurzeit in wirklichem Verkehr mit Nietzſche ſtanden, zum erſten Zeugen des Ausbruchs ſeines Wahnſinns[55].

Es war am Nachmittag des 6. Januar 1889, einem Sonntag, als meine Frau und ich, in meinem Studierzimmer beieinanderſitzend, deſſen Fenſter nach der Straße und dem an dieſer liegenden Vorgärtchen gehen, Jakob Burckhardt zur Tür hereintreten und nach unſerer Haustür ſich bewegen ſahen. Unter den für uns beſtehenden Umſtänden mußte, daß Nietzſche im Spiele ſei, unſer erſter uns blitzartig überfallender Gedanke ſein. Burckhardts Erſcheinen an und für ſich war mir ein Rätſel, da zwiſchen ihm und mir, ungeachtet unſerer beiderſeits ſtillbewußten Gemeinſamkeit

unserer Beziehungen zu Nietzsche, damals noch keinerlei intimerer Verkehr bestand — anders lag Nietzsche den uns im Moment allstündlich gegenwärtigen Gedanken nahe. Schon seit einem Vierteljahr füllten die schwersten Sorgen um ihn meinen Kopf, andere fast ganz daraus verdrängend, seit mir der Briefbote die zweite Turiner Gruppe der Nietzsche-Briefe zutrug, d. h. seit etwa Mitte Oktober handelte es sich dabei um Briefe, die ihrer ganzen Beschaffenheit nach in stark steigendem Maße an Geistesstörung des Schreibers denken ließen. Nun galt Burckhardts Besuch der Mitteilung des von ihm erst am Tage, da er zu mir kam, erhaltenen entsetzlichen Briefes. Sobald wir ihn gemeinschaftlich gelesen hatten und von den Seitenstücken, die ich schon in meinem Schreibtisch besaß, die beweglicheren auch ausgetauscht waren, war alles klar, wie es um Nietzsche stand. Taghell war nun, was ich schon seit einiger Zeit zu ahnen scheute.

Burckhardts Besuch bei Overbeck am 6. Januar 1889

Eine Mitteilung, die von mir durch einen ebenso unverzüglichen Bericht erwidert wurde über die sofort unternommene Reise, welche der Abholung meines Freundes von Turin und seiner Begleitung hierher gegolten hatte! Wohl schon der erste Tag des so eingeleiteten Verkehrs öffnete Burckhardt den Mund zu den Erklärungen, aus denen mein vorstehendes Zeugnis stammt. Sie waren eindringlich und unmißverstehbar, wie Burckhardt redete, wenn er reden wollte, und haben sich mir, dem sie einen Vorhang vor einem Sachverhalt zerrissen, welchen eigene dunkle Ahnungen bis dahin fast nur mitverhängt hatten, unvergeßlich eingeprägt.

Auf ihrer großen Informationsreise, mit der sich Nietzsches Schwester im Sommer 1895 auf ihre Biographie vorbereitete und auf der sie im Spätsommer auch Basel besuchte, sah sie hier Jakob Burckhardt, um auch seinen Anteil an der von ihr geplanten Darstellung der Basler Zeit ihres Bruders zu erbitten. Der Empfang, der ihr dabei zuteil wurde, kann sich, wie ich aus Burckhardts eigener Schilderung dieser merkwürdigen Entrevue weiß, von einer Wegkomplimentierung aus dem Zimmer nur gerade soweit unterschieden haben, wie sich von selbst versteht, wenn man bedenkt, daß die Beteiligten eine Dame und Jakob Burckhardt waren. Die Version, die von Burckhardts Verhalten bei dieser Gelegenheit hier am Ort kursiert, scheint die zu sein, daß sich „Köbi" als altersschwachen „Moribond" gestellt habe. — Jakob Burckhardt war von der Art der Menschen in Port Royal,

Nietzsches Schwester bei Burckhardt

für eine gewisse Pusillanimität durchaus geneigt und darum Lagen stark ausgesetzt, denen sie um jeden Preis sich zu entziehen hatten, selbst um den Preis der Annahme der Miene eines verständnisunfähigen Narren. Ein interessantes Beispiel aus den Kreisen von Port Royal finde ich in sehr authentischer Form erzählt in der Revue des deux mondes, Heft vom 1. September 1890. Ich will nicht sagen, daß der Port-Royalist Fontaine dieser Erzählung, der den Narren bei einem Anlaß der bezeichneten Art spielte, Burckhardt seine könnte. Denn Fontaine war sein Verhalten von seinen Meistern diktiert, und ob sich Burckhardt einer fremden Anweisung in solchem Falle gefügt hätte, weiß ich mindestens nicht. Aber der Einfall jener Meister, Arnaulds und Le Maîtres, Fontaine für ihren Zweck als Narren anzustellen, stammt denn doch jedenfalls ganz aus Jakob Burckhardts Geist und Denkweise. Er war ein Mensch dieser problematischen Gattung, an der man nicht gerade immer unbedingten Gefallen findet, deren Bedenklichkeiten indessen selbst stets etwas von ihrer „ausgesuchten (recherchée) Art an sich trägt". Sie gefallen nicht eben, aber etwas von der „Vornehmbarkeit" des Sünders ist daran immer unverkennbar. Bei alledem will ich nicht in Abrede stellen, daß Burckhardt sozusagen aus derberem Holz geschnitten war als die Port-Royalisten und seine Pusillanimität nie so stark hervorgetreten wäre. Er hatte, sich im Falle der Not als Narr gebärdend, doch mehr Humor als jene Port-Royalisten und nahm sich nicht ganz so ernst. Er gebärdete sich in solchem Falle freier und gewissermaßen lustiger. Denn er stammte doch nicht aus so streng religiöser Schule wie die Port-Royalisten, von denen man geradezu sagen kann, daß sie als Asketen logen.

Die Leute von Port Royal

Von einer Begegnung Nietzsches mit Burckhardt kann allein in ihrer unbefangenen Stellung zum Christentum die Rede sein. Sie leiteten beide als Schüler Schopenhauers aus dem griechischen Pessimismus die größten Leistungen der Griechen ab (aus einem Übermaß des Leidens), aber nur Burckhardt „mitleidend", während bei Nietzsche das Verständnis der Griechen auf einer ursprünglichen Verwandtschaft seiner individuellen Anlage beruht. Denn wenn, wie Burckhardt meint, die griechischen Affekte daraus ihre unterscheidende Größe schöpfen, daß sie auf dem Boden eines Egoismus erwuchsen, der durch keinerlei religiös legitimierte Moral beschränkt war, so war der brennende Ehrgeiz, der Nietzsche beseelte, soviel ich zu sehen je vermochte, der

Burckhardt und Nietzsche als Schüler Schopenhauers

Kern seines Wesens. Sein Mitleid mit ihnen war gerade kein „christliches". — Von den Eigenschaften klassischer Briefe besitzen die Nietzsches die eine wenigstens in ganz hervorragendem Maße, daß sie ad hominem geschrieben sind. Darum erschrak ich auch so sehr, als mir sein im Wahnsinn an Jakob Burckhardt gerichteter Briefe zukam. Der Adressat war fast gleichgültig, das sprach fast noch beredter als der an sich wahnsinnige Inhalt dafür, daß Nietzsche ihn von Sinnen geschrieben hatte. Wie konnte er sich gerade diesem Manne gegenüber so gehen lassen!

Nietzsches Täuschung über seine Freundschaften

Wer in Nietzsche zu Hause ist, wird nach Zeugnissen über die Höhe seiner Anschauungen über Freundschaft nicht viel fragen, seine Schriften enthalten deren die Fülle. In dem von der Schwester dem Bruder errichteten Freundschaftstempel sind die Briefwechsel mit Jak. Burckhardt, Gottfr. Keller und H. von Stein von ganz besonderem Interesse, sofern sie jedenfalls den Freundschaften gelten, bei denen der Nietzschesche Beitrag zur Lyrik des ganzen Verhältnisses, zum gefühlsmäßigen Aufwand zu seinem Zustandekommen der unverhältnismäßig größere ist, so sehr, daß Nietzsche fast als Opfer des Verhältnisses erscheint. Für ihn knüpfen sich jedesmal Hoffnungen und Aspirationen daran, von denen der andere Teil kaum etwas weiß. Das gilt schon von der Freundschaft mit H. von Stein, geschweige denn von den beiden anderen, bei welchen von Freundschaft fast nur wie vom lux beim lucus — a non lucendo — die Rede sein kann, wenigstens auf der einen Seite. Da ich von Nietzsche selbst noch vor seinem definitiven Wegzug aus Basel (Frühjahr 1879) eines späteren jungen Freundes, des Freiherrn von Stein Jugendschrift „Die Ideale des Materialismus" geschenkt erhalten habe (woher ich das Büchlein noch heute in meiner Bibliothek besitze), Nietzsches persönlicher Verkehr mit Stein hingegen erst im Herbst 1882 begonnen hat, so bin ich zwar in der Lage gewesen, die Beziehungen zwischen beiden von Anfang an zu verfolgen. Dennoch sind sie mir in der Hauptsache sehr lang verhüllt geblieben und treten auch in meinem Briefwechsel mit Nietzsche sehr selten und unvollkommen hervor. Eigentlich durchsichtig sind diese Beziehungen auch mir geworden erst durch die doppelte Behandlung, welche sie für die Öffentlichkeit durch Frau Dr. El. Förster im Jahre 1904 erfahren haben, in Friedrich Nietzsches gesammelten Briefen und im Leben Friedrich Nietzsches. An beiden Orten ist mir diese sogenannte Freundschaft mit Stein —

Nietzsche und Heinrich von Stein

so dankenswert auch mir wie jedem, der etwas davon erfahren will, diese Publikationen der Frau Dr. Förster gelten — als ein die Freunde Nietzsches bis zur tiefsten Melancholie herabstimmendes Andenken erschienen. Selbst diese sich anfangs so ungewöhnlich aussichtsreich anlassende Begegnung sollte für Nietzsche zu nichts führen, mag das nun an der Unerbittlichkeit der Todessichel und ihres Eingreifens in Nietzsches Leben hängen oder auch an der natürlichen Inkompatibilität von Nietzsches Menschenart mit jeder andern, die ihn begegnete.

Der arme Nietzsche mochte allemal ausnehmend, viel weniger bis gar nicht mochte man ihn. Und doch werde ich, der ich so weit unter ihm stand, am allerwenigsten daran denken mögen, zu bestreiten, daß er wie nur sehr wenige Menschen für das Empfinden von Freundschaft geschaffen war. Aber eben an dieser Sensibilität wie an andern hat er nur eine üppige Quelle des Unglücks gehabt, das sich überhaupt über sein Leben ergossen hat, und das ich bei meinem schüchternen Versuche einer möglichst gedrungenen und doch nicht ganz fehlgehenden Charakteristik in meiner „Christlichkeit unserer heutigen Theologie" im Sinne gehabt habe. Die wirklichen Freunde Nietzsches (nicht die wahren, die es gar nicht gibt, ebensowenig wie es, nach Nietzsche, eine wahre Welt neben der wirklichen überhaupt gibt), haben an ihm ein und dieselbe „Nuß zu knacken" gehabt, sind in diesem Problem verbunden gewesen und können auch in Hinsicht auf den Erfolg, der ihnen dabei zuteil geworden, sich untereinander allein beurteilen und abschätzen.

Die Musik als Vorwand in der Freundschaft mit Gast

Da aus dem Gedanken, sich einem andern Menschen als sich selbst zu nähern, für Nietzsche auch bei H. von Stein nie etwas mehr als ein bloßer zu keiner Realisierung gediehener Versuch geworden ist, muß unter den persönlich (als Freunde) Nietzsche näher getretenen Menschen Peter Gast als der einzige gelten, zu welchem sich ein Verhältnis gebildet hat, das einem Schülerverhältnis wenigstens ähnlich gesehen hat. Aber auch hier hat Nietzsche selbst alle Mühe anwenden müssen zur Aufrechterhaltung dieser Ähnlichkeit, d. h. zur Unterhaltung seines eigenen Glaubens, er habe an Köselitz etwas wie einen Schüler, einen Menschen, den er so nennen könnte. In diesem Zusammenhang ist auch nur der blinde Glaube Nietzsches an den überschwenglichen Wert der Musik Peter Gasts zu verstehen. Dieser Glaube war für Nietzsche ein unentbehrliches Bedürfnis, um Peter Gast für

sich als Menschen noch zu retten. Damit nur Peter Gast für ihn nicht zur reinen (untermenschlichen) Schreibmaschine sank, mußte er etwas in Peter Gast entdecken, woran er meinen konnte, einen menschlichen Kern zu besitzen, und dieser Kern sollte nun seine Musik sein. Die Annahme lag für Nietzsche sehr nahe, nachdem er den Glauben an Wagners Musik verloren hatte. Nur daß eben nicht jeder Mann Nietzsches Gewaltsamkeit besitzt, was er an idealem Gut verloren, sich selber auch wieder zu schaffen. Er besaß sie aber. In der für ihn nötigen Rekonstruktion des ihm sonst als Mensch verrinnenden Peter Gast hatte dessen Musik dieselbe Bedeutung wie etwa in der Rekonstruktion der vor ihm in Trümmer gegangenen Welt die Lehre von der ewigen Wiederkunft oder sonst eine ideale Fabel.

Ueber die sehr eigentümliche Beschaffenheit des späteren, einsiedlerischen Nietzsche zur Entgegennahme von Freundschaft läßt sich aus der Biographie mehr als eine Aufklärung beschaffen. Sicher hat er periodisch seine persönlichen Verhältnisse wohl ganz verschieden angesehen und klassifiziert. In dem Brief an seine Schwester vom 20. Mai 1885 aus Venedig (S. 596 f.) entwickelt Nietzsche die Theorie, er könne bei Menschen seinen Trost nicht finden, weil es niemanden seinesgleichen gebe, er vergeude sein Leben mit hoffnungslosem, immer wieder in Enttäuschungen auslaufendem Suchen nach Freunden. Dabei wird Overbeck in einem Atem mit Rée und Malvida von Meysenbug genannt; danach gehörte der Rückblick auf die Freundschaft mit Overbeck für ihn auch nur zu den „beschämenden Erinnerungen", zu den „unwürdigen Anpassungsversuchen", zu den „Schwächeanfällen" in Augenblicken, in denen er „die Einsamkeit absolut nicht mehr ertrug", zu den Illusionen, „auf kurze Zeit Verstecke gefunden zu haben, hinter denen er eine Zeitlang wieder sitzen könne"; bei dieser Gelegenheit werden auch Schopenhauer und Wagner als solche Verstecke ausdrücklich genannt. Das Verhältnis zu Overbeck sicher war, wenn Nietzsche es als „Versteck" empfand, dann jedenfalls zugleich ein Asyl und Zufluchtsort; an der Realität dieser Freundschaft kann schon deshalb nicht gerüttelt werden, weil Nietzsche Wirkungen auf Overbecks Lebensgang gehabt hat, die ohne Freundschaft gar nicht zu begreifen sind. Daß Nietzsche aber tatsächlich mit den Gedanken, die er sich in dieser Richtung ge-

Die Freundschaften als „unwürdige Anpassungsversuche" und „Schwächeanfälle"

macht hat, grundlosen Einbildungen zum Opfer gefallen ist, geht aus der Andeutung hervor (S. 609), Nietzsche sei der Meinung gewesen, Overbeck habe ihn um Rohdes Freundschaft gebracht. Um irgendwelchen ernsten Glauben zu verdienen, ist diese Aussage schon viel zu unbestimmt datiert. Soundsoviel Jahre vor dem Sommer 1885 soll Nietzsche die Meinung bei sich haben aufkommen lassen, Overbeck stelle ihm bei Rohde nach. Die Verfasserin erwähnt als „bezeichnend", daß Rohde den Anlaß eines Briefes an Overbeck dazu benutzt habe, sein Herz über die Leipziger Begegnung mit Nietzsche auszuschütten und Overbeck den Eindruck von „unbeschreiblicher Fremdheit" mitzuteilen, den er bei der Gelegenheit davongetragen habe. Overbeck war durch jenen Brief Rohdes selbst überrascht gewesen und hat sich gerne durch Rohdes eigene Worte in dieser Hinsicht beruhigen lassen bei der Lektüre von Rohdes Biographie (O. Crusius, Erwin Rohde, Tübingen und Leipzig 1903).

Momentgefühl und Eremitenscheu

Es wird wohl darauf hinauslaufen, was wir von Overbeck bereits zu hören bekamen: Nietzsche war nicht einsam, er fühlte sich einsam; nie hat es ihm an Menschen gefehlt, die der beste Wille beseelte, ihm nahe zu treten und ihm etwas zu sein. Aber der unsoziable, auf die Einsamkeitsmarotte sich versteifende Exponent seines Naturells gab immer den Ausschlag und hintertrieb fruchtbare, dauerhafte Knüpfungen. Ästhetisch kam er über die momentane Ausdrucksform, über das aphoristische Momentgefühl nicht hinaus, und im praktischen Handeln überwand er nie die Eremitenscheu, mit den menschlichen Dingen wirklich handgemein zu werden — zwei sich ergänzende Seiten seiner Gesamtphysiognomie! Schon der alte Chamfort hat es ihm sagen können, all unser Unglück komme daher, daß wir uns nicht darauf verständen, allein zu sein. Nun hat Nietzsche, da er nun einmal ein Hexenmeister der Umkehrung des Schlimmen ins Gute sein wollte, sich auch die Leiden seiner Einsamkeit vielfach zu Glück zu wenden gewußt — jedoch eben nur zum persönlichen Genusse des Dichterglücks, nicht zur fruchtbringenden, unwiderstehlichen Wirkung auf andere. Auch hat er nie eine selbst nur Wochen umfassende Zeitspanne ohne Briefwechsel zuzubringen vermocht. Es sei denn, daß er sich eine Sensation daraus machte, ein Pack Briefe auflaufen und ungelesen zu lassen (Ich fürchte, es sind zwei von Ihnen darunter! An Fuchs, 6. September 1888, Briefe I, 527.) Prüft man die Briefbände auf den Adressatenkreis gerade der letzten, fana-

tischen Zeit, so fällt es auf, daß er seine früher besten Freunde, mit denen ihn aber die eine und andere unliebsame Erfahrung gründlich und auf Jahre hinaus entzweit hatte, nun nicht etwa endgültig als Unwürdige und Abtrünnige von sich weist, daß er vielmehr die sich darbietende Versöhnungsgelegenheit mit beiden Händen ergreift und gerade gegen diese alten Freunde, die sich in seinen Augen nicht bewährt hatten, tut, als ob nichts geschehen wäre. Zweifellos ein Rückzug auf die Reservebestände, weil seine aktiven Rekrutierungsversuche nicht zu dem erhofften Ergebnis geführt haben. Wir greifen einige Beispiele heraus: Mit Deussen knüpft er nach zehnjähriger Pause wieder an, diesmal ohne jeden Anflug, wie früher an ihm herumzuschulmeistern, vielmehr überwiegend sentimental und komplimentenreich dem Freunde sein Recht lassend, nur hier und da mit einer eingestreuten Andeutung seiner überragenden Ansprüche: „Schließlich — ich will nicht für heute und morgen, sondern für Jahrtausende recht behalten." (Deussen S. 90.) Ebenso gab es mit Dr. Carl Fuchs auf das Ende hin wieder einen gesteigerten brieflichen Austausch; genau die Hälfte seiner sechsundzwanzig Nietzschebriefe entfallen auf die Jahre 1887/88. (Briefe I, Erste Ausgabe 378—408.) Mit Gersdorff hatte sich Nietzsche nach dem Bayreuther Festspielsommer (1876) überworfen, ihm aber dann in der Zarathustrazeit (1883 und 1885) drei herzliche Briefe geschrieben — offensichtlich ein Versuch, das was man einmal besaß, doch nicht mehr als nötig zu verlieren. Wie sehr aber Nietzsche es darauf absah, mit dem ihm einmal eigenen Menschenmaterial zu geizen, beweist die Wiederaufnahme seiner Beziehungen zum Freiherrn von Seydlitz. Dieser hatte ihm nach Empfang der „Vermischten Meinungen und Sprüche" im April 1879 rundweg den Verkehr gekündigt; bei dem sechs Jahre später sich ergebenden Wiedersehen trug ihm Nietzsche Brüderschaft an! Seydlitz blieb ihm interessant als Vertreter des „Japonisme" und der „ästhetischen Tartüfferie des jetzigen Europas", besonders im Zusammenhang mit dem Studium des französischen Artistentums, das Nietzsche nach dem Zarathustra wieder besonders beschäftigte.

Rückzug auf die alten Freundschaften

Eine erschöpfende Darstellung aller seiner verwickelten Beziehungen zu Männern, von denen er etwas hielt oder hoffte, ist für seine Biographie unerläßlich, würde aber hier zu weit führen. Ich muß mich darauf beschränken, die bestimmenden Gesichtspunkte unmißverständlich hervortreten zu lassen. Wie-

viel ist nicht schon über Nietzsches „Freundschaften" geschrieben worden — alles völlig wertlos, weil man übersah, daß nach den ersten fünf Basler Jahren bei Nietzsche die Voraussetzungen für die naiven und harmlosen Empfindungen, die ihn bis und mit jenen Jahren Freundschaft wirklich hatten erleben lassen, nicht mehr vorhanden waren. Overbecks Heirat, die Enttäuschungen in Bayreuth und dann noch das Sorrentiner Klostererlebnis bildeten den festen Abschluß in Nietzsches jugendlichen Gemütsbedürfnissen. Der spätere, für einen Einsiedler keineswegs spärliche, wenn auch meistens nur briefliche Verkehr mit Männern, spielte sich zwar in den Formen der Freundschaft oder Verehrung ab, entsprang jedoch nicht etwa der weichen Gefühlssphäre, sondern einer kühlen, auf Förderung seines Lebenswerkes abzielenden Berechnung. Alle seine seit 1876 geschlossenen, aufrecht erhaltenen oder aufs neue wieder angeknüpften menschlichen Beziehungen verteilen sich auf zwei Klassen, die beide in ihrem Inhalt durch das Werk bestimmt waren: entweder Jünger oder Kenner, entweder Adepten oder Connoisseurs. Mit einer einzigen Einschränkung und Ausnahme: „meinen Freund Overbeck ein für allemal ausgenommen", — soll er sich einmal im Hinblick auf eine derartige Gruppierung geäußert haben. Zu diesem stand er eben wie zu einem Bruder. Das Ausbleiben von Jüngern ließ ihn dann immer mehr — der Ausdruck ist schwer zu umgehen — um die Gunst der Kenner buhlen. Man mag sich daraus eine Vorstellung bilden, was es für Nietzsche zu bedeuten hatte, als ein Kritiker von europäischem Ruf wie Georg Brandes aus freien Stücken auf ihn einging. Und das ist vielleicht das empfindlichste Opfer, das Nietzsche der „force majeure (oder mineure)" seiner Gesundheit zu bringen hatte, daß er nie daran denken konnte, auf der Höhe seiner Kulturbegriffe stehende bedeutende Zeitgenossen persönlich kennen zu lernen. Die Zürcher Begegnung mit Gottfried Keller ist wohl das einzige Muster eines Versuches dieser Art. Sonst zehrte er ausschließlich an dem Personalbestande der Basler und Bayreuther Zeit, denn seine zahlreichen Kurbekanntschaften haben ihm in dieser Hinsicht keinen nennenswerten Zuwachs gebracht. Wie wäre es ihm zum Beispiel zu gönnen gewesen, wenn er etwa auf einer Reise nach Paris, die geplant war, einen der großen Franzosen hätte besuchen können! Wie hätte er sich zum Beispiel mit dem allerdings schon 1880 verstorbenen Gustave Flaubert in Croisset bei

Jünger oder Kenner

Rouen verstehen müssen — auch dieser ein frauenscheuer Eremit, ein Verächter von Geld und Geldeswert, ein Verächter der Vielen, Allzuvielen und, um einen geraden Ausweg verlegen, mitten zwischen Romantik und Wissenschaft hineingestellt. Andere Berührungen wiederum, die eine oberflächliche Erwägung ihm vielleicht anwünschen möchte, wären kaum nach seinem Herzen gewesen. Mit Ibsen vorab, der ihm ja auf einer Durchreise durch München erreichbar war, wäre er kaum auf einen grünen Zweig gekommen, da dieser auf ihn wie ein rabulistischer Theologe wirkte, dessen Stolz es zuließ, sein Freiheitsideal der Mediokrität anzupreisen und der immer gleich nach Unglücklichen suchte, um gegen sie zu eifern. Wozu nun das „Wenn" und „Aber" dieser zufällig herausgegriffenen Möglichkeiten? Nun, um zu betonen, daß alle jene Feuilletons über Nietzsches „Freundschaften", sofern sie nicht den Jugendkreis betreffen, viel besser die Überschrift führen würden: „Auf der Spur des guten Europäers". Hätten Naturell und Gesundheit ihn mehr auf Gemeinsamkeit angewiesen, so wäre seine praktische Lebensbetätigung gewiß immer mehr auf eine Propaganda unter internationalen Mitteleuropäern hinausgelaufen, denen die neue Kultur ebenso am Herzen lag, wie ihm. Damit erledigt sich auch das barbarische Vorurteil, als hätte Nietzsche je daran gedacht, den guten Europäer durch überlegte Kreuzung rassentechnisch zu züchten. Um Gegenstand solcher Utopien zu sein, bewegte dieser Lieblingsgedanke Nietzsche viel zu unmittelbar. Nein — nur die persönliche Fühlung, der vernünftige Zusammenschluß mit zehn oder zwanzig der Besten in Zentraleuropa, und der gute Europäer stand da! Wenn eines seiner Ideale unter jenen Besten auf Gegenliebe rechnen konnte, so dieses. In einer Besprechung des vorübergehenden Zerwürfnisses zwischen Nietzsche und Spitteler, — nach Nietzsches eigener Bezeichnung kein Sturmgewitter, sondern nur ein „Wölkchen" — erinnert J. V. Widmann (im „Bund", Oktober 1907) an „Die Fliege Tsetse" — das erste der Gedichte in C. Spittelers Literarischen Gleichnissen. „Es erzählt, wie Löwe und Leopard einander in enger Felsschlucht begegnen und sich mit finstern Blicken maßen. Denn seit geraumer Zeit hatte, zwischen ihnen hin und herschwirrend, die Fliege Tsetse bald dem Löwen Feindseliges über den Leoparden, bald diesem Unfreundliches über den Löwen ins Ohr geflüstert und Stich und Gift zurückgelassen. Nun, da die beiden gewaltigen Tiere ein-

„Auf der Spur des guten Europäers"

ander gegenüberstehen, schätzen sie einander richtig ab, spüren Achtung und Zuneigung füreinander und kommen zur Einsicht:

„Das einzige, was auf die Dauer Heil verspricht —
Wir müssen uns zuweilen schaun von Angesicht.
Um Groll und Zwietracht ist's im Augenblick geschehen,
Wenn Große Mann für Mann sich gegenüberstehen.""

5. Der Denker und die Gelehrten

(Der Kampf gegen den Skeptizismus)

ie Einsicht in dieses Unvermögen, nur Entwerfer und nicht Baumeister zu sein, Rhetor, ja Schwätzer bleiben zu müssen, statt gleich Hand anzulegen — verursachte jene spürbare Dämpfung in Nietzsches prophetischer Zuversicht, die man somit nicht als sich einschleichenden Kleinglauben, als Abfall von sich selbst auslegen darf. Der große Lebenskünder Zarathustra ist Skeptiker aus einem Zwange seiner Natur heraus; Nietzsche bekennt (Antichrist 54, Anfang): „Man lasse sich nicht irreführen: große Geister sind Skeptiker. Zarathustra ist ein Skeptiker. Die Stärke, die Freiheit aus der Kraft und Überkraft des Geistes beweist sich durch Skepsis. Menschen der Überzeugung kommen für alles Grundsätzliche von Wert und Unwert gar nicht in Betracht. Überzeugungen sind Gefängnisse. Das sieht nicht weit genug, das sieht nicht unter sich: aber um über Wert und Unwert mitreden zu dürfen, muß man fünfhundert Überzeugungen unter sich sehn, — hinter sich sehn . . . Ein Geist, der Großes will, der auch die Mittel dazu will, ist mit Notwendigkeit Skeptiker. Die Freiheit von jeder Art Überzeugungen gehört zur Stärke, das Frei-Blickenkönnen . . . Die große Leidenschaft, der Grund und die Macht seines Seins, noch unaufgeklärter, noch despotischer, als er selbst es ist, nimmt seinen ganzen Intellekt in Dienst; sie macht unbedenklich; sie gibt ihm Mut sogar zu unheiligen Mitteln; sie gönnt ihm unter Umständen Überzeugungen. Die Überzeugung als Mittel: vieles erreicht man nur mittels einer Überzeugung. Die große Leidenschaft braucht, verbraucht Überzeugungen, sie unterwirft sich ihnen nicht, — sie weiß sich souverän. —" Ein solcher, vom höchsten Lebensmute beseelter Skeptizismus kann aber nach Nietzsches innerster Auffassung, nach der hintersten Konsequenz seines eigentlichen Strebens immer nur als berechtigter Ruhepunkt, als

Große Geister sind Skeptiker

vorübergehendes Zugeständnis für zulässig gelten. Vielmehr ist das mittelste Ziel seines Lebenswillens der Kampf gegen den Skeptizismus auf der ganzen Linie des menschlichen Daseins. Es hängt nur an der Beschränkung seiner individuellen Existenz, daß er diesen Kampf für seine Person nur auf theoretischem Gebiet und gegen Gelehrte ausfocht. Dafür steht uns ein unvergleichliches konkretes Beispiel zu Gebote, um, eben in dieser individuellen Ausprägung, Nietzsches antiskeptischen Lebensmut an allen Verfeinerungen einer aparten Einzelheit aufzuzeigen. Es gehört wiederum zum Reichtum im Bilde Nietzsches, daß selbst der greise Glorienschein einer Apotheose durch die Masse ihn doch nicht um den Vorzug bringen könnte, selbst auf dem Gebiete der feinsten, differenziert durchgeistigten Intellektualität ebensosehr Typisches erlebt zu haben, dessen Aspekt einer betrachtenden Nachwelt nichts Dekoratives, reizvoll in die Augen Springendes bieten wird und doch in der Zusammenfügung individueller Lebensschicksale ein allgemeines Problem bei den Wurzeln faßt. Ich habe die dreifache Freundschaft zwischen Rohde, Overbeck und Nietzsche im Sinne und bin der Meinung, daß sich hier in biographischer Verkörperung der auf die Erkenntnis der Menschen und Dinge gerichtete gelehrte Wissenstrieb in seinen Gefahren und Nöten, aber auch in seinen Glücksbedingungen greifbar darlegt. Diese dreifache Freundschaft verdient es deshalb, über die Zufallsgebilde, die sich mit mehr oder weniger Recht ebenfalls Freundschaften mit Nietzsche nennen, hinausgehoben zu werden, weil sie den Kreuzpunkt bildet, von dem aus drei selbständige und bedeutende Lebenswege auseinander streben. Es braucht nicht erst noch gesagt zu werden, daß diese Gelehrtendreiheit, die diese Freundschaft jedenfalls zur Zeit der gemeinsamen Waffenbrüderschaft zu Anfang der siebziger Jahre noch war, nicht im Sinne eines selbst hochbemessenen Durchschnittes für repräsentativ zu gelten hat, sondern im Sinne eines gemeinsamen, deutlich betonten Gegensatzes zu dem landläufigen Gelehrtenbetriebe. Da nämlich der Ausgangspunkt schon jenseits der Grenze der Konvention und des Alltags lag, wird die kontrastierende Entfaltung der drei Schicksale dadurch zu einer desto größeren Seltenheit, daß sie die Entfaltung einer von Anfang an vorhandenen Ausnahme bedeutet.

Nietzsches Leben typisch auch im Differenzierten

Wir beginnen gebührlich, da es sich um einen Freundschaftsbund unter Gelehrten handelt, mit einem Blick auf das Leben Erwin Rohdes, weil aus ihm eine philologische Fachberühmtheit

Erwin Rohde als Freund Nietzsches

geworden ist und er also offenbar eine Art Umkehr zu den von ihm ursprünglich bekämpften Positionen an sich vollzogen hat. Da läßt sich denn weniger eine spiegelglatt in sich geebnete, als eine mit energischem Willensaufwand aus widerstrebenden Elementen sich zusammenschließende Persönlichkeit erwarten. Bei einer Besprechung der Rohdebiographie von Otto Crusius hat ein naher Freund sowohl Rohdes als Overbecks, der Philosophieprofessor Johannes Volkelt in Leipzig, (im Leipziger Tageblatt 1902) Rohde aus eigener Bekanntschaft folgendermaßen geschildert: „Rohde gehört zu den in seltenen Graden verwickelten, sich nur schwer genügenden, sich nach Einheit und Rundung sehnenden, aber aus manchen Zwiespältigkeiten und Unausgeglichenheiten sich nur unvollkommen herausarbeitenden Persönlichkeiten. Er gehört zu den Menschen, denen schwierige und gefährliche innere Bedingungen auf ihren Lebensweg gegeben sind, und für die das Leben daher eine zwar an erlesenen Genüssen ergiebige, aber zugleich eine bedenkliche Sache ist. Schon ein Umstand genügt, um erwarten zu lassen, daß wir in Rohde mit einer ungewöhnlichen Persönlichkeit bekannt werden: er war mit Nietzsche durch vertrauliche und hochgestimmte Freundschaft verbunden. Hier in Leipzig war es, wo die beiden ‚Ausnahmemenschen' — sie studierten klassische Philologie unter der Führung Ritschls — ihren Bruderbund schlossen. Nietzsche sagt über diese Freundschaft: ‚Ich habe es bis jetzt nur das eine Mal erlebt, daß eine sich bildende Freundschaft einen ethisch-philosophischen Hintergrund hatte. . . . Für gewöhnlich lagen wir uns in den Haaren, ja es gab eine ungewöhnliche Menge von Dingen, über die wir nicht zusammenklangen. Sobald aber das Gespräch sich in die Tiefe wandte, verstummte die Dissonanz der Meinungen, und es ertönte ein ruhiger und voller Einklang.' Rohde gebot über eine erstaunliche Gelehrsamkeit und war Meister in dem kritischen Sichten, Prüfen, Verknüpfen des in den Urkunden Dargebotenen. Doch weit höher schätzte er an sich und anderen die beherrschenden Stimmungstöne der Persönlichkeit, die Aufschwünge und Befreiungen, die sich der Mensch durch seine Phantasie zu geben vermag. Ich erinnere mich, daß Rohde einmal (es war etwa im Jahre 1878), als von dem Übergange Nietzsches zur Philosophie und von der wegwerfenden Beurteilung die Rede war, die dieser ‚Abfall' bei vielen seiner philologischen Fachgenossen erfuhr, sich ungefähr so zu mir äußerte: Wenn ein Handwerker in sich die Fähigkeit entdecke, Götterbilder

Rohdes Bildung und Anlagen

zu gestalten, so sei es doch wohl in der Ordnung, daß er sich dieser neuen Tätigkeit zuwende. . . . Rohde scheint uns eng verwachsen mit gewissen großen Strömungen des modernen Geisteslebens, während er anderen Erscheinungen des Lebens der Gegenwart — beispielsweise allem, was man Liberalismus und Fortschrittsoptimismus nennen kann — in schroffer Ablehnung gegenübersteht. Ebenso verhaßt war ihm alles äußerlich emsige, besinnungslos technische Kulturgetriebe und alles selbstzufriedene Sichwiegen in allgemeiner Bildung. Er war eine im vornehmsten Sinne moderne Natur: in der Weise seiner Ansprüche und Verfeinerungen, seiner Glücksbedürfnisse und Unbefriedigungen. . . . So allgemeiner Anerkennung sich das wissenschaftliche Lebenswerk Rohdes erfreut, so wenige Menschen gibt es, die von der Art von Menschlichkeit, die in ihm lebte, ein richtiges Bild besitzen. Rohde gehörte nicht zu den freundlich entgegenkommenden Naturen, zu den Menschen, die sich mit verbindlichem Lächeln und scheinbar teilnehmendem Eingehen gesellschaftlich in alles Mögliche schicken. Er besaß nicht die hierzu nötige triviale Gutmütigkeit; es war ihm etwas von jener Schopenhauerschen Wahrhaftigkeit eigen, die es nicht über sich gewinnt, der Bequemlichkeit eines reibungslosen geselligen Verkehrs zuliebe die feineren und tieferen Ansprüche des eigenen Geistes und Gemütes zum Opfer zu bringen. Dazu kam bei ihm noch ein anderes. Er hatte nicht die glückliche Gabe, sein Inneres leicht und hemmungslos aus sich herauszuleben; er litt unter einer starken, oft unüberwindlichen Scheu, seine Gefühle preiszugeben. Er gehörte zu den allzu berührsamen, allzu störbaren, allzu einsam innerlichen Seelen; er fühlte sich der groben, fragwürdigen, unsicheren Außenwelt nicht gewachsen; er hatte gegen die Menschen eine Art Mißtrauen, als ob er von ihnen mißdeutet werden könnte. Mit einem gewissen Neide blickte er auf die naiven Naturen, denen es gegeben ist, ihr Inneres einfach und froh nach außen zu kehren. So kam es denn, daß seine Seele, in dem unbefriedigenden Gefühl, sich nicht einfach in Übereinstimmung mit sich nach außen geben zu können, sich mit einer rauhen, oft borstigen, stachlichten Kruste umkleidete und diese im Verkehr hervortreten ließ. Selbst solchen, die er lieb hatte, gab er oft genug diese kratzige Hülle zu fühlen. Wer Rohde verstand und liebte, ließ sich freilich dadurch nicht abschrecken, sondern liebte ihn vielleicht durch diese schroffe Außenseite hindurch nur um so zärtlicher. Aber wieviel Menschen, mit denen er ver-

Rohdes unbefriedigtes und mißtrauisches Naturell

kehrte, hatten nicht die Gelegenheit oder nahmen sich nicht die Mühe, auf seinen seltenen, schätzereichen Innenmenschen hindurchzublicken! So trugen sie denn von ihm den Eindruck eines abweisenden, vielleicht gar anmaßenden Menschen davon. . . . Immer hatte ich das Gefühl, daß Rohde den, der ihm nahe stand, in hohem Grade menschlich zu bereichern und zu fördern imstande war. Ich meine nicht so sehr: durch Mitteilungen und Belehrungen; sondern durch seine eigentümliche Weise der Menschlichkeit, durch die Art von Widerhall, die Menschen und Dinge in ihm erweckten. Durch wenige Bemerkungen, die er machte, konnten sich mir neue Ausblicke auftun, folgenreiche Möglichkeiten nahelegen; bisher fremdartig Erschienenes konnte in vertraute Nähe rücken, Überschätztes seinen Glanz verlieren. Seine überlegene, originell-subjektive Art, Menschen und Dinge zu nehmen, nötigte, wie durch einen Zauber, wenigstens versuchsweise die gleichen Wendungen in Geist und Gemüt vorzunehmen, und dies eben brachte reichen inneren Gewinn. . . . Ich sehe ihn vor mir in seiner schlanken, vornehmen, elastischen Gestalt, in seinen zwanglos freien Bewegungen, mit seinen dunklen, gescheit durchdringenden, zugleich interessant verschleierten Augen, mit seinen geistreichen Zügen, in denen sich teils spöttische Überlegenheit, teils Schwernehmen der Welt und trauervolles Sinnen ausdrückte, in denen es aber auch hell und warm und glücklich aufleuchten konnte. . . . Bezeichnend ist, daß er für Jean Paul, und zwar besonders gerade für seine hochsentimentalen Dichtungen, eine andachtsvolle Liebe empfand. Auch beruht es nicht bloß auf äußeren Anstößen, sondern hängt mit einem Zuge seines Wesens zusammen, daß ihn die romantische Gestalt und das tragische Liebesschicksal der Karoline Günderode anhaltend und tief beschäftigte. Er wollte von Natur und Verlauf des selig-unseligen Liebesverhältnisses zwischen dem Heidelberger Professor Friedrich Creuzer und Karoline Günderode, der Freundin Bettinas, Clemens Brentanos und anderer Größen aus der Zeit der deutschen Romantik ein getreues Bild liefern und gab zu diesem Zwecke eine geschickt geordnete und bei aller Knappheit stimmungsvoll erläuterte Auswahl aus den Briefen heraus, die sich auf jenes Liebesverhältnis beziehen (Friedrich Creuzer und Karoline von Günderode. Briefe und Dichtungen. Heidelberg 1896). Übrigens weiß ich aus Gesprächen mit Rohde, einen wie starken Eindruck auch zwei andere hochgestimmte, die Günderode weit überragende Frauen der deut-

Rohdes äußere Erscheinung

Rohdes Vorliebe für die Romantik

schen Romantik: Karoline Schlegel und Bettina, auf Rohdes Gefühl machten. Man darf nun freilich, wenn man von einem romantischen Zuge in Rohdes Wesen spricht, nicht vergessen, daß seine Romantik zu den tief zurückgezogenen, nur schwer und schüchtern aus der Verborgenheit hervortretenden Angelegenheiten Rohdes gehörte und daß sie einen starken skeptischen Einschlag aufwies. . . . Besonders religiösen Fragen gegenüber nahm er die Stellung einer skeptischen Entsagung ein. . . . Der Reichhaltigkeit der Synthese, in der sich Rohdes Wesen darstellt, würde indessen etwas Wichtiges fehlen, wenn nicht noch seine Neigung für komische Auffassung der Menschen und Dinge und sein Humor hinzugefügt würden. Wenn man mit Rohde bekannt wurde, war dies wohl einer der zuerst auffallenden Züge an ihm: seine hervorragende Begabung für scharfe, anschauliche, aber zugleich mehr oder weniger ins Komische zeichnende Auffassung der Menschen. Bald sprühte er von harmloser, gutmütiger Spaßmacherei (wobei er sich mit besonderer Vorliebe der sächsischen, manchmal auch der schwäbischen Mundart bediente); bald hatten seine komischen Zeichnungen etwas von Spott und Treffenwollen an sich. Er war unermüdlich im karikaturmäßigen Schildern von Gelehrten, die ihm unausstehlich waren. Diese Art, die Dinge komisch anzufassen, war für ihn zugleich das bequemste Mittel, im Umgange anzuknüpfen und Fühlung zu gewinnen. Rohde fehlte es an der zum Leben so überaus nötigen behaglichen Trivialität; seine Schwierigkeit, in die richtige Stellung zum Leben zu kommen, hängt nicht zum wenigsten damit zusammen, daß es seiner edlen Natur an trivialer Naivetät gebracht. Die Begabung für komisches Auffassen und Schildern gewährte ihm in dieser Beziehung einen gewissen Ersatz. Doch auch sich selber stand Rohde mit humoristischer Überlegenheit gegenüber. Er wollte, so scheint es mir, in den gelehrten Untersuchungen und Angelegenheiten, die ihn berufsmäßig beschäftigten, um keinen Preis festgesessen werden, an ihnen nicht wie an einem Heiligen und Letzten kleben bleiben; und so gab er sich denn zu seinen ernsten Arbeiten zugleich die freiere und beweglichere Stellung spielenden und leicht und gering nehmenden Humors — wissend, daß der Kern des Menschlichen anderswo liege. Daher die burschikose Art, in der er oft, wie man bei Crusius lesen kann, über seine Arbeiten und über Wissenschaftliches überhaupt spricht."

Rohde als Spaßmacher

Das Viele, das über Rohde und Nietzsche zu sagen ist, nimmt

seinen Ausgangspunkt am besten bei dem „Orest- und Pyladestum" unmittelbar nach der Geburt der Tragödie (Briefe II, 366). „In Leipzig ist eine Stimme über meine Schrift: wie sie lautet, hat der brave und von mir sehr geachtete Usener in Bonn vor seinen Studenten, die ihn gefragt haben, verraten, ‚es sei der bare Unsinn, mit dem rein gar nichts anzufangen sei: jemand, der so etwas geschrieben habe, sei wissenschaftlich tot'. Es ist, als ob ich ein Verbrechen begangen hätte; man hat zehn Monate jetzt geschwiegen, weil wirklich alles glaubt, so gänzlich über meine Schrift hinaus zu sein, daß kein Wort darüber zu verlieren sei. So schildert mir Overbeck den Eindruck aus Leipzig. . . . Nun Deine Schrift, in ihrer Großherzigkeit und kühnen Kriegsgenossenschaft, mitten in das gackernde Völkchen hineinfallend — welches Schauspiel!" (Briefe II, 354.) „Nun mögen alle guten Geister mit uns sein, liebster Freund! Jetzt gehen wir miteinander, eines Glaubens und eines Hoffens! Was Du erlebst, erlebe ich, und es gibt nichts mehr, was einer von uns noch für sich wäre, nichts Gutes und Rechtes!" (Briefe II, 357/58). „Ich sehe mich immer staunend nach einem ähnlichen Vorfall um und finde keinen. Gibt es noch andre derartige „Freunde", wie Du einer bist? Kurz, es ist etwas Mirakelhaftes dabei: sehen wir zu, was unsere „Kritiker" zu diesem „Monismus des Dualismus" sagen werden." (Briefe II, 358/59). „Wir wollen schon, als Dioskuren, unsre Lebensrosse bändigen. Hurra hoch! Du sollst leben!" (Briefe II, 373.) Mit solchen Ausdrücken hat Nietzsche im Jahre 1872 Rohde seinen Dank und seine Zukunftserwartungen wissen lassen. Der Dank bezog sich auf die Gegenschrift Rohdes „Zur Beleuchtung des von dem Dr. phil. Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff herausgegebenen Pamphlets: „Zukunftsphilologie"!" Die Überschrift aber, ein Schlager von einer Überschrift, stammte von dem dritten im Bunde: „Hier, mein lieber, guter Freund, ist der Titel, die mit Jubel und Hohngeschrei begrüßte Erfindung meines Hausgenossen Professor Overbeck: „Afterphilologie". Welch ein einmütiges Triumvirat, müßte man sich sagen, und doch, sollte die Entwicklung lehren, quot capita, tot sensus!

Die „Dioskuren"

Die Antizipation von Overbecks „Christlichkeit" durch Rohde

Reichen Naturen kann es begegnen, daß sie in der Pflege der Freundschaft untereinander volle Genüge finden und dabei völlig übersehen, daß über der Fülle des Austausches ein ursprünglich gemeinsames Interesse zwischen ihnen gar nicht zur Sprache kommt. Nun hat sich Rohde unter dem Datum Hamburg, den 27. Juli 1867, also volle sechs Jahre vor seiner Bekanntschaft mit Overbeck und selber zweiundzwanzigjährig, auf das erste Blatt seiner „Cogitata" folgende Aufzeichnung notiert: „Was soll ein innerlich frei gewordener Theologe zu seinen Zuhörern sagen? Toute la vérité et rien que la vérité!? Das ist leicht dekretiert. Rien que la vérité sollte jedermann stets sagen: aber toute la vérité der unmündigen Masse — und unmündig sind hierin von zehn Menschen mindestens neun — zu bieten, wäre nutzlos und gefährlich. Nutzlos — denn die Leute wissen ohne Kinderfabeln nicht zu leben: und so wäre die kurze Wahrheit in all ihrer Unbarmherzigkeit für sie viel zu gut; gefährlich — denn die Masse der Boshaften . . . bedarf einer guten starken Kette . . . Endlich wäre es töricht, der schadenfrohen Menge auch noch das Schauspiel eines mißhandelten Guten und Verständigen zu geben. Also rien que la vérité immerhin: d. h. man halte sich an den Teil der Wahrheit, der innerhalb der festgesetzten Kirchenlehre liegt; und so wird der Theologe eine segensreiche Wirkung ausüben, indem er dem Willen seiner Zuhörer edle, über die Befriedigung des Tiers hinausliegende Motive zu geben versucht und auch wohl gibt. Aber seine schwer errungenen metaphysischen Überzeugungen verschließe er . . . im eigenen Busen und in dem weniger Freunde; er teile sie nur dem mit, der einen eigentlichen Einblick in sein Inneres mit reinem Willen und gebildetem Verständnis verlangt. Wer mit dieser Überzeugung theologisch zu wirken übernimmt, der arbeitet an dem Baue der Zukunft. . . . Wer würde ihn beneiden um diese reservierte Stellung, in der er sein Bestes stets verdeckt halten muß: aber wer von uns darf es denn ungestraft wagen, der Menge auch nur auf Augenblicke einen der tiefsten und scheuesten Winkel seines Herzens zu öffnen?" Diese im Jahre 1867 verfaßte Notiz Rohdes nimmt sich aus wie ein Auszug aus der Schlußpartie der 1873 erschienenen „Christlichkeit" Overbecks — genau derselbe Gedanke eines doppelten, je nach Bedürfnis bald praktischen bald persönlichen Standpunktes des protestantischen Geistlichen, durch den Overbecks Schrift überall

so böses Blut und sich selbst so gut wie unmöglich machte. Übrigens war dieser Gedanke auch Nietzsche vertraut: „Ein Erzieher sagt nie, was er selber denkt; sondern immer nur, was er im Verhältnis zum Nutzen dessen, den er erzieht, über eine Sache denkt. In dieser Verstellung darf er nicht erraten werden; es gehört zu seiner Meisterschaft, daß man an seine Ehrlichkeit glaubt." („Wille zur Macht" 980.) Obgleich nun Overbeck und Rohde über die „Möglichkeit einer kritischen Theologie in unseren protestantischen Kirchen" — dies der Titel zum fünften Abschnitt bei Overbeck — unabhängig voneinander der gleichen ketzerischen Meinung waren, haben sie sich in allen andern Dingen, nur nicht in theologischen, gesucht und gefunden. Dies hängt damit zusammen, daß es bei Rohde ein Einfall unter vielen gewesen war, bei Overbeck dagegen der Gedanke, dem er sein Leben widmete. Bereits ein Jahr nach der Veröffentlichung hat er im Vorwort der „Studien zur Geschichte der alten Kirche" die Gelegenheit wahrgenommen, den inhaltlichen Willen seiner „Christlichkeit" auf einen kürzesten Ausdruck zu bringen und deshalb am 28. September 1874 die denkwürdigen Worte niedergeschrieben: „Das Christentum ist eine viel zu erhabene Sache, als daß es in einer im ganzen ihm entfremdeten Welt dem einzelnen so leicht gestattet sein sollte, sich ohne weiteres damit zu identifizieren. Es tut dies auch heutzutage im Grunde niemand, die Theologen ausgenommen; und wenn diese es tun und das öffentliche Urteil ihnen selbst dabei entgegenkommt, so ist dieses Urteil ein Vorurteil, und jenes geschieht auf Grund einer unberechtigten Selbsttäuschung. Und doch kommt in der Lage, in welcher wir uns gegenwärtig mit dem Christentum befinden, mindestens etwas darauf an, daß die Theologen die richtige Stellung zur Sache finden, und imstande sind, in einer Zeit, da Kraft und Einfalt des Glaubens früherer Tage, ob sie uns gleich noch bestimmen, doch geschwunden sind, und eine Jahrhunderte alte und sehr verwickelte Erfahrung sich zwischen das Christentum und uns alle schiebt, den Entschlüssen, welchen wir entgegengetrieben werden, die Besonnenheit zu wahren. Das kann, füge ich heute hinzu, auf sehr mannigfaltigen Wegen geschehen; unter diesen wird sich jedenfalls auch der der wissenschaftlichen Aufklärung über das Christentum befinden, und dieser Aufgabe wollen auch die vorliegenden historischen Aufsätze, so gut sie können, dienen. Einer Disziplin aber, welche uns in den religiösen Wirren der Gegenwart zur Besinnung ruft, werden wir

Der Kerngedanke von Overbecks Leben

kaum so bald entraten können, wenn sich doch selbst dieses Gebiets gegenwärtig der Geist des Schwindels bemächtigen zu wollen scheint, und aus diesem Geiste Spottgeburten auskriechen, wie der Versuch, welcher uns neuestens aus Berlin unter dem überdies irreführenden Titel der ‚Religion der Zukunft' zukommt und zur unbekannten Größe einer zukünftigen Religion bereits die zugehörige Philosophie, eine Scholastik vor der Zeit und ohne Not, erfinden will."

Diese Worte geben uns fröhlich und mutig Auskunft, wie in den Tagen des Kulturkampfes ein Herzensfreund und Gesinnungsbruder Nietzsches, zuversichtlich und ohne noch einen inneren Zwiespalt zu verspüren, Theologe bleiben konnte: er diente, seiner Meinung nach, einer Disziplin, die in einer religiös verwirrten Zeit zur Besinnung rief und sah in der wissenschaftlichen Aufklärung über das Christentum **einen** der sehr mannigfaltigen Wege, um den öffentlichen Entschlüssen die Besonnenheit zu wahren. „Profane Kirchengeschichte" — ein von jeder religiösen Bedürftigkeit befreites, von jeder praktischen Anwendbarkeit entlastetes Geschichtswerk über die zweitausend Jahre Christentum, auf Kritik gestellt, von Philosophie belebt, eine „unzeitgemäße Betrachtung" ersten Stils — das war es, was ihm vorschwebte. Dieser ihm teuren und klar durchschauten Aufgabe gedachte Overbeck sich auf doppelte Weise zu widmen: als akademischer Lehrer und als Schriftsteller. Vergegenwärtigen wir uns zunächst den Professor, der er war. Während des Menschenalters seines Wirkens in Basel ist sich Overbeck, als äußere Erscheinung, auffallend gleich geblieben. Nur eilte er früher mit beflügeltem Schritt, mit fliegendem Rocke und suchend erhobenem Antlitz seiner Wege; im Alter wandelte er mehr in sich gekehrt; aber etwas Bewegtes, Getriebenes haftete seinem Gange auch da noch an. In seinem breitkrämpigen Professorenschlapphut, das Foulard um den Hals, den Überzieher nicht ganz zugeknöpft und in der Haltung eines halben Fragezeichens drückte er schon dem Auge etwas von seinem Wesen aus. Sein Anblick ließ die Vermutung nicht fehlgehen, mit wem man es zu tun habe. Für alle, die ihn kannten, selbst für sein Dienstmädchen und für seinen Briefträger, stellte er die Verkörperung einer Standeswürde dar, den deutschen Professor im idealen und klassischen Sinne des Wortes. Sein typischer Kopf, etwas von Erasmus, etwas von Mommsen — und dazu dann freilich ein nur ihm eigenes, unvergleichliches Auge, das zauber-

Overbecks Plan einer „profanen Kirchengeschichte"

Overbeck als Professor

haft aufleuchtete, besonders je nachdem er lachte! So hatte es für diejenigen, für die er zunächst da war, für seine Studenten, etwas geradezu Selbstverständliches, jemanden wie ihn vor sich auf dem Katheder zu haben. Desgleichen war sein Vortrag so geartet, daß er anderswo als vom Lehrpulte aus kaum denkbar war. Overbeck hielt noch buchstäblich Vorlesung, das heißt: er las wirklich vor. Doch erschöpfte sich darin, daß er sich ans Manuskript band, seine Mitteilung keineswegs. Er verriet eine innere Anteilnahme, indem er sprach, und blieb, von Glockenschlag zu Glockenschlag, ohne aufzublicken, tief auf das Heft gebeugt. Seine Hände schlugen unbehilflich winkend in periodischen Abständen, als schwänge ein Perpendikel, auf den Pultrand auf. Seine Stimme, auf ein dünnes, litaneihaftes Sprechen eingestellt, schmiegte sich der langen Satzlinie an, übertat sich hustend und räuspernd und ließ nie einen Augenblick das Gefühl lebendigen Fließens vermissen. Es war die Monotonie der äußersten Sachlichkeit, der Zucht und der Selbsteinschränkung; da lief keine Spule ab, da klapperte kein Mechanismus — nicht ein Satz ohne Trieb und Wille und Inhalt. Nur mangelte jede Unterstrichenheit, kein Bann durch das Auge, kein Bann durch das Ohr! Er zwang niemanden, mitzukommen; man konnte recht wohl anderes treiben als ihm zuhören. Sobald man aber das Seine tat und folgte und hörte und mitschrieb, vollendete sich die Freude und Befriedigung in dem Empfänger. Der Schüler spürte das Originale dieser Mitteilungen; was er hier bekam, fand er so nirgends wieder.

Overbecks Bedrängnis als Mitglied einer theologischen Fakultät

Auf eine Freierstellung seines akademischen Berufes hatte er nicht zu rechnen. Wohl kam es bei deutschen Lehrstühlen vor, daß auf alttestamentlichem oder auch auf systematischem Gebiete ein Umzug von der theologischen in die philosophische Fakultät erfolgte; sein Fach, die Kirchengeschichte, erschien nicht so exponiert, um die Schaffung eines solchen Notausgangs zu rechtfertigen, und als Neutestamentler war er durch die Abstempelung zum schulgerechten Tübinger hinreichend gedeckt; auch teilte der Lehrplan die neuere Kirchen- und Dogmengeschichte seinem Kollegen Rudolf Stähelin zu, so daß ihm eine äußerste Bedrängnis erspart blieb und er sich in der für ihn abgezirkelten Berufsaufgabe noch leidlich einrichten konnte. Wie sehr sein Pensum aber trotzdem einen Mann wie ihn in die Enge treiben mußte, erhellt allein schon aus seiner Definition der Kirche, als der Einbalsa-

mierung des Altertums". Eine andere Stellung zum Christentum einzunehmen, als die Stellung des Erkennenden zu seinem Objekt, war ihm, dem religiös gänzlich Bedürfnislosen, ein Ding der Unmöglichkeit; und da nun diese Erkenntnis so nackt historisch, so unbarmherzig profan ausfiel, mußte der akademische Lehrer, der vor allem anderen zu sein ihm sein ausgeprägtes Pflichtgefühl vorschrieb, sein Hauptaugenmerk darauf richten, wie er sich vor den Zuhörern mit Glimpf aus der Sache zog. Er hätte niemals einen Ruf nach Deutschland angenommen: das versicherte er voll ehrlichen Erstaunens darüber, daß er das überhaupt noch gefragt werde. Kein persönlicher Takt vermochte die Naht zuzunähen, und fast wie eine natürliche Reaktion auf eine unerträgliche Ausnahme stellt sich die Tatsache dar, daß sein unmittelbarer Nachfolger auf dem kirchenhistorischen Lehrstuhl ein praktischer Theologe war, der vom Pfarramt herkam und ins Pfarramt wieder zurückkehrte. Dennoch ist nicht zu übersehen, daß ihm seine Gebundenheit an die Theologie zwar zur Fessel gereichte, er sie aber doch nicht von sich abgestreift hat, selbst dann nicht, als er es hätte tun können. Um die Mitte der achtziger Jahre hätten ihm die persönlichen Verhältnisse gestattet, etwa sich als Privatdozent außerhalb der theologischen Fakultät noch im rüstigen Alter die ersehnte wissenschaftliche Freiheit zu verschaffen. Er tat es nur aus dem inneren Grunde nicht, weil er einen geheimen — irrationalen und instinktiven — Zusammenhang zu zerstören fürchtete, also eben doch so etwas wie die Entwurzelung aus einer Heimat. Wer sich auf das Christentum aus dem Fundament verstand, sei es auch nur als den Gegenstand kühler Forscherarbeit, der soll sich, so sagte ihm sein Gefühl, nach wie vor zu den Theologen halten. So sehr er rechtzeitig das Seine tat, kein Mißverständnis aufkommen zu lassen, so vermied er ebenso geflissentlich jeden Anschein hochmütigen Renegatentums und bewies damit, wie auch sonst, jedenfalls einen guten Geschmack.

Overbecks Forschungen zum Neuen Testament

„Aber dann mußt du dich ans Schreiben machen, wir wollen noch was Rechtes aus dir herausschlagen. Nur ums Himmels willen keine Kleinigkeiten, keine Kritiken!" So hatte Treitschke 1864 dem akademischen Anfänger geschrieben. Seine erste kritische Liebe, Arbeiten am neuen Testament, hat er neben seinem kirchengeschichtlichen Hauptberuf nie liegen lassen; sekundierten ja doch drei- und zweistündige Kollegien meistens exegetischer

oder einleitender Art den historischen Hauptkurs. Seine beträchtlichste schriftstellerische Leistung auf diesem Gebiet war seine Bearbeitung des De Wetteschen Handbuchs zur Apostelgeschichte, das Werk seiner letzten Jenaer Jahre, und 1870 erschienen unter der Titelsignatur Lic. th. a. o. Professor in Basel. Bereits hier erweist sich das angewiesene Bett für den Strom des Wissens, den es weiter leiten soll, als viel zu eng. Einen „kurzgefaßten" Kommentar hat Overbeck so „stark erweitert", daß die dem Unternehmen prinzipiell einbegriffene Handlichkeit des Buches zum Opfer fiel; Overbeck pflegte später an der Ungetümlichkeit des Bandes die Engelsgeduld des Verlegers Hirzel zu exemplifizieren, der ihn weit über die vereinbarte Zahl der Arbeitsjahre und Druckbogen hinaus ruhig habe gewähren lassen! Hierher gehört noch die zweite Erfahrung allgemeiner Art. Im Vorwort hatte Overbeck die Methode der „Quellenscheidung" als „vollkommen veraltet" bezeichnet: „Aber ich hatte mich gewaltig getäuscht" — denn zu Anfang der neunziger Jahre kam die Quellenscheidung wieder so sehr in die Mode, daß Overbeck nun — das einzige Mal! — in seinem Kolleg seiner Subjektivität die Zügel schießen ließ und weniger an seine Studenten dachte, als an peinlichste wissenschaftliche Sauberkeit. „Ihr müßt mich damals für verrückt gehalten haben!" sagte er hinterher in Erinnerung an jene vierstündige Vorlesung über die Apostelgeschichte vom Sommer 1893. Er war nämlich nur bis ins zweite Kapitel gediehen, so sehr ging er in die Breite und Tiefe, aber wenigstens mit dem Erfolge, daß von den Anhängern der bekämpften Methode, von denen einige unter seinen Zuhörern saßen, auch der hartnäckigste bekehrt war. So verstand sich denn sein Wunsch um so besser, auch auf neutestamentlichem Gebiete wenigstens noch etwas fertig zu machen. Mit der Synopse hatte er begonnen, mit dem vierten Evangelisten wollte er schließen. Er dachte, das Problem, das so viele dicke Bände hervorgerufen habe, in einem schlanken Bändchen zu erschöpfen, schon äußerlich ein Protest gegen den „Papierturm", den die Theologen und ihre Verleger über dem Urchristentum, doch eben nur einem Fleckchen der Weltgeschichte errichtet hätten. Aber zur Drucklegung seines „Johannes" kam er nicht mehr.

Overbecks peinlichste wissenschaftliche Sauberkeit

Overbecks Arbeiten zur alten Kirchengeschichte

Overbecks kleiner Aufsatz „Über die Anfänge der patristischen Literatur" (1882) wurde alsbald nach seinem Erscheinen und seither bis heute ex cathedra für „berühmt" erklärt. Wie wenig

derartige ſummariſche Poſaunenſtöße bei Overbeck auf Gehör zu rechnen hatten, geht aus ſeiner Beſtürzung hervor, die Frageſtellung ſeines Themas jählings zu „Prolegomena einer chriſtlichen Literaturgeſchichte" aufgebauſcht zu ſehen. Leiſe, ſäuberlich und relativ — anders wollte er Geſchichte nicht anfaſſen; erfuhr er nun gar, daß ſein Freund Rohde an der Möglichkeit, die Geſchichte der griechiſchen Profanproſa zu ſchreiben, gezweifelt hatte, ſo empfand er beſonders deutlich die Dickflüſſigkeit in den Anforderungen ſeiner patriſtiſchen Mitarbeiter, die zu der ſparſam abtröpfelnden Deſtillierkunſt einer echten Philologie paßt, wie die Fauſt aufs Auge. Daß überhaupt Overbeck nur ſich der Form der Studien bediente, ſtellt ſich als die unwillkürliche Reaktion ſeines Gelehrtengewiſſens gegen theologiſche Halbwiſſenſchaft dar. Auf dem Standpunkt der Theologen ſtand er noch in ſeiner ſonſt grundgelehrten Abhandlung, mit der er ſich 1870 in ſein Lehramt einführte: „Über Entſtehung und Recht einer rein hiſtoriſchen Betrachtung der neuteſtamentlichen Schriften in der Theologie", und ſich als einen Schüler Baurs erklärte. Aber von da an war jedes neue Produkt ein Schritt weiter geweſen zur Selbſtändigkeit in der Problemſtellung und die Wahl der Themen lag eigenſinnig außerhalb jeder Schablone. Die in ſeinen „Studien zur Geſchichte der alten Kirche" (1875) geſammelten drei Aufſätze zeigen das deutlich, beſonders der letzte „Über das Verhältnis der alten Kirche zur Sklaverei im römiſchen Reiche", der aus einem Aulavortrag von 1871/72 hervorgegangen iſt. Durch ihn iſt Rohde zu Betrachtungen über die fundamentale Bedeutung der Sklaverei für die antike Kultur angeregt worden: „Seit ihrer Abſchaffung ſei es mit dem oberſten Ziel der griechiſchen Kultur, dem *δύνασθαι σχολάζειν καλῶς* vorbei, und mit den vielen Härten, die dieſes in ſeiner Ausführung mannigfach entſtellte Prinzip zur Vorbedingung hat, ſind doch jedenfalls auch ſeine edelſten Früchte abgefallen und nie wieder zu erzeugen" (O. Cruſius, Erwin Rohde 1902, S. 75). Als dann Overbeck über zwanzig Jahre lang in immer neuen Umarbeitungen Kirchengeſchichte vorgetragen hatte, durfte er der Anſicht ſein: „Die Kirchengeſchichtsſchreibung iſt ein Stück Weltgeſchichtsſchreibung und iſt auch urſprünglich nichts anderes geweſen. Erſt die pſeudokritiſche Kirchengeſchichtsſchreibung der Reformation, welche die Geſchichtsſchreibung in Rückſicht auf die Kirche zum Weltgericht machte, hat dies zu verkennen begonnen, aber damit nun auch die Kirchen-

„Kirche und Sklaverei im römiſchen Reiche"

geschichtsschreibung in eine Reihe von Abenteuern gestürzt, aus denen sie sich noch heute herauszuwickeln hat." Um zum Verständnisse dieses Prozesses beizutragen, widmete er seine zwei letzten Publikationen den „Anfängen der Kirchengeschichtsschreibung". In seinem Nachlaß befindet sich beinahe vollendet eine große Arbeit über die „Kirchengeschichte des Eusebios von Cäsarea".

Overbecks ausschließlich historische Stellung zum Christentum

Overbecks Verhältnis zu seinem Berufsfache, der kritischen Erforschung des Neuen Testaments und der Kirchengeschichte, hatte sich im Laufe der Jahre namentlich dadurch kompliziert, daß er die Entwicklung, die jene zeitgenössische historische Theologie nehmen sollte, zum Teil hellseherisch vorausgeschaut und zum andern Teil nicht von ferne geahnt hat. Die Aufhellung der Religionszustände in den ersten christlichen Jahrhunderten schien ihm die wichtigste und dringendste Aufgabe einer methodischen Kritik zu sein, und zwar aus einem ganz bestimmten, prinzipiellen Grunde, den er (Studien, S. 158) so formuliert: „Es ist nicht zu bezweifeln, daß in der Kirchengeschichte einst namentlich das Kapitel des Streits des Christentums mit dem Altertum ein ganz anderes Ansehen haben wird, als es dies jetzt noch unter der zum geringsten Teile überwundenen Wucht traditioneller Vorurteile in unseren theologischen Lehrbüchern hat. Eine der verwirrendsten Einseitigkeiten der herrschenden theologischen Betrachtungsweise dieses Streits ist aber ihre Neigung, dabei am Christentum nur den Gegensatz gegen das hinter ihm liegende Altertum sehen zu wollen, die tiefen Wurzeln aber, mit welchen es darin, und zwar keineswegs nur in Religion und Theologie des Judentums, steht, das was man überhaupt sein antikes Wesen nennen kann, zu übersehen." Der großartige Aufschwung der patristischen Studien, den er mit herbeiführen half, ließ aber je länger desto deutlicher die Summenziehung vermissen, die er als ganz selbstverständliches Ergebnis davon erwartet hatte: je länger und fleißiger wir forschen, so hatte er sich gesagt, desto unwiderleglicher wird

Das Christentum ein Bestandteil des Altertums

sich herausstellen, daß das Christentum nicht einen Gegensatz zum Altertum, sondern einen integrierenden Bestandteil des Altertums bildete, daß es also in unsere Zeit entweder nicht mehr hineingehört oder, falls sie es noch nötig hat, es wohl als antiker Überrest mit der erforderlichen Ehrfurcht behandelt, nicht aber irgendwie als modernes Gut ausgeboten werden darf. Geschieht dies dennoch, nun so läßt sich dagegen nicht mehr einwenden als gegen

alle religiösen Phantastereien überhaupt. Daß aber eine moderne Theologie um ihn herum zu einer Kulturmacht emporwachsen sollte, die als ihr vornehmstes Erkennungszeichen geltend machte, nicht metaphysisch, sondern historisch fundiert zu sein, das allerdings hatte sich Overbeck niemals träumen lassen. Es dauerte daher sehr lange, bis ihm überhaupt die Augen aufgingen für die angeblich sich vollziehende „Verjüngung" des Christentums in der modernen Theologie, im Grunde ja nichts anderes als die Umbiegung kritischer Einsichten, an deren Erwerbung er selber mithalf, zur dreisten Gründerschaft erbaulicher Positionen. Dieser für ihn unglaubliche Handstreich überrumpelte ihn, als er ihn erst einmal begriffen hatte, so sehr, daß er außer einem gelegentlich hervorgerufenen Protestrufe für den Rest seines Lebens buchstäblich „sprachlos" blieb und aus den Publikationen nun eben doch nichts wurde, zu deren Ausarbeitung er sich den frühzeitigen Rücktritt vom Lehramt ausgebeten hatte. Ruhige alte Tage hat er nicht gehabt; er hat es sich sauer werden lassen bis zuletzt und hat auch, was hiermit nun wohl bekannt gegeben werden darf, in den sieben Jahren seiner Emeritation sein Lebenswerk wirklich an manchen Punkten noch erheblich gefördert, so daß gelegentliche posthume Veröffentlichungen nicht ausgeschlossen sind. Einiges war so gut wie fertig, aber er hatte sein Leben hindurch zu selten drucken lassen, als daß er auf sein Alter hin den damit verbundenen Umständlichkeiten und Emotionen noch gewachsen gewesen wäre, zumal seine beiden letzten Publikationen in Fachkreisen und darüber hinaus noch im besten Fall ein verwundertes Kopfschütteln zu wecken vermocht hatten. „Wie wenn ich ein Pudendum begangen hätte!" scherzte er. Und doch hatte er nichts weiter getan, als Harnack den Titel eines „Meisters" abgesprochen. „Denn", sagte er, „ein Meister reduziert die Probleme, und Harnack kompliziert sie."

Overbecks Zerwürfnis mit Adolf Harnack

Die Psychologie seines Verhältnisses zu Harnack, das nach beiderseits aufrichtig sympathischen Beziehungen und einem lebhaft betriebenen Fachverkehr von zwanzigjähriger Dauer mit der öffentlichen Absage Overbecks an Harnack im Jahre 1897 in die Brüche ging, läßt sich nicht übers Knie brechen; sie gehört auch nicht hierher, wo sie bloß Episode sein könnte, sondern verdient, wenn ihre Kenntnis sich als ein öffentliches Bedürfnis herausstellen sollte, eine gründliche selbständige Schilderung. Der Aufsehen erregende Bruch hat Overbeck zwar auch nicht eine

einzige Widerlegung eingetragen, wohl aber eine falsche und unwürdige Aufnahme der seiner Handlung angeblich unterzuschiebenden Motive: der ohnmächtige Steinwurf des verärgerten und empfindlich übergangenen Nebenbuhlers und was solcher Lieblichkeiten mehr sind! Es ist nicht wahr, daß er auch nur eine Stunde seines Alters deswegen *verbittert* war; weit mehr als das: er war *erbittert*, vom Grunde seiner Seele aus aufgebracht, in hellem Zorne aufflammend, als handle es sich um Wortbruch und Verrat. Nichts hat meine vielfach begründete Ehrfurcht vor dem alternden, von mancherlei Unbill bedrängten Manne stärker zu wecken vermocht, als diese Wahrnehmung: ein so grundgütiger, friedliebender Mensch, der sein Leben lang Mäßigung und Besonnenheit anempfahl und darin stets mit dem guten Beispiel vorangegangen war, legt von seinem sechzigsten Jahre an, — ein Datum, das ihn erst recht hätte mahnen müssen, sich zu bescheiden und auf einen möglichst glimpflichen An- und Abschluß bedacht zu sein, — mit einemmal eine heiße, unbesonnene Tapferkeit an den Tag, die ihm so ungestüm auch in jugendlichen Kämpferjahren kaum zuzutrauen war. Er mutete sich mehr zu, als er Kraft besaß zu bewältigen, und ich bin selbst bereit zuzugeben, daß er mit seiner vom Zaune gebrochenen Herausforderung keinen sehr erquicklichen Anblick darbot. Dennoch erhöht das nur meine Bewunderung vor dem tiefeingewurzelten Ethos, aus dem allein ich bei seinem klugen und welterfahrenen Wesen mir den jähen Eifer des Endes erklären kann. Spät, zu spät erkannte er, woran er war und da stand sein Sinn nur noch auf eines: nur ja um keinen Preis in einen Vergleich einwilligen. Wie großmütig man ringsum die Augen zudrückte, um ein für beide Teile peinliches Mißverständnis zu tragen — etwas verbat er sich unter allen Umständen, nämlich verwechselt zu werden; er wollte wenigstens kein Philister gewesen sein.

Das Ethos in Overbecks Unverträglichkeit

Es brach seinem Angriff die Spitze ab, daß er ihn in Stil und Gedankengang durchaus vorbehältlich und gewunden und dabei doch mit einer ironischen Liebenswürdigkeit herausbrachte. Das tat dem ungeheuren Ernste Abbruch, hinter dem ein Leben stand. Er versäumte es, von dem Rechte Gebrauch zu machen, das ihm wie keinem zustand, und eine Erfahrung mit vollem Gewicht in die Wagschale zu werfen, die die hundert Gedankenpfündchen der modern Gewordenen mehr als aufwog. Ein unsicheres Gemisch von starkem Selbstbewußtsein und Zaghaftigkeit hinderte ihn, den

Schlag zerschmetternd zu führen. Nichtsdestoweniger bleibt der Schluß des dritten Nachwortes zur zweiten Auflage der „Christlichkeit", die er Ende 1902 fertig stellte, ein Kulturdokument und ist hier in einem reichlichen Auszug wiederzugeben. Das Manifest lautet in seinen Hauptstellen: (203—217) „. . . Was vom prophetische Charakter meines Schriftchens von 1873 zu halten ist? Ihn überhaupt bestreiten zu lassen, brauche ich auf keinen Fall. . . Zwar daß ich bei meinen Prophetengebärden so absonderlich und stetig nur Unglück gehabt haben sollte, mag stellenweise vielleicht nicht mir allein etwas schwer eingehen, und gerade mit der modernen Theologie habe ich es nicht so ganz verfehlt, wenn ich uns mit der von mir (1873) bestrittenen Theologie einem ‚Zustande der Dinge entgegengehen sah, bei welchem man die christliche Religion vor allen andern zu preisen haben werde, als die Religion, mit der man machen kann, was man will'. Allein noch ohne mit allem hervorzurücken, was ich selbst zur Kritik dieses Seherwortes in petto hätte, und selbst wenn noch andere außer mir an seinem Trefferscharakter nicht zweifelten, was könnte es mir gegen die moderne Theologie nützen? In Hinsicht auf welche ich selbst mit Dutzenden von ‚Treffern' dieser Art allenfalls noch als ein nicht übler Wahrsager passieren könnte, — aber als ein Prophet? d. h. als ein Mann, der aus den ‚Zeichen' *seiner* Zeit die kommenden Dinge gelesen und gesehen hat? nimmermehr! der ich doch *nachträglich* alles so ganz anders habe gehen lassen müssen als ich es allein gemeint haben kann, da ich vor dreißig Jahren, an der Fähigkeit der Theologie verzweifelnd ihrer Aufgabe zu genügen, ihr *Schweigen* und *Stille* empfahl. Statt dessen, wie ich durch die ‚moderne Theologie' belehrt worden bin, sie vorzog, in eine ihrer red- und schreibseligsten Perioden zu treten, und nun gegenwärtig damit soweit ist, daß es fast den Anschein hat, als marschiere sie an der Spitze des Zeitalters und führe dieses einer Restauration des Christentums entgegen! So daß ich mich nur noch zu fragen habe, wo ich denn meine Gedanken hatte, als ich in meinem Schriftchen orakelte . . . Ich bleibe zunächst noch beim Lobe stehen, das ihr mein Schriftchen mir singt. Wer ist es denn, der die beiden theologischen Parteien, die ich darin bestreite, aus der öffentlichen Arena, die sie einst erfüllten, zurzeit nahezu hat verschwinden lassen? Auf mich selbst wird niemand diese Niederlage zurückführen mögen, und ich selbst wüßte in der Tat nicht, wie ich irgendwie ein der

Overbecks Manifest gegen die moderne Theologie

„Die Religion, mit der man machen kann, was man will"

Rede wertes Verdienst dabei für mich in Anspruch nehmen sollte, ohne mich dem öffentlichen Gelächter preiszugeben. So mythologisch denkt aber auch niemand mehr, daß man sich bei der Vorstellung wird beruhigen mögen, jene theologischen Kadmäer der sechziger und siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hätten sich durch Selbstvernichtung untereinander aus dem Wege geschafft. Nein! dafür, daß man sie kaum noch sieht, gebührt die Palme der modernen Theologie ganz gewiß allein. Und heißt dies nichts anderes, jedenfalls nichts geringeres, als daß es heute in der Theologie anders aussieht als vor einigen dreißig Jahren, und die ‚moderne Theologie' überhaupt das Antlitz der ganzen Disziplin inzwischen verändert hat — wer möchte, wenn er sich nur selbst unter uns umsieht, sich bedenken dies einzuräumen? Als ich selbst wenigstens mich in der bürgerlichen Gesellschaft noch im Flügelkleide des Lizentiatentums zu bewegen hatte, war man z. B. noch nicht so weit, daß man auch dafür galt, wofür man angesehen sein wollte, wenn man als Theologe eine Broschüre schrieb, die mit keiner Silbe verriet, daß man nicht Agent einer Eisenbahn- oder Handelsgesellschaft sei, und im übrigen sich nach Jesuitenart damit begnügte, aufs Titelblatt eine Art von S.J. (societatis Jesu) und an den Schluß ein Äquivalent von S.D.G. (soli deo gloria) zu setzen (siehe jetzt Lic. Dr. Paul Rohrbach, Die Bagdadbahn. Berlin 1902). Doch werde ich damit ein Bereich der neuesten Fortschritte in der Theologie berührt haben, der wahrscheinlich nicht mir allein problematisch erscheint. Ich habe aber, auch noch weiter ad hominem argumentierend, d. h. wie ich es soeben getan, ad me, der modernen Theologie Leistungen von allgemeiner anerkanntem Werte vorzugeben. Handelt es sich auch dabei um Früchte, die sie leider nicht mehr für mich gezeitigt hat, so ist dies doch kein Grund, sie zu verkennen. Unzweifelhaft hat die moderne Theologie, dank ihrem riesigen Fleiße, einen jedenfalls für keinen einzelnen mehr übersehbaren Schatz neuer und besserer historischer Information auf allen ihren Gebieten erarbeitet. Wieviel saure Arbeit aber wäre z. B. nur mir in diesem Schatze erspart, wenn ich mir dem Traum einer profanen Kirchengeschichte ferner nachzuhängen noch für erlaubt hielte. . . Daß (freilich aus dem Urchristentum) genannte Theologie mit diesen Bibliotheken einstweilen etwas anderes als einen Trümmerhaufen zustande gebracht hat, in welchem sich kaum noch jemand auskennt, jedenfalls nicht zwei Menschen in übereinstimmender Weise, und

Die Auflösung der orthodoxen und der liberalen Theologie durch die moderne

Der „Trümmerhaufen" der historischen Quellenforschung

demgemäß auch die wichtigsten und interessantesten Probleme des eben bezeichneten Zeitalters am Versanden sind, vermag ich wenigstens nicht einzusehen. . . Wenn ich von dem allerdings reichen Material, das ich zu einer Kritik der modernen Theologie besitze, nichts oder sogut wie nichts hier auszukramen beginne, so geschieht es, weil ich wohl weiß, was es auf sich hat, eine Größe wie die moderne Theologie ‚abzutun'. Niemand ist gehalten, in dem wenigen, was ich hier allein noch über die moderne Theologie zu sagen im Sinne habe, mehr zu sehen als *Bekenntnisse* eines Sonderlings meinetwegen." Overbeck greift sodann aus der unabsehbaren Literatur der modernen Theologie ein charakteristisches Bekenntnis „ihrer selbst zu sich" heraus, den heißen Dankesgruß eines jungen Theologen, der geltend macht, da der Gottesheld, der unserer Zeit not tue, noch immer auf sich warten lasse, müsse man es Harnack hoch anrechnen, daß er für das zweifelhafte Amt des prophetischen Lückenbüßers zu haben gewesen sei. Bei E. Rolffs (Harnacks Wesen des Christentums und die religiösen Strömungen der Gegenwart, Leipzig 1902, S. 48) steht wörtlich: „Wer aber von Gott hineingestoßen ist in den Kampf zwischen dem alten Glauben und der modernen Bildung, *wer nicht leben kann und mag*, wenn er nicht ein ganzer Christ und ein moderner Mensch *zugleich* sein darf, der wird es ihm (Harnack) danken, daß er auf diesen Heros nicht gewartet, sondern das Seine getan hat." Dieses Zitat gibt Overbeck Veranlassung, seine Lossage von der zeitgenössischen und mit ihr von aller Theologie in einer mannhaften, nun auch im Ausdruck mustergültigen Schlußerklärung gegen das Truggebilde einer wissenschaftlichen Christenheit gipfeln zu lassen. Er sagt: „Wie unzweideutig reißen die Rolffschen Worte den Schleier von der Lage, in welche das Christentum durch unsere sich selbst modern nennenden Theologen unter uns Menschen der Gegenwart gekommen ist! Es muß dulden, daß diese Theologen mit ihm im Tone des Ultimatums reden: man ist wohl noch bereit, mit ihm zu ‚leben', doch mit Vorbehalt. Denn wie viel eindringlicher als die eben bezeichnete Bereitschaft klingt aus den angeführten Worten, wenn man das Alter der Besitzrechte, die das Christentum an seine Theologen hat, daneben nicht aus dem Sinne läßt, die andere heraus, mit und aus der *modernen Bildung* zu ‚leben'? Wobei man noch die Zeitalter, in welchen die Bekenner des Christentums sich dazu drängten, es ihrer Bereitwillig-

Harnack als prophetischer Lückenbüßer

keit dafür zu sterben zu versichern, sich nur vollkommen aus der Erinnerung zu schlagen gut tun wird, wenn doch dieses Christentum zurzeit damit fürlieb zu nehmen hat, wenn es erfährt, daß man bereit ist, in und mit etwas anderem zu leben. Was aber die Rolffsschen Worte mit so erstaunlicher Naivetät offenbaren, ist nichts anderes als was die moderne Theologie, bei ihrer schon anerkannten Redseligkeit, auch sonst mit tausend Zungen der Welt verkündet. Vielleicht, daß sie nicht ohne Zögern sich dazu entschlossen hat, sich selbst als die ‚moderne' zu präkonisieren — kann man doch z. B. anmerken, daß selbst der derzeitige Hoheprieſter dieser Theologie noch vor sechs Jahren in einem seiner Manifeste per ‚sogenannt' von ihr redete (s. A. Harnack, Zur gegenwärtigen Lage des Protestantismus, Hefte zur „Christlichen Welt" Nr. 25, Leipzig 1896, S. 10), — im allgemeinen scheint für die herrschende Theologie kaum noch ein Zweifel darüber zu bestehen, daß unter dem Königsmantel der Modernität, den sie sich umgeworfen, auch das Christentum für immer geborgen sei. Unter demselben Mantel, unter welchem ihr allerdings der Mut und die Zuversicht zu ihrem Beruf neuerdings so gewachsen sind, daß sie meint, mit dem Christentum in Ordnung zu sein, wenn sie nur außer zu ihm sich auch zur modernen Bildung bekennt und sich in die Uniform eines Zeitmoments gekleidet unter die Fahnen einer Religion stellt, die uns einst zum Kampf gegen alle ‚Zeitlichkeit' aufgerufen hat. Ich teile nun diese Zuversicht nicht und kann sie auch als Verfasser meines Schriftchens nicht teilen. Denn für dieses ist der eben angedeutete Vorgang der neuesten Geschichte der Theologie wenigstens ‚nichts Neues'. Denn daß die Theologie stets modern gewesen ist, und eben darum auch stets die natürliche Verräterin des Christentums war, ist eine Grundthese meines Schriftchens, jener Vorgang dafür mithin nur die Manifestation eines uralten Verhältnisses. In diesem Sinn kann ich behaupten, schon vor dreißig Jahren die Einsichten besessen zu haben, die einen andern als mich zum prophetischen Warnungsruf an die modernen Theologen des heutigen Tages hätten befähigen können: ‚Modern, ihr Theologen, seid ihr allezeit gewesen, und es ist dieses sogar allzeit euere schwächste Seite gewesen. Hütet euch denn, daß ihr nicht demnächst aus der Modernität euere im übrigen verlorenen Majestätsrechte herleitet.' Mich haben jene Einsichten, wie ich schon zugegeben und gern zum Schluß noch einmal zugebe,

Das modern-christliche Bildungs-Ultimatum

Die Theologen sind allezeit „modern" gewesen

zu solchem Ruf nicht erhoben. Ich habe einst, in die Schranken persönlicher Not mich schließend, nichts vom Vorabend der Dinge gemerkt, denen wir entgegengingen, und gewissermaßen selbst erst ein Schüler der modernen Theologie werden müssen, bevor ich, als sie da war — sie verstand. So habe ich denn vor Jahren nur ein schwaches Büchlein geschrieben, das aber doch immerhin stark genug ist, um mir die Überzeugung zu lassen, daß um der ‚modernen Theologie' willen ich keinen Anlaß habe, von der Christlichkeit dieser Disziplin heute anders zu denken als ich es vor Jahren getan. Daran macht mich besonders auch das jüngste Ereignis auf der Siegeslaufbahn dieser ‚modernen Theologie' durchaus nicht irre: die Harnackſche Säkularschrift, welche mir die ‚Unwesentlichkeit' des Christentums weit eindringlicher bewiesen hat als das ‚Wesen', dessen Erweisung auf ihrem Titelblatt angekündigt ist."

Ein unhöflicher „Hofmann des Geistes"

So gut es überhaupt möglich ist, von einem ausgesprochenen Gelehrtenleben fachfremden Laien ein einigermaßen anschaubares Bild zu geben, dürfte das für Overbeck nach allen bisher mitgeteilten Kundgebungen aus seiner Feder zu wagen sein. „Hohe Weltkultur", sagt Karl Joël in der ‚Neuen Rundschau', September 1905, „vor der alles Kleine, Enge, Rohe versagte, sprach aus diesem Hofmann des Geistes, auf dem der Abglanz der Großen lag, die seine Freunde gewesen, — und mit ihm reden, das hieß, von großen Menschen reden, oder von solchen, die in großen Dingen seine Feinde waren. Er war ein Gelehrter, wie es vielleicht nie einen strengeren gab, ein unendlich wissenstiefer Forscher, der nie fertig wurde, weil er sich nie genug tun konnte." Wir haben aber gesehen, daß mit den alltäglichen Berufsmühen Overbecks eigentlicher Kampf seine Erklärung keineswegs findet. Es kam der Augenblick, da der „Hofmann" sehr unhöflich wurde, unbekümmert um die Folgen, die nicht auf sich warten ließen. Sein Wesentlichstes und Bestes war ein Widerhaken, den er, hierin wirklich der Bruder Nietzsches, über die Grenzspur seiner Zeit hinausgeworfen, mit dem er sich infolgedessen in einem fremden, unerforschten Grunde fest verankert hatte, so daß er von anderswoher festgehalten und wohl oder übel gegen den Strom anstreben mußte. So liegt denn das Borstige, Kratzige, Rauhhaarige, das Fernerstehende an ihm auszusetzen fanden, nicht in seiner Natur beschlossen, die vielmehr, soviel auf sie ankam, zur Verschmolzenheit und zum Glattstreichen neigte, sondern in der schicksalsmäßig

determinierten Bestimmtheit seines Daseins. In einer Psychologie des neueren Individualismus wird Overbeck sein Wörtchen mitzureden haben; er gehört unter die namhaften deutschen Skeptiker des neunzehnten Jahrhunderts.

Overbeck als deutscher Skeptiker in der Art Lichtenbergs

Man könnte ihn mit einigem Glück dem älteren französischen Zeitgenossen Ernest Renan vergleichen; doch liegt ein historisches deutsches Gegenstück näher. Seiner geistigen Beschaffenheit nach ist Overbeck ohne wesentliche Übertreibung am ehesten dem alten Lichtenberg an die Seite zu stellen. Wie bei diesem, machte ein verklärter, völlig entstofflichter, bis zur reinen Güte vergeistigter Skeptizismus sein innerstes Wesen aus. Auch seiner bemächtigte sich, um es mit den Worten Lichtenbergs zu sagen, „ein außerordentliches, fast zu schriftlichen Tätlichkeiten übergehendes Mißtrauen gegen alles menschliche Wissen". Wer etwa den schönen Essay von Robert Saitschick über Lichtenberg (Berlin 1906) liest, führt sich das Element zu Gemüte, in dem Overbeck lebte. Eine ausgewählte Reihe seiner Aussprüche mag hier zur Erläuterung folgen: „So viel ist wohl gewiß, daß nicht leicht ein schlechter Mensch sich viel um Religion bekümmern wird. — Vielleicht webt der Mensch seine Ideen von Gott und Unsterblichkeit ebenso zweckmäßig, wie die Spinne ihr Netz zum Fliegenfange. — Unsere Welt kann noch so fein werden, daß es so lächerlich sein wird, einen Gott zu glauben, als heutzutage Gespenster. — Es ist fast unmöglich, die Fackel der Wahrheit durch ein Gedränge zu tragen, ohne jemand den Bart zu sengen. — In jedes Menschen Charakter sitzt etwas, das sich nicht brechen läßt: das Knochengebäude des Charakters. — Ich sehe immer einen Soldaten mit seinem Bajonette als ein Argument an, und eine Revue als eine logische Übung, Menschen zu überzeugen, was sie sind. — Es wird am Ende alles klar werden und gut sein, wenn wir nur einander lieben und jeder mit geübtem Verstand so viel Gutes zu tun sucht, als er vermag. Wenn ich je eine Predigt drucken lassen sollte, so wäre es gewiß über das große Vermögen, das jeder Mensch, er sei, wer er wolle, besitzt, Gutes zu tun, ohne etwas wegzuwerfen. Alle Stände der Welt verkennen hierin ihre Wichtigkeit. Ein jeder, er sei, wer er wolle, ist ein Prinz in diesem Stück in seiner Lage. Der Henker hole unser Dasein hienieden, wenn nur allein der Kaiser wohltun könnte. Das ist das Gesetz und die Propheten. — Wenn ich über etwas schreibe, so kommt mir das Beste immer so zu, daß ich nicht sagen kann woher. —

Ich habe manchen Gedanken gehabt, von dem ich überzeugt sein konnte, daß er den Besten unter den Menschen gefallen würde, und den ich nicht anzubringen wußte, auch anzubringen nicht sonderlich begierig war, und dafür mußte ich mich von manchem seichten Literator und Kompilator oder irgend einem bloß empirischen Waghals und Konfusionär über die Achsel ansehen lassen und doch auch gestehen, daß, nach meinem Verhalten, die Leute so gar unrecht nicht hätten, denn wie konnten sie wissen, was meine Indolenz selbst vor meinem Tagebuche verheimlichte? — Wenn ich doch Kanäle in meinem Kopfe ziehen könnte, um den inländischen Handel zwischen meinem Gedankenvorrat zu befördern! Aber da liegen sie zu Hunderten, ohne einander zu nützen."

Nietzsches Verehrung für Lichtenberg ist bekannt, nicht nur für den Vater des deutschen Aphorismus, sondern wohl mehr noch für den Träger der mit den obigen Auszügen angedeuteten großmenschlichen Gesinnung. Ich glaube, was Nietzsche an Lichtenberg anzog, war dasselbe, was Overbeck zu seinem besten Freunde gemacht hat. Mehr ein Unterschied, als eine Verwandtschaft! Alle Verwirklichungen in Overbecks Leben hätten für Nietzsches Leben ebensoviele Unmöglichkeiten bedeutet. Nietzsche riß die Schranken ein, Overbeck respektierte die Schranken. Nietzsches Freiheit war Grenzenlosigkeit, Overbecks Freiheit ein Sichzurechtfinden in jeder Art von Grenzen. Es hätte an Nietzsche das Ansinnen herantreten sollen, sich auf den Mund zu setzen und nicht zu lehren was er glaubte! Overbecks beispiellose Zurückhaltung in seinem Lehramte, wo er, ohne seine Überzeugung zu vergewaltigen, seinen Glauben verschwieg, stellt sich hinterher eher als ein fruchtloses Meisterstück heraus; zwischen aufdringlichem Bekehrungseifer und andeutendem Vorbehalt bleibt ein weiter Spielraum frei — wie, muß man sich sagen, wenn dieser Mann vor den jungen Leuten oder in dem einen oder andern Buche wirklich aus sich herausgetreten wäre! Wenn er, statt der verantwortungsvollen Befürchtung, er könnte Schaden stiften und Dinge zerstören, die zu ersetzen nicht in seiner Macht liege, einmal auch seinen Unglauben, um der großen Ehrlichkeit willen, die diesem inne wohnte, als ein schließlich auch nicht zu unterschätzendes Mittel, mit der Welt fertig zu werden, vorgelegt hätte! Wer weiß, ob es nicht der unwillkürliche Rückschlag des Übermaßes, das er bei Nietzsche am schwersten empfand, eben gewesen ist, was ihn selbst so sehr unter dem Maße unten hielt? Zur vollkomme-

Nietzsche von Overbeck mehr verschieden, als mit ihm verwandt

nen Harmonie kam es auf dieſe Weiſe natürlich auch nicht, und Overbeck hat dadurch, daß er nicht in Nietzſches Fehler, wohl aber aus übergroßer Vorſicht in deſſen Gegenteil verfiel, aus ſeinen in mehr als einer Hinſicht glücklicheren Loſen doch nicht den Vorteil gezogen, der ihm hätte erwachſen können. Wunderſame Gerechtigkeit! Nietzſche war in den Augen des Freundes der von dem Fauſtſchlag getroffene erhabene Unglücksmenſch; im Vergleiche zu ihm kam ſich Overbeck als der Reiche und Glückliche vor und war es auch. „Der glückliche Overbeck" nennt ihn Nietzſche ſelbſt einmal. (Briefe I, S. 366.) Aber da hat dann eben Nietzſche das Unglück ſich zur Schule werden laſſen und lernte das Glück verachten, es ablegen, wie einen Mantel, deſſen er nicht bedarf, weil es ſeine Sendung iſt, ohne Scheu nackt und bloß vor die Menſchen hinzutreten; er beſaß den Hochmut, den hohen Mut, auszurufen: ihm liege nichts an ſeinem Glück, ihm liege alles an ſeinem Werke. Wie ſtand es nun bei Overbeck mit *ſeinem* Werke? War er etwa deshalb glücklich, weil ihm am Glück gelegen hätte, *ſtatt* am Werke? Aber wie wäre es dann wieder zu vereinbaren, daß er an Fleiß und geleiſteter Arbeit alle hinter ſich zurückließ? Niemand wußte aus dem Gegenſpiel der eigenen Entſagung die tauſendfache Wonne, die Nietzſche die Schöpfung etwa gar des Zarathuſtra bereitet haben mochte, ſo einzuſchätzen wie Overbeck, und im Hinblick auf ſich ſelbſt konnte er einmal ſagen: „Ja Nietzſche, der hat darauf gehalten — jedes Jahr ſeinen Band!" Sein gelehrtes Lebenswerk, mit dem er über ſich ſelbſt hinaus wollte, iſt Stückwerk geblieben, ja es iſt, ſoweit es ſich um den literariſchen Ausbau handelt, überhaupt nicht aus den Fundamenten zum Boden hinausgediehen. Stolze Quadern lagen wohlgehauen rings um ihn herum, er beſaß aber die Kraft nicht mehr, aus ihnen das unvergänglich Monumentale aufzurichten, deſſen Plan ihm vorſchwebte. Overbeck hat nicht ohne Reue und Selbſtanklage auf ſein unvollendetes Wollen zurückgeblickt, darin allerdings ſich tröſtend, daß, was er ſich auch vorzuwerfen hätte, er doch ſich ſelbſt treu geblieben ſei und ſomit auch ſeinem Freunde Nietzſche keine Schande gemacht habe.

„Der glückliche Overbeck!"

Overbeck und Nietzsches gemeinsamer Gegensatz gegen Rohde

Liegt es auf der Hand, Overbeck als ein Gegenbeispiel zu Nietzsche im Wollen und Vollbringen hinzustellen, wie sehr sie dennoch in dem, worauf es zuguterletzt ankommt, an einem Seile gezogen haben, lehrt ein Blick auf den dritten im Bunde, auf Rohde. Rohde hat vor den beiden andern scheinbar viel voraus, das vollkommene äußere Gelingen, ebenmäßig ausgeglichene Lebensverhältnisse und vor allem eben das Glück, als Mensch des Geistes, auf natürliche Weise und ungewöhnlich reich und reif, Frucht getragen zu haben. Sein Lebenswerk liegt in zwei so zu nennenden „guten Büchern", den beiden großen, von ihm bei Lebzeiten abgeschlossenen und veröffentlichten Arbeiten vor: der Geschichte des griechischen Romans (1876) und der Geschichte des griechischen Seelenkultus und Unsterblichkeitsglaubens („Psyche"; 2. Auflage 1898). „Sie gehören", sagt Crusius (IV), „zu den nicht gerade zahlreichen philologischen Büchern, die, bei streng wissenschaftlicher Haltung, doch über die engen Kreise der Fachgenossen hinaus eine unmittelbare und tiefe Wirkung geübt haben. Sie haben sich einen Platz in unserer Literatur erobert, etwa neben Burckhardts ‚Konstantin' und ‚Kultur der Renaissance'. Rohde ist eine jener Ausnahmepersönlichkeiten, in denen eine Gelehrtennatur getragen und beschwingt wird durch ein kräftiges Stück Künstlertum. Dem Werden einer solchen Persönlichkeit nachzugehen, hat einen eignen Reiz. Diese ideale Biographie, die Darstellung des inneren Lebensganges, hat Rohde in den Briefen an seine Freunde selbst gegeben. Man glaubt einen dramatischen Konflikt sich schürzen und lösen zu sehen. Die ‚beiden Seelen' — die wissenschaftliche und die künstlerische, die eine scharf, klar, an schlichten Aufgaben ihre derbe Kraft erprobend, die andere phantastisch, allen Reizen zugänglich, mit einem Zuge im Dunkeln und Fernen — entzweien und entfremden sich in den Jünglingsjahren; es gibt einen Riß durch die Existenz, den Rohde ‚halb Wagner, halb Faust' lange nicht verwindet. Aber angesichts der ersten größeren Aufgabe finden sich die verfeindeten Elemente wieder zusammen, um hinfort in wechselvollem Nebeneinander und Miteinander weiter zu wirken bis ans Ende." Geschah nun, haben wir uns zu fragen, diese seelische Entscheidung in Übereinstimmung mit den Jugendidealen oder im Gegensatz zu ihnen? Doch ist die Frage so noch nicht scharf genug gestellt. Wenn das Jugendideal Wagner hieß, war Nietzsche im Recht, von Wag-

Nietzsche hätte sich Wagner unterordnen sollen

ner abzufallen? Nein, sagt sich Rohde nach der Lektüre des Briefwechsels Wagner-Liszt, der auch für Overbeck zu einem starken Eindruck geworden war: „Liszt war offenbar stets der Meinung, Wagner denke gering von *seinen* musikalischen Leistungen (als Komponist natürlich, nicht als Vortragender); daß ihn dieser Verdacht nicht einen Augenblick an der unbedingtesten Hingabe an Wagners Sache und Person irre macht — das finde ich bebewundernswürdiger als irgend etwas. Und ich finde an dem Anblick solcher Größe des Herzens und solcher reinsten Güte der Gesinnung tausendmal mehr Vergnügen, als an all dem Gerede von Stärke und Heiterkeit und Gewissenlosigkeit genialer Raubtiere . . ., womit Nietzsche in seiner neuesten Leistung uns abermals bewirtet." (Brief an Joh. Volkelt, 28. Dezember 1887.)

Was für ein ausgepichter Skeptiker indessen Rohde war, geht gerade aus seiner Wagnertreue, mit der er sich vor Nietzsche auszuzeichnen glaubte, hervor. Auch für ihn war Bayreuth nicht der Ort rückhaltloser Erbauung. Er besuchte die Festspiele wohl noch nach 1876, aber nicht mehr das Haus Wagner. Als er Overbecks gegen Ende der achtziger Jahre in München traf, begleitete er sie nicht in die Walküre und sagte, vor dem Theater sich verabschiedend, etwas wie: „Sie gehen da sich steigern; ich aber bin nicht mehr so." Wagner hat sich mit Parsifal auch Rohde entfremdet. Hatte das aber zur Folge, daß er sich dementsprechend nach Nietzsche umsah und wenigstens dessen Gegensatz zu Wagner zu verstehen suchte? Nichts von dem. Wenn ein früher zu eifriger Betätigung gelangtes Interesse in eine Enttäuschung ausmündete, so fand sich Rohde ohne weiteres darein; er schaltete die betreffende Spannkraft aus, ließ sie erlahmen und gab sich mit dem Vakuum zufrieden.

Rohdes Abkehr von seinen Jugendidealen

Schließlich stand Rohde auf der ganzen Linie den markantesten Positionen Nietzsches feindlich gegenüber. Bayreuth war noch das wenigste. Schwerer wog Nietzsches antideutsche Kosmopolitisiererei, der französelnde Troubadour Prinz Vogelfrei und der ätzende Spott über die Vaterländerei; darüber entdeckte Rohde in sich ein „schlichtes patriotisches Gefühl", das in diesen Dingen keinen Spaß verstand. Den tiefsten Einblick in die vorhandene Entfremdung öffnet die schlichte Tatsache, daß Rohde in einer erschöpfenden Darstellung des Dionysos-Kultus, die den zweiten Teil der „Psyche" bildet, selbst Nietzsches wissenschaftliche Bemühungen und Verdienste um dieses Forschungsgebiet einfach totschweigt.

Auch Crusius muß, indem er die nichtwissenschaftlichen Interessen Nietzsches an diesem antiken Mysterienglauben hervorhebt, sich eingestehen (S. 188): „Trotzdem mag es befremdend erscheinen, daß Rohde in den Abschnitten, worin er den Orgiasmus, sein Wesen und seine Herkunft, darstellt, Nietzsches Lehren überhaupt nicht berücksichtigt; gekannt hat er jene Um- und Weiterbildung eines alten Lieblingsgedankens zweifellos. Aber er selbst stand nicht mehr auf dem alten Boden. Nicht nur, daß seine psychologische Auffassung eine andere geworden war; auch das historische Problem hat er — ob mit Recht oder Unrecht — anders beantwortet; vor allem schloß er den dionysischen Orgiasmus ‚von den Möglichkeiten der griechischen Seele' aus und ließ ihn, als eine unheimliche geistige Epidemie, aus Barbarenländern über die Grenze dringen. So hätte Rohde auf der ganzen Linie gegen den wehrlosen Freund polemisieren müssen. Man begreift, daß ihm auch jetzt noch „Schweigen die erträglichste Form des dissensus" zu sein schien. — Aber auch unter dieser Voraussetzung behält das ganze Verhalten Rohdes etwas Peinliches. Wir wissen, wie oft er in diesen Jahren zu den Schriften des Freundes zurückgegriffen hat: manche Stelle seines Buches wendet sich an ihn wie ein stummer Gruß aus der Ferne. Warum vermeidet er, auch nur den Namen Nietzsches zu nennen? Gewiß nicht aus Flauheit oder Mißgunst; noch in Heidelberg hat er oft genug Zeugnis abgelegt für den alten Genossen. Hier steckt etwas ganz Persönliches. Fürchtete Rohde etwa eines jener Freundschaftsgeheimnisse zu verraten, die er vor fremden Augen nicht profanieren mochte? In der Tat, das wird der Schlüssel für das Rätsel sein. Wir haben oben von jenen letzten Manifesten Nietzsches gesprochen, die durch Brandes und andere veröffentlicht sind. An Rohde schrieb Nietzsche damals als — Dionysos und ‚erhob ihn unter die Götter'. Wie mag es Rohde zumute gewesen sein, als er in den letzten, halbwirren Worten, die ihm der Jugendgenosse vor seinem ‚Untergang' zurief, den Kern seiner eignen Auffassung des antiken Unsterblichkeitsgedankens erkannte! Denn der Myste sollte ja durch den ‚Herrn der Seelen', Dionysos, emporgehoben, ‚vergottet' und damit erst der Unsterblichkeit teilhaftig werden. Wenn Rohde des Freundes in diesem Zusammenhang gedacht hätte, wäre er fast gezwungen gewesen, ‚der Menge einen der scheuesten Winkel seines Herzens zu öffnen'. Das gewann er nicht über sich." Dieses Feingefühl mag Rohde entschuldigen für

Nietzsches Dionysosforschung von Rohde ignoriert

die dogmatiſche Erörterung des dionyſiſchen Enthuſiasmus, der ihm an Nietzſches Untergang grauenhaft gegenſtändlich nahe trat; es erklärt aber nicht, warum er bei der Unterſuchung der apolliniſchen und dionyſiſchen Kultweiſe Nietzſches Verdienſt unterſchlägt, in der Geburt der Tragödie, für die er, Rohde, einſt doch als Philologe gegen die Afterphilologie eine Lanze gebrochen hatte, die wiſſenſchaftliche Frageſtellung zum erſtenmal gründlich formuliert zu haben. Doch iſt hinter die Auffaſſung des Rohdebiographen überhaupt ein Fragezeichen zu ſetzen[56]. Hat denn nicht Nietzſche ſelbſt das Dionyſiſche urſprünglich als das Barbariſche, von Aſien Einflutende bezeichnet? Hat er in der „Geburt der Tragödie" nicht dem Gegenſatz zum Dionyſiſchen, dem Apolliniſchen die Bedeutung des eigentlich Griechiſchen zugeſprochen? Für einen Griechenkenner wie Rohde lag ja das Recht zu einer Abkehr von Nietzſche gerade darin, daß dieſer ſpäter immer nur noch vom Dionyſiſchen ſprach, und damit ſeinen Abfall vom griechiſchen Weſen ebenſo dokumentierte, wie ſeine dem Griechentum ſtets in Sehnſucht zugewandte Seele. Dabei muß man ſich über die Inkongruenz der Nietzſcheſchen Nomenklatur angeſichts einer im Grunde identiſchen Sache völlig klar ſein: die Geburt der Tragödie bringt den ſchroffen Angriff auf Sokrates und ſein Vernunftmonopol und bringt zugleich das apolliniſche Element als etwas dem dionyſiſchen Überlegenes oder mindeſtens Ebenbürtiges. Da liegt ein deutlicher Zuſammenhang vor. Sokrates wird geſcholten, weil er Dionyſos außer acht läßt, und das Dionyſiſche erſcheint als ergänzungsbedürftig, weil es nur eine Hälfte iſt. Alſo hätten wir Sokrates auf der einen und Apollo auf der andern Seite, beide in einem gemeinſamen Gegenſatz zu Dionyſos. Kann da noch länger ein Zweifel darüber walten, daß in der Geburt der Tragödie Sokrates die negative und Apollo die poſitive Umſchreibung der antidionyſiſchen Hälfte der menſchlichen Pſyche bedeutet? Sahen wir nicht ſchon auf Schritt und Tritt in Nietzſche im Grunde einen Sokrates und zwar einen geſteigerten und größeren Sokrates gerade um ſeiner Heidenangſt willen, mit der er ſich vor den, wie er fürchtete, unvermeidlichen Pedanterien des Tugendlehrers in das extreme Gegenteil, in Rauſch und Überſchwang geflüchtet hat? Es ſtimmt vollkommen: wenn Sokrates betete, betete er zu Apollo; Xenophon erzählt in den Memorabilien (IV, 2, 24), die Bedingung praktiſcher Tüchtigkeit ſei für Sokrates die Selbſterkenntnis geweſen,

und Sokrates habe sie gefordert als Erfüllung des vom delphischen Apollon ausgegangenen Gebotes: *Γνῶθι σαυτόν.* Der Kreis ist geschlossen, seine Hemisphären sind genau abgezirkelt. Nietzsche verlangt vom Menschen dasselbe was Sokrates verlangte, nämlich Tugend, und wiederholte die Forderung des Apollo nach Licht und Gleichgewicht und Ebenmaß. Aber er will seiner Sache sicher sein; er will nicht Schmuggel, er will redliche Arbeit. Der Mensch, seinem kosmischen Zivilstande nach das aufrechte, zweibeinige Säugetier, soll nicht einfach so durch ein Hintertürchen und bei Nacht sich aus seiner Tierheit in seine Menschlichkeit hinüberschleichen; es braucht sich des Schrittes nicht zu schämen, es soll den Fuß am hellen Tage über die Schwelle setzen, im vollen Lichte seiner Bewußtheit. Darum verwirft Nietzsche das Kantische „Du sollst", weil Kant immer noch mit dem „Ding an sich" liebäugelt und zwar immer nur verstohlen, mit schrägen Aufblicken aus den verschämt niedergeschlagenen Augen. Wozu denn dieser Augenaufschlag nach oben in den Wolkendunst empor? Wozu ein Gott? Wozu ein Himmel? Wozu ein Glaube? Für den Menschen kommen nur zwei Zustände in Frage: das Tier und das Nichtmehrtier — alles andere ist Zeitverlust und Selbsttäuschung. Nur eine völlig glaubens- und religionslose Sittlichkeit ist wahre Sittlichkeit. Die menschliche Kultur erhöht sich einzig und allein dadurch, daß sie sich vereinfacht und mit aller Kraft auf ihre einzige Aufgabe konzentriert: die Um-Zucht und Höher-Zucht der tierischen Triebe in menschliche. Auch Nietzsche hat seinen kategorischen Imperativ, auf den ihm alles ankommt. Richard Dehmel hat für dieses Gebot der neuen gottlosen Sittlichkeit einen wahrhaft klassischen Ausdruck gefunden in seinem Gedichte: Der Bastard. Er, der Mensch, empfindet sich als Sohn eines jungen Vampyrweibes mit großen heißen Augen und des Sonnengottes: „Das Nachtweib und der Sonnenfürst, sie liegen hingesunken." Aus dieser Herkunft wird er sich seiner Bestimmung klar bewußt, und in diesem klaren Bewußtsein gibt er seinem Leben selber das Gesetz, nach dem es sich zu richten hat. Die vier Zeilen zum Beschluß enthalten den Inbegriff der Nietzscheschen Moral und lauten:

„Du sollst in deinen Lüsten
nach Seele dürsten wie nach Blut,
und sollst dich mühn von Herz zu Herz
aus dumpfer Sucht zu lichter Glut!"

— — — Weshalb dieſe Abſchweifung? Um daran zu erinnern, was damals zwiſchen Rohde und Nietzſche verſäumt worden iſt! Rohde mußte ſich doch ſagen, daß da mit dem Freunde etwas zu reden war. Daß Nietzſche da auf vollkommen griechiſcher Grundlage ſtand. Und doch damit nicht recht ins Reine kam, und daß, wenn da zu helfen war, niemand zum Helfer beſſer berufen war als er, Rohde! Mit dem bloßen „Feingefühl" war freilich nicht auszukommen; hier war der geſamte Charakter aufzubieten — ſonſt ging es nicht. Dafür hinwiederum wäre die Einſicht unerläßlich geweſen, wie um Turmeshöhe viel höher der freie Beruf des Denkers lag als der gebundene des Gelehrten. Darum hätte Rohde bei aller Berechtigung ſeiner Kritik nie die demütige Ehrfurcht vor Nietzſches Schöpferdrang abhanden kommen dürfen. Er hatte ja Overbecks Beiſpiel dicht vor Augen!

Hier fehlt zu vieles, um noch an eine Gemeinſamkeit glauben zu laſſen. Rohde hatte die Pfähle enger geſteckt. Der praktiſche Kritizismus, in dem ſich Overbeck und Nietzſche mit ihm eins zu wiſſen glaubten, verwandelte ſich unbeſehen in eine opportuniſtiſche Zufriedenheit mit den Kulturzuſtänden im neuen deutſchen Reiche. So kam er z. B. mit dem von ihm verehrten Tübinger Kollegen Alfred von Gutſchmid auseinander, der „in derſelben Zeit, in unentwegtem Feſthalten an den einmal gewonnenen Überzeugungen, im Gegenſatz zu Rohde, immer mehr nach links gedrängt wurde, und ſich vor den Septennatswahlen, nicht lange vor ſeinem Tode, in der ſchärfſten Tonart über das Ziel wie über die politiſchen Mittel der Regierung und der nationalen Parteien ausſprach". (Cruſius, S. 121.) Am Ende der ſiebziger Jahre ſchwankten Rohdes Stimmungen und Meinungen noch erheblich; das Reich mit ſeinem „ſchwarz-weißen Phariſäertum" und der „Bismarckſchen Brutalität" will ihm oft, wie in alten Zeiten, gründlich unſympathiſch erſcheinen. Erſt ſeine Lehrjahre im Schwabenlande ſchafften darin Wandel; er wurde, wie er es kurz und gut formuliert, zu ſeiner eigenen Verwunderung „ganz Bismarckiſch". In Jena (1876) wies er den Gedanken an die Übernahme einer Lehrſtelle, wo er über das antike Staatsweſen und Verwandtes zu leſen gehabt hätte, weit von ſich; in Heidelberg (1886) griff er nach der gleichen Aufgabe mit beiden Händen. (Cruſius, S. 120, 122.) So löſt ſich das Rätſel: aus Rohde war ein Satisfait der Reichsidee geworden. Nicht

nur Nietzsche bekam das zu spüren; auch Overbeck hatte sich nun vor Rohde genau so seiner Haut zu wehren, wie früher vor Treitschke, und nichts ist bezeichnender für Rohdes vollzogene Schwenkung, als daß er einmal im Unmute einer solchen lebhaften Auseinandersetzung es ausdrücklich als eine Jugendtorheit bedauerte, Nietzsche seinerzeit gegen Wilamowitz mit der „Afterphilologie" beigesprungen zu sein. Dabei legte ihm doch das Leben eine Nachprüfung seiner Jugendwerte unter außerordentlichen Umständen nahe in dem Zusammenleben mit Nietzsche während Rohdes einzigem Leipziger Semester (Sommer 1886); Rohde kam sich in Leipzig unmöglich vor und vertraute sich dem damals daselbst weilenden Jugendgenossen an auf dem lokalen Boden ihrer alten Freundschaft. Seine Zuhörerschaft verdarb ihm gerade in Leipzig alle Stimmung, weil er in ihr viel ausgeprägter als bei dem weltfremdesten Tübinger Stiftler die Inkarnation der Philisterhaftigkeit zu finden glaubte. Nietzsche kam in sein Homerkolleg. „Unter dem Studentenvolk zeigte sich gelegentlich das aristokratische Denkerantlitz Nietzsches." (Crusius, S. 150, 152.) Trotzdem hat es Rohde zu einer Wiederaufnahme des Verkehrs nicht kommen lassen; Nietzsche hat Rohdes Häuslichkeit nie betreten, Frau und Kinder des Freundes nie zu Gesicht bekommen! Dann kam der Bruch. In der Biographie (II, 827/28) sind die näheren Umstände ausführlich erzählt. Anfang Mai 1887 hatte Nietzsche einen jungen Gelehrten an Rohde empfohlen; Rohde war der Betreffende bereits unangenehm bekannt; er lehnte unliebenswürdig ab und schloß seinen Brief mit einem Ausfall gegen Hippolyte Taine. Darüber geriet nun Nietzsche außer sich und entlud seine Entrüstung in einem zornerfüllten Anklagebriefe. In seiner Bestürzung suchte Rohde sich zu entschuldigen, und auch Nietzsche lenkte ein. Trotzdem war es der offene Schluß einer Freundschaft, die seit langem kaum noch bestanden und jedenfalls nicht sich bestätigt hatte. Nur die Briefe Nietzsches sind noch erhalten und veröffentlicht (Briefe II, Nr. 212—215, S. 578—584); Rohde hat die seinigen im Frühjahr 1894 von Nietzsches Schwester zurückerbeten und aus Gewissensbissen vernichtet. Daß ein solches Verhalten zwischen einem einst gleich zwei jungen Göttern angestaunten, romantisch idealisierten Freundespaar mit keiner noch so weit bemessenen Meinungsverschiedenheit mehr in Einklang zu bringen ist, wird ehrlicherweise nicht zu bestreiten sein. Da war etwas zu Eis erstarrt und zur Asche leer gebrannt. Rohde

Rohde wird ein Satisfait der Reichsidee

Nietzsche hospitiert Rohdes Homerkolleg (Sommer 1886)

richtete das kälteſte ſchauende Auge auf das Leben, ſeit er ſelbſtgewiß geworden war und ſich in den Staat gerettet hatte. Dieſer kälteſte Blick wurde nicht um eine Spur wärmer, als er mit Nietzſches Sonnenauge zuſammentraf — damit iſt alles geſagt, und höchſtens darüber wären verſchiedene Anſichten zuläſſig, ob wirklich Rohde „zeitlebens der hartgeſottene Skeptiker" geweſen iſt und nicht doch ſeine Jugendemotionen in einer nicht nur ſich ſelbſt und den Freunden vorgetäuſchten, ſondern wirklich und lebhaft empfundenen Teilnahme wurzelten, die er dann ſpäter aus Klugheit oder Bequemlichkeit ſich abzugewöhnen Veranlaſſung nahm.

Rohde dennoch der dritte im Bunde

Deswegen wird aber Rohde doch ſtets und mit Recht im Bilde ſein, ſchon um der Priorität ſeiner Beziehungen zu Nietzſche willen, aber mit noch mehr Grund wegen ſeiner Eigenſchaft als briefſtellernder Nietzſchekommentator, in der er bei aller Schärfe ſeines Widerſpruchs doch ſtets den vornehmen Ton und die Nietzſche ſchuldige höhere Gerechtigkeit gewahrt hat; kein ordinärer Nörgler und Schmäher durfte ſich vor Rohde ungeſtraft an Nietzſche vergreifen. Rohde hat auch als Geheimrat ſich das „geiſtige Berlinertum" ſtets vom Leibe zu halten gewußt. (Cruſius 121.) Schließlich iſt Rohde vom ganzen Nietzſcheſchen Kreis der einzige geweſen, dem es in der äußeren Lebensführung ohne jede Streberei wirklich geraten iſt. Das iſt ganz ſicher nicht alles, aber doch auch nicht wenig. Overbeck, von Gersdorff, Romundt, Fuchs, Rée, Peter Gaſt — keinem von ihnen hat es gelingen wollen; ſie alle mußten ihren Namen eigentlich mehr von der Freundſchaft mit Nietzſche nähren, als daß ſie ihn zu eigener, unabhängiger Bedeutung zu erheben vermochten, wie dies einzig bei Rohde der Fall iſt. Vor allem aber ſpricht für Rohde Overbecks unerſchütterliche Anhänglichkeit an ihn; es war, Nietzſche einbegriffen, diejenige Freundſchaft, bei der es Overbeck am wohlſten war. Seinem milden und klaren Vermittlergemüte blieb es vorbehalten, dieſem merkwürdigen Freundesdreibund, in dem zuletzt alle andern Sinnes waren, das Gleichgewicht zu ſichern.

Overbeck über Nietzsches Freundschaft zu Rohde und ihm selbst

Dem von Nietzsche entwickelten Ideal von Freundschaft entsprach sein Verhältnis zu Rohde unvergleichlich mehr und mußte denn auch die von Nietzsche geschilderten Katastrophen und Erfahrungen viel heftiger erleben, als das unsrige es getan hat, das seiner natürlichen größeren Gesetztheit gemäß es nie zum Bruch brachte und nur in viel gelinderen Formen die liebesartigen Schmerzen durchgemacht hat, von denen Nietzsche redet. Aber alles würde sehr stimmen zur Kenntnis von mir selbst, wie ich sie gerade im Verkehr mit diesen meinen beiden eigentlichen und besten Herzensfreunden erworben und vervollkommnet habe. Mein Kontubernium mit Nietzsche in Basel 1870—75 ist nie gewesen, was das Leipziger Jahr in Rohdes und Nietzsches Freundesverkehr, aber unser Verhältnis hat nun freilich auch besser gehalten, vielleicht dank dem Umstande, daß darin Meister- und Schülerbeziehungen in gewissem Sinne „widernatürlich" hineinspielten, was zwischen Rohde und Nietzsche nie der Fall war.

Widernatürliche Meister- und Schülerbeziehungen zwischen Overbeck und Nietzsche

Rohdes Freundschaft mit Nietzsche ist schließlich und im Grunde nur an der Ungeduld des Rohdeschen Temperaments gescheitert, weit mehr jedenfalls als an der Verschiedenheit ihrer Denkweise über Menschen und Dinge. Denn diese wird einmal wohl immer zwischen ihnen bestanden haben, und selbst ihr Wachsen brauchte zwischen Menschen ihrer Art noch nicht zum Bruche zu führen, es sei denn, daß wiederum das Temperament sich einmischte und die Empfindungen der sich entwickelnden Differenz schärfte. Was aber Rohde zu tragen wohl besonders schwer geworden sein wird, ist der Grundschaden aller des Namens werten und wirklichen zweiseitigen Freundschaften Nietzsches, welche ihm wohl echte Freunde, aber keine Adepten verschaffte, und die maßlose öffentliche Kritik seiner Freunde, zu der sich Nietzsche durch diesen Grundschaden immer mehr hinreißen ließ. Das vor allem wird Rohde bei der Heftigkeit und Geradheit seiner Empfindung unleidlich geworden sein, obwohl er am Ende, was hier zu tragen war, ebensogut hätte tragen können, wie ich, der ich mich niemals durch die Nietzschesche öffentliche Kritik seiner Freunde in meiner Empfindung für ihn habe irre machen lassen. Aber ich war eben auch ein „geduldigerer" Mensch als Rohde, wobei ich übrigens gewiß

Die Ungeduld des Rohdeschen Temperaments

nicht überſehe, daß Rohde auch, abgeſehen von aller Heftigkeit ſeines Weſens, doch bei der Empfindung beſagter Kritik noch in einem beſonderen Punkte anders geſtellt war als ich. *Meine* Freundſchaft mit Nietzſche hat für das Publikum meiner Gegenwart nie exiſtiert, die Rohdes iſt gleichſam ſchon in ihrer erſten Jugend öffentlich aufgetreten, und ich habe nichts derart wie Rohde an ſeiner „Afterphilologie" in meinem Verhältnis zu Nietzſche vor dem Publikum zu vertreten gehabt. Überhaupt fällt es mir ja nicht ein, moraliſch zu urteilen und mich etwa hier gegen meine Freunde als Muſter aufzuſtellen, was doch im ſtillen Selbſtgeſpräch, das ich überhaupt in dieſen Blättern führe, eine vollkommene Lächerlichkeit wäre, und dies zwar insbeſondere auch ſchon darum, weil ich mir damit ſelbſt nur die Freude an meinen Freunden, d. h. an Menſchen, die ich liebe wie mich ſelbſt, verderben würde. Ich weiß vielmehr hier ſo gut wie ſonſt je, daß Nietzſche, Rohde und ich auch als Freunde uns eben ſo verhalten haben, wie wir es nicht anders konnten oder wie wir eben mußten. . . . Für Nietzſche waren andere Freunde als Adepten überhaupt nicht zu brauchen, und er hat die Freunde, die er hatte, tatſächlich doch nicht auf dem Altar ſeiner Forderungen an ſie geſchlachtet; Rohde konnte es nicht vertragen, wenn mit ſeiner Freundſchaft ſo umgeſprungen wurde, wie es ihm Nietzſche machte, ich war „geduldiger" und habe von Freunden auch weniger verlangt als Nietzſche, ohne mir im geringſten auf die hier bewieſene größere „Geduld" und „Beſcheidenheit" etwas einzubilden, aber freilich auch ohne die hier zwiſchen uns entſtandenen Differenzen allzuhoch zu ſchätzen. Denn ich behaupte, wir ſind alle drei bis zuletzt einander Freund geblieben. Nietzſche und Rohde haben ſich durch ihr ſchließliches Verhalten gegeneinander doch nur ſich ſelbſt ein Stück Leben ſchwer gemacht, viel mehr als daß ſie Freude am Gericht gehabt hätten, das ſie über ſich geſprochen haben.

„Alle drei bis zuletzt einander Freund"

„Mihi ipsi scripsi — dabei bleibt es, und ſo ſoll jeder nach ſeiner Art für ſich ſein Beſtes tun, — das iſt meine Moral: — die einzige, die mir noch übrig geblieben iſt" — ſo ſchreibt Nietzſche an Rohde am 15. Juli 1882, d. h. in der eigentlichen Blüteperiode ſeiner Produktivität, als welche man die Jahre 1881 und 82 betrachten muß, bei Überreichung der „Fröhlichen Wiſſenſchaft" an Rohde, und ſinkt damit ſeltſamerweiſe mit ſeiner Moral auf die Stufe der trivialſten individualiſtiſchen Moral, die je in der Welt verkündet worden iſt. Man beachte, daß es zugleich die Pe-

riode ist, in welcher beide Herzensfreunde miteinander zu zerfallen beginnen (bis 5 Jahre darauf, im Frühjahr 1887, der schroffe Bruch jählings eintritt). Nietzsche sieht mit seinen schärfsten Seheraugen vollkommen deutlich, wie es zwischen den Freunden steht, und gießt in die Moral seiner heroischen Hintergründe, in die er sich zurückzuziehen im Begriff ist, eine Wasserflut hinein, um sie nur brauchbar zu machen zu einem Vertrag, der ihm und Rohde noch weiter als Freunde fortzuleben gestattet. Denn was Nietzsche Rohden anzuerkennen zumutet, ist nichts anderes als: „Laß uns gute Freunde bleiben und friedlich ein jeder seines eigenen Weges weiter ziehn, einander nichts mehr anhaben, obwohl wir nichts mehr miteinander gemein haben", und danach geht's denn auch weiter. Die Freundschaft siecht dahin, bis sie zerbricht, der Bruch ist ein klassisches Muster jeder auf so romantischen Grundlagen ruhenden Freundschaft, wie die zwischen Nietzsche und Rohde war.

Die brüchige romantische Grundlage der Jugendfreundschaft zwischen Rohde und Nietzsche

Noch wird die ungeheuere Kluft übersehen, welche die ganze Lebensführung im Laufe der Jahre zwischen den alten Jugendfreunden aufgerissen hatte und sie nicht sowohl religiös als moralisch auseinander riß. Den fundamental divergierenden moralischen Lebensanschauungen, zu denen sich beide schließlich bekannten, lief zur Seite das Leben, das sie nun seit Jahren ein jeder für sich nur unter flüchtigen Reminiszenzen an den alten Freund weit voneinander führten und bei dem sie sich zu real auseinander gelebt hatten, als daß die optimistische Diagnose ihres persönlichen Verhältnisses (bei Crusius) noch irgendwelche Wahrscheinlichkeit hätte. Sie wären, auch wenn beide noch länger und beide ihrer selbst mächtig auf Erden gelebt hätten, schwerlich wieder zusammen gekommen, so schwer ihnen auch die Trennung stets geblieben wäre. — Meiner Freundschaft mit Rohde fehlt die Ursprünglichkeit und Jugend, welche seine Freundschaft mit Nietzsche so tief auszeichnet, und an denen insbesondere der romantische Charakter dieser älteren Freundschaft haftet. Rohde und ich sind Freunde nur durch die Vermittlung unseres beiderseitigen Verhältnisses zu Nietzsche geworden und sind es nur als erwachsene und in der Hauptsache fertige Männer gewesen. So daß unsere Freundschaft zwar nie zu den Entzückungen und Schwärmereien der andern sich erhoben hat, ihr aber auch jede Katastrophe erspart geblieben ist, wie sie diese andere erfahren hat. Wir hatten zwar, als Rohde starb, auch schon Zeit gefunden uns in mancher Hinsicht wieder ferner zu treten, als wir miteinander

angefangen hatten. Aber da bei dieser späteren Entfremdung vor allem die Hexe Politik beteiligt war, in der wir uns im Grunde beide höchst unverantwortlich fühlten, haben wir uns auch wohl gehütet, uns und unsere gemütlichen Beziehungen ihr preiszugeben.

Rohde stets der hartgesottene Skeptiker

Rohde endete als der hartgesottene Skeptiker, der er stets gewesen war, als welcher er „als Mensch" nichts von einem „Zweck des Lebens" zu wissen vermeinte und er sich von vornherein so fundamental von unserem gemeinschaftlichen Freunde Nietzsche unterschied. Das war eine Differenz, die beim schließlichen Bruche der beiden mindestens so stark ins Gewicht gefallen ist als die Differenz des Temperaments. Nietzsche überragte Rohde ebensosehr an spekulativem Interesse, wie Rohde ihn an philologischem Genie. Jedenfalls war Rohdes Preisgebung der positiven philosophischen Lebensauffassung an die Skepsis etwas, wozu sich Nietzsche nie verstehen mochte. Er hörte nicht auf, nach einer Feststellung des Zwecks und des Sinns des Lebens zu ringen, bis er zugrunde ging. An diesem Punkte mißverstanden sich die beiden Freunde auf ihrer gemeinschaftlichen Wanderung durch die Gedanken auf beiden Wegen, auf denen sie sich dabei besonders begegneten, als Philologen und als Zöglinge Schopenhauers. Die Philologie, die Rohde zur Bändigung seines Temperamentes brauchte, war er ebenso entschlossen eben darum auch nicht fahren zu lassen, als Nietzsche, sie in diesem Sinne, als Quietiv, gar nicht gelten zu lassen. Und ähnlich stand es mit der Schätzung Schopenhauers durch beide. Es bewies sich auch hier schließlich, daß, was Nietzsche am geringsten an Schopenhauer schätzte, den reinen Skeptiker, bei Rohde das einzige war, was ihn schließlich mit Schopenhauer verband, weit enger auf jeden Fall, als die allgemein romantische Farbe, welche anfangs Rohde und Nietzsche an Schopenhauer bezaubert hatte. Als Rohde an Nietzsche irre zu werden begann, hat er in der Tat seine Zuflucht zu den Griechen genommen, was er, wie er als Philologe zu ihnen stand, wirklich konnte. Er läßt sich im Verhältnis zu Nietzsche als der „bessere" Grieche im gewissen Sinne, nämlich im moralischen, wohl bezeichnen und hat jedenfalls zu den Griechen stets total anders als Nietzsche gestanden. Die Gesundheit seines Verhältnisses als Philologe zu den Griechen gehörte stets zu den Zügen seiner Persönlichkeit, die ihn mir besonders sympathisch machten. Rohde war wirklich der „kongeniale" Deuter der Religion der Griechen, der

Rohde der bessere Grieche als Nietzsche

Nietzsche nicht war, noch auf seinem antireligösen Standpunkte sein konnte. Rohde ist über seinem Bruch mit Nietzsche ein Apologet des Griechentums geworden.

Glück ist an unserem Leben, so wie es sich aus den dazu mitgegebenen Anlagen (im weitesten Sinne) und den in seinem Laufe sich einstellenden Erlebnissen gestaltet, das, was uns andere als wir weder gleichzuschätzen noch überhaupt nachzuschätzen vermögen. Was uns jedenfalls, bei aller hiernach in Verwendung des Begriffs in unserem Verhältnis zu andern gebotenen Vorsicht und Zurückhaltung, sind wir nur einigermaßen vor Selbstüberschätzung geschützt, nicht hinderlich sein kann bei der Verwendung, wenn wir uns selbst mit andern vergleichen. Glück ist nämlich nach der eben gegebenen Definiton der unserer Person vorbehaltene Winkel des Daseins zur Selbstbehauptung selbst gegen Menschen, die wir sonst unendlich hoch über uns stellen. So habe ich's in meinem Verhältnis zu Nietzsche erfahren. Es ist mir nie in den Sinn gekommen, zu verkennen, wie sehr er mir im allgemeinen überlegen war in intellektuellen und moralischen Anlagen und gar in Leistungen. Dennoch faßt sich mir in meinem Glück die Gesamtheit dessen zusammen, worin sich, mir ungesucht, das Stück meines Selbst ergibt, wobei ich mir vor mir bevorzugt vorkomme. Und daß ich für solches Glücksgefühl in mir eine Ecke besaß, ist für Nietzsche selbst das gewesen, was er an mir eigentlich mochte und was uns zu aufrichtigen und treuen Freunden gemacht hat. Sonst wären wir am Ende beiderseits nicht dazu gekommen, uns ‚ernst zu nehmen'.

Nietzsches Freude an Overbecks Glück

Dieses Zeugnis Overbecks über das im letzten Grunde unerschütterte Gleichgewicht der Dreierfreundschaft darf aber doch nicht das letzte Wort bleiben, das wir über dieses wichtige triangulare Verhältnis zu sagen haben, wenn es nicht doch noch einer schon ziemlich entwickelten Fabelbildung verfallen soll, die schließlich damit enden würde, den Sachverhalt auf den Kopf zu stellen. Man muß von der Tatsache ausgehen, daß allerdings Rohde und Overbeck einig waren in dem ausgesprochenen Skeptizismus, den sie der Lebensauffassung des Dionysiers entgegensetzten. Nur darf man ja nicht den himmelweiten Unterschied zwischen diesem doppelten Skeptikerstandpunkte übersehen, durch den Overbeck von Rohde weg weit mehr in die Nähe Nietzsches rückte. Dieser

fundamentale Abstand war eigentlich schon von vornherein gegeben nur schon in der Art und Weise, wie die beiden die von Nietzsche ihnen geschenkten Bücher lasen. Von Nietzsche wird schließlich nur derjenige etwas haben, der imstande ist, als sein Leser mit dem Verfasser irgendwie mitzumachen. Und in dieser Eigenschaft als Leser war niemand vorbildlicher, als Overbeck. So wenig er einverstanden war, so wenig bewog ihn das, Nietzsche preiszugeben und den Glauben an ihn zu verlieren. Seine Freundschaft zu Nietzsche erscheint nie rührender, als in dieser Unterordnung im allgemeinen bei aller Rebellion im besonderen. Darin verhielt er sich so ganz anders als Rohde; der hat wohl Nietzsche immer noch weiter geliebt, aber an ihn geglaubt hat er längst nicht mehr. Wie sehr sich hierin Overbeck von ihm unterschied, spiegelt sich in den beiden Briefen wieder, die sie über ‚Jenseits von Gut und Böse' miteinander gewechselt haben.

Overbeck als Leser Nietzsches vorbildlich

Rohde schrieb Overbeck am 1. September 1886 aus dem Seebade Wyk auf Föhr: „Mit Nietzsches neuestem Buch habe ich mich auf der Fahrt von Kopenhagen hierher regaliert. Das meiste habe ich mit großem Unmute gelesen. Allermeist sind das doch Diskurse eines Übersättigten nach dem Essen, durch die Weinanregung hie und da gehoben, aber voll einer widerlichen Verekelung an allem und jedem. Das eigentlich Philosophische darin ist so dürftig und fast kindisch, wie das Politische, wo es berührt wird, albern und weltunkundig. Und doch sind ja manche recht geistreiche Aperçus darin, auch einige fortreißende dithyrambische Stellen. Aber alles bleibt willkürlicher Einfall; von Überzeugung ist gar nicht mehr die Rede, es wird, nach Laune, ein Gesichtspunkt eingenommen und von dem aus nun alles abgewandelt — als ob es auf der Welt nur diesen einen Gesichtspunkt gäbe! Und natürlich wird dann auch das nächste Mal ebenso einseitig der entgegengesetzte Gesichtspunkt genommen und gepriesen. Ich bin nicht mehr imstande, diese ewigen Metamorphosen ernst zu nehmen. Es sind Einsiedlervisionen und Gedankenseifenblasen, die ja zu bilden gewiß dem Einsiedler Vergnügen und Zerstreuung gewährt; aber warum sie, wie eine Art Evangelium, der Welt mitteilen? Dabei ist mir die ewige Ankündigung ungeheurer Dinge, haarsträubender Kühnheiten des Gedankens, die dann, zu langweiliger Enttäuschung des Lesers gar nicht kommen! — dies ist mir unsagbar widerwärtig. Es

„Einsiedlervisionen und Gedankenseifenblasen"

ist wie bei Platen und dessen ewiger Präkonisierung zukünftiger eigner Dichter (. . . . .), zuletzt ist es ein Ausbruch eines geistreichen, aber zu dem was es eigentlich möchte, eben doch unfähigen ingenium — ein ganz unerquickliches Schauspiel. Daß dergleichen keine Wirkung tut, finde ich ganz gerechtfertigt, es kommt ja wirklich nichts dabei heraus; alles rinnt einem wie Sand durch die Finger; zuletzt — um welchen greifbaren Gedanken weiser wird man wohl entlassen? Ein Flimmern und Flackern vor den Augen, kein schönes, stetiges, verklärendes Licht geht von dem Buche aus! Ganz gut ist ja, was von dem Herdencharakter der ‚Jetztmenschheit' gesagt wird, aber wie soll man sich wohl ausdenken, was Nietzsche von der diktatorisch aufzuerlegenden Kannibalenmoral seiner Philosophie sich zurechtphantasiert, welches Zeichen der Zeit weist auf diesen gespreizten Berserker der Zukunft hin? (dessen Bild er auch schon oft genug, dünkt mich, an die Wand gemalt hat, um selbst endlich davon genug zu haben) — kurz, offen gestanden, mich hat das Buch ganz besonders verdrossen, und mehr als alles die gigantische Eitelkeit des Verfassers, die sich weniger darin zeigt, daß er geheim und offen sich zum Modell des erhofften Messias nimmt mit allen seinen persönlichen Zügen, — als darin, daß er jede andere Richtung, jede andere Beschäftigung sogar, als die ihm nun eben diesmal beliebende gar nicht mehr als menschlich und in irgendwelchem Sinne wertvoll begreifen kann. Das ist bei der Sterilität, die denn doch zuletzt überall, bei diesem wesentlich auch nur nach- und zusammenempfindenden Geiste herausguckt, empörend. Bei einem in noch so gewaltsamer Einseitigkeit positiven Geist wäre so etwas erklärlich; aber Nietzsche ist und bleibt zuletzt ein Kritiker und der sollte fühlen, daß ihm die Einseitigkeit der Produktion doch nur sitzt wie das Löwenfell dem Esel. — Das Buch tut mir weher für uns wie für ihn, er hat den Weg nicht gefunden, auf dem er zum Selbstgenügen gelangen könnte, wirft sich nun krampfhaft hin und her und verlangt, daß man das für Entwicklung nehmen soll. Wir andern genügen uns selbst auch nicht, aber wir verlangen auch keine absonderliche Verehrung für unsere Mangelhaftigkeit. Ihm wäre nötig einmal ganz ehrbar und handwerksmäßig zu arbeiten, dann würde ihm wohl aufgehen, was dieses Herumtasten an allerlei Dingen, das passive Überfressensein mit Eindrücken und Einfällen für einen Wert hat: gar keinen. — Leben Sie wohl, liebster Overbeck und

Der gespreizte Berserker der Zukunft

grüßen Sie Ihre liebe Frau herzlichst von mir. Das Bad ruft mich. Noch wollte ich sagen: wissen Sie, was ich für Nietzsches spätere Jahre fürchte und vor mir sehe? er wird zum Kreuze kriechen, aus Ekel an allem und wegen seiner Veneration für alles Vornehme, die ihm immer im Blute steckte, nun aber eine recht unangenehme theoretische Verherrlichung bekommen hat. — Zur Abkühlung lese ich Ludwig Richters Selbstbiographie, ein sehr lesenswertes Buch und Selbstschilderung eines wahren ‚Stillen im Lande', der sich aber in der Tat einem eingeborenen Hange dabei überließ, und mit so guten, treuen Augen und einfachem Sinn für das Echte in die Welt sieht, daß einem ganz wohl und ruhig zumute dabei wird."

„Zu Kreuze kriechen"

Auf diese Ausführungen Rohdes antwortete Overbeck aus Basel, am 23. September 1886: „. . . Unter diesen Umständen kann ich Ihnen insbesondere auch nicht alles in der gewünschten Weise entwickeln, was ich gegen Ihren *λόγος στηλιτευτικός* (Brandmarkung durch öffentliche Inschrift an einer Schandsäule) gegen Nietzsche auf dem Herzen hätte. Gebe ich Ihnen auch mindestens die Hälfte dessen, was Sie dem und der Person des Verfassers überhaupt vorwerfen, zu und vor, so meine ich doch, Sie reden im Zorn. Diesen Zorn freilich vermag ich nur sehr unvollständig mitzuempfinden, und wo er Ihnen besonders heftig schwellen mag, etwa nicht im geringsten. In Politicis z. B., obwohl auch mir Nietzsche in seinem neuesten Buche viel zu viel ‚politisiert'. Nicht weil es ihn dem Vorwurf der ‚Weltunkunde' allzusehr aussetzt, denn ich meine nicht, daß es mit diesem Vorwurf allzuviel auf sich hätte, sondern weil ihn diese Sache wirklich ‚nichts angeht' und sich voraus publik nicht so abtun läßt, der Stimmung auch, die man von solchem Buche wünscht, allzusehr zuwider ist. Überhaupt: recht fern von der Stimmung, in welcher der anspruchsvoll erhabene Titel des Buchs versetzt, ist es diesmal besonders ausgefallen, so fern, daß ich dadurch zumal besorgt darüber geworden bin, wie lange es Nietzsche noch aushält, wenn ich nicht gerade schwören möchte, daß ‚zu Kreuze kriechen' das Ende würde. Auch hat mich wenigstens das Buch nicht im geringsten weiter über die letzten Ein- und Absichten des Verfassers aufgeklärt, es ist mir überhaupt nach Zarathustra wie der reine Rückfall vorgekommen, was bei solchem Einsiedlerleben besonders bedenklich ist. Übermäßig verletzend ist nach meinem Gefühl manches im Buche, vielfach wahr z. B., bisweilen fragwürdig,

durchgängig fast giftgeschwollen aber, was darin über Frauen gesagt wird. Sie sehen, ich möchte, wie keines Dinges, so auch nicht und, ich gestehe es, ganz besonders nicht, dieses Buches Apologet sein, dennoch lese ich in der Literatur des Tages kaum ein anderes mit solchem geistigen Vergnügen und verspreche mir insbesondere, auf die Gefahr hin, meinen Geschmack ins Licht äußerster Korruption bei Ihnen zu stellen, nicht halb soviel von Richters Biographie. Bei allem, wie es mir nach dem neuesten Buche fast scheint, zunehmenden Dilettantismus, führen Nietzsches Bücher den Gelahrten oder doch den Gelehrten in mir intimer in die Dinge ein als die Denkmäler eines methodischen Verfassers, die sich gemeinhin gegenwärtig sonst erheben. Und den Verfasser selbst betreffend. Sie sprechen von riesenmäßiger Eitelkeit. Ich kann durchaus nicht widersprechen; und doch hat es mit dieser Eitelkeit eine eigene Bewandtnis. Selbst im Buche scheint mir, auch für den Leser, dem der Verfasser sonst fremd ist, ein ganz anderes Gefühl sich damit zu kreuzen. Überhaupt kenne ich keinen Menschen, der sich's soviel kosten ließe, mit sich zurechtzukommen, wie Nietzsche. Daß dies so monströs herauskommt, braucht in einem Zeitalter, wo sich alles so heidenmäßig zu produzieren pflegt, keineswegs die Schuld der Person zu sein. Und so ist's bei dem meisten was Sie einwenden: ich bin an und für sich und zunächst einverstanden und im ganzen und schließlich doch ganz anderer Meinung, was aber im Briefe darzulegen weit schwieriger und umständlicher sein würde als die Entzifferung Ihrer Kritik mir gewesen ist — (Rohdes Schrift war sehr schwer leserlich geworden) — sagen zu müssen, pflege ich neuerdings bei Ihren Briefen zu denken, daß dies die zweitschönste Schrift, die mir im Leben vorgekommen ist, einmal gewesen ist! —"

Das geistige Vergnügen Nietzsche zu lesen

Bedarf es da noch weiteren Zeugnisses? Rohde, dem „Jenseits von Gut und Böse" gegen eine gutmütige deutsche Philisterbibel wie Ludwig Richters Selbstbiographie mehr als feil ist, und Overbeck, der es mit seinem Urteil wahrhaftig nicht weniger streng nimmt und schließlich doch erklärt: ach was, Kritik hin und her, ich halte zu ihm und glaube an ihn! Nietzsche ist nicht nur Person, Nietzsche ist Sache! Nun wissen wir auch, was von der Bescherung des Archivs zu halten ist: eine Rohdelegende und eine Overbecklegende — schöner nützte nichts! Es mutet uns wahrhaftig wie eine blinde Verwechslung an, wenn man in der Biographie liest (II, S. 609), Overbeck habe „seiner ganzen

Natur nach niemals ein inniges Verhältnis zu Nietzsches Anschauungen haben können. Ganz anders aber stand es mit dem Freunde Erwin Rohde. Hier war wirklich Grund und Boden vorhanden, auf dem die Philosophie meines Bruders hätte wachsen und gedeihen können; und wäre Rohde nicht so früh gestorben, so wäre dies Verstehen sicherlich im reichsten Maße gekommen." Welche bodenlose, völlig in der Luft schwebende Behauptung! Es ist durchaus im Sinne Overbecks, der ursprünglichen Anlage und Begabung Rohdes den Vortritt zu lassen; aber was hat Nietzsche von dieser Begabung gehabt? Rohde hatte Nietzsche innerlich völlig verlassen; es ist ihm nie eingefallen, Nietzsche mit seinem geistigen Besitz zu Hilfe zu eilen. Er hat sich nie einen Augenblick gefragt: braucht er mich geistig, kann ich ihm mit meinem geistigen Wissen etwas sein? Und was hätte er Nietzsche sein können! Rohde hatte es in der Hand — das dürfen wir uns nicht verhehlen —, er der Griechenkenner, Nietzsche in positiver Weise zu befruchten. Er hätte, einen äußersten Ringkampf um die Seele des Freundes vorausgesetzt, Nietzsche vor dem Übermaß der Negation bewahren können. Er allein. Rohde rührte sich nicht. Overbeck hingegen rührte sich wohl und ist nicht müde geworden, aus seinem wissenschaftlichen Stoffgebiete Nietzsche alle Aufschlüsse zuteil werden zu lassen, um die ihn dieser bat. Aber das war natürlich kein Ersatz für Rohdes Untätigkeit. Overbeck konnte, der Natur seines Berufes nach, Nietzsche nichts sachlich Aufbauendes zukommen lassen. Er konnte Nietzsches unchristlichen Instinkten nur entgegenkommen mit dem Ergebnis seiner kirchengeschichtlichen Forschung, und dies Ergebnis lautet: das Christentum ist heutzutage eine so gut wie ausschließlich historische Größe geworden und daher, nach dem Maße einer lebendigen Kulturmacht gemessen, für tot oder jedenfalls nicht mehr für lebenspendend zu erachten. Daß das Christentum damit in seiner relativen Nützlichkeit und Unentbehrlichkeit für unsere Zeit mit einer solchen Einsicht natürlich weder entwurzelt noch ersetzt war, hat Overbeck deutlich genug betont — aber damit war weder diese Einsicht widerlegt, noch irgend ein Ausweg geschaffen. Sollte, im Urteil der Geschichte, Nietzsches Steckenbleiben in der Verneinung einemal einer fremden Verantwortung zugeschoben werden, so fällt diese Verantwortung mit der ganzen Wucht auf Rohde. Hätte er mit Overbeck gewetteifert! Hätte er sich klar

gemacht, was es auf sich hatte, Nietzsche einer einseitigen kritischen Ernährung zu überlassen! Dann hätte er nach Overbecks Beispiel mit seinem Freundschaftspfunde gewuchert und hätte Nietzsche etwas wie ein klassisches Ideal aufgenötigt und ihn bei der inneren Auseinandersetzung mit den Griechen festgehalten. So wäre dann ein Ausgleich vorbereitet gewesen. Schwollen die religionskritischen Gesichtspunkte Overbecks in Nietzsches Feuergeist ins Antichristliche an, so wäre es an Rohde gewesen, Nietzsche zu erinnern, daß er einst über den Rauschgeist Dionysos als den höheren Segenspender den Gott des Lichtes und des Maßes gestellt habe. Diesem Mangel an Aktivität in der Freundschaft zu Nietzsche entsprach Rohdes Mangel an passiver Empfänglichkeit. Er mochte nicht von Nietzsche lernen; er blieb, vom Standpunkt der Jüngerwerbung aus gesprochen, der verstockte Sünder, der gar nicht will, daß man ihm hilft, selbst wenn er einsieht, daß er es nötig hätte. Daneben nimmt sich Overbecks Ablehnung, in Nietzsches Fußtapfen zu treten, wirklich aus, wie der Unglaube des Thomas. Er war bis an sein Ende felsenfest davon überzeugt, daß nur durch Nietzsche hindurch ein wesentlicher Fortschritt der Menschheit zur Kultur, wenn es zu einem solchen komme, erfolgen werde. Nach einer schönen Gesetzmäßigkeit in der Bedeutung der Menschen für einander ist Overbecks Treue an Nietzsche mit einem greifbaren Lohne bedacht worden: Overbeck hat auf Nietzsches Werk wirklich entscheidende Wirkung ausgeübt, Rohde nicht. Ich führe es auf den niemals unterbrochenen engen geistigen Austausch Nietzsches mit Overbeck zurück, daß zuletzt der Hauptakzent in Nietzsches System auf die Kritik des Christentums entfiel. In den Schriften der Basler Zeit war das Christentum neben den anderen Hauptstücken der heutigen Kultur inter pares an die Reihe gekommen; dann nahm Nietzsche 1880 in Venedig Overbecks „Christlichkeit" wieder zur Hand und studierte sie gründlich. Sowohl nach seinem eigenen Zeugnis, als nach dem Peter Gasts ging ihm da erst die epochemachende Bedeutung dieser Zwilling-Unzeitgemäßen-Betrachtung des Freundes auf, und von da an beherrschte der Gegensatz zum Christentum das ganze zweite Jahrzehnt seines Schaffens in steigendem Maße. Es geht auf Nietzsches Vertrauen zum Freund und damit verbunden auf seinen Respekt zu Overbeck als großem Gelehrten zurück, daß in einer letzten, zentralen Umgürtung Nietzsches ganzes System in der ausgeprägt antireligiösen Fragestellung vorliegt.

6. Der antireligiöse Kern in Nietzsches System

(Religion als Halbstufe der Kultur)

Man kann Nietzsches System in seiner geschlossensten Ausprägung nicht entfernen, wenn man nicht vorher der es einschließenden äußeren Schale die erforderliche Aufmerksamkeit zuwendet. Es handelt sich um Nietzsches Produktion im Jahre 1888 nach der formalen Seite hin. Seine eigentliche Signatur erhält nämlich das Pensum dieses letzten Jahres durch ein auffallend ethisches Merkmal. Seine Selbstüberwindung drückt sich sichtbar in seinem Werke aus, an dessen untrüglichster Seite, an der formalen Gestaltung. Nietzsche hat es tatsächlich fertig gebracht — nicht vollkommen, aber bei seinem physischen Zustande ist auch das nur teilweise Erreichte für voll zu nehmen —, daß er als Schriftsteller buchstäblich aus seiner Haut fuhr und in bemerkenswert weitem Maße aufhört, Aphoristiker zu sein. Diesen wichtigen Gesichtspunkt stellt Ernst Horneffer für unser Schlußjahr mit allem Nachdruck auf, zuletzt in einem Artikel der „Zukunft" vom 10. August 1907: „Nietzsche als Synthetiker". Stellen wir daraus die Hauptsätze zusammen: „Nietzsche gilt als Aphoristiker. Man bewundert mit Recht die Meisterschaft, mit der er diesen Stil anwendet, wie er mit Hilfe dieses Stils alles Schwerste und Tiefste, wie auch alles Zarteste seiner Innenwelt auszudrücken weiß. Es ist aber nicht bekannt, daß Nietzsche in Wahrheit an seiner aphoristischen Natur litt, daß er Aphoristiker wider Willen war. . . . Nietzsche war zu stolz, um seine Schwäche (wenn es eine Schwäche ist) einzugestehen. Er verleugnete den ständigen Kampf, den er mit sich selbst kämpfte. Dieser Kampf aber, der seine Produktion beherrschte, hörte darum nicht auf. Nietzsche wollte aus der Aphoristik hinaus. Dieser Selbstwiderspruch hat ihn aufgerieben. . . . Die Werke der ersten Periode Nietzsches stellen sich als geschlossene Einheiten dar. Sie sind es aber nur auf den ersten, oberflächlichen Blick. Eine tiefere Kritik sieht überall die aphoristische Entstehung durchblicken. Bei dem verhältnismäßig leichten Stoff, da Nietzsche hier noch im wesentlichen fremde Gedanken entwickelt, ist es ihm gelungen, eine leidliche Einheit herzustellen. Aber auch hier schon liegt die Größe nicht im ganzen, sondern im einzelnen. In seiner zweiten Periode überließ sich Nietzsche dann ganz seiner aphoristischen Neigung. Im Hintergrunde schwebte

Nietzsche als Synthetiker

ihm aber selbst hier das Ideal der Synthese vor, wie zahlreiche Pläne, Entwürfe aller Art beweisen. Vom Zarathustra an zielt Nietzsche mit aller Entschlossenheit auf eine einheitliche Gestaltung seiner Gedankenwelt ab. Der Grund hierfür war, daß Nietzsches Gedanken tatsächlich sich zu einer gewissen Einheit gerundet hatten, die notwendig auch eine einheitliche Darstellung erheischte. . . . Er war zu sehr Künstler, um nicht die gewaltige Wucht, die überlegene Kraft des geschlossenen Stils zu erkennen. Auf der andern Seite hindert ihn gerade seine große künstlerische Begabung, diesen Plan auch auszuführen. Nietzsche war künstlerisch reizbar im höchsten Grade. Er unterlag jedem unmittelbaren Eindruck. Was vor seinem innern Auge auftauchte, packte ihn mit ganzer Gewalt. Und so wurde er von Augenblicksbildern hin und her gezogen. Er vermochte sich ihrer nicht zu erwehren. Manchmal gelang es ihm, seine Gedankenwelt mit einem Blick zu überschauen; ein deutlicher Plan stand vor ihm. In solchen Augenblicken empfand er das reichste Glück. Dann war er Herr über sich selbst. Wenn es aber zur Ausführung ging, blieb er sofort wieder im einzelnen stecken. Er setzte hier an, er setzte dort an. Wenn er sich aber sammelte, nahm sein Gesamtplan schon wieder eine andere Gestalt an. Zur Ausführung kam er nie. Wir danken diesen Umständen die wunderbarsten Einzelbilder, die die deutsche Literatur und vielleicht die Literatur überhaupt besitzt. Denn Nietzsche hielt sich durch die Vollendung im einzelnen für das Scheitern aller seiner großen Entwürfe schadlos. Nur müssen wir die Tatsache hinnehmen, daß Nietzsche über sich selbst hinaus wollte, daß er bewußt oder unbewußt an einem innern Zwiespalt bei seinem Schaffen litt. Dieser Konflikt kommt naturgemäß zu besonders starkem Ausdruck bei dem großen Hauptwerk, der ‚Umwertung aller Werte', das Nietzsche seit dem Zarathustra plante. Nietzsches Produktion stand niemals still. Im einzelnen sprühte Nietzsche von Gedankenblitzen. Und so leicht wie sie seinem Kopf entsprangen, flossen sie auch auf das Papier. So füllten sich seine Manuskriptbücher unglaublich schnell. Aber so leicht ihm die aphoristische Produktion wurde, so schwer ward ihm die zusammenhängende, konzentrierte Arbeit. Das ist keine Herabsetzung Nietzsches. Daher auch der laute Jubel, das überschwengliche Glück, wenn er ein Werk vollendet hat."

Die Vollendung im einzelnen als Ersatz für das Scheitern großer Entwürfe

Diese schriftstellerische Absicht Nietzsches prägt seit dem Zarathustra seinen Schriften einen einheitlichen Stempel auf. Was er

in „Jenseits von Gut und Böse" im Aphorismus stecken lassen mußte, trägt er als Einschiebsel in besondere Kapitel zusammen, z. B. unter dem Titel „Sprüche und Zwischenspiele"; die Mehrzahl der Hauptstücke nähern sich mit ihren oft seitenlangen Unterabschnitten schon sehr der durchgeführten Abhandlung im deutlichen Gegensatz zum knappen, wie auf einen Isolierschemel hingestellten Sinnspruch. Unverkennbar deutlich zeigt sich aber dieses Bestreben in dem folgenden Werke, der „Genealogie der Moral". Die Form dieses Buches, das sich aus drei großzügigen Essais zusammensetzt, überraschte und fesselte denn auch alsbald sowohl Overbeck als Rohde. Rohde vermerkte es mit Freuden, daß Nietzsche hier einen Anlauf zur Überwindung seiner abgerissenen und zerstückelten Darstellungsweise nahm; hier war der Ordnungstrieb am Werke — die Schrift gut disponiert und logisch straff gebaut, wenigstens weit straffer als die früheren — nicht mehr lauter Feuerwerk und Sprühregen, vielmehr bot sie sich von vornherein als zusammenhängende Denkerleistung an, besonders die zweite Abhandlung „Schuld, schlechtes Gewissen und Verwandtes". Freilich überwand der Inhalt die Bedenken der Freunde nicht. Sie konnten nicht mitgehen bei dieser Behandlung oder Mißhandlung des Moralproblems. Nietzsche tat ja wirklich, als ob eine Naturerscheinung dasselbe sei, wie unsere eigene Erscheinung, ohne die große Zugabe des Bewußtseins gebührend zu würdigen. Der gesunde Mensch vollzieht in sich wirklich etwas wie eine Wahl, eine Zusammenstellung von Motiven und Handlungen, es ist einfach wahr, daß dasselbe Tun gut, schlecht, böse, groß, edel sein kann, je nach dem Kern der individuellen Motive. Nietzsche, der Schildträger des Willens, würde es sich wohl höchlich verbeten haben, nur als reine Naturerscheinung aufgefaßt zu werden. Seine furchtbare nervöse Abspannung konnte sich nur in der Betrachtung eines starken Willens noch aufrichten; selbst fast erschöpft, vermag er sich den ebenmäßigen, vollkommen organischen Menschen gar nicht vorzustellen. So vollzieht er denn jede Wertschätzung nur noch aus einem scharf potenzierten Vorurteile heraus. Heftig wollende Menschen können den Tatsachen nur schlecht nachgehen; der Anschein strengerer dialektischer Zucht war nur vorgeschützt; mehr als selbst im Zarathustra triumphiert in der „Genealogie der Moral" sein Trieb zur Satire. Er tobt sich, alle Dimensionen durchstürmend, in der längsten Linie aus. Das verschafft ihm Wohlbehagen. Dabei existiert die Welt,

Der einheitliche Gedankenaufbau in der „Genealogie der Moral"

Nietzsche überwindet nun den Aphorismus, nicht aber sein kritisches Temperament

die er umgestürzt hat, als Ganzes ebensowenig, als der liebe Gott, der mit gestürzt ist. Wie leer muß Nietzsches Blick über den vor ihm tanzenden und gaukelnden Illusionen oft geworden sein! Und doch ist er kein Don Quixote und kämpft nicht gegen Windmühlen! Es liegen bestimmte Realitäten herum, aus allen offenen und geheimen Schubfächern der Menschheit herausgerissen und hervorgezaust, so daß plötzlich jedermann irgendein von ihm gekanntes Stück vor sich liegen sieht, ein Stück eigener Vorstellung, zu deren Kritik er sich nun augenblicklich aufgefordert und gezwungen spürt. In diesem Zwang, dem sich der Leser nicht zu entziehen vermag, offenbart sich dann wieder Nietzsches Genialität. Ein Schöpferwille zaubert eine Welt, seine Welt, dem Zuschauer vor Augen; diesem bleibt zwar das Recht, sein Mißfallen zu äußern, aber die vom andern angeschaute Welt ist da, sichtbar auch für diejenigen, die nichts von ihr wissen wollen. So wie in der „Genealogie" ist das Nietzsche selbst im Zarathustra nicht gelungen; noch nie hatte er sich so überzeugend über seine darstellerische Energie ausgewiesen und sich ihrer so fest versichert, daß er seiner Gestaltungskraft nun die höchste Aufgabe zutrauen konnte, das Umwertungswerk.

Die Produkte des Jahres 1888

Die Genealogie erschien im November 1887. Im Jahre 1888 stellte er nicht weniger als sechs Schriften druckfertig: nämlich den „Fall Wagner", die „Götzendämmerung", „Antichrist", „Ecce homo", „Nietzsche kontra Wagner" und die „Dionysos-Dithyramben". Von diesen hat er allerdings nur die Publikation des „Fall Wagner" bei Verstande erlebt; von der „Götzendämmerung" hatte er alle Korrekturen gelesen und das Imprimatur erteilt, „Nietzsche kontra Wagner" war ebenfalls gesetzt, beide mit ähnlichem Untertitel: „Müßiggang eines Psychologen" und „Aktenstücke eines Psychologen". „Ecce homo" hatte er vom Drucker zurückerbeten, umgearbeitet und wieder hingeschickt; beim Ausbruch des Wahnsinns war er mit der Lektüre des zweiten Bogens beschäftigt. Vom „Antichrist" und den „Dithyramben" hat er selber den Druck nicht angeordnet, da er ihn noch zu vertagen wünschte. Auf alle diese Schriften trifft die erwähnte Intention zu, sie vor allem auf einen streng durchgeführten Leitgedanken zu stellen. Am deutlichsten läßt sich das ersehen an der unscheinbarsten unter ihnen. „Nietzsche kontra Wagner" war buchstäblich schon einmal gedruckt, es heißt im Vorwort: „Die folgenden Kapitel sind sämtlich aus meinen älteren Schriften nicht ohne Vor-

ſicht ausgewählt — einige gehen bis 1877 zurück —, verdeutlicht vielleicht hier und da, vor allem verkürzt. Sie werden, hintereinander geleſen, weder über Richard Wagner, noch über mich einen Zweifel laſſen: wir ſind Antipoden. Man wird auch noch anderes dabei begreifen: zum Beiſpiel, daß dies ein Eſſay für Pſychologen iſt, aber *nicht* für Deutſche . . ." Hier liegt der Fall doch ſonnenklar; was hätte es ſonſt für einen Sinn gehabt, ſchon Gedrucktes wieder aufzuwärmen, wenn das Schwergewicht für ihn noch ferner im einzelnen Gedanken gelegen und er ſich nicht vielmehr geſagt hätte: Was geht mich das Detail an, ich gehe auf das Ganze! Einen zuſammenhängenden Gedankenkomplex plaſtiſch zu ballen und zu kneten, ihm einen Rumpf zu verleihen und eine haarſcharfe Profillinie — darauf kam es ihm nun allein noch an.

Stoffvergeudung zu Gunſten einer einheitlichen Durchführung

Das hatte zur Folge, daß er ſeinen Stoff nun ſorglos vergeudete. Da es ihm ums Geſtalten zu tun war, achtete er das in ſeinen Notizbüchern aufgeſammelte Material, und wenn es Hunderte der feingeſchliffenſten Gedankenſprüche waren, ſo lange gering, als nicht alle dieſe an und für ſich ſchon guten Dinge zu wohlgerundeten Gliedmaßen und Körperteilen eines Geſamtleibes zuſammengefügt waren und ihren Wert ſomit nicht mehr einzeln, ſondern nur noch als Stücke eines Großbeſtandes beſaßen. Die „Götzendämmerung" hat er in den letzten Auguſt- und erſten Septemberwochen fertiggeſtellt; ſie bedeutet einen antezipierenden Eingriff in das Umwertungsmaterial. Wieder faßt er das aphoriſtiſche Kleingut im voraus zuſammen unter dem Titel „Sprüche und Pfeile"; das übrige Material erledigt er in eſſayartigen Zuſammenhängen, die dieſe Eigenſchaft ſchon im Titel ausſprechen, zum Beiſpiel „Das Problem des Sokrates"— „Die Vernunft in der Philoſophie" — „Moral als Widernatur" uſw. Am frappanteſten tritt indeſſen dieſer Eſſenz- und Extraktcharakter zutage im „Antichriſt". Erſt ſollte er das erſte der vier Umwertungsbücher ſein; nun haben mannigfache auffallende Anzeichen ſich zu der überraſchenden Hypotheſe zuſammengefügt, Nietzſche habe den vollkommenen Verſchwender geſpielt und aus den Entwürfen für den „Willen zur Macht" alle wichtigſten Gedanken bereits in den Antichriſten eingepackt. Es iſt hier der Ort, zu dieſer kühnen, aber überzeugend belegten Vermutung Ernſt Horneffers ausführlich Stellung zu nehmen. Man verfolge den Gang ſeines Beweiſes im Wortlaut der Broſchüre

„Götzendämmerung" und „Antichriſt" Extrakt des Umwertungsſtoffes

„Nietzsches letztes Schaffen" (Jena und Leipzig 1907, S. 5 bis 24). Nietzsche hatte den vierteiligen Umwertungsplan aufgegeben; mochte später ein selbständiges Moralbuch folgen — etwa unter dem Titel „Der Immoralist", dessen allererste Anfänge in Notizen vorliegen —, die Umwertung selbst war mit dem „Antichrist" abgeschlossen. Der „Antichrist" datiert als letzter Tag des Christentums, als das Umwertungs-Heute. Eine Schrift, die an ihrem Schluß einen solchen ungeheuern Trumpf ausspielt, ist mehr als bloß ein erstes Buch, das drei weitere vorbereiten soll. Nietzsche glaubte mit dem „Antichrist" die Umwertung aller Werte getan zu haben. Nun hat Frau Förster („Zukunft" 8. Juni 1907, S. 356—359) mit dem geräuschvollen Urkundenrascheln, das sie für „beweisen" hält, Ernst Horneffer um dieser seiner Vermutung willen mundtot zu machen geglaubt. Und doch unterstützt sie mit einem guten Teil ihrer Angaben geradezu Horneffers Annahme. Sie schreibt vom Umschlag des Antichrist: „Dieser Umschlag trug ursprünglich die Aufschrift: „I. Der Antichrist. Umwertung aller Werte." Nun wäre möglich, daß in den letzten Dezembertagen des Jahres 1888 mein Bruder vielleicht auf den Gedanken gekommen ist, den „Antichrist" mit einigen Veränderungen als Einzelschrift herauszugeben, aber gerade nicht als „Umwertung aller Werte". Jedenfalls ist die römische I auf dem Umschlag wegradiert (man sieht nur noch ganz schwache Spuren davon)." Einmal müßte nun, wenn es sich schon um wissenschaftliche Akribie handelt, Frau Förster den strengen Beweis führen, daß wirklich Nietzsche und nicht sonst jemand jene angebliche römische Eins wegradiert hat, und auch dann wäre sie noch nicht berechtigt zu behaupten: „Mein Bruder hat nie daran gedacht, den „Antichrist" als die gesamte Umwertung zu bezeichnen"; — sie unterschlägt aber gerade diejenige in ihrer geheimen Obhut befindliche urkundliche Angabe, durch die Horneffers Hypothese klipp und klar zur Gewißheit wird. Im Dezember 1888 schrieb Nietzsche wörtlich folgendes auf:

„Es sind zwei Schriften, aber im Zwischenraum von zwei Jahren, die erste heißt: „Ecce homo" und soll sobald als möglich erscheinen, deutsch, englisch, französisch. Die zweite heißt: „Der Antichrist", Umwertung aller Werte. Beide sind vollkommen druckfertig, ich gebe soeben das Manuskript von Ecce homo in die Druckerei."

Ich würde mich für feige halten, wenn ich Horneffer durch die Publikation dieser Geheimstelle nicht öffentlich beispränge; er hat aus einer Gewissensnot heraus durch jene Schrift Overbecks guten Namen retten helfen, darüber soll seine eigene wissenschaftliche Reputation nicht zu Schaden kommen, was unbedingt der Fall sein müßte, wenn ich die fadenscheinigen wissenschaftlichen Winkelzüge der Archivleiterin nun in diesem Punkte nicht rückhaltlos aufdeckte. Die Stelle ist unbedingt authentisch. Ich verdanke sie dem Vertrauen, das mir Einsicht in die hinterlassenen Papiere des verstorbenen Dr. Fritz Kögel gewährte. Kögel hat sich während seiner Herausgebertätigkeit am Archiv wissenschaftliche Notizen gemacht. Darunter fand ich diese Stelle als Exzerpt aus einem Briefentwurfe der letzten Turiner Wochen. Signatur, Kontext und Briefadressat waren genau verzeichnet. Also ein einwandfreier Beleg! Für seine wirklich wissenschaftliche Nietzscheforschung bedeutet die Antichrist-Hypothese Horneffers, die nun handschriftlich ebenso evident bewiesen ist wie nur je eine Konjektur durch den nachträglichen Glücksfund einer verbürgten Lesart, tatsächlich die unwiderlegliche Aufhellung von Nietzsches letztem Schaffen. Nun ist alles vollkommen klar: seit dem Zarathustra hatte Nietzsche das Hauptwerk der Umwertung im Auge. Alle seine bisherigen Druckschriften waren vorläufig Anhiebe aus der dafür aufgestapelten Spruch- und Gedankenmasse. Als die endgültige Zusammenfassung sah Nietzsche aber erst seine Schrift „Antichrist" an. Sie enthält nicht nur die polemische Behandlung des Christentums, sondern nach Nietzsches ausdrücklicher Überzeugung in einer letzten durchgesiebten Sichtung die Quintessenz einer gesamten Philosophie[57].

„Ecce homo" als Vorspann um „Antichrist"

Dies leuchtet vollends ein bei der Erwägung, daß er ja dieses Buch, obwohl es druckfertig vor ihm lag, für die Veröffentlichung um ein Jahr zurückstellte. Vorher sollte das „Ecce homo" einen persönlichen Vorspann dazu abgeben. Wenn erst einmal beide Schriften gedruckt vorliegen und auf dieses Vorspannverhältnis geprüft werden können, wird es sich zeigen, ob diese Berechnung nicht sehr wohl erwogen war. In zwei Jahren sollte nach Nietzsches Erklärung die Erde in Konvulsionen liegen — diese Wirkung kann er sich nur von dem durch das Ecce homo vorbereiteten „Antichrist" versprochen haben. Wenn schon der „Antichrist" erst nach Jahresfrist herausgegeben werden sollte und diesem dann erst noch die drei eigentlichen Umwertungsbücher zu folgen

gehabt hätten, wie konnte dann in der kurzen Spanne Zeit, an die sich seine Ansage hielt — wie konnte in zwei Jahren ein noch nicht einmal in den Umrissen festgelegter Bau aufgeführt werden und schon eine so durchschlagende Wirkung tun. Nein — diese Wirkung versprach er sich schon vom „Antichrist" allein. Es fehlt ja darin wahrhaftig nicht an verstiegenen Gedankengängen, die in seiner subjektiven Schätzung — da sie ja in der Tat logisch richtigen Verbindungen entsprangen — zum Dynamitattentat auf die von ihm mit dem Fluche belegte, todeswürdige Kultur vollauf ausreichen. Das „Ecce homo" aber sollte als autobiographische Hilfsstufe vorgelagert werden zu dem Zwecke, daß die Welt im voraus über die Person des Attentäters aufgeklärt sei. Er wollte die allgemeine Aufmerksamkeit erzwingen; aller Augen sollten in angstvoller Spannung auf ihn gerichtet sein — und dann wollte er die Bombe werfen durch den Druck des „Antichrist". An seinem fünfundvierzigsten Geburtstage, dem 15. Oktober 1888 schrieb er das wundersamste aller Vorworte (Biographie II, S. 892):

Das Vorwort zu „Ecce homo"

Ecce homo.

Wie man wird, was man ist.

„An diesem vollkommenen Tage, wo alles reift und nicht nur die Traube braun wird, fiel mir eben ein Sonnenblick auf mein Leben: ich sah rückwärts, ich sah hinaus, ich sah nie so viele und so gute Dinge auf einmal. Nicht umsonst begrub ich heute mein vierundvierzigstes Jahr, ich durfte es begraben, — was in ihm Leben war, ist gerettet, ist unsterblich. Das erste Buch der Umwertung aller Werte, die Lieder Zarathustras, die Götzen-Dämmerung, mein Versuch, mit dem Hammer zu philosophieren — alles Geschenke dieses Jahres, sogar seines letzten Vierteljahrs! Wie sollte ich nicht meinem ganzen Leben dankbar sei? — Und so erzähle ich mir mein Leben."

Und wenn wir nur dies eine Zeugnis dafür hätten, wer wollte nach diesen verklärten Zeilen nur noch einen Augenblick zweifeln, im Jahre 1888 sei Nietzsche, allen Widerwärtigkeiten, Rückschlägen und Tiefschwankungen zum Trotz, ein vollendet, ein vorbildlich glücklicher Mensch gewesen? Erst nun wird 1888 das eigentliche Gipfel- und Schlüsseljahr. Die urkundlichen Beweismittel dafür, die ja freilich nur ganz unvollkommen zugänglich, solange Ecce homo der Öffentlichkeit nur unwürdig verstümmelt und die Briefe Nietzsches an Overbeck, von denen auf 1888

24 Nummern, also durchschnittlich zwei auf den Monat entfallen, gar nicht vorliegen. Nochmals, um ja dem Mißverständnis vorzubeugen: Nietzsche war 1888 Sonderling bis zur Absurdität, aber nicht einen Augenblick lang verrückt! Auch in seinen Sprüngen und Tänzen verrät sich immer mehr die Beharrlichkeit der Abwechslung: das Gegenteil wird aufgehoben durch das Gegenteil des Gegenteils — das Nein aufgehoben durch das Nicht-Nein, durch das Doppel-Ja. Das Ergebnis dieses summierenden Werkabschlusses besteht nun darin, daß Nietzsche, wie er selbst sich ausdrückt, der europäischen Menschheit zu einer neuen Sensibilität verholfen hat, zu einer Geist-Leiblichkeit, nach der sie noch kein Verlangen trug, weil das sie herbeiwünschende Organ in ihr noch gar nicht geweckt war, zu einer Durchsäuerung oder Durchsüßung des individuellen Lebens mit tragischer Schicksalsliebe und heroischer Tapferkeit.

Nietzsches „neue Sensibilität"

Damit sind wir bei der kühnen Begriffspaarung angelangt: Nietzsche und Religion! Der Antichrist, der Immoralist — und Religion! Hat er nicht mit der tausendkerzigen Lampe der Vernunft der Gattung der homines religiosi in Herz und Nieren hineingeleuchtet und alle miteinander, wie sie da sind, unter die Obskuranten verwiesen? Hat er sich nicht höchlich verbeten, unter die Religionsstifter gerechnet zu werden?

Nietzsches philosophisches System

Die Erwägung, ob Nietzschen in irgend einer Form und unter irgendeinem Vorbehalt eine Denk- und Gefühlsbeschaffenheit zuzusprechen sei, die in unserer auf feine Differenzierungen noch nicht abgerichteten Zeitsprache faute de mieux und trotz aller bedauerlichen Ambiguität des Ausdrucks nicht doch noch am besten mit „Religiosität" zu belegen wäre, bildet die eigentliche Klippe der Nietzscheinterpretation. Man empfindet das Verbotene und Unverschämte bei der Anwendung der Vokabel religio (gleich „Rücksicht", „Skrupel", „Besorgnis") und ihrer Ableitungen auf Nietzsches Gedankenarbeit — und doch klingt es wie eine Verengerung und Verarmung, wenn man bei Nietzsche statt von Religiosität etwa von „Sensibilität" oder „Exaltation" spricht. Hier scheidet sich das Ja vom Nein; hier schwebt die Gefahr ob, daß man am Ende aus unermüdlicher kritischer Gewissenhaftigkeit doch der Archivorthodoxie die Handbreit einer Berechtigung einräumt, den Vorwurf mangelnden Verständnisses für Nietzsches

Eigenstes und Teuerstes zu erheben. Die Frage ist noch kaum je mit aller erforderlichen Umsicht überhaupt gestellt worden. Es gilt, letzte Klarheit zu schaffen über die biographische Situation, die dieser wichtigsten, entscheidenden Problemaufrichtung zur Unterlage dient. Ich meine dieser Verpflichtung dadurch am ehesten zu genügen, daß ich in sieben Sätzen alle in Betracht fallenden Gesichtspunkte der Reihe nach zusammenfasse:

1. Nietzsche war nicht religiös, und wenn er es jemals auch nur eine Spur gewesen sein sollte, so war er es sicher in der Zeit nach Zarathustra nicht mehr. Es ist ihm nicht eingefallen, auf den Wert der wenn auch noch so begrenzten Persönlichkeit Verzicht zu leisten um irgend einer verbindlichen Bezogenheit willen.

2. Nietzsche war nicht so konsequenter und ausschließlicher Individualist, um so gänzlich jeder Du-Instinkte zu entbehren, daß nicht dasjenige Bedürfnis der „Bezogenheit" sich einstellte, jene Bereitschaft für korrespondierende Paarung und Zweisamkeit, worin der elementare Mutterboden für Religion zu erblicken ist, und um somit — nicht durch Mißverständnis, sondern auf rechtmäßige Weise — religiöse Wirkungen erzielen zu können.

3. Nietzsches persönliches Verhalten seit der „Morgenröte" (1881) und besonders im letzten Jahre seines Schaffens (1888) weist eine Reihe zwar nicht religiöser Eigenschaften, aber religiöser Symptome auf: sein auf „Zukunft und Hoffnung" gestellter Enthusiasmus, sein auf Messianität tendierendes Zarathustrabewußtsein, seine jahveähnliche Eifersucht auf „fremde Götter" bis zum Fanatismus der Ausrottung und daneben dann wieder die Seligkeiten des Visionärs und die vollkommene fromme Kontemplation und Gebetsandacht eines Psalmisten (in der Hymnenlyrik Zarathustras und in den Dionysos-Dithyramben).

4. Der Mittel- und Keimpunkt in Nietzsches philosophischem System ist rationalistische Vernünftigkeit und ein rein diesseitiger Moralismus, für den die Seele zur Erhöhung des Leibes und die Innerlichkeit zur Steigerung der Äußerlichkeit da ist. Nietzsches Humanität ist folgerichtige Intellektualität (Tugend-Wissen). Ihr steht in allen Konflikten mit dem Trieb- und Instinktleben Vorhand und Stichentscheid zu.

5. Diese humane „Sokrates"natur, die das Primäre in ihm ist, hat Nietzsche, um sie nicht mächtiger werden zu lassen, als sie verdient, zum Ausgleich in die Götterhaut des „Dionysos"

gesteckt, womit er der Gesamtheit des animalischen Instinkt- und Trieblebens ihre ungeschmälerten Rechte zu sichern trachtet.

6. Durch die Zusammenspannung der vollen Rationalität mit der vollen Gefühlsexpansion hat Nietzsche in der Richtung der Religion die Religion als Kulturstation überholt und als eine bloße Halbstufe unter sich zurückgelassen. Sein Bewußtsein unterwirft sich nicht persönlich; kein noch so intensives Weltgefühl kann den Wert der eigenen Singularität aufwiegen. Nietzsche hält bis in die letzten Konsequenzen daran fest, nur auf Freiheit und Selbständigkeit zu stehen. Ichgefühl ist mehr als Allgefühl.

7. Um die Höherzüchtung des Typus „Mensch" nicht an den verknöchernden positivistischen Voraussetzungen hinsiechen zu lassen, stellt Nietzsche die Phantasiebetätigung durch die Kunst höher als das wissenschaftliche, auf die Erforschung der „Wahrheit" gerichtete Denken, womit der Primat der Erkenntnis in der bisherigen Philosophie dem Gelehrten genommen und dem „Seher" übertragen wird.

Auf diesen Säulen ruhte Nietzsches philosophisches System. Es ist aus einer Kreuzung eines radikalen Kritizismus oder Positivismus mit reich besetzten, aber zufällig aneinandergereihten Anschauungs- und Vorstellungsstücken einer ungewöhnlich intensiven Lebensliebe herausgewachsen. So wird Nietzsches Gedankenwelt zu einem außerordentlich komplizierten Gegenstand methodischer Auslegung wegen dieses meist unausgeglichenen Ineinandergreifens von Dialektik und empirischer Beispielsammlung. Unsere Sache kann es hier nur sein, dem angedeuteten religionssymptomatischen Gesichtspunkt an Nietzsches Werk noch mit einigen Gedankengängen näher zu treten. Wir erinnern uns, wie hierin seine Instinkte stärker waren als seine Gesichtspunkte, so daß seine Eindrücke und Anleihen, die er aus der Bibel und aus der Romantik bezog, seine angeblich frei und griechisch beschaffene Gedankenwelt stark ins antipodisch Christliche verfärbt haben. Wir erinnern uns ferner der Befürchtung Rohdes, von all den übermenschelnden Anmaßlichkeiten Nietzsches, möchte einmal das „zu Kreuze kriechen" das Ende sein. Dies ist nun jedenfalls nicht der Fall gewesen; wenn Nietzsche beim Ausbruch des Wahnsinns einige seiner Zettel mit „Der Gekreuzigte" unterzeichnet hat, wie zum Beispiel in dem Zettel an Brandes aus Turin, 4. Januar 1889, so ist darin nicht, wie Ziegler meint, eine „Umkippung Nietzsches ins Christliche" zu sehen. „In Nietzsches

Sprache war zuletzt Dionyſos das Symbol des aufſteigenden Lebens, der Gekreuzigte das des abſteigenden Lebens. Er wollte gern Dionyſos ſein, ſein Krankheitsgefühl aber ſagte ihm, daß er zum abſteigenden Leben gehöre und ſo unterzeichnet er ſich ‚Der Gekreuzigte'". (Möbius, S. 99.) Es ſind aber nachgerade Ausſprüche von ihm genugſam bekannt, die man als Entſchuldigung oder gar als Abbitte auffaſſen kann; ſo ſchreibt er zum Beiſpiel an Gaſt: „Mir fiel ein, lieber Freund, daß Ihnen an meinem Buche die beſtändige innere Auseinanderſetzung mit dem Chriſtentum fremd, ja peinlich ſein muß; es iſt aber doch das beſte Stück idealen Lebens, welches ich wirklich kennen gelernt habe; von Kindesbeinen an bin ich ihm nachgegangen, in viele Winkel, und ich glaube, ich bin nie in meinem Herzen gegen dasſelbe gemein geweſen. Zuletzt bin ich der Nachkomme ganzer Geſchlechter von chriſtlichen Geiſtlichen." In Baſel wirkte Nietzſche auf überzeugte, pietiſtiſch gefeſtigte Chriſten wie ein Vorwurf für das gegenwärtige Chriſtentum, daß ein ſolcher Menſch kein frommer Chriſt ſein könne; ja einer dieſer Herren geſtand ſogar, Nietzſche ſei ihm immer vorgekommen wie unmittelbar aus Gottes Hand hervorgegangen. So konnte denn auch Nietzſche ſagen: „Wenn ich dem Chriſtentum den Krieg mache, ſo ſteht mir dies zu, weil ich von dieſer Seite aus keine Fatalitäten und Hemmungen erlebt habe, — die ernſteſten Chriſten ſind mir immer gewogen geweſen. Ich ſelber, ein Gegner des Chriſtentums de rigueur, bin ferne davon, es dem einzelnen nachzutragen, was das Verhängnis von Jahrtauſenden iſt." Kindheitserfahrungen ſetzten ihn in den Stand, frommen Menſchen nachzufühlen; er meint, mit zwölf Jahren habe er Gott in ſeinem Glanze geſehen. Wie ſchmerzlich er die Forderung empfand, Gott den Abſchied zu geben, bringt ſein Excelsior im Sanktus Januarius zum ergreifenden Ausdruck (Fröhliche Wiſſenſchaft Aph. 285): „Du wirſt niemals mehr beten, niemals mehr anbeten, niemals mehr im endloſen Vertrauen ausruhen — du verſagſt es dir, vor einer letzten Weisheit, letzten Güte, letzten Macht ſtehen zu bleiben und deine Gedanken abzuſchirren — du haſt keinen fortwährenden Wächter und Freund für deine ſieben Einſamkeiten — du lebſt ohne den Ausblick auf ein Gebirge, das Schnee auf dem Haupte und Gluten in ſeinem Herzen trägt, — es gibt für dich keinen Vergelter, keinen Verbeſſerer letzter Hand mehr — es gibt keine Vernunft in d e m mehr, was geſchieht, keine Liebe in d e m, was dir geſchehen wird, — deinem

„Der Gekreuzigte" als Symbol des abſteigenden Lebens

Nietzſche ein Gegner des Chriſtentums de rigueur

Herzen steht keine Ruhestatt mehr offen, wo es nur zu finden und nicht mehr zu suchen hat, — du wahrst dich gegen irgendeinen letzten Frieden, du willst die ewige Wiederkehr von Krieg und Frieden: — Mensch der Entsagung, in alledem willst du entsagen? Wer wird dir die Kraft dazu geben? Noch hatte niemand diese Kraft! — Es gibt einen See, der es sich eines Tages versagte, abzufließen, und einen Damm dort aufwarf, wo er bisher abfloß: seitdem steigt dieser See immer höher. Vielleicht wird gerade jene Entsagung uns auch die Kraft verleihen, mit der die Entsagung selber ertragen werden kann; vielleicht wird der Mensch von da an immer höher steigen, wo er nicht mehr in einen Gott ausfließt." Es heißt, den Typus Mensch erhöhen, wenn wir ihm das Christentum verbieten — diese Überzeugung war der Grundtrieb, aus dem Nietzsche gegen das Christentum vorging; der Beweggrund seines Christenhasses beruhte somit auf vollkommener Moralität. Er fühlte auch die ungeheure Verantwortung, falls er nun feige wäre und nicht dicht hielt; er war seinen Voraussetzungen nach der gegebene Antichrist; wenn er es nicht tat, war die Gelegenheit zu einem höchsten menschlichen Fortschritt vielleicht für immer versäumt: „Das Christentum meiner Vorfahren zieht in mir seinen Schluß, — eine durch das Christentum selbst groß gezogene, souverän gewordene Strenge des intellektuellen Gewissens wendet sich gegen das Christentum." Und ein andermal: „Vielleicht sind wir heute deshalb die gründlichsten Atheisten, weil wir am längsten uns gesträubt haben, es zu sein."

Die Moralität seines Christenhasses

Ob nun für den Kern von Nietzsches System eine freie Religiosität, wenn sie schon nicht dessen Kern bildet, doch nicht wenigstens als Gleichung herbeizuziehen sei, das kann man sich tunlich fragen etwa angesichts des kleinen Büchleins von Carl Martin: „Das Evangelium vom neuen Menschen". Dort ist der Versuch geistreich durchgeführt, Nietzsches Lehre in die ihm selbst geläufige antipodische Beziehung zum Neuen Testament zu setzen, und im Evangelienton zum Teil mit nummeriertem Hinweis auf das betreffende Parallelkapitel der Bibel Nietzsches Lebensansicht vorzutragen, so daß dieser Schrift zur Eigenschaft einer „heiligen" weiter nichts als die Kanonisierung durch eine an sie gläubige Gemeinde fehlt, es genügt aber sie zu durchblättern, um sich zu überzeugen, daß jedes ausgesprochen religiöse Mittel, Verständnis für Nietzsche zu erzeugen, von vornherein einem Eindringen in das zentrale Wesen seines Denkens den Weg vertritt. Mit dem

erbaulichen Aufputz einzelner Moralgebote im Sinne Nietzsches ist es nicht getan; es gilt wirklich, das Zentrum zu finden. Wahrhaftig, Nietzsche hätte sehr wohl eine neue, meinetwegen atheistische Theodizee aufstellen können, wenn er es gewollt hätte — seine Wiederkunftslehre zeigt, daß er sich mit der Technik der Dogmenbildung praktisch vertraut gemacht hat. Deshalb ist von Belang, daß er den Gottesbegriff nicht etwa negativ bearbeitet, sondern ihn beschwiegen und totgeschwiegen hat, ja daß er sogar noch vor dem Schatten Gottes warnt. Gewiß, gerade Martin hat in den Kapiteln: Von dem „Es gibt keinen Gott" und „Von Gott" die Intention Nietzsches säuberlich vorgetragen; aber mit dem Vorurteil, daß es sich bei Nietzsche um Setzung einer neuen Religiosität handele, speist er auch das Mißverständnis, daß Nietzsches Werk in die Niveaulinie des Religionsersatzes zu liegen komme, während Nietzsche den Religionsbegriff als etwas durchaus Partielles faßt und ihn durch den weiteren Begriff der Kultur überhöhen und zudecken will. Jenes Mißverständnis und fälschliche Bestreben, Nietzsche überhaupt in die religiöse Gleichung einzubeziehen, nimmt zur Zeit besonders überhand. In der offiziellen Nietzscheinterpretation des Archivs greift das Bestreben um sich, mit Nietzsches Gegensatz zu dem religiösen Wesen unserer Zeit möglichst säuberlich zu verfahren. Die Schwester bekennt ihr Unvermögen, den Bruder als eine der frömmsten und religiösesten Naturen zu bezeichnen (Einleitung zu Band X der Taschenausgabe, S. 28) und überläßt das Wort Raoul Richter, der in seinen Nietzsche-Vorlesungen ausführlich auf Nietzsches Religiosität eingeht. „Unsere Zeit durchzieht ein religiöses Sehnen von wunderbarer Kraft; ein stilles, aber heißes Verlangen, das erst in der jüngsten Zeit sich an die Oberfläche wagt. Freilich, die Behaglichen, die Abgenutzten, die gröbere und feinere Weltlichkeit, die verspüren von diesem Drange nichts. Aber wie vielen unter den innerlich führenden Geistern brennt diese Sehnsucht im Busen! Wo in der Wissenschaft, wo in der Kunst, wo im Leben die Ziele über die Augenblicksinteressen hinausgeworfen werden, da entdeckt man leicht den religiösen Funken, der nur des befreienden Windstoßes harrt, um sich zu entflammen; allen voran bei der Elite unserer deutschen Jugend, nicht der vergoldeten, aber unserer goldenen Jugend. Doch diese Sehnsucht verzehrt sich bald selbst; denn ihr mangelt der Stoff, den sie verzehren kann. Nicht nur mit der Kirche, auch mit dem

Nietzsche „eine der frömmsten und religiösesten Naturen"

Inhalt des Christentums, das diesen Namen verdient und nicht erborgt, hat die Mehrzahl der „freien Geister" gebrochen. Da bleibt ihnen für das religiöse Leben nichts mehr zurück; sie meinen mit der Ablehnung der positiven Religion die Religion überhaupt verloren zu haben. So entsteht auch unter den Besseren, mit denen allein wir es hier zu tun haben, oft eine religiöse Gleichgültigkeit, nicht aus Mangel an religiösem Bedürfnis, sondern an religiöser Befriedigung. In der Aufrüttelung dieses Indifferentismus, in der Entbindung jener schlummernden, religiösen Kräfte besteht die erste und größte Kulturtat Friedrich Nietzsches. Er zeigte uns die Möglichkeit einer Religion ohne Kultus, ohne Kirche, ohne Christentum, ohne Jenseits (im engeren Sinne), ohne Gott; er hat uns eine das diesseitige Leben bejahende Religion vorgetragen und vorgelebt. Und hat er auch die Sinnlosigkeit des Weltgeschehens übertrieben und die Fehler des Christentums durch ein Vergrößerungsglas erblickt, so hat er doch gerade durch die Bewältigung der ungeheuren Spannung zwischen dem Glauben an eine entidealisierte Welt und der leidenschaftlichen Liebe zu dieser Welt, zwischen einer entschiedenen Verwerfung der positiven Religion und einem ebenso entschiedenen Bedürfnis nach religiöser Betätigung es auch dem erklärtesten Freigeist ermöglicht, Religion zu haben und damit unserer hyperkritischen Zeit das gute Gewissen zur Religion zurückgegeben." Was der philosophische Gewährsmann des Archivs ex cathedra hier zum besten gibt, soll wohl den Nagel auf den Kopf treffen; wie sehr dies jedoch nur ungefähr und scheinbar der Fall ist, wie sehr der hier umschriebene Standpunkt an jener Zerflossenheit und salzlosen Toleranz leidet, die Nietzsche schonungslos bekämpft hat, wo immer er auf sie stieß — braucht in einem Buche, das unter Overbecks Namen in die Welt geht, nicht noch besonders bewiesen zu werden. Worin sonst auch ihre Ansichten auseinandergehen mochten, in bezug auf das Christentum waren sie seit 1872 unzertrennliche Kameraden geblieben. Ein zentrales Bewußtsein von allen seinen mannigfachen Strebungen und Zielen konzentrierte sich für Nietzsche in der hartnäckigen Gegnerschaft gegen den europäischen und insbesondere den deutschen Obskurantismus in jeder Form. Daß er für Kirchen und Kapellen nicht zu haben war, darüber ist weiter kein Wort zu verlieren; der Schwerpunkt seiner Religionskritik liegt in seinem Mißtrauen gerade vor jener unkirchlichen, sezessionistischen, flottanten Religiosität, als deren Patron ihn

Der Glauben an eine entidealisierte leidenschaftliche Liebe zu dieser Welt

Die flottante Religiosität der Gegenwart als Obskurantismus

Richter vorlaut ausposaunen möchte. Wer dieses Mißtrauen nicht teilt, sinkt früher oder später dem jesuitischen Abbétum der modernen Theologie in die Arme. Hierin verstand Nietzsche keinen Spaß; denn hierin war er Overbecks gelehriger und bester Schüler gewesen; sie wußten beide über die moderne Theologie vollkommen Bescheid, lange ehe sie noch selber auf dem Plane erschien. Nietzsches Widerwillen gegen den letzten Wagner und seinen Parsifal, sein Spott über die deutsche Sehnsuchts-Prophetie de Lagardes, seine peinliche Verwunderung über den alternden Zöllner, für dessen verfehmtes Kometenbuch er noch 1872 öffentlich Partei ergriff (Briefe II, S. 366, Biographie II, S. 209), dessen vierdimensionalen und antivivisektorischen Liebhabereien er aber jede Gefolgschaft versagte (Biographie II, S. 488, 526) — das alles stempelt ihn zu einem unerbittlichen „Diesseiter". Und wenn es für ausgemacht gilt, Nietzsche sei nie Positivist gewesen, wieviel mehr verbietet es sich da noch, ihn als religiösen Empfinder hinzustellen und etwa gar halbgläubige Sentimentalitäten als die Elemente seiner Philosophie anzupreisen.

Der Denker Nietzsche war kein Schmachtlappen; er hat mit derber Faust zugefaßt, damit ihm eben das Zarteste und Glatteste, auf das er es bei seinem Fang abgesehen hatte, nicht durch die Finger schlüpfe. Nietzsche hatte es auf die Religion abgesehen als ihr Jäger. Nichts verletzte ihn mehr, als in seiner Stellung zum Religionsproblem unbefugt klassifiziert zu werden, wie dies der Fall war in dem „Versuch zu einem Religionsersatz" der ihm persönlich bekannten Züricher Doktorin Helene Druscovich. (M. von Salis, „Philosoph und Edelmensch", S. 40.) Diese Stellung hat er bereits im Sanktus Januarius durchaus unmißverständlich festgelegt: Wir freien Geister können mit Religiosität nur etwas zu schaffen haben „als Interpreten unserer Erlebnisse" (Fröhliche Wissenschaft Aph. 319): „Eine Art von Redlichkeit ist allen Religionsstiftern und ihresgleichen fremd gewesen: — sie haben nie sich aus ihren Erlebnissen eine Gewissensache der Erkenntnis gemacht. ‚Was habe ich eigentlich erlebt? Was ging damals in mir und um mich vor? War meine Vernunft hell genug? War mein Wille gegen alle Betrügereien der Sinne gewendet und tapfer in seiner Abwehr des Phantastischen?' — so hat keiner von ihnen gefragt, so fragen alle die lieben Religiösen auch jetzt noch nicht: sie haben vielmehr einen Durst nach Dingen, welche wider die Vernunft sind, und wollen es sich nicht zu schwer machen, ihn

„Interpreten unserer Erlebnisse"

zu befriedigen, — so erleben sie denn ‚Wunder' und ‚Wiedergeburten' und hören die Stimmen der Englein! Aber wir, wir anderen, Vernunft-Durstigen, wollen unseren Erlebnissen so streng ins Auge sehen wie einem wissenschaftlichen Versuche, Stunde für Stunde, Tag um Tag! Wir selber wollen unsere Experimente und Versuchs-Tiere sein."

Nun hat also Nietzsche trotz diesen äußersten Vorsichtsmaßregeln und trotzdem er unter Verbannung jeder Jenseitigkeit nur von der Ausdünstung eigenen Erlebens etwas wissen wollte, doch sich und andern einen religiösen Atmungskreis zu verschaffen vermocht. Hier kulminiert in der Tat das eminent Kulturgeschichtliche an Nietzsches Erscheinung. Dabei ist aber die Hauptsache, daß sein praktisch und theoretisch ungewöhnlich reiches Verständnis für das Christentum sich eben nicht als Duldung äußert; dadurch, daß das Christentum, so wie es mit der Zeit geworden ist, einen Mann von der Bedeutung Nietzsches so sehr aufzubringen, ja so völlig in Wut zu setzen vermochte, entstand das „Ereignis" Nietzsche. Der Unglaube äußert sich innerhalb der Kultur sonst tolerant, indolent, gleichgültig, sehnsüchtig, stubenhockerisch und sentimental; — jetzt zum ersten Male wird ein eminenter Kulturmensch am Christentum rabiat und sogar verrückt. Wie ist das zu erklären? Nur aus der Moralität des Renegaten, nur aus einer ganz seltenen und in unserer relativistischen Zeit fast ausgestorbenen Seelensauberkeit und Empfindlichkeit des Gewissens! Nietzsche knüpft damit an den alten Rationalismus an und an Schiller, der den Religionen aufkündete — aus Religion! Dem Christentum erwuchs in jener Zeit ein geschickter, weltgewandter Unterhändler in dem philosophischen und theologischen Polyhistor Schleiermacher, der es nicht haben wollte, daß die Bildung mit dem Unglauben gehe und das Christentum mit der Barbarei. Der „dezidierte Nicht-Christ" Goethe, wie er sich selbst bezeichnet hatte, fand sich auf seine alten Geheimratstage ebenfalls ab, so daß er heute von den modernen Theologen geradezu als wirksamster Eideshelfer aufgerufen werden kann.

Ein eminenter Kulturmensch wird am Christentum rabiat

Unter den universal veranlagten Deutschen des neunzehnten Jahrhunderts kann noch am ehesten Hebbel als Vorläufer in Nietzsches Haß gegen das Christentum gelten[58]. Besonders auch um der humanen Voraussetzungen dieses Hasses willen. Von Uechtritz, dem Freunde Tiecks, schreibt er (Tagebücher IV Nr. 5334): „Er ist ein wahrhaft gebildeter Mensch und macht Tieck, in dessen

Der humane Christenhaß Hebbels

Umgang er reifte, vielleicht mehr Ehre, als seine sämtlichen Werke; die ungeheuren Probleme des Lebens, an welche die meisten sich nur erinnern, wenn sie zufällig einer Aufführung des Hamlet und des Faust beiwohnen, liegen ihm ebensosehr am Herzen, wie mir; doch suchen wir die Lösung auf verschiedenen Wegen. Er ist Christ und nicht bloß im ethischen Sinne, wie ich, ohne sich doch, was ich nicht begreife, für irgend ein bestimmtes Dogma zu entscheiden; nach meiner Erfahrung gibt es keine Ergänzung der menschlichen Beschränkung, als das Gefühl dieser Beschränkung selbst und das aus eben diesem Gefühl entspringende unendliche Fortstreben; er findet sie im Gott-Menschen, für den ich in meiner Anschauung der Welt und der Dinge nun absolut keinen Platz ermitteln kann. Dennoch hat diese Grunddifferenz unser stilles ruhiges Verhältnis nicht einen Augenblick gestört." Einige massive Aussprüche des Zwanzigjährigen mögen folgen: „Das Christentum schlägt den Menschen tot, damit er nicht sündigen kann, wie jener verrückte Bauer sein Pferd, damit es ihm die Saat nicht zertrete." (175.) — „Die Religion der meisten Leute ist nichts, als ein ‚Sichschlafenlegen', und es ist wirklich zu befürchten, Gott möge sie für ihre Gottesfurcht noch einmal scharf ansehen, denn es ist keine Kunst, zu Bett zu gehen, wenn man müde ist, oder gar — der Fall ist noch häufiger — niemals aufzustehen und die Unbegreiflichkeiten der Natur und des Menschengeistes im Schlaf — d. h. im Glauben — vor sich vorüber gehen zu lassen. Es ist wahr, der Gott des wahren Christen paßt in die krause Maschine, wie eine Welle in die Windmühle; aber eben, weil er so erstaunlich gut paßt, möcht ich einen solchen Gott bezweifeln. Wir durchdringen nie eine Ursach und erfaßten wirklich bis zur Zuversicht die End-Ursach? Ich will dem christlichen Hochmut nur eine Frage vorlegen, die ihn vielleicht und, wo nicht, gewiß mich, verstummen macht. Woher kommt's doch wohl, daß alles, was auf Erden jemals bedeutend war, über Christentum dachte, wie ich? Sollten in der Tat Leute, für die es auf Erden fast keinen Unterschied gibt, berufen sein, Himmelskarten zu verfertigen oder zu approbieren? — — Unsere Zeit ist schlimme Zeit. Das große Geheimnis, die letzte Ausbeute alles Forschens und Strebens, die ‚Einsicht in das Nichts' war ehemals hinter Schlösser und Riegel versteckt, und der Mensch sah sich und das Rätsel zu gleicher Zeit aufgelöst. Die alten Schlösser und Riegel sind schadhaft geworden, der Knabe kann sie auf-

„Keine Kunst zu Bett zu gehen, wenn man müde ist"

reißen, der Jüngling reißt sie auf; ach, und fliegt der Adler wohl länger, als er an die Sonne glaubt? Die Weltgeschichte steht vor einer ungeheuren Aufgabe; die Hölle ist längst ausgeblasen und ihre letzten Flammen haben den Himmel ergriffen und verzehrt, die Idee der Gottheit reicht nicht mehr aus, denn der Mensch hat in Demut erkannt, daß Gott ohne Schwanz, d. h. ohne eine Menschheit, die er wiegen, säugen und selig machen muß, Gott und selig sein kann; die Natur steht zum Menschen, wie das Thema zur Variation; das Leben ist ein Krampf, eine Ohnmacht oder ein Opiumsrausch. Woher soll die Weltgeschichte eine Idee nehmen, die die Idee der Gottheit aufwiegt oder überragt? Ich fürchte, zum erstenmal ist sie ihrer Aufgabe nicht gewachsen; sie hat sich ein Brennglas geschliffen, um die Idee einer freien Menschheit, die, wie der König in Frankreich, auf Erden nicht sterben kann, darin aufzufangen; sie sammelt, die Weltgeschichte *sammelt*, sie sammelt Strahlen für eine neue Sonne; ach, eine Sonne wird nicht zusammengebettelt!" (688, 689.) — Auch Hebbel kennt einen antisemitischen Beweis gegen das Christentum: „Daß das Christentum vom Judentum herstammt, sieht man schon daraus, daß alles auf Gewinn und Verlust: Himmel und Hölle, berechnet ist." (3261.) — Gleich Nietzsche kommt Hebbel bei den zeitgenössischen Materialisten nicht auf seine Rechnung, er sagt im Anschluß an Feuerbachs Wesen des Christentums: „Ich denke manches, was ich nicht aufschreiben mag. In den Lebensgesetzen gibt es etwas Mystisches; in den Denkgesetzen nicht auch?" (4453.) — Endlich spürt Hebbel auch Nietzsches dionysischen Pessimismus, da er sagen kann: „So liegt der rechte Trost eigentlich in der Verzweiflung, und es gibt keinen Propheten als den Wahnsinn." (688.) —

„In den Lebensgesetzen etwas Mystisches"

Will man die Sensibilität, die Nietzsche in sich und andern erzeugt hat, in ihrem Kerne erkennen, so muß man den Begriff der Wahrheit ausschalten und durch den Begriff der Kunst ersetzen. Mit der Verdünnung des Christentums durch die moderne Theologie hat Nietzsches Frömmigkeit nichts zu tun. Seine Entwicklung zum Antichristen durchläuft drei Stadien, den Sturz der Metaphysik, den Sturz der christlichen Moralpraxis und die Schilderhebung der Kunst. Belegen wir diese drei Stadien je mit einem handfesten Zitate. Der Sturz der Metaphysik spricht sich aus in der Stelle (Antichrist, Aph. 14): „Wir haben umgelernt. Wir sind in allen Stücken bescheidener geworden. Wir leiten den Menschen nicht

Der Sturz der Metaphysik

mehr vom ‚Geist', von der ‚Gottheit' ab, wir haben ihn unter die Tiere zurückgestellt. Er gilt uns als das stärkste Tier, weil er das listigste ist: eine Folge davon ist seine Geistigkeit. Wir wehren uns anderseits gegen eine Eitelkeit, die auch hier wieder laut werden möchte: wie als ob der Mensch die große Hinterabsicht der tierischen Entwicklung gewesen sei. Er ist durchaus keine Krone der Schöpfung: jedes Wesen ist, neben ihm, auf einer gleichen Stufe der Vollkommenheit. . . . Und indem wir das behaupten, behaupten wir noch zuviel: der Mensch ist, relativ genommen, das mißratenste Tier, das krankhafteste, das von seinen Instinkten am gefährlichsten abgeirrte — freilich, mit alledem, auch das interessanteste!" Den Sturz der auf den Jesuskult gegründeten evangelischen Sittlichkeit wagt Nietzsche mit der Stelle (Antichrist, Aph. 29): „Die Versuche, die ich kenne, aus den Evangelien sogar die Geschichte einer ‚Seele' herauszulesen, scheinen mir Beweise einer verabscheuungswürdigen psychologischen Leichtfertigkeit. Herr Renan, dieser Hanswurst in psychologicis, hat die zwei ungehörigsten Begriffe zu seiner Erklärung des Typus Jesus hinzugebracht, die es hierfür geben kann: den Begriff Genie und den Begriff Held (‚héros'). Aber wenn irgend etwas unevangelisch ist, so ist es der Begriff Held. Gerade der Gegensatz zu allem Ringen, zu allem Sich-in-Kampf-fühlen ist hier Instinkt geworden: die Unfähigkeit zum Widerstand wird hier Moral (‚widerstehe nicht dem Bösen!' das tiefste Wort der Evangelien, ihr Schlüssel in gewissem Sinne), die Seligkeit im Frieden, in der Sanftmut, im Nicht-Feind-sein-können. Was heißt ‚frohe Botschaft'? Das wahre Leben, das ewige Leben ist gefunden, — es wird nicht verheißen, es ist da, es ist in euch: als Leben in der Liebe, in der Liebe ohne Abzug und Ausschluß, ohne Distanz. Jeder ist ein Kind Gottes — Jesus nimmt durchaus nichts für sich allein in Anspruch —, als Kind Gottes ist jeder mit jedem gleich. . . . Aus Jesus einen Helden machen! — Und was für ein Mißverständnis ist gar das Wort ‚Genie'! Unser ganzer Begriff, unser Kultur-Begriff ‚Geist' hat in der Welt, in der Jesus lebt, gar keinen Sinn. Mit der Strenge des Physiologen gesprochen, wäre hier ein ganz anderes Wort eher noch am Platz." — Diesen beiden zerschmetternden Axthieben steht bei Nietzsche eine frisch grünende Pflanze gegenüber. Er kann sich sagen, das, was uns an Stelle der bisher höchsten, nunmehr abzutragenden Güter not tut, ist möglich, denn es ist schon

da gewesen. Das Kulturziel des europäischen Menschen ist eine Totalität à la Goethe (Götzendämmerung, Was den Deutschen abgeht, Aph. 49): „Goethe — kein deutsches Ereignis, sondern ein europäisches: ein großartiger Versuch, das achtzehnte Jahrhundert zu überwinden durch eine Rückkehr zur Natur, durch ein Hinaufkommen zur Natürlichkeit der Renaissance, eine Art Selbstüberwindung von seiten dieses Jahrhunderts. — Er trug dessen stärkste Instinkte in sich: die Gefühlsamkeit, die Natur-Idolatrie, das Antihistorische, das Idealistische, das Unreale und Revolutionäre (— letzteres ist nur eine Form des Unrealen). Er nahm die Historie, die Naturwissenschaft, die Antike, insgleichen Spinoza zu Hilfe, vor allem die praktische Tätigkeit; er umstellte sich mit lauter geschlossenen Horizonten; er löste sich nicht vom Leben ab, er stellte sich hinein; er war nicht verzagt und nahm so viel als möglich auf sich, über sich, in sich. Was er wollte, das war Totalität; er bekämpfte das Auseinander von Vernunft, Sinnlichkeit, Gefühl, Wille (— in abschreckendster Scholastik durch Kant gepredigt, dem Antipoden Goethes); er disziplinierte sich zur Ganzheit, er schuf sich . . . Goethe war inmitten eines unreal gesinnten Zeitalters ein überzeugter Realist: er sagte Ja zu allem, was ihm hierin verwandt war, — er hatte kein größeres Erlebnis als jenes ens realissimum, genannt Napoleon. Goethe konzipierte einen starken, hochgebildeten, in allen Leiblichkeiten geschickten, sich selbst im Zaume habenden, vor sich selber ehrfürchtigen Menschen, der sich den ganzen Umfang und Reichtum der Natürlichkeit zu gönnen wagen darf, der stark genug zu dieser Freiheit ist; den Menschen der Toleranz, nicht aus Schwäche, sondern aus Stärke, weil er das, woran die durchschnittliche Natur zugrunde gehen würde, noch zu seinem Vorteile zu brauchen weiß; den Menschen, für den es nichts Verbotenes mehr gibt, es sei denn die Schwäche, heiße sie nun Laster oder Tugend. . . . Ein solcher freigewordener Geist steht mit einem freudigen und vertrauenden Fatalismus mitten im All, im Glauben, daß nur das einzelne verwerflich ist, daß im ganzen sich alles erlöst und bejaht — er verneint nicht mehr. . . . Aber ein solcher Glaube ist der höchste aller möglichen Glauben: ich habe ihn auf den Namen des Dionysos getauft."

Eine Totalität à la Goethe

Toleranz nicht aus Schwäche, sondern aus Stärke

So sind wir ihm denn endlich auf der Spur: Nietzsche, dem Gläubigen! Er hat die Maske abgelegt und zeigt uns ein ruhiges und glückliches Antlitz. Er steht ohne Wanken aufrecht da. Nietz-

sches eigentliches Credo liegt beschlossen in jenem nur skizzierten Umwertungsfragment, das im Nachlaß die Überschrift führt: „Der Wille zur Macht als Kunst". Damit war er nach einer Erkenntniswanderung von zwanzig Jahren wieder bei seinen eigenen Anfängen und Ursprüngen angelangt. Aber was für einen ungeheuren Inhalt hatte nun seine Instinktquelle erlangt, die ihn aus dem Nährboden der Ästhetik ins Leben hinaus getragen hat! Jetzt erst wird es klar: schon in der „Geburt der Tragödie" war eine Welt angeschaut ohne jeden Gegensatz von Schein und Wesen, eine einheitliche Welt, die wahre Welt, und diese war falsch, grausam, widersprüchlich, verführerisch, sinnlos — und da hinein nun der Glaube an das Leben, die Verführung zum Leben. O wie schwillt es da in uns auf! Welches Entzücken! Welches Gefühl von Macht! Wieviel Künstlertriumph im Gefühl der Macht! Herr sein über den Stoff! Herr sein über die Wahrheit! (853, I.) Fiat vita, pereat veritas! Es gibt eine Gegenbewegung zu den Dekadenzformen des Menschen, mit denen wir es in unserer Religion, Moral und Philosophie zu tun haben — und das ist die Kunst. (794.) Freilich nicht die Kunst als Handwerk und Spezialberuf: die ist bloß Teil und Stufe. Der moderne Künstler, in seiner Physiologie dem Historismus nächst verwandt, ist auch als Charakter auf diese Krankhaftigkeit hin abgezeichnet. (813.) Die Nur-Künstler sind nicht die Menschen der großen Leidenschaft, was sie uns und sich auch vorreden mögen. Ihr Vampyr, ihr Talent, mißgönnt ihnen meist solche Verschwendung von Kraft, welche Leidenschaft heißt. (814.) Der Künstler ist seiner Art nach mit Notwendigkeit ein sinnlicher Mensch, erregbar, dem Reize zugänglich. Trotzdem ist er im Durchschnitt, unter der Gewalt seiner Aufgabe, seines Willens zur Meisterschaft, tatsächlich ein mäßiger, oft sogar ein keuscher Mensch. Eine relative Keuschheit, eine grundsätzliche und kluge Vorsicht vor Eroticis, selbst in Gedanken, kann zur großen Vernunft des Lebens auch bei reich ausgestatteten und ganzen Naturen gehören. Es gibt nur eine Art Kraft. Hier zu unterliegen, hier sich zu verschwenden, ist für einen Künstler verräterisch. (815.) Überhaupt ein Künstler, den das große Mißvergnügen an sich schöpferisch macht, der von sich und seiner Mitwelt wegblickt, zurückblickt! (844.) Die Kunst darf nicht eine Folge des Ungenügens am Wirklichen sein. Sie sei ein Ausdruck der Dankbarkeit für genossenes Glück! So wird sie Glorienschein und Dithyrambus, so wird sie Apotheose! (875.)

Die Kunst Nietzsches eigentliches Credo

Aus Dankbarkeit schöpferisch, nicht aus Mißvergnügen!

Deshalb der Sieg der Kunst über die Wahrheit. Der Wille zum Schein, zur Illusion, zur Täuschung, zum Werden und Wechseln gilt tiefer, ursprünglicher, als der Wille zur Wahrheit, zur Wirklichkeit. Die Kunst ist mehr wert als die Wahrheit, sie ist göttlicher als die Wahrheit; sie ist die eigentliche Aufgabe des Lebens; sie ist metaphysische Tätigkeit. (853, III, IV.) Schön heißt soviel als Ja; Schönheit ist eine Frage der Fülle, der aufgestauten Kraft. Die tragischen, d. h. die starken, überwältigenden Künstler, lassen aus jedem Konflikte einen Konsonanzton erklingen; ihre eigene Mächtigkeit und Selbsterlösung kommt noch den Dingen zugute; sie sprechen ihre innerste Erfahrung in der Symbolik jedes Kunstwerkes aus, — ihr Schaffen ist Dankbarkeit für ihr Sein. (852.)

Dieses ästhetische Glaubensbekenntnis und Artistenevangelium Nietzsches teilt die Eigenschaft aller seiner Konzeptionen, daß sie sich in den Rahmen ihrer Art nicht zu fügen vermögen und mit aller Gewalt die Gattung sprengen. Wie aus dem Menschen der Übermensch wurde, treibt Nietzsche auch den Begriff der Kunst in die Höhe und züchtet sich aus einer Kreuzung von Erkenntnis und Gestaltung den Künstler-Philosophen. Dies meint er so, daß die Kunst ein Höchstes erreichte, wenn sie den schaffenden Menschen so fern und überlegen zu den andern Menschen stellen könnte, daß er dazu käme, an ihnen zu gestalten. Der bisherige Künstler, der die Kunst als Beruf und Handwerk treibt, ist ein kleiner Vollender; denn er vollendet an einem Stoffe. Schwerer ins Gewicht fällt, dem geistigen Volumen nach, die Lebenskunst des Einsiedlers, der an sich selbst Seelenanalyse treibt; aber er gestaltet nur sich selbst und erhält dadurch, was unvergänglich werden soll, in der Abhängigkeit vom Vergänglichen. Irgendwie müssen diese beiden Typen einmal zusammenkommen; dann ist die höhere Gattung Künstler geschaffen. (795.) In der Hauptsache ist den Künstlern mehr Recht zu geben, als allen Philosophen bisher: sie verloren die große Spur nicht, auf der das Leben geht, sie liebten die Dinge „dieser Welt", — sie liebten ihre Sinne. (820.) Verglichen mit dem Künstler, ist das Erscheinen des wissenschaftlichen Menschen in der Tat ein Zeichen einer gewissen Eindämmung und Niveauerniedrigung des Lebens — aber auch einer Verstärkung, Strenge, Härte, Willenskraft. Wir müssen mit der Kunst gegen die Vermoralisierung kämpfen; Kunst ist Freiheit von der moralischen Verengung und Winkeloptik oder

Der Künstler-philosoph als großer Vollender

Spott über sie. (823.) Von einem Philosophen ist es eine Nichtswürdigkeit zu sagen, „das Gute und Schöne sind eins"; fügt er gar noch hinzu „auch das Wahre", so soll man ihn prügeln. Die Wahrheit ist häßlich. Wir haben die Kunst, damit wir nicht an der Wahrheit zugrunde gehen. (822.) Und dann ist eins nicht zu vergessen. Auch unabhängig von Kompetenz und Vollmacht der schöpferischen Individualität stellt sich uns das Kunstwerk in kollektiven, sozialen Formen dar; es erscheint dann ohne Künstler, seine Teile und Glieder sind selbst entkünstlert, so in großen historischen Organisationen, wie dem Jesuitenorden oder dem preußischen Offizierkorps. Noch einen Schritt weiter in dieser Auffassung und die Welt liegt vor uns als ein sich selbst gebärendes Kunstwerk. (796.)

Ist Nietzsches ästhetischer Weltglaube Religion?

Warum darf nun auf diesen ästhetischen Weltglauben Nietzsches, der ihm in heißem Ringkampf aus seinem dionysischen Pessimismus erwachsen ist, nicht doch der Ausdruck Religion angewendet werden? Aus Begriffsreinlichkeit! Wie leicht könnte sonst der Name für die Idee zur Fußangel werden! Religion setzt doch, nach weitester Übereinstimmung, einen Gott oder Götter oder außermenschliche Geistwesen voraus; ist es da nicht Falschmünzerei, wenn man die Denkweise Nietzsches, die auf radikale Abschaffung aller dieser Begriffe dringt, für fähig hält, Religion zu sein oder Religion zu erzeugen? Aber, kann man mit demselben Rechte erwidern, ist Nietzsches Schicksalsliebe, seine hinreißende Predigt des Amor fati, denn so sehr verschieden von dem „Gefühl schlechthiniger Abhängigkeit", jener romantisierenden Definition Schleiermachers, von der die theologische Begriffsbestimmung im neunzehnten Jahrhundert ihren lebhaftesten Ausgang genommen hat? Zwei Methoden haben sich um eine stichhaltige Formel bemüht, beide realistisch vorgehend mit dem gesamten Apparate wissenschaftlicher Kritik. Der philosophische Materialismus hat die Gebilde der Religion in Gestalten der menschlichen Phantasie aufgelöst; aber der Ernst, mit dem dagegen eine streng historische Religionsforschung sich sämtlicher menschlicher Glaubensarten angenommen hat und zwar der fremdartigen, abstoßenden, vulgären fast noch mit größerer Liebe als der normalen und legitimen, hat dem ungeheuren Ideengemengsel alles menschlichen Glaubens und Aberglaubens eine so ausgedehnte Beachtung zugewendet, daß es unwillkürlich auf eine indirekte Bestätigung hinausläuft. Eine einst vorhandene Glaubens-

erscheinung, die imstande ist, die verwöhnteste Wißbegier dauernd an sich zu fesseln und ihr immer neue Nahrung zu gewähren, wird ganz von selbst als Kulturunterlage empfunden. Der moderne Religionshistoriker sagt sich: wir haben kein Recht, unser Urteil über Religion aus unserm Gutdünken oder Mißbehagen zu beziehen, — wer den Künstler will verstehen, muß in des Künstlers Lande gehen, das ist uns so geläufig, daß wir keinen Augenblick zögern dürfen, das Verständnis für Religion aus dem Studium der Religion erzeugenden und Religion empfangenden lebendigen Menschen herzuleiten. Es wird in der Ehrengeschichte der europäischen Wissenschaft stets ein denkwürdiges Kapitel bleiben, wie sich innerhalb der theologischen Facharbeit aus der gewissenhaften Exegese der alttestamentlichen Prophetenbücher allmählich die riesige, heute kaum mehr zu übersehende Disziplin der allgemeinen Religionsgeschichte in einer durchgreifend liniierten und tabellierten Systematik entwickelt hat. Nur fragt es sich, ob diese imposante Fachforschung, deren eifrige Pflege, wie kaum zu leugnen sein wird, ein gewisses Maß Interesse an Religion zur Voraussetzung hat, berechtigt ist, mit allgemeinen Schlußfolgerungen die Fachgrenzen zu überschreiten und richtunggebend auf philosophisches Gebiet überzutreten. Es beweist die Genialität von Nietzsches Instinkten, daß er in einer seiner ersten Arbeiten diesem Übergriff den Weg ein- für allemal verlegt hat. Wer seine zweite unzeitgemäße Betrachtung wirklich verstanden hat, wird sich klar sein, wie wenig es in den Kompetenzen der Historie liegt, das lebendige Leben durch Vorschriften zu tyrannisieren. Was die zünftige Religionswissenschaft ja doch einzig zugkräftig und schmackhaft macht, ist die Entfaltung einer mächtigen geistigen Energie, die sie an den historischen Religionen aufzeigt. Läßt sich eine ebenso mächtige und in ihrer Wirkung gleich geartete Energie für unsere heutige Zeit nachweisen, so kann im Sinne Nietzsches die Frage nur lauten: wie läßt sich von dieser Energie möglichst viel ins Individualistische und damit ins Irreligiöse umschalten? Religion ist auf alle Fälle Herdenangelegenheit. Der Hirt, auf den als Führer der Herde doch alles ankommt, ist aber nicht einmal sein eigener Religionsstifter; denn dabei wäre er ebensosehr Gott als Gläubiger. Menschen für möglich halten, die sich restlos nur aus der sinnlichen Erfahrung verproviantieren — so erst nimmt man Nietzsche voll. Wie im alten Griechenland sollten Wanderphilosophen ihre Lehre von Stadt zu Stadt tragen, nicht aber fest

Die relative Religionsbejahung durch die historische Kritik

Historie für das Leben nicht richtunggebend

lokalisierte Religionsbeamte ihre Gotteshäuser bedienen. Der Niederschlag einer so gedachten Verkündigung kann natürlich nur verjüngtes Heidentum, niemals verjüngtes Christentum sein. Es fordert Hochachtung für Nietzsche, daß er hierin von vornherein reinen Tisch geschaffen hat. Seinen Fluch hätte er dem zugeschleudert, der in ihm einen unfreiwilligen Erzieher zum Christentum sieht oder seinen Namen durch Lockung oder Abschreckung zu einer theologischen Neugründung verwenden will. Als Übergang hätte er sich vielleicht „Zarathustrapredigten" gefallen lassen. Nicht nur A. Kalthoff, sondern z. B. auch Pfarrer Blumhardt in Boll hat vor Jahren unmittelbar vor seinem Übertritt zum Sozialismus und seiner Amtsniederlegung solche gehalten. Hätte aber Nietzsche auch gestattet, die Propaganda für eine Sache in bereits organisierten etwa modern theologischen Gesinnungsverbänden gastweise vorzutragen? Hätte er nicht mit dem Finger gedroht: Verwechselt mich nicht! Wäre aber einer vor ihn hingetreten mit der Bitte: Laß mich in Europa die künftige Religion des neuen Heidentums predigen, nur so kann ich deine Sache wirksam an die Leute heranrücken! — ich glaube, er hätte gelächelt und gesagt: Auf deine Gefahr!. Auch sonst wird auf einen neuen Religionsbegriff hingewiesen, z. B. in dem Essay von Georg Simmel „Die Religion", der diese rein sozial-psychologisch auffaßt, als ein Grundgefühl im öffentlichen Leben, durch die verschiedensten Paarungen ausgedrückt: Kind und Eltern, Patriot und Vaterland, Kosmopolit und Menschheit, Arbeiter und Klasse, Soldat und Armee, Freund und Freund, Liebhaber und Geliebte. Der angestammte Charakter der Religion als Bezogenheit von einem B zu einem A ist dadurch gewahrt. Was eine künftige gänzlich entgottete Zeit allein gelten lassen wird, ist das leidenschaftliche Verhältnis des Menschen zur Welt, die Betätigung eines Schöpferwillens angesichts der uns umgebenden Dinge und vor allem eben eine unbeugsame Kontinuität und Durchsetzlichkeit in dem tapferen und wahrhaftigen Auffichnehmen des persönlichen Schicksals. Wir stehen bereits in den kulturbildnerischen Wirkungen Nietzsches vor sichtbaren Anfängen, und mag man über diese ersten Schritte denken wie man will, sicher ist, daß nur eine Weltansicht, die mannhaft über das Christentum hinausschreiten und es als etwas Überlebtes und Besiegtes hinter sich zurücklassen will, diejenige Lebensanschauung vertritt, die ohne zu erröten Nietzsches Namen im Munde führen darf.

Verjüngtes Heidentum, nicht verjüngtes Christentum

Innerlichkeit mit Radikalismus vereinbar

Nun hat man einem philosophischen Radikalismus, wie er sich in Nietzsche darstellt, die Fähigkeit abgesprochen, jene still und glücklich in sich beruhigte Innerlichkeit neben sich zu dulden, ohne die an eine aufrichtige Frömmigkeit nicht zu denken sei. Durch nichts ist eine solche Behauptung schlagender zu widerlegen, als durch den einfachen Hinweis auf Nietzsches Gemütszustand in den letzten Monaten und Wochen vor Ausbruch des Wahnsinns. Dabei kann es füglich auf sich beruhen bleiben, ob diese auffallende Gemütsverklärung überwiegend pathologisch zu deuten ist. Wohl ist der Zustand lebhaftester Überheiterung, den der Nervenarzt Euphorie nennt, der untrügliche Vorbote zerebraler Erkrankung bei einem normalen klinischen Befunde. Aber Nietzsches Paralyse verlief überhaupt so sehr atypisch und sein den Zusammenbruch einleitendes überschwengliches Glücksgefühl war von einer so gereinigten Erhabenheit, daß zwar die Natur wohl die Richtung eingeschlagen, der Geist aber dennoch bis zuletzt die Führung behalten hat. Wir unterfangen uns also ohne Scheu, diese Seligkeitsempfindungen des dem Tode Geweihten für den überfließenden Ausdruck eines berechtigten Hochgefühls zu halten, und sie für voll zu nehmen. Es ist ein ergreifendes Schauspiel, wie Nietzsche bei seinem einfachsten Lebenszuschnitt von vier bis fünf Franken täglicher Ausgabe die Umgebung aus seinen eigenen Erleuchtungen heraus bestrahlt, um sich dann an ihr wie an einem unglaublichen Wunder zu freuen. In einem Anfang Oktober an seine Schwester gerichteten Briefe heißt es: „Ich bin also wieder in meiner guten Stadt Turin, diese Stadt, welche auch Gobineau so sehr geliebt hat — wahrscheinlich gleicht sie uns beiden. Auch mir tut die vornehme und etwas stolze Art

Die Überheiterung in Turin

dieser alten Turiner sehr wohl. Es gibt gar keine größere Verschiedenheit, als das gutmütige, aber gründlich vulgäre Leipzig und dies Turin. Dazu haben wir in allen Hauptsachen eine kuriose Geschmacks-Ähnlichkeit — der Turiner und ich, — nicht nur im Bau der Häuser und der Anlage von Straßen, auch in der Küche. Alles schmeckt mir, alles bekommt mir hier ausgezeichnet, so daß meine Kräfte zum Erstaunen zugenommen haben. Es ist ein wahres Unglück, daß ich nicht vor zehn Jahren diese Entdeckung gemacht habe. Nachträglich beklage ich über die Maßen, den Sommer allerbösesten Angedenkens nicht hier verbracht zu haben, statt in dem über alle Begriffe schauderhaften

Engadin! Es ist ein Glück, daß ich dort noch zur rechten Zeit entwischt bin; jetzt wäre es kaum möglich, aus ihm den Weg nach Italien zu machen, denn die großen Überschwemmungen in Italien, der Schweiz und in Frankreich dauern fort. Hier in Turin ist es, im Vergleich zu sonstigen Sommern natürlich, kühl gewesen; aber das wäre ja kein Grund dagegen, sondern dafür gewesen, da ein kühler Sommer in Turin für meinen Fall immer noch eine sehr angenehme mittlere Temperatur bedeuten will. Eigentlich ist alle Welt hier zufrieden mit dem Jahr: das habe ich nirgendswo sonst in Europa gehört. Zur Zeit, wo wir im Engadin entsetzlich daran waren, feierte man hier, unter unglaublich schönem Wetter, die großen Feste der Hochzeit des Prinzen Amadeo mit der Tochter Jérome Napoleons, Laetitia. . . . . Überall werde ich auf das distinguierteste behandelt: Du solltest nur sehen, wie alle Welt hier, wenn ich komme, sich freut, und in allen Ständen, wie unwillkürlich jeder seinen besten und taktvollsten Teil der Natur herauskehrt, seine höflichsten und liebenswürdigsten Manieren annimmt. Aber das ist schließlich nicht nur hier so, sondern jahraus jahrein wo ich nur bin. Ich nehme Deutschland aus, nur dort habe ich häßliche Dinge erlebt. Wenn man später einmal meine Geschichte schreibt, so soll es heißen: er ist nur unter Deutschen schlecht behandelt worden." (Biographie II, S. 889/90.)

Der poetische Ausklang von Nietzsches Individualismus

In Turin hat Nietzsche die von ihm mit Leidenschaft praktizierte Denk- und Lebensweise, den Individualismus, bis zur Neige ausgekostet. Wir sahen, wie der Individualismus sich in zwei Betätigungen äußern kann: wenn er aufs praktische Handeln ausgeht, im Fanatismus, wenn ihm dagegen daran gelegen ist, seine Ich-heit darstellerisch anschaulich zu machen, in irgend einer Künstlerschaft. Nietzsche ist Künstler gewesen, unmittelbar ehe er anfing, „mit dem Hammer zu philosophieren". Nachdem er sich als Fanatiker auf die ausschweifendste Weise ausgetobt und ausgelaugt hatte, wurde er noch einmal, einen Augenblick lang, Dichter. Er nahm die poetischen, lied- oder hymnenartigen Entwürfe aus der Zarathustrazeit wieder hervor, erfand einiges hinzu, stellte das Heft zusammen, nannte es „Dionysos-Dithyramben" und schrieb auf die Innenseite des Umschlags: „Dies sind die Lieder Zarathustras, welche er sich selber zusang, daß er seine letzte Einsamkeit ertrüge."

Zehn Jahre dahin —,
kein Tropfen erreichte mich,

kein feuchter Wind, kein Tau der Liebe
— ein regenloſes Land . . .
Meine Seele,
unerſättlich mit ihrer Zunge,
an alle guten und ſchlimmen Dinge hat ſie ſchon geleckt,
in jede Tiefe tauchte ſie hinab.
Aber immer gleich dem Korke,
immer ſchwimmt ſie wieder obenauf,
ſie gaukelt wie Öl über braune Meere:
dieſer Seele halber heißt man mich den Glücklichen.
Wer ſind mir Vater und Mutter?
Prinz Überfluß und das ſtille Lachen!
Iſt nicht mir Vater Prinz Überfluß
und Mutter das ſtille Lachen? . . .
— Still!
Eine Wahrheit wandelt über mir
einer Wolke gleich, —
mit unſichtbaren Blitzen trifft ſie mich.
Auf breiten langſamen Treppen
ſteigt ihr Glück zu mir:
komm, komm, geliebte Wahrheit! . . .
— Still! Meine Wahrheit redet! . . .
Zu reich biſt du,
du Verderber vieler!
Zu viele machſt du neidiſch,
zu viele machſt du arm . . .
Niemand dankt dir mehr.
Du aber dankſt jedem,
der von dir nimmt:
daran erkenne ich dich,
du Überreicher,
du Ärmſter aller Reichen!
Du opferſt dich, dich quält dein Reichtum —,
du gibſt dich ab,
du ſchonſt dich nicht, du liebſt dich nicht:
die große Qual zwingt dich allezeit,
die Qual übervoller Scheuern, übervollen Herzens —
aber niemand dankt dir mehr . .

(Aus: „Von der Armut des Reichſten")

Einſam!
Wer wagte es auch,
hier Gaſt zu ſein,
dir Gaſt zu ſein? . . .
Ein Raubvogel vielleicht:
der hängt ſich wohl
dem ſtandhaften Dulder
ſchadenfroh ins Haar,
mit irrem Gelächter,
einem Raubvogelgelächter . . .

Wozu so standhaft?
höhnt er grausam:
man muß Flügel haben, wenn man den Abgrund liebt . . .
man muß nicht hängen bleiben,
wie du, Gehenkter! —
Oh Zarathustra,
grausamster Nimrod!
Jüngst Jäger noch Gottes,
das Fangnetz aller Tugend,
der Pfeil des Bösen! —
Jetzt —
von dir selber erjagt,
deine eigene Beute,
in dich selber eingebohrt . . .
Jetzt —
einsam mit dir,
zwiesam im eignen Wissen,
zwischen hundert Spiegeln
vor dir selber falsch,
zwischen hundert Erinnerungen
ungewiß,
an jeder Wunde müd,
an jedem Froste kalt,
in eigenen Stricken gewürgt,
Selbstkenner!
Selbsthenker!
Was bandest du dich
mit dem Strick deiner Weisheit?
Was lockte st du dich
ins Paradies der alten Schlange?
Was schlichst du dich ein
in dich — in dich? . . .
Ein Kranker nun,
der an Schlangengift krank ist;
ein Gefangener nun,
der das härteste Los zog:
im eignen Schachte
gebückt arbeitend,
in sich selber eingehöhlt,
dich selber angrabend,
unbehilflich,
steif,
ein Leichnam —,
von hundert Lasten übertürmt,
von dir überlastet,
ein Wissender! . . .
Du suchtest die schwerste Last:
da fandest du dich —,
du wirfst dich nicht ab von dir . . .
Lauernd,

„Man muß Flügel haben, wenn man den Abgrund liebt"

kauernd,
einer, der schon nicht mehr aufrecht steht!
Du verwächst mir noch mit deinem Grabe,
„Verwachsener Geist! Und jüngst noch so stolz"
verwachsener Geist! . . .
Und jüngst noch so stolz,
auf allen Stelzen deines Stolzes!
Jüngst noch der Einsiedler ohne Gott,
der Zweisiedler mit dem Teufel,
der scharlachne Prinz jedes Übermuts! . . .
Jetzt —
zwischen zwei Nichtse
eingekrümmt,
ein Fragezeichen,
ein müdes Rätsel —
ein Rätsel für Raubvögel . . .
— sie werden dich schon „lösen",
sie hungern schon nach deiner „Lösung",
sie flattern schon um dich, ihr Rätsel,
um dich, Gehenkter! . . .

(Aus: „Zwischen Raubvögeln")

Von seinem Ecce homo meinte Nietzsche, er habe mit einem Zynismus ohnegleichen sich selbst erzählt; in den eben mitgeteilten Liedpartien spricht sich eine Selbsterkenntnis aus, die verdient, weltgeschichtlich zu werden. Wer sich so rücksichtslos alles eingesteht, was ihm auch vom strengsten Richter zur Last gelegt werden könnte, der schlägt unbewußt das verdammende Urteil nieder und sichert sich bei der Nachwelt volle Absolution und Amnestie. Der Lohn für diese unvergleichliche Ehrlichkeit hat nicht auf sich warten lassen. Mit dem vollen Bewußtsein, wieviel Verhängnis auf alle Fälle und für alle Zeiten an seinem Namen haften werde, verband sich ihm ein gutes und ruhiges Gewissen. Er wollte das alles getan haben und stand dazu mit frohem Mute. „Im echten Manne ist ein Kind versteckt: das will spielen" — heißt es im Zarathustra. In Nietzsche kam das Kind zum Vorschein, als der Mann in ihm zusammenbrach. Statt von Gewissensbissen gepeinigt, von Furien und Mänaden verfolgt zu sein, kommt es über ihn wie Händefalten, wie ein Abendgebet über Kinderlippen.

Nietzsches kindlich gutes Gewissen

Die Sonne sinkt.
Nicht lange durstest du noch,
verbranntes Herz!
Verheißung ist in der Luft,
aus unbekannten Mündern bläst mich's an,
— die große Kühle kommt . . .
Meine Sonne stand heiß über mir im Mittage:

ſeid mir gegrüßt, daß ihr kommt,
ihr plötzlichen Winde,
ihr kühlen Geiſter des Nachmittags!
Die Luft geht fremd und rein.
Schielt nicht mit ſchiefem
Verführerblick
die Nacht mich an? . . .
Bleib ſtark, mein tapfres Herz!
Frag nicht: warum? —

Tag meines Lebens!
die Sonne ſinkt.
Schon ſteht die glatte
Flut vergüldet.
Warm atmet der Fels:
ſchlief wohl zu Mittag
das Glück auf ihm ſeinen Mittagsſchlaf?
In grünen Lichtern
ſpielt Glück noch der braune Abgrund herauf.
Tag meines Lebens!
gen Abend geht's!
Schon glüht dein Auge
halbgebrochen,
ſchon quillt deines Taus
Tränengeträufel,
ſchon läuft ſtill über weiße Meere
deiner Liebe Purpur,
deine letzte zögernde Seligkeit . . .

Die poetiſche Umſchreibung der Euphorie

Heiterkeit, güldene, komm!
du des Todes
heimlichſter, ſüßeſter Vorgenuß!
— Lief ich zu raſch meines Wegs?
Jetzt erſt, wo der Fuß müde ward,
holt dein Blick mich noch ein,
holt dein Glück mich noch ein.
Rings nur Welle und Spiel.
Was je ſchwer war,
ſank in blaue Vergeſſenheit,
müßig ſteht nun mein Kahn.
Sturm und Fahrt — wie verlernt' er das!
Wunſch und Hoffen ertrank,
glatt liegt Seele und Meer.
Siebente Einſamkeit!
Nie empfand ich
näher mir ſüße Sicherheit,
wärmer der Sonne Blick.
— Glüht nicht das Eis meiner Gipfel noch?
Silbern, leicht, ein Fiſch,
ſchwimmt nun mein Nachen hinaus . . .

Sollte noch ein Zweifel obgewaltet haben, ob nicht Nietzsche dadurch, daß er auf Religion verzichtete, sich um den erhebenden Genuß des Allgefühls, um die Seligkeit des Eingehens in ein stilles und friedliches Himmelreich gebracht habe — diesem Gedichte muß ein solcher Zweifel weichen! Sein gefürchteter Radikalismus besteht nicht restlos aus Donner und Wut und Krampf; er besitzt auch seine Sonntagsgüte. Die vollendete Verdiesseitigung, die Nietzsche in seinem System anstrebt, verschafft dem Menschen das höchste Vollgefühl und auch die Wonnen der Religion, aber freilich nicht mit den Mitteln der Religion, also ohne jedes Abhängigkeitsgefühl. In diesem Kunststück, ohne ein Zugeständnis selbst nicht an den Pantheismus, die Natur des Menschen doch nicht um das Glück der Gottesweite haben verarmen zu lassen, gipfelt Nietzsches philosophische Meisterschaft. Abschließend ist hierüber zu sagen: der Mensch von Nietzsches Art ist im Stadium der Ruhe und des seelischen Gleichgewichts frei von jedem Gott, aber auch frei von jeder Gottesfeindschaft. Nietzsche war sich genau bewußt, daß seine geistigen Vorfahren, auf deren Schultern er nun stand, zu einem guten Teil Religionsmänner waren. Er hat auch anerkannt, das Christentum sei jeden Augenblick noch möglich, aber freilich nur als privateste Daseinsform von Sonderlingen, als eine Praxis, nicht als eine Lehre. Infolgedessen verstößt es nicht einmal gegen seinen Sinn, in der christlichen Herzensgesinnung von kärglich gebildeten und kleinen Leuten sogar eine Kulturstufe anzuerkennen. Aber an die Spitze aller Kultur gehört fortan der zugleich enttierte und zugleich entgottete Mensch, der frei und unabhängig nur auf sich selber steht.

Diesem Vorsatz Nietzsches kommt eine ungeheure Bedeutung zu. Die letzte Spur einer geistigen Unterwerfung unter eine außermenschliche Machtsphäre ist mit ihm getilgt ohne geistige Verarmung, vielmehr mit der Folge, nun erst Welt und Leben reicher, größer und heller zu finden, als je zuvor. Das ihn als Denker persönlich kennzeichnende Merkmal ist der Anspruch, höchste Idealität, stärkstes vollkommenstes Menschentum stehe grundsätzlich eine Stufe höher als auch die geistigste und vollkommenste Religiosität, deren relativen Wert er nicht bestritt und die er, wenn als zugestandenes Vorurteil aufgefaßt, als Halbstufe sogar gut hieß. Das ist sein abgründiger Unterschied von allem Materialismus, der den Glauben als etwas Falsches unterbot, wäh-

rend Nietzsche ihn überbietet und in sich verschlingt. Das in die Ferne Wirkende an ihm, auf das es ihm ankam, war dieses Nicht-mehr-Religiöse, von ihm selber als antireligiös empfunden und hervorgehoben — als sein eigentlichstes Kennzeichen, für das er Jünger finden wollte, unbekümmert, mit einem solchen Streben selber im Rahmen des Religiösen zu bleiben — nur bestrebt, den Menschen nun einmal von Grund aus aufzuhelfen. So lernen denn die sich modern dünkenden gebildeten Europäer in Nietzsches Schriften die Möglichkeit einer Befreiung kennen, ohne vor der Wahl zu stehen, mit der Preisgabe der Religion dem Skeptizismus oder Materialismus zu verfallen. Nämlich: die bis jetzt bekannte freie Idealität war die bewußte, sokratische der vernünftigen Aufklärung, die sich nur gegen Priesterherrschaft und Kirche richtet, sonst aber sich als flottante, unverbindliche Religiosität darstellt. Die bis jetzt unbekannte, von Nietzsche erlebte und offenbarte neue Idealität ist die instinktive, dionysische der sinnlichen Aufklärung, die auch eine noch so dehnbare und verdünnte Religiosität und einen noch so entmaterialisierten, gnostisch vergeistigten Christus für verfeinerten Obskurantismus hält. Wie hätte Nietzsches notorische Scheu, bei andern etwas zu zerstören, einen Sinn, wenn er wirklich beabsichtigte, das Zerstörte irgendwie zu ersetzen, es neu auf- und einzurichten? Nein, er wußte: was mein Hammer in Stücke schlägt, wird niemals wieder ganz.

Nietzsches Großtat als Denker ist es, ohne Vorwissen, daß er selbst im Jugendalter des künstlerischen Impressionismus wirkte, die Philosophie des Impressionismus ins Leben gerufen zu haben. Sie besteht darin, daß die Du-sollst-Fessel uns nicht länger in eine Pauschalverpflichtung auf das ganze Leben einspannt, weil fortan die Moralität sich auf eine viel feinere und verbindlichere Weise aus der Kette der frei getroffenen, momentanen Entscheidungen zusammenzusetzen hat. Diese Erkenntnis wirkt auf den ihr zugänglich Gewordenen nicht als theoretische Formel, sondern eher wie eine Art Ordensgelübde, so daß man als Wirkung von Nietzsches System ein ergriffenes Bekenntnis zu gewärtigen hat — etwa des Inhaltes:

Friedrich Nietzsche!

Du hast uns von der „Besonnenheit" erlöst! Du hast uns von der „Harmonie" erlöst! Du hast aus dem Pulsschlag des kreisen-

den Blutes unser Gewissen geschaffen! Alle vor dir bekommen etwas Altmeisterliches, Grabkühles, historisch Abgerücktes im Vergleiche zu deiner springenden, ungezügelten, herrlichen Impression Und wenn du darüber dich selber in Fetzen gerissen hast, — aus deinem jubelnden Ernste erspießt uns der Zusammenschluß aller menschlichen Kräfte und Mächte zu einem riesenhaften Welt- und Allgefühl, und die Liebe zur Wahrheit gedeiht uns zu einer gefährlichen und zauberhaften Lebenskünstlerschaft!

II. Der Zusammenbruch

1. Die Bedeutung der Krankheit für das Werk

em Überblick über Nietzsches Werk hat noch eine ernsthafte Erörterung zu folgen, inwieweit das Pathologische bei Nietzsche beim Urteil über ihn mitzusprechen hat. Man pflegt sich mit der Praktik auszuhelfen, das Geistreiche und Gefällige an ihm gut zu heißen und das Übertriebene als krankhaft abzutun.

Dennoch ist nichts verkehrter, als wenn man nun meint, diese Verdünnung nach Belieben vornehmen und sich die Mischung gerade so herstellen zu können, wie sie am besten mundet. Es gehört zu dem sehr vielen Guten in der kleinen Studie von Ferdinand Tönnies („Der Nietzsche-Kultus. Eine Kritik." Leipzig 1897), daß er einer beliebig opportunistischen Abschwächung von Nietzsches letzten Theorien zugunsten ihrer dadurch zu erzielenden Brauchbarkeit widerspricht. So hatte Kurt Breysig (in Schmollers Jahrbuch XX, S. 4) bemerkt: „Wieviel die voraufgehenden Ausführungen dem gemäßigteren Teil der Erörterungen Nietzsches verdanken, ist kaum nötig hervorzuheben." Dagegen wendet sich Tönnies (S. 89): „Ich behaupte, daß der ganze Wert des ‚Antichrist', wenn ihm ein Wort zukommt, in seiner Maßlosigkeit liegt: die Karikatur ergibt, mit Geist verfertigt, ein Porträt, dessen Züge sich ausnehmend scharf einprägen." In der Tat muß man, wenn ich den Ausdruck wagen darf, genügend Humor besitzen, um in Nietzsches letzten Schriften überhaupt die übertrieben verbogene und ausspringende Linienführung, die vor allem auf Wiedergabe der Buckel und Kröpfe erpichte Charakteristik, mit einem Worte die Kunst der Karikatur zu würdigen. Er, dessen fortschreitende Erkenntnis gegen das Weltbild oft genug

Der Wert der Karikatur

Clownsgelüste empfand, so sehr, daß er sich selber später nur noch als Possenreißer der Ewigkeit vorkam, er führt einen spöttischen Griffel, sobald es sich darum handelt, Geschichte zu zeichnen: „Die pathologische Bedingtheit seiner Optik macht aus dem Überzeugten den Fanatiker — Savonarola, Luther, Rousseau, Robespierre, Saint-Simon —, den Gegensatz-Typus des starken, des freigewordenen Geistes. Aber die große Attitüde dieser kranken Geister, dieser Epileptiker des Begriffs, wirkt auf die große Masse, — die Fanatiker sind pittoresk, die Menschheit sieht Gebärden lieber, als daß sie Gründe hört . . ." („Antichrist" 54, Ende.) Auch Nietzsche wurde zum Artisten der Unnatur. Schon aus Anlaß des Zarathustra wurde die Frage laut, ob nicht die Fähigkeit der Satire in dem dichten Bündel seiner Begabungen die bedeutendste gewesen ist. Mit seinem bewußten Verzicht auf eine weitere Betätigung der ihm möglichen Künstlerschaft ging der Spottvogel in ihm zu Tätlichkeiten über; sein Witz wurde zur Insulte, sein Geist zur Sottise. Legt man sich auf diese Weise die Herkunft seiner Maßlosigkeit zurecht — als Narrenpritsche, die im aufwallenden Zorne wie eine Geißel zur Züchtigung mißbraucht wird — so wird man sich nicht gänzlich blind verhalten können für den letzten Rest Wahrheit, für die nicht völlig ausgelöschte Spur Weisheit selbst bei dem ins Rasen geratenen Nietzsche. Was wir als unmögliche Karikatur an ihm empfinden, ist beileibe nicht ein sinnloses Hinundher-Taumeln der lallenden Zunge, der zitternden Hand. Es herrscht vollkommene Sicherheit in diesem Wahnwitz und ist also das Gegenteil von Wahnwitz. Wohl schießt der letzte Nietzsche gewaltig übers Ziel hinaus; aber er hält dabei die Richtung ein und läßt sich von Gesetzen leiten. Nur den besten Zeichnern glücken Karikaturen. Nietzsches Verzeichnungen beruhen auf einer haarscharf und optisch durchaus richtig aufgenommenen Ansicht der Dinge. Er hat, wie die Gelehrsamkeit, so die Literatur zum Teufel gejagt und sich mit dem Leben selber eingelassen — à corps perdu. Was dabei herauskommt, ist das Zerrbild der keck verschrumpften oder frech auseinandergezogenen Perspektive, eine Aufspeicherung von äußersten Folgerungen, eine Akkumulation von dichtesten Konzentrationen.

Die Narrenpritsche als Geißel

Die unvermeidliche Wirkung eines so gearteten Werkes ist natürlich Verblüffung, Befremden, Abscheu. Ist überhaupt kein Verständnis da — gut, dann wirft man das Buch in die Ecke, kehrt dem Verfasser den Rücken, macht seiner Erbitterung so

oder anders Luft, und der Fall Nietzsche ist erledigt. Ist jedoch Verständnis da, so braucht es sich noch lange nicht als Zustimmung zu Nietzsches Ansichten zu äußern; Leser, wie man sie Nietzsche wünschen muß, werden keineswegs Ja und Amen sagen, wohl aber werden sie ergriffen sein von einer tiefen Unzufriedenheit mit den gegenwärtig gültigen Ansichten und Zuständen. Nietzsches Bejahung des Lebens fordert Verneinung des jetzigen Pseudolebens, das in seinen Augen Nihilismus ist. Die Zukunftswahrheiten kann er nur auf einen faßbaren Ausdruck bringen in ihrer Bezogenheit auf die Gegenwartswahrheiten — als deren Negation: so wird er Immoralist, so Antichrist. Deshalb auf einen Kannibalen und Tempelschänder zu schließen, ist ganz verkehrt; er ist hilflos, sich anders verständlich zu machen, als einstweilen nur erst durch den rohen, plumpen Gegensatz. „Jetzt sehen wir im Spiegel nur dunkle Umrisse, dereinst aber geht es von Angesicht zu Angesicht" (1. Kor. 13, 12 nach Weizsäcker). — Man darf es verantworten, die Bibel nun auch einmal im Ernste für ihn heranzuziehen, gegen die er vor keiner Travestie zurückschreckte. Die Hochspannung seiner Umwertungsgefühle, in ihrer Wucht und Unzugänglichkeit für Gegenbeweise, kann nur noch den brennenden Parusiehoffnungen des Urchristentums auf die Wiederkunft des Menschensohnes in den Wolken des Himmels an die Seite gestellt werden. So ist er auch, Hand in Hand mit der Energie einer solchen Besessenheit, zum Zungenredner geworden. Mein Gott, wie sollte er sich ausdrücken? Woher die Worte nehmen, woher die Begriffe und Vorstellungen? Er sieht sich völlig um jedes ebenbürtige Mittel beraubt, die Umwertung wirklich ins Leben zu rufen. Er kann nicht Hand anlegen, und so tut er eben das einzige, was ihm übrig bleibt: er schreit und stampft und ballt die Fäuste; mit einem Wort, er verfällt in die tragische Gebärde. Aus ihr erklärt sich am letzten Nietzsche alles von selbst, für seine Feinde in gleichem Maße wie für seine Freunde, die sich ja beide nur dadurch voneinander unterscheiden, daß die einen in dieser Tragik etwas Morsches und Übles, die andern etwas Starkes und Großes sehen. Auch für seine Verehrer darf Nietzsche nicht Vorbild zum Zwecke blinder Nachahmung werden; wenn er so wirkt, wie er zu wirken wünschte, so wirkt er als Bild, als Verkörperung mit dem ganzen erschütternden und Andacht erweckenden Zauber der Ecce homo-Stimmung, als der Anblick eines Menschheitsvertreters, an dem das Leben das Exempel aller

Das Pseudoleben der Gegenwart

Nietzsche als pittoresker Mensch

seiner Gefahren, aber auch aller seiner Kräfte statuiert hat. Darin ist der (deshalb vielleicht zweifelhafte) Grund für den starken und frühen Aufgang seines Ruhms recht eigentlich zu sehen. „Die Fanatiker sind pittoresk, die Menschheit sieht Gebärden lieber, als daß sie Gründe hört —" wie sehr trifft diese Erkenntnis auf ihn selber zu, treffender als jede andere. Dies freilich zur Selbsterkenntnis zu erheben, dazu war er als Fanatiker zu echt, d. h. zu sehr ohne Ahnung, wie sehr er es war. Im Ecce homo sagt er aus bestem Treu und Glauben (Biographie II, S. 195): „Umsonst, daß man in meinem Wesen einen Zug von Fanatismus sucht. Man wird mir aus keinem Augenblick meines Lebens irgendeine anmaßliche oder pathetische Haltung nachweisen können. Das Pathos der Attitüde gehört nicht zur Größe; wer Attitüden überhaupt nötig hat, ist falsch. — Vorsicht vor allen pittoresken Menschen! — Das Leben ist mir leicht geworden, am leichtesten, wenn es das Schwerste von mir verlangte . . . Ich kenne keine andere Art, mit großen Aufgaben zu verkehren, als das Spiel: dies ist, als ein Anzeichen der Größe, eine wesentliche Voraussetzung. Der geringste Zwang, die düstre Miene, irgend ein harter Ton im Halse sind alles Einwände gegen einen Menschen, um wie viel mehr gegen sein Werk! — Man darf keine Nerven haben. —"

Daß sich Nietzsche in seiner letzten Schaffensperiode manchmal ins Hanebüchene vergröbert hat und daß selbst die artistische Überfeinerung des sprachlichen Ausdrucks, mit der er sich auf sein Ende hin so sehr brüstete, nur ein Mittel zu dieser seiner Vergröberung als Denker war, muß jede unvoreingenommene und ahnungslose Lektüre seiner Schriften lehren. Nun haben wir versucht, in dieser Vergröberung den ausgeprägten Willen zur Taktik nachzuweisen, damit in Zukunft in seinem Furore nicht länger der eisenharte Fanatismus verkannt werde, der allein das Fundament für eine neue Kulturepoche zu legen stark genug ist. Es ist aber klar, daß Nietzsche der Menschheit diesen Heraklesdienst nur dann geleistet haben kann, wenn er im Grunde seiner Natur kerngesund geblieben ist. Noch lastet das Vorurteil auf seinem Werke, eben der innerste Kern seines Wesens sei wurmstichig und von der Krankheit, der psychischen oder physischen, zerfressen. Diesem Philisterruf ein wissenschaftliches Mäntelchen umgehängt zu haben, bleibt an dem psychiatrischen Aufklärungsdienst eines Möbius kleben, und je mehr die Liebe zu Nietzsche und das Verständnis

für ihn wächst, wird man doktrinäre Anmaßungen von dieser Tragweite tiefer hängen. Bereits hat ein schwedischer Arzt, Dr. P. Bjerre, in einer Studie „Der geniale Wahnsinn" gegen die Verwertung des Pathologischen für die Beurteilung des Philosophen und seiner Werke scharf Front gemacht: die Krankheit sei ein Gesichtspunkt des Arztes, das Leben rechne mit andern Werten. „Ein genialer Mensch", sagt Bjerre (S. 22), „kann ebenso deprimiert und gehemmt scheinen, wie irgend ein Irrenhauspatient — er muß doch für gesund gehalten werden, wenn tief unten in seiner Seele eine Kraft glimmt, die über kurz oder lang zum Ausdrucke kommen muß, und die in der Tat ein latentes Gegengewicht für seine Depression darstellt. Wenn ein armer Teufel, der im Garten des Irrenhauses herumgeht, behauptet, er sei das Licht der Welt, so ist er verrückt, — während Christus, als er in ähnlicher Form dasselbe sagte, nicht geisteskrank war. Bei jenem gibt es kein Gleichgewicht zwischen dem Selbstgefühl und der äußeren Wirklichkeit; — bei diesem hingegen war dieses Gleichgewicht vorhanden, obgleich dies niemand während seines Lebens einsehen konnte. Man muß also mit ganz anderen Werten rechnen, wenn man von dem Gleichgewicht, von der seelischen Gesundheit, eines genialen Mannes redet, als wenn man über diese im allgemeinen diskutiert. Dasselbe gilt nun aber auch in anderer als der eben erwähnten Beziehung. Damit ein Durchschnittsmensch für seelisch gesund gehalten werde, fordert man nicht nur inneres Gleichgewicht bei ihm, sondern dieses muß auch einigermaßen stabil sein: — seine Gefühle dürfen sich nicht in beständigem und starkem Wechsel bewegen, seine Ideen dürfen seiner Umgebung nicht allzu wunderlich erscheinen. Bei produktiven Menschen ist das Gleichgewicht von Natur mehr labil, und es muß so sein. Ihre Gefühle werden leichter in Bewegung gesetzt und gehen stets ins Extrem; ihre intellektuellen Fähigkeiten schwellen leichter an und nehmen abnorme Proportionen und Formen an. Das Schaffen verlangt notwendigerweise diese Labilität; es ist seinem Wesen nach ein Freimachen innerer Kräfte, und dieses ist nur möglich, wenn diese Kräfte nicht in einer stabilen Gleichgewichtslage gefesselt sind. Da diese Labilität also eine notwendige Bedingung der genialen Begabung ist, so darf man sie offenbar unter keinen Umständen für etwas Krankhaftes halten — wie ausgeprägt sie bei einem genialen Manne auch sein mag."

Darf man also von keinem einzigen Buche Nietzsches sagen, es sei verrückt und von der Gehirnkrankheit seines Verfassers gebrandmarkt und entwertet, so muß freilich eine solche deutliche Sicherstellung von Nietzsches Produktion durch eine Gegenbetrachtung ergänzt werden. Es ist klar, daß mittelbar, aber eben nur mittelbar, die gesundheitliche Verfassung des Schriftstellers den Charakter seiner Werke beeinflußt hat. Nietzsche war einer Krankheit verfallen, die zunehmend um sich griff. Diese Krankheit umdrängte sein geistiges Lebensgebiet von allen Seiten und stieg langsam, aber unaufhaltsam dem Gipfel zu. Die elementare Sintflut der Zerstörung drängte die produktive Betätigung auf ein immer engeres Revier zusammen, aber zugleich wurden alle Triebe und Instinkte, auch die früher in der Tiefe hausenden, aufgescheucht und bergan gejagt. Die Todesangst, vor der Vernichtung flüchten zu müssen, und die Lebenswonne, trotzdem immer noch nicht untergegangen zu sein, fixierten schließlich den seelischen Zustand Nietzsches zur andauernden Exaltation. Jubel aus Verzweiflung — das ist die Stimmung, die in seinen letzten Schriften zum Ausdruck gelangt, so daß diese natürlich keineswegs normal, aber mit noch weit geringerem Recht wahnsinnig zu heißen wären. Vielmehr erfüllen sie in Wirklichkeit und an Nietzsches lebendigem Leibe jenen Zustand der tragischen Erkenntnis, den er von allem Anfang an für den neuen Philosophen gefordert hat. Bjerre schildert (S. 53—57) den pathologischen Befund als etwas Hoffnungsloses: „Nietzsche selbst hatte keine Ahnung von der Krankheit, die sein Inneres verheerte; erst als das Werk ihrer Zerstörung schon weit vorgeschritten war, wurde er ihrer gewahr. Er fühlte aber und verstand die Bedeutung und die Wirkung des Fremden. Für ihn waren die paralytischen Rauschzustände die höchste Inspiration, und er gewann einen Glauben an das, was er während dieser Zustände hervorbrachte, der alles andere überstieg. Am Ende hatte er das Gefühl, daß er im Begriffe war, zu der romantischen Auffassung zurückzukehren, daß alles was im dichterischen Rausch erzeugt wird, von höherem Werte sei als die Früchte klaren und zielbewußten Denkens. Er schätzte die Krankheit, nicht nur weil die Rauschzustände ihm Werke schenkten, die, er fühlte es, alles übertrafen, was bis zu der Zeit in germanischen Sprachen geschrieben worden war, sondern auch weil er fühlte — wie er ‚freier und stärker aus jedem Bade des Schmerzes' stieg. Er betrachtete es sogar

als ein Ideal für den Menschen der Zukunft, ‚stets niedergebrochen werden zu können, und ebenso oft sich wieder aufzurichten'. Je weiter der Blödsinn fortschritt, desto höher schätzte er die Rauschzustände, die ihm der Gegensatz der Blödheit zu sein schienen. Er konnte sich aber nicht völlig in diesem beständigen Schwanken zwischen Extremen zurechtfinden. Er hoffte, oder vielmehr, er zwang sich, so lange wie möglich zu glauben, daß er jenseits des Fegefeuers eine Welt des Lichtes und der Lebensfülle doch am Ende erreichen würde. Er fühlte, daß seine Persönlichkeit sich frei zu machen strebte, und er sah diese ganze Welt von Gedanken, die frei aus seiner Seele hervorströmten — er erwartete stets das Gefühl der Befreiung — und dieses Gefühl würde er nicht eher erreichen als bis es ihm gelingen würde, ‚seine letzte Tiefe' aus seinem Innern hinauszuwälzen. Seine letzte Tiefe aber, das war eben die große Finsternis: — die Welt, aus der er sich nicht mehr erheben konnte, obgleich er alle seine Kräfte sammelte — in der alles seinen Stempel trug, und er selbst zerflossen und zu nichts verstoben war — die Welt, in der er frei war, denn es gab in ihr nichts, das ihn band — in der er zur höchsten Weisheit gelangt war, denn dort gab es nicht mehr Fragen ohne Antwort — in der aller Kampf zu Ende war — in der nichts mehr zu erstreben war — in der nichts war. — Man wird aufs tiefste ergriffen, wenn man liest, was Nietzsche während der erwähnten paralytischen Dämmerungszustände seines Geistes geschrieben hat. Man hört da seine ursprüngliche Persönlichkeit, die sich siegreich ihren Weg bahnt und etwas allem Unähnliches schafft; — und zu gleicher Zeit hört man wie der Wahnsinn ihn wie ein heulendes, wildes Tier übertönt. Dies empfindet man besonders im letzten Teil des ‚Zarathustra'. Das Kapitel: ‚Unter Töchtern der Wüste' enthält den letzten Akt des schauerlichen Trauerspieles, in wenige Worte zusammengepreßt. Es wird dort erzählt, daß Zarathustra zu singen anfängt, aber ‚mit einer Art Gebrüll': — ‚Die Wüste wächst: weh dem, der Wüsten birgt.'" — Dieser Gesichtspunkt, Nietzsche habe seine Vernichtung in sich herumgetragen, muß in seiner ganzen Breite anerkannt und darf nicht durch jenen ebenfalls richtigen, aber in seiner Bedeutung viel enger umschriebenen Teilgesichtspunkt beeinträchtigt werden, wonach Nietzsche — tatsächlich — seine Krankheit als ein Mittel zu seiner inneren Befreiung verwendet hat. Nietzsche hat seine Krankheit benützt,

um sich von der Philosophie freizumachen, das war aber ein trauriger Zufall. Als Gesunder hätte er sich doch wohl erst recht von einem Lehrstuhl freigemacht, der ihm nicht paßte. Die Krankheit hat Nietzsche jedenfalls ebensosehr verhindert, seiner philosophischen Arbeit die Kräfte zu widmen, deren sie bedurfte, als daß sie ihn anspornte, alle verfügbare Kraft mit gesteigerter Energie aufzubieten. Die Krankheit legte ihn vor allem auch lahm für die gründliche Durchführung seiner neuen Aufgaben durch methodische Aneignung der notwendigen naturwissenschaftlichen, soziologischen und auch historischen Kenntnisse. Würde man Peter Gasts Meinung, erst die Krankheit habe Nietzsche freigemacht, nicht auf die ihr allein zukommende, nur partielle Richtigkeit beschränken, sondern ihr die universale Wahrheit eines biographischen Grundsatzes zugestehen, so würde man sich, im Sinne Nietzsches, eines „Verbrechens" schuldig machen, dem „christlichen Verbrechen" gleich. Der Ansicht zu sein, Nietzsches Krankheit habe ihn zur höchsten Weltansicht befähigt, ist ebenso „unanständig" wie „noch ein Christ zu sein". Nehmen wir bei Nietzsche, was er geleistet hat, ganz abgesehen von Krankheit und Gesundheit, so kommen wir sicherlich für ihn am weitesten und bringen uns nicht in die Lage, unsere Gesundheit und den Ruf der Gesundheit verderben zu müssen, um es Nietzsche gleichzutun und so hoch zu kommen wie er. Nicht zu vergessen Nietzsches Ansicht, Pascal sei durch das Christentum physisch ruiniert worden und er selbst werde sich durch Rückkehr zur Natur von der Krankheit befreien! Diese Illusion hat Nietzsche sicher wertvolle Dienste geleistet. In der Tat liegen bei ihm Krankheit und Illusion kreuzweise übereinander — auch nur wieder ein Beweis für Nietzsches Meinung von der lebenfördernden Macht der Irrtümer. Es war dies bei Nietzsche ein Glaube, oder, noch besser, wie er sagen würde, eine instinktive, eine dionysische Vorsicht.

Nietzsches Besonnenheit

Nietzsche ist bis zu seinem Wahnsinn, und sogar noch in diesen hinein bis zur vollständigen Einschrumpfung seiner Gehirntätigkeit, niemals völlig von Besonnenheit verlassen gewesen. Ein wichtiges Zeugnis dafür ist eine Äußerung Rohdes, die Crusius (S. 114) mitteilt: „Von Störung seiner Vernunft ist (Frühjahr 1880) nicht die entfernteste Spur; aus dem ‚Wanderer und sein Schatten' redet ein Mensch, der ‚die Welt nur noch mit den Augen seines Geistes sehen kann, aber an Tiefe, Feinheit, Klarheit und Beson-

nenheit (soweit seine stets stark einseitige Weise das zuläßt) immer nur noch gewonnen hat seit seinen Jugendschriften'." Overbeck erkundigte sich einmal bei Peter Gast, ob er bei Nietzsche Spuren davon wahrgenommen hätte, als habe er seinen Wahnsinn vorausgeahnt,

Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom 27. Mai 1908 ist hier der Text gekürzt worden

Depressionszustände und Emotionsschwankungen

Danach wäre Nietzsche in der Tat von Ahnungen, er möchte dem Irrsinn verfallen, gepeinigt worden, aber nicht unter Begleitumständen, die für andere irgendwie als ausgesprochene Vorboten des Wahnwitzes aufzufassen waren. Die Andeutungen dieses eingeweihtesten Augenzeugen, für den sich Gast in diesem Punkte hält, melden keinerlei Ursache, wonach damals vorgreifend an der Richtigkeit von Nietzsches Verstand zu zweifeln war; es handelte sich dabei ausschließlich um die Depressionstiefstände in Nietzsches Seele, die durch die Emotionsschwankungen des Schaffenden, sowie durch die jähen Gesundheitsabstürze genügend erklärt schienen und also keinerlei Veranlassung boten, eine lokale Gehirnaffektion zu befürchten. Umgekehrt reichen die Ansätze zum Fanatismus zurück in seine Anfangszeit. Der unverdächtigste Zeuge hierfür ist er selbst. Im Jahre 1880, als sein Leben auch äußerlich jede Gebundenheit abstreifte und in uneingeschränkte Selbstbestimmung überging, demselben Jahre, da Rohde seine Besonnenheit lobte, gestand er sich selbst (Nachlaßband XI, S. 408): „Als ich jüngst den Versuch machte, meine älteren Schriften, die ich vergessen hatte, kennen zu lernen, erschrak ich über ein gemeinsames Merkmal derselben: sie sprechen die Sprache des Fanatismus. Fast überall, wo in ihnen die Rede auf Andersdenkende kommt, macht sich jene blutige Art zu lästern und jene Begeisterung in der Bosheit bemerklich, welche die Abzeichen des Fanatismus sind, — häßliche Abzeichen, um derent-

willen ich diese Schriften zu Ende zu lesen nicht ausgehalten hätte, wäre der Verfasser mir nur etwas weniger bekannt gewesen. Der Fanatismus verdirbt den Charakter, den Geschmack und zuletzt auch die Gesundheit, und wer diesen dreien zugleich wieder von Grund aus aufhelfen will, muß sich auf eine langwierige Kur gefaßt machen." Dieses Selbstgeständnis wiegt schwer genug, um ihn auch als das ernst zu nehmen, was zu werden er verabscheute und was er dann doch geworden ist: der Fanatiker. Er, der mit der Sauberkeit, der geistigen wie der leiblichen, manchmal förmlich kokettierte, scheut sich nicht, das zu durchwaten, was ihm selbst als Sumpf und Kot erschienen war, ungeachtet, daß er damit sich und andere bespritzte. Gab es keinen andern Zugang zum Ziele, als diesen einen unsaubern — wohlan, nicht umsonst sollte er seinen Zarathustra mit dem Gelübde geschlossen haben: „Mein Leid und mein Mitleiden — was liegt daran! Trachte ich denn nach Glücke? Ich trachte nach meinem Werke!" Jetzt trat jene furchtbare Selbstüberwindung, mit der er sich und seinen Freunden so oft Grauen eingeflößt hatte, jetzt trat jener große Überdruß am Menschen, jener dreifache Ekel vor sich selbst und aller Welt in Tätigkeit. Er nahm gerade das auf sich, dessen er sich von früher her noch als einer Krankheit erinnerte. Er brachte jenes beste Erbteil, das er sich von seinen geliebten Griechen hätte sichern können, die Euphrosyne, zum Opfer. Er wußte — ich glaube bestimmt, er wußte es — daß er es dadurch mit dem Teuersten und Letzten verdarb, was ihm noch übrig geblieben war, mit dem bis dahin unerschütterten Vertrauen der drei oder vier Nächsten. Aber noch bestimmter wußte er — und wenn er zweifelte, so strengte er sich an und zwang sich zu dieser Bewußtheit —, daß all dieser Verfall und Untergang eben doch Genesung bedeutete, seine eigene und die Genesung von ganz Europa. Rohde hat später schaudernd gegen Overbeck von Nietzsche als von dem Laokoon gesprochen, der sich der Verstrickung durch die Schlange erwehrt habe, bis er von ihr erwürgt wurde. Das heißt auf deutsch und nicht im Bilde gesprochen: Nietzsche ist an Fanatismus zugrunde gegangen. Doch ist es sehr zweierlei, ob ich als ahnungsloser Wanderer aus dem Hinterhalt von dem Untier überfallen werde, oder ob ich es aus seinem Schlupfwinkel als sein Jäger aufstöre. Nietzsche war alles andere als ahnungslos; niemand wußte genauer Bescheid, wie es um ihn stand, als er selbst, aber er hat der Gefahr ins Auge

Selbstüberwindung und Ekel

Der heroische Wille zum Untergang

geschaut und seinen Untergang gewollt. Heldentum, Heldentum und abermals Heldentum, man kann es nicht genug wiederholen!

Der böse Schein ist es, den wir vor allem zu zerstören haben: daß nämlich an der unerhörten Maßlosigkeit Nietzsches in seinen letzten Schriften der aufsteigende Wahnsinn die Schuld trage. Verzeihlich war es ja, wenn während der Jahre, da Nietzsche noch im Wahnsinn unter uns Lebenden weilte, eine oberflächliche Beurteilung darüber nicht hinwegkam. Seit seinem Tode jedoch tritt die Geschichte in ihre Rechte. Der pure Anstand muß es heute verbieten, irgend etwas, das Nietzsche selber noch hat drucken lassen, als Ausgeburt eines kranken Gehirns zu erklären. Von einem Verrückten dürfen wir uns natürlich nicht leiten lassen — vor dieser Grenze der Selbstachtung müßte jede noch so stürmische Verehrung Halt machen. Aber Nietzsche war nicht verrückt bis zu den ersten Tagen des Jahres 1889 — die Anerkennung dieser Tatsache wird einfach zur Gewissenspflicht, sobald man die Aussagen der hierfür berufensten Zeugen ernst nimmt. Jede Verdächtigung in dieser Richtung, als sei der Schriftsteller jener durch keinerlei Lyrismus mehr gemilderten fanatischen Schriften nicht mehr Herr seiner selbst gewesen, hat fortan als Perfidie zu gelten. Wieder ist hier Rohde aufzurufen, wenn er sagt (bei Crusius, S. 168): „Gerade Nietzsches letzte Äußerungen geben am allerwenigsten die Vorstellung, daß dieser starke Verstand plötzlich zerbrechen könne; die Überspannung nach irgend einer Seite war man ja fast gewohnt an ihm. Wenn er etwa unklarer geworden wäre in seinem Denken und Darstellen, wie z. B. Hölderlin so deutlich in seinen letzten Produkten: aber im Gegenteil" — „es ist alles luzid bis ans Ende; aber das führt ja zur reinen Kannibalenmoral." Im Jahre 1888, dem letzten, das er mit wachen Sinnen durchlebte, erklimmt seine Schaffenskraft den obersten Gipfel. Alles andere als ein Abflauen, ein Verebben, vielmehr eine gewaltsame Steigerung, ein unaufhaltsames Emporstürmen. Seine Schreibseligkeit erweist sich, selbst an seiner eigenen ungewöhnlichen Fruchtbarkeit gemessen, als beispiellos. Die Anspannung seiner Elastizität erfolgt bis auf den äußersten möglichen Grad, bis unmittelbar vor dem jähen Zerreißen. Nur die abgelegensten Extreme sind ihm als Standpunkt überhaupt noch möglich; er ist auf die höchsten schwindelerregenden Gipfel hinaufgeflüchtet, weil für ihn alle andern bereits von der unaufhaltsam anschwellenden Sintflut verschlungen waren. Nun wird

Der fieberhafte Abschluß

überhaupt nur noch nach Jahrtausenden gemessen. Durch diese gefährliche Hochspannung seines Selbstbewußtseins wurden noch einmal seine Fähigkeiten so angespornt, daß sein Geist neben allerlei Abstrusem und Übertriebenem eben doch gerade in diesem Jahre noch von seinem Allerbesten hergegeben hat. Daraus erklärt sich die Plötzlichkeit der Katastrophe; die Freunde hatten bei allen zunehmenden Seltsamkeiten in Nietzsches Einsiedlerwesen doch keinerlei Ursache, ihn vom Wahnsinn bedroht zu glauben. Fernerstehende hatten dazu viel eher Veranlassung; sie griffen zu dem alten Mittel, etwas Unbequemes als verrückt und hirnverbrannt beiseite zu schieben. Die Freunde dagegen verführte ihr beständiges Bestreben, Nietzsche soviel wie nur möglich Verständnis entgegenzubringen, zu der größten Sorglosigkeit in Hinsicht auf eine pathologische Grundlage seiner Gedankenwelt. Ihre Befürchtung, die ihnen Nietzsches Gewaltsamkeit in der Behandlung seiner selbst immerhin weckte, richtete sich nicht auf die Möglichkeit ausbrechenden Wahnsinns, sondern auf die Angst, er möchte mit seiner Verherrlichung des freien Todes Ernst machen und sich selber ein Leides tun. Niemand von ihnen will sich erinnern können, daß Nietzsche selber ernsthaft sich von der Gefahr bedroht geglaubt habe, er könnte den Verstand verlieren. Hinterher tauchen nun aus den Briefbänden einzelne Anhaltspunkte dafür auf, daß sowohl Nietzsche selbst, als seinen Freunden doch gelegentlich Ahnungen dieser Art aufgestiegen sein mögen; aber es ist für Nietzsches Gesundheitskern und für den Glauben der Freunde an ihn bezeichnend, daß irgendeine Nachwirkung davon nicht aufkam. So hatte Rohde Overbeck die „Wiederkunft des Gleichen" bei der Bedeutung, die ihr Nietzsche zumaß, für eine einfach irrsinnige Anwandlung erklärt; aber derartige Bemerkungen gingen mit dem Augenblick, in dem sie entstanden, wieder unter über dem festen Vertrauen an Nietzsches gesunde Sinne und an die Widerstandskraft seines tapferen Geistes. Erst nach der Katastrophe erkannten sie zurückblickend den Zusammenhang zwischen Nietzsches Schaffensart und seiner Gehirnlähmung, in die sie ausmündete.

Die Ahnungslosigkeit der Freunde

Wo von Nietzsches Krankheit die Rede ist, soll man des standhaften Mutes nicht vergessen, mit der er sich der Versuchung erwehrte, sich selbst zu töten. Man mag einwenden, daß, wer mit Selbstmordsgedanken zu kämpfen hat, nichts davon verlauten lasse. Das hat Nietzsche auch nicht getan; seine Andeutungen fallen

Nietzsche und der Selbstmord

meiſtens hinter die kritiſchen Zeitpunkte. Unerträgliche Verwickelungen in ſeinem nächſten menſchlichen Verkehr, ſo beſonders die Nachwirren der Lou-Epiſode, in die ja überdies der Tod Wagners fiel, haben ihn mehrmals an den Rand der Verzweiflung getrieben. Es war um die Zeit, da er Zarathuſtra ſagen ließ: „Stirb zur rechten Zeit!“ Overbeck war gerade im Zarathuſtrajahre auf das Äußerſte gefaßt; Nietzſches Briefe und ſein Zuſtand bei der Begegnung in Schuls (Auguſt 1883) ließen nichts Gutes ahnen.

Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom 27. Mai 1908 ist hier der Text gekürzt worden

Mit den perfiden Schlußfolgerungen von Nietzſches Wahnſinn auf ſeine Philoſophie hängt auch jene landläufige Nachrede zuſammen, Nietzſche habe die Jugend auf dem Gewiſſen, er treibe ſie zum Selbſtmord. Man kann in herkömmlich geſinnten Kreiſen nicht über Nietzſche reden, ohne an ein angebliches Opfer jugendlicher Nietzſche-Lektüre gemahnt zu werden. In den Umſtänden, da dies zutrifft, muß eine krankhafte oder ungeſunde Anlage vorhanden geweſen ſein. Ein achtzehnjähriger Jüngling, der einen erſten ernſten Blick in Nietzſches Werke getan hatte, nahm dieſe Bezichtigung auf die Ehre und verſicherte mir: „Was von uns jungen Leuten an Nietzſche zugrunde geht, das iſt Spreu!“ Er hat recht. Wenn die Jugend von Nietzſche etwas lernen kann, ſo das eine: echte Leidenſchaft treibt uns nicht in den Tod, ſondern ins Leben. Mir ſind Fälle bekannt, wo junge Verzweifelnde durch Nietzſche zu einem neuen, beſſeren Mute erſtarkt ſind.

Den Selbstmord hat Nietzsche als den „vernünftigen Tod" idealisiert und ihm in diesem Sinne die höchste Anerkennung in der Moral der Zukunft zugesichert (Der Wanderer und sein Schatten. Aph. 185). Und auch unter dem Eindruck solcher Aussprüche von ihm, dergleichen ich mehr als einmal von ihm hörte und die ihm aus seiner Beschäftigung mit der antiken Welt wie von selbst zuflossen, habe ich selbst oft genug den Selbstmord als das ihm beschiedene Ende gedacht, sogar mit immer sich steigernder Überzeugung mindestens bis zum Winter, in welchem Wagner starb, wo Nietzsches Briefe in mir die äußersten Besorgnisse in dieser Hinsicht erregten, fast nie an Wahnsinn, oder jedenfalls erst sehr spät, kurz vor der Katastrophe. Sein Wahnsinn, dessen Ausbruch niemand aus gleicher Nähe wie ich erlebt hat, ist, meiner ursprünglichen Überzeugung nach, eine ihn blitzartig treffende Katastrophe gewesen. Sie ist zwischen dem Weihnachtsabend 1888 und dem Epiphaniastage 1889 eingetreten. Vorher kann Nietzsche, sein Zustand mag ein noch so exaltierter gewesen sein, nicht wahnsinnig gewesen sein. Dennoch will ich nichts weniger als eine besondere Zuversicht zu meinem Urteil darüber ausdrücken. Es ist bisweilen fast zeitweilig schwankend geworden, sofern ich, und zwar in verschiedenen von mir beobachteten Perioden der geistigen Erkrankung Nietzsches, mich, wenigstens für Augenblicke, der grauenvollen Vorstellung nicht habe erwehren können, daß sie simuliert sei. Ein Eindruck, der sich nur ganz erklärt aus den Erfahrungen, die ich überhaupt mit den Selbstmaskierungen Nietzsches gemacht habe. Doch auch hier habe ich mich schließlich vor den alles eigene Denken und Spekulieren niederschlagenden Tatsachen gebeugt.

Nietzsches Wahnsinn eine ihn blitzartig treffende Katastrophe

Manche geistige Extravaganz Nietzsches, z. B. bei dem brennenden Ehrgeiz, der ihn von Natur beseelte, die Exzesse seines Selbstbewußtseins in seinen letzten Jahren, erklären sich so für mich viel besser, als mit dem Wahnsinn, auf den sie sich für andere oft zurückführen mögen. Auf jeden Fall sollte der Eindruck des Nietzscheschen Wahnsinns, der auf viele Leute so groß ist, mindestens durch die großartige Unbefangenheit hindurch angeschaut werden, mit der er bei seinen Abenteuern als Denker die ganze Vorstellung handhabt und verwendet. Mit entsprechender Unbefangenheit verhielt er sich in Beziehung auf sie im gemein-

Nietzsches geistige Extravaganzen

samen Leben und in Rücksicht auf sich. Namentlich die ihn wenigstens in den früheren Jahren unseres Verkehrs manchmal bewegende Vorstellung vom in Hinsicht auf seine Herkunft höchst problematischen Wahnsinn seines Vaters handhabte er stets mit einem gewissen sorglosen Leichtsinn. Er konnte sich ernstlich, ja schrecklich mit Gedanken darüber quälen, ob ihm etwas Besonderes zu leisten überhaupt beschieden sei, nie ist er mir durch den Gedanken verdüstert vorgekommen, daß er vom Wahnsinn besonders bedroht sei. Und mir erscheint es auch ganz möglich, daß das gar nicht der Fall, sondern daß sein Wahnsinn ein Erzeugnis seiner Lebensweise ist und von ihm nicht ins Leben mitgebracht gewesen ist, sondern daß er ihn sich selbst zugelebt hat.

Unter den Denkmälern seiner Krankheit, die ich in meinen Nietzschebriefen besitze, ist eines der ergreifendsten der halb deutsche und halb lateinische Verzweiflungsruf, den er an mich von Sils im Oberengadin am 18. September 1881 gerichtet hat, bei welchem mir zwei Sprachen, das Deutsch und das minder vortreffliche Latein, für die Gesundheit seines Verstandes gut standen und ich auch nicht helfen konnte. Was ich jetzt durch Kombination eigener Erinnerung und der Erzählung der Frau Dr. Förster-Nietzsche II, S. 537 erfahre, insbesondere vom Kontrast des kranken Nietzsche, den ich selbst hier in Basel im Jahre 1884 im Hotel zum weißen Kreuz besucht gehabt hatte, und vom Eindruck, den die Schwester einige Wochen darauf (September und Oktober des genannten Jahres in Zürich) für sich von der Gesundheit ihres Bruders bezeugt, insbesondere von der Lustigkeit des Hergangs bei der damaligen Versöhnung der Geschwister, muß mich davon überzeugen, daß Nietzsche schon damals dem jähen Wechsel von Zuständen der tiefsten Depression und euphoristischer Exaltiertheit, der in diesen Dingen überhaupt Kandidaten des Wahnsinns charakterisiert, verfallen war, daß ich also schon damals mit einem solchen Kandidaten verkehrte. Ohnehin hatte ich vom Jahre vorher und aus meiner Zusammenkunft mit Nietzsche in Schuls bei Tarasp entsprechende Eindrücke empfangen. Und hätte ich nicht in jenen Jahren überhaupt noch so vollständig der Erfahrung im Verkehr mit einem Geisteskranken ermangelt, so hätte mich schon die Form, in welcher Nietzsche mich eines Tages, schwer an seiner Migräne leidend, von seinem Bette aus in seine Geheimlehre (Ewige Wiederkunft) einzuweihen zum ersten (und

Der jähe Wechsel von Depression und Exaltiertheit

letzten) Male versuchte, kaum in Zweifel darüber lassen können, daß er seines Verstandes nicht mehr mächtig war.

Gegen mich hat Nietzsche die Enthüllungen über seine Lehre von der Wiederkunft bei einem Aufenthalt in Basel im Sommer 1884 laut werden lassen, d. h. damals hat er, krank in einem Bette des Hotels zum weißen Kreuz liegend, ganz in der mysteriösen Weise, wie er es auch früher bei Frau Andreas nach ihrem Zeugnis getan hat, mit unheimlich flüsternder Stimme, als ob er ein ungeheures Geheimnis verkündete, an mich Mitteilungen über diese seine Geheimlehre gerichtet. Früher mag er wohl schon mehr als einmal mit mir von der Lehre selbst gesprochen haben. Doch dann nie anders als ganz beiläufig, wie von einer bekannten Lehre der antiken Philosophie und ohne im geringsten dafür besondere Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen, als gehe ihn die Sache besonders an. Wenigstens habe ich eine dunkle Erinnerung davon behalten, daß in solcher Weise schon vor 1884 zwischen uns von der Lehre gesprochen worden ist. Daher ich auch, so völlig unverständlich mir auch die Mitteilungen von 1884 blieben, doch sofort darüber keinen Zweifel hegte, daß es sich hier um eine Anknüpfung an ein antikes Philosophem handelte. In diesem Sinne sprach ich auch einmal mit Rohde von der Sache ein paar Jahre nach Nietzsches Erkrankung, der seinerzeit natürlich mit mir in dem bezeichneten Punkte der Herkunft der Lehre ganz einer Meinung war, und im übrigen, seiner damals schon bestehenden Entfremdung im Verhältnis zu Nietzsche gemäß, von der Verwendung der Lehre bei Nietzsche in keiner andern Weise etwas wissen wollte, als wie von einem Symptom der Erkrankung Nietzsches.

Nietzsches mysteriöse Geheimnismacherei

So wie sich sein Zustand aber hinschleppte und sich vor mir nicht nur in Nietzsches Briefen verbarg, sondern auch noch bei unserem Wiedersehen in Zürich im Frühjahr 1887, hat es des hellen Ausbruches des Wahnsinns in Turin bedurft, um mich zum verzweifelten Einschreiten zu drängen. Nietzsches Wahnsinn hat aber auf seine Gedankenproduktion kaum früher wirksam zu sein begonnen, als vor dem Torschluß der letzten Katastrophe um die Wende der Jahre 1888/89. Was läßt sich daraus, daß er in Wahnsinn geendet, gegen einen Menschen schließen, der selbst von sich, seinem Ende nahe, sagte, „er habe bisher nichts anderes getan, als sich zu besinnen". („Wille zur Macht", Vorrede XV, 5.) Sich zu „hintersinnen" war das natürliche Ende eines solchen Men-

ſchen, und nicht ſein Ende wirft ſein Licht auf ſein Leben zurück, wie in den Augen derjenigen, welche aus Nietzſches Ende ſchließen, daß er ungefähr überhaupt nur ein Narr war, deſſen Leben zu nichts anderem Anlaß biete als den Anfängen ſeines Wahnſinns nachzuſpüren, ſondern ſein Leben lehrt ſein Ende richtig aburteilen und deſſen würdigen Abſchluß ſchätzen. Natürlich iſt Nietzſche mit dem Worte „exzentriſch" nicht abzutun, wie es kindiſche Literaten ſo manchesmal verſucht haben. Doch iſt zu beachten, daß Nietzſche ſelbſt „Exzentrizität" von ſich zugibt, und nur ihre Unzugänglichkeit (Unbeſtimmbarkeit) für jedes Urteil, das ſeine ausgenommen, behauptet. (Briefe I, 3. Ausgabe, S. 493.) Und dieſes Urteil hat auf jeden Fall die Beweiskraft, welches jedes Urteil der Selbſterkenntnis hat, nämlich gar keine und die höchſte zugleich. Mit dem eben Angeführten beweiſt Nietzſche mindeſtens ſo viel, daß er ſelbſt ſein Zentrum nicht gefunden.

Nietzſches Exzentrizität

Die einſchraubende Wirkung des nahenden Wahnſinns

Wie wir bereits hervorhoben, bildet das Jahr 1888 den Schlüſſel zu Nietzſches Werk und Leben. Unter der einſchraubenden Wirkung des herannahenden Wahnſinns wurden ihm alle die Erkenntniſſe und Fähigkeiten, die noch unausgeſprochen und unentwickelt in ihm ſchlummerten, ausgepreßt. Das hatte eine rapide Steigerung ſowohl ſeines Selbſtgefühls als ſeines Schaffens zur Folge; trotzdem ihm widerwärtige Erfahrungen jetzt ſo wenig erſpart waren wie früher, hat er ſich von ihnen doch nicht in die Tiefe reißen laſſen. Daß es dabei freilich bei ihm irgendwie normal zugehen konnte, iſt natürlich ausgeſchloſſen in einem beſchränkten Zeitraum, den er inſtinktiv als die letzte Stunde vor Torſchluß empfand und deshalb in ſeiner Bedrängnis nur noch mit Superlativen füllte. Da ſich in ihm alles ſteigerte und aufſtapelte, hält es natürlich auch nicht ſchwer, eine Steigerung der offenbar krankhaften und abſtoßenden Symptome nachzuweiſen. Wir wollen hier nur einen Punkt herausgreifen, der meines Wiſſens unter dieſem Geſichtswinkel noch nicht beurteilt wurde. Wie kam Nietzſche dazu, vier Jahre nach Wagners Tode in Pamphleten über ihn herzufallen? Es lagen keinerlei aktuelle Provokationen vor, die den „Fall Wagner" als notwendige Verteidigung gegen vorausgegangene Angriffe gerechtfertigt erſcheinen ließen. Durch das Wiederaufleben der Freundſchaft mit Baron Seydlitz hatte ſich Nietzſche den Wagnerianern, namentlich den in München um Levi

sich scharenden, einigermaßen genähert gehabt — ein Beweis, daß er von Wagner innerlich nicht loskommen konnte. Da trat bei ihm eine Eigenschaft in Funktion, die er nicht nur als zuverlässiges Kennzeichen der Dekadenz bezeichnet, sondern sie auch in dieser Eigenschaft gelegentlich gut zu kennen behauptet: das Ressentiment. Der Begriff war ihm in seiner letzten Zeit sehr bedeutend für große und kleine Dinge. Bald führt er das ganze Christentum auf den nachträgerischen und rechthaberischen Racheinstinkt zurück, bald irgendeine persönliche untergeordnete Stimmung; hatte er doch eben an Seydlitz im Briefe vom 17. August 1886 geschrieben: „Aus meinem letzten deutschen Aufenthalte habe ich ein Ressentiment noch nicht überwunden." Gewiß ist dieses Tückegefühl, diese Lust, hinterrücks zu stechen, mit ein Ansporn gewesen, sich über Wagner herzumachen. Nietzsche war schließlich auf jeden großen Deutschen eifersüchtig, der seinem Ruhme im Wege stand, indem er dasjenige Verständnis und diejenige Verehrung, auf die Nietzsche Anspruch erhob, vorweg absorbierte. Sofern der „Fall Wagner" als kritische Würdigung gelten will, hat sich Nietzsche vergriffen und bloßgestellt. Im Detail wieder die eine und andere wunderbar einleuchtende Wahrheit — als Ganzes aber ungerecht, weil Nietzsche nicht darauf einging, was Wagner als Künstler wirklich wollte und war. Wäre es Nietzsche um eine ernsthafte Abrechnung zu tun gewesen, so hätte er vor allem sich selbst aus dem Spiele lassen müssen; er verstrickte sich aber in den Netzen seiner Schwäche und begnügte sich, geistreich zu sein. Es offenbart sich da völlige Ohnmacht. Nietzsche hatte sich, soweit es sich um die Aufstellung von Richt- und Leitpunkten handelt, längst ausgegeben. Er hat auch seine Einsamkeit so wenig ertragen, als er es ohne sie aushalten konnte. Selbst von den paar Eliteleſern, mit denen er sich krampfhaft tröstete, wie Burckhardt und Taine, klagt er selbst: „Sie haben weder die gleiche Not noch den gleichen Willen mit mir gemein. Diese ist meine Einsamkeit: — ich habe niemanden, der mit mir mein Nein und mein Ja gemein hätte!" So waren seine Kritikereigenschaften, die er in den ersten Aphorismenbüchern bis zu einem hohen Grade wirklicher Objektivität bewiesen hatte, nun vollständig verschlungen von seinem angeborenen, nun bis zur Überschwemmung aufgeschwollenen Lyrismus, dem es nun nur noch ausschließlich auf die eine Kraftprobe ankam: alle Dämme einzureißen, die sich dem Ich entgegenstellten. Das Historikergewissen, Wagner

Das Ressentiment

aus seinen eigenen Voraussetzungen heraus zu begreifen, war nun, wenn es in Nietzsche in Hinsicht auf Wagner überhaupt je geschlagen hat, vollständig eingeschlafen. Wagner war nicht mehr Schöpfer von Bayreuth; er war nur noch die große Bezogenheit auf Nietzsche. „Nietzsche contra Wagner" — das war die einzige Lagerung des „Falles Wagner", der für Nietzsche in Betracht kam. Und doch hat der „Fall Wagner" seine sehr versöhnliche und rührende Seite aufzuweisen, sobald man ihn rein persönlich als konfessionelle Notwendigkeit auffaßt. Sonst hätte Nietzsche im „Ecce homo" nicht schreiben können (Biographie II, S. 867): „Um dieser Schrift gerecht zu werden, muß man am Schicksale der Musik wie an einer offenen Wunde leiden. Woran ich leide, wenn ich am Schicksale der Musik leide? — Daran, daß die Musik um ihren weltverklärenden, jasagenden Charakter gebracht worden ist, — daß sie Dekadenz-Musik und nicht mehr die Flöte des Dionysos ist . . . Gesetzt aber, daß man dergestalt die Sache der Musik wie seine eigene Sache, wie seine eigene Leidensgeschichte fühlt, so wird man diese Schrift voller Rücksichten und immer noch mild finden. In solchen Fällen heiter sein und sich gutmütig mit verspotten — ridendo dicere severum, wo das verum dicere jede Härte rechtfertigen würde — ist die Humanität selbst. Wer zweifelt eigentlich daran, daß ich, als der alte Artillerist, der ich bin, es in der Hand habe, gegen Wagner mein schweres Geschütz aufzufahren? — Ich hielt alles Entscheidende in dieser Sache bei mir zurück, — ich habe Wagner geliebt. —" Es fragt sich, ob Nietzsche im sozusagen transzendentalen Sinne Wagner wirklich Unrecht getan hat, oder ob nicht seine rabiate Rechthaberei gegen Wagner eine große, unter den partiellen Unredlichkeiten verborgene ungeheure Allerweltsehrlichkeit darstellt und damit markanter, als sonst etwas, die Grenzscheide zweier Weltalter aufrichtet, als deren Markſteinsetzer Nietzsche sich gefühlt hat. Hier kann niemand von uns mehr als mutmaßen; die Sache Wagners sitzt uns Lebenden allen noch zu nahe und zu imposant auf dem Leibe, als daß man berechtigt wäre, aus persönlichen Empfindungen heraus Nietzsches allersubjektivster Antipathie jetzt schon objektive Gültigkeit zuzusprechen.

Der „Fall Wagner"

Genau wie mit Nietzsches Ressentiment steht es auch mit seinem „Ecce homo"-Bewußtsein. Es beherrscht ihn durch das ganze Jahr in wachsendem Maße. Wir dürfen es uns nicht verdrießen lassen, die wichtigsten Briefstellen zusammenzutragen. Am 3. Ja-

Das Ecce homo-Bewußtsein

nuar schreibt er Deussen: „Im Grunde macht jetzt alles Epoche bei mir; mein ganzes Bisher bröckelt von mir ab; und wenn ich zusammenrechne, was ich in den letzten zwei Jahren überhaupt getan habe, so erscheint es mir jetzt immer als ein und dieselbe Arbeit: mich von meiner Vergangenheit zu isolieren, die Nabelschnur zwischen mir und ihr zu lösen."

Am 10. Februar schreibt er der Schwester: „Leide ich etwa an der Galle? Ich habe jahraus, jahrein zu viel Schlimmes hinunterschlucken müssen und sehe mich, rückwärts blickend, vergebens nach auch nur einem guten Erlebnis um. Das hat eine ganz und gar lächerliche und erbärmliche Verwundbarkeit schließlich hervorgebracht, dank der beinah alles, was von außen an mich herankommt, mich krank macht und das Kleinste zum Untier anwächst. Eine unerträgliche Spannung liegt auf mir, Tag und Nacht, hervorgebracht durch die Aufgabe, die mir gestellt ist, und die absolute Ungunst aller sonstigen Verhältnisse zur Lösung einer solchen Aufgabe: hier steckt jedenfalls die Hauptnot. Das Gefühl, allein zu sein, der Mangel an Liebe, die allgemeine Undankbarkeit und selbst Schnödigkeit gegen mich."

Zwei Tage später schreibt er an von Seydlitz: „Unter uns gesagt, zu dreien — es ist nicht unmöglich, daß ich der erste Philosoph des Zeitalters bin, ja vielleicht noch ein wenig mehr, irgend etwas Entscheidendes und Verhängnisvolles, das zwischen zwei Jahrtausenden steht."

„Die reichsten, erlebtesten und unabhängigsten Bücher"

Eine Woche später, den 19. Februar, an Brandes: „Ich selber bilde mir ein, den ‚neuen Deutschen' die reichsten, erlebtesten und unabhängigsten Bücher gegeben zu haben, die sie überhaupt besitzen; ebenfalls selber für meine Person ein kapitales Ereignis in der Krisis der Werturteile zu sein. Aber das könnte ein Irrtum sein, und außerdem noch eine Dummheit — ich wünsche, über mich nichts glauben zu müssen."

Von einer wundervoll feinen Symbolik sind die Worte an Brandes vom 27. März: „An meinen Augen, anbei gesagt, habe ich einen Dynamometer meines Gesamtbefindens: sie sind, nachdem es in der Hauptsache wieder vorwärts, aufwärts geht, dauerhafter geworden, als ich sie je geglaubt habe, — sie haben die Prophezeiung der allerbesten deutschen Augenärzte zuschanden gemacht. Wenn die Herren Gräfe et hoc genus omne recht behalten hätten, so wäre ich schon lange blind. So bin ich — schlimm genug — bei Nr. 3 der Brille angelangt, *aber ich sehe noch*."

Am 10. April sendet er an Brandes auf dessen Wunsch eine gedrängte autobiographische Skizze ab, in der wir den Embryo des Ecce homo zu sehen haben. Dort heißt es: „Auch bin ich, meinen Instinkten nach, ein tapferes Tier, selbst ein militärisches. Der lange Widerstand hat meinen Stolz ein wenig aspiriert. — Ob ich ein Philosoph bin? — Aber was liegt daran!"

Und wieder an Brandes am 4. Mai: „Ich habe fast jeden Tag ein, zwei Stunden jene Energie erreicht, um meine Gesamtkonzeption von oben nach unten sehen zu können: Wo die ungeheure Vielheit von Problemen wie im Relief und klar in den Linien unter mir ausgearbeitet lag. Dazu gehört ein Maximum von Kraft, auf welches ich kaum mehr bei mir gehofft hatte. . . Ich hänge den ernstesten Dingen einen kleinen Schwanz von Posse an."

„Ein kleiner Schwanz von Posse an die ernstesten Dinge"

Das Grausamste an intellektueller Selbstentäußerung verrät die Stelle an von Seydlitz vom 13. Mai: „Gestern dachte ich mir ein Bild aus von einer moralité larmoyante, mit Diderot zu reden. Winterlandschaft. Ein alter Fuhrmann, der mit dem Ausdruck des brutalsten Zynismus, härter noch als der Winter ringsherum, sein Wasser an seinem eigenen Pferde abschlägt. Das Pferd, die arme geschundene Kreatur, blickt sich um, dankbar, *sehr* dankbar. —"

Vor der Abreise nach Sils an Brandes den 23. Mai: „Ich möchte Turin nicht verlassen, ohne Ihnen nochmals auszudrücken, wievielen Anteil Sie an meinem ersten wohlgeratenen Frühling haben. Die Geschichte meiner Frühlinge, seit fünfzehn Jahren zum mindesten, war nämlich eine Schauergeschichte, eine Fatalität von Dekadenz und Schwäche. Die Orte machten darin keinen Unterschied; es war, als ob kein Rezept, keine Diät, kein Klima den wesentlich depressiven Charakter dieser Zeit verändern könnten. Aber siehe da! Turin! Und die ersten guten Nachrichten, Ihre Nachrichten, verehrter Herr, aus denen mir bewiesen war, daß ich lebe. Ich pflege nämlich mitunter zu vergessen, daß ich lebe."

An Prof. K. Knortz, den 21. Juni: „Von meinem Zarathustra glaube ich ungefähr, daß es das tiefste Werk ist, das in deutscher Sprache existiert, auch das sprachlich vollkommenste. Aber das nachzufühlen, dazu bedarf es ganzer Geschlechter, die erst die innern Erlebnisse nachholen, auf Grund deren jenes Werk entstehen konnte."

Eine Postkarte vom 10. August an Karl Fuchs lautet: „Seien Sie unbesorgt, werter Freund! Ich rede in dieser Schrift von

einer Sache, worin ich nicht nur Autorität, sondern die einzige Autorität bin, die es heute gibt. — Sie selber werden der erste sein, mir dies zuzugestehen — und Sie werden es eines Tages über alle Maßen komisch finden, daß Sie sich mir in diesem Falle ‚zur Vermittlung' angeboten haben. Mit freundlichstem, aber ganz ironischem Gesichte Ihr N."

An Deussen, den 14. September: „Lies die Schrift einmal auch vom Standpunkte des Geschmacks und Stils: so schreibt heute kein Mensch in Deutschland." . . . „Das Reich der Toleranz ist durch Wertentscheidungen ersten Ranges zu einer bloßen Feigheit und Charakterschwäche heruntergesetzt. Christ sein — um nur eine Konsequenz zu nennen — wird von da an unanständig. Auch von dieser radikalsten Umwälzung, von der die Menschheit weiß, ist vieles bei mir schon in Fluß und Gang."

„So schreibt heute kein Mensch in Deutschland"

An Fräulein von Meysenbug nach dem „Fall Wagner": „Ich will die Menschheit zu Entschlüssen drängen, welche über die ganze menschliche Zukunft entscheiden, und es kann so kommen, daß einmal ganze Jahrtausende auf meinen Namen ihre höchsten Gelübde tun."

An Brandes, den 20. November: „Ich habe jetzt mit einem Zynismus, der welthistorisch werden wird, mich selbst erzählt. Das Buch heißt ‚Ecce homo' und ist ein Attentat ohne die geringste Rücksicht auf den Gekreuzigten, es endet in Donnern und Wetterschlägen gegen alles was christlich und christlich-infekt ist, bei denen einem Sehen und Hören vergeht. Ich bin zuletzt der erste Psychologe des Christentums und kann, als alter Artillerist, der ich bin, schweres Geschütz vorfahren, von dem kein Gegner des Christentums auch nur die Existenz vermutet hat. Das Ganze ist ein Vorspiel der ‚Umwertung aller Werte', des Werks, das fertig vor mir liegt: Ich schwöre Ihnen zu, daß wir in zwei Jahren die ganze Erde in Konvulsionen haben werden. Ich bin ein Verhängnis. — Ihr Nietzsche, jetzt Untier."

„Ich bin ein Verhängnis"

An Fuchs, den 11. Dezember: „Inzwischen steht und geht alles wunderbar; ich habe nie annähernd eine solche Zeit erlebt, wie von Anfang September bis heute. Die unerhörtesten Aufgaben leicht wie ein Spiel; die Gesundheit, dem Wetter gleich, täglich mit unbändiger Helle und Festigkeit heraufkommend. Ich mag nicht erzählen, was alles fertig wurde: Alles ist fertig." — Und an denselben, den 27. Dezember: „Wir müssen die Deutschen durch Esprit rasend machen."

Abschließend ist noch beizufügen, daß der schwedische Arzt Poul Bjerre, der Möbius seiner Übergriffe wegen zurechtzuweisen wünscht, doch den Aufriß des pathologischen Schemas von Möbius unwidersprochen herübernimmt (S. 33): „Die Diagnose ist über allem Zweifel erhaben, und sie lautet: dementia paralytica.“ Der in bezug auf die Krankheitsdauer atypische Verlauf wird eingeräumt: volle neunzehn Jahre — eine beispiellose Ausnahme, da sonst ein Fünftel dieser Zeit und weniger den gänzlichen Verfall mit letalem Ausgang herbeiführt. Es ist, als hätte das Gift schon rein physiologisch-stofflich es hier mit einer überlegenen fünffach zäheren Gehirnmasse zu tun gehabt! Den Eintritt der Euphorie setzt Bjerre mit Möbius schon für das Jahr 1881 fest und sieht in der „Fröhlichen Wissenschaft“ ihr erstes Symptom — doch wohl nur in willkürlicher Ausdeutung des romantisch-dichterischen Aufschwungs als eine Art Geistesekzem und der Zarathustrainspiration als regelrechten Größenwahn. Mag es damit auf sich haben, was es will, für das letzte Schaffensjahr treten die pathologischen Einschläge so unabweisbar auf, daß die Anzeichen der früheren Jahre dagegen jedenfalls nur blasse Vorstadien bedeuten. Im Jahre 1888 bietet aber Nietzsche an seinem eigenen Leibe gewiß das ausgeprägteste Beispiel für sein Denkerideal der tragischen Erkenntnis — vorwärts und rückwärts für alle Zeiten. Bedenkt man aber, wie die restlose Übereinstimmung von Leben und Werk von der heutigen Theologie als rein menschliches Argument für die unvergleichliche, alles weit unter sich lassende Überlegenheit des Jesus von Nazareth ins Feld geführt wird, so kann man gerade vor Theologen für eine ähnliche Anwartschaft Nietzsches plädieren, wenn es gilt, von einem Herzen der Weltgeschichte auch für die künftige Menschheit zu reden. Der Zustand halkyonischen, überschwenglichen Glückes — sogar im Einklang mit der griechischen Sage, stille, selige Dezembertage, da alle Winde ruhten, eine strahlende, sonnendurchleuchtete Eiszeit — sind das „Golgatha“ dieses neuen „Gekreuzigten“ gewesen, wie er sich selber unterschrieben hat! Wir lassen für die Beurteilung des Glücksrausches in Nietzsche wie billig dem Arzte das letzte Wort (Bjerre 39—41): „Das Glück in allen seinen menschlichen Formen, als Liebe, als Zufriedenheit mit äußeren Erfolgen, als Freude an Gattin und Kindern — dieses Glück kannte er nicht. Sein ganzes Leben war im Schaffen konzentriert; — das Gefühl, fremde, schwin-

delnde Höhen zu ersteigen, gab ihm jetzt ein Glück, das alle menschlichen Grenzen weit überstieg — ein übermütiges, selbstgenügsames, trotziges, alles verdunkelndes, alles vernichtendes Glück — — —. Es ist dies ein scheußliches Spiel der Natur, daß sie oft, bei den schon zum Tode verurteilten Menschen, lichte, von schönen Hoffnungen durchleuchtete Zustände entstehen läßt, ohne die geringste äußere Ursache. Niemals aber wirkt dieses so abschreckend wie bei der Paralyse. Man weiß, daß das plötzlich auflodernde Licht binnen kurzem auf immer erlöschen wird — man weiß, daß dem Kranken ein Zustand der Verzweiflung bevorsteht, der eben so finster ist, wie das Glück hell war — man weiß, daß die Verzweifluung ihn verlassen wird, daß aber seine Rettung noch schauderhafter ist als diese: denn in demselben Augenblick, wo die Verzweiflung entschwindet, erlischt seine Seele — man weiß, daß die Krankheit, die schon ihre alles vernichtenden Fortschritte gemacht hat, immer unabweislicher, unbezwinglicher als irgendeine Naturkraft sich entwickeln muß — man weiß, daß eine Flamme seiner Seele nach der andern zu flackern aufhören wird — — man weiß, daß der ganze Organismus der Fäulnis übergeben wird, während er noch atmet — man weiß, daß der Tod der einzige Befreier ist und daß er lange auf sich warten lassen kann — noch lange. — Und so begegnet man diesem Manne; er geht mit hoch erhobenem Haupt und leichten Schritten, er hat das übermütige Lächeln eines Siegers auf den Lippen, und er versichert, er sei nie so gesund und glücklich gewesen wie jetzt."

2. Der Ausbruch des Wahnsinns

Im letzten Quartal des Jahres erlebte Nietzsche allerlei Peinliches: lieblose oder doch verständnislose Zuschriften von naheſtehender Seite, den Bruch mit Fräulein von Meysenbug infolge des „Fall Wagner", den er am 4. Oktober an sie hatte schicken lassen, besonders aber die Aufregung über das Verhalten seines eigenen Verlegers E. W. Fritzsch, der im Sommer 1886 den Verlag der Nietzscheschen Schriften wieder übernommen und die erste Gesamtausgabe des dreiteiligen Zarathustra veranstaltet hatte. In dem von ihm selbst redigierten „Musikalischen Wochenblatt" nahm Fritzsch eine Besprechung des „Fall Wagner" auf, die angesichts

Die Aufregungen des letzten Vierteljahres

seiner geschäftlichen Beziehung zu Nietzsche abzulehnen oder doch vorher ihm vorzulegen der mindeste Anstand erfordert hätte. Nietzsches Antwort bestand in der Aufforderung an Fritzsch, ihm den Pauschalbetrag zu nennen, mit dem die sämtlichen in seinem Verlage befindlichen Schriften aufzukaufen seien; es handelte sich um neun Hefte. Fritzsch nannte eine sehr runde Summe. Um nun die ihm verhaßten Beziehungen lösen zu können, wandte sich Nietzsche an seinen von ihm stets verehrten Kollegen Prof. Andreas Heusler in Basel mit der Bitte um Rat, ob er es nicht auch für richtig halte, nun den Vertrieb seiner Werke in Selbstregie zu nehmen und zu diesem Zwecke das dazu nötige Kapital als Darlehen aufzunehmen. Der Erfolg von Nietzsches Büchern hat gezeigt, daß ein derartiger Plan mit nichten leichtsinnig zu nennen war, und Nietzsches Überschlag fußte auf festen Anhaltspunkten. Seine letzten Werke hatte er auf eigene Kosten in der Offizin seines späteren Verlegers C. G. Naumann in Leipzig drucken und von diesem buchhändlerisch in Kommission vertreiben lassen. Naumann riet zu dem Rückkauf der noch in Fritzsch' Händen liegenden Stücke, da er die Knüpfung einer nun auch geschäftlich günstigen Konjunktur witterte. Nietzsche selbst hat, nur von der Übersiedelung von Sils nach Turin unterbrochen, vom 3. September bis zum 4. November ohne Unterlaß sich der Abfassung erst des „Antichrist" und dann des „Ecce homo" hingegeben. Dann ergriff er die Feder nur noch zu größeren oder kleineren Nachträgen und Umarbeitungen. Außerdem korrigierte er die Druckproben erst der „Götzendämmerung", des „Nietzsche contra Wagner" und schließlich die beiden ersten Bogen des „Ecce homo". Irgendeine selbständige Produktion hat er nach dem Abschluß von Ecce homo nicht nur nicht vollbracht, sondern überhaupt nicht im Sinne gehabt. Was er wollte war, die Verbreitung seines Namens und den Vertrieb seiner Schriften selber in die Hand zu nehmen. Er glaubte genug von sich gegeben zu haben; es handelte sich nun darum, sein eigener Agent zu werden. Es steht fest, daß er im Laufe des Jahres 1889 als Neues nur Ecce homo herauszugeben dachte. Dieses allerdings womöglich in den vier europäischen Sprachen zu gleicher Zeit. Brauchbare Übersetzer aufzutreiben, war seine Hauptsorge dieser letzten Zeit. Für die französische Ausgabe, auf die ihm am meisten ankam, hatte er auf Taines Empfehlung sich mit dem Chefredakteur des Journal des débats und der Revue des deux mondes, Bourdeau, in Verbindung gesetzt. Zu-

Die Rückkaufsverhandlungen mit Fritzsch

Nicht mehr produktiv, sondern Agent

erst sollte eine Übertragung der „Götzendämmerung" als „Crépuscule" oder „Marteau des idoles" erscheinen. Als zitronengelber dreieinhalb-Frankenband in einem großen Pariser Weltverlag. Bourdeau lehnte aus Mangel an Zeit ab unter Versicherung seines aufrichtigen Interesses. Dagegen glückte es mit einem andern Einfall besser. Ergriffen von der Lektüre des Dramas „Vater" schrieb Nietzsche an Strindberg, und dieser bekannte sich nicht nur zum Französisch seines „Père", er zeigte sich auch geneigt, Ecce homo zu übersetzen. Nietzsche hatte am 20. November an Brandes geschrieben: „Vorgestern las ich, entzückt und wie bei mir zu Hause „Les mariés" von Herrn August Strindberg. Meine aufrichtigste Bewunderung, der nichts Eintrag tut, als das Gefühl, mich dabei ein wenig mit zu bewundern." Darauf antwortet Brandes am 23. November: „Es wird Strindberg freuen, daß Sie ihn schätzen. Ich kenne nicht die französische Übersetzung, die Sie nennen. Aber man sagt hier, daß all die besten Partien in ‚Giftas' weggelassen sind, besonders die witzige Polemik gegen Ibsen. Lesen Sie aber sein Drama „Père"; es ist ein großer Zug darin. Er würde es Ihnen gewiß gerne schicken." Die Aussicht nun, Strindberg würde ihm sein Ecce homo ins Französische umfühlen, entzückte ihn und ließ ihn davon träumen, seine Autobiographie, den Franzosen mundgerecht gemacht, würde imstande sein, den Rekord der Auflagenhöhe selbst eines Zola zu schlagen. Für die englische Ausgabe fragte er bei Miß Helen Zimmern an, einer Kurbekanntschaft aus Sils-Maria, von der eine englische Schopenhauerübersetzung herrührt; der antichristliche Einschlag, meinte er, müßte die Schrift den Engländern pikant und ihr ausgesprochener Deutschen- und Bismarckhaß sie ihnen in hohem Grade populär machen. „Und ich hätte vielleicht auch den Herren Italienern ein Wort ins Ohr zu sagen, die ich liebe, ebensosehr als ich . . . Quousque tandem Crispi . . . Triple alliance: mit dem ‚Reich' macht ein intelligentes Volk immer nur eine Mesalliance. . ." — Entsprechend diesen Worten aus dem ersten Blatt von „Nietzsche contra Wagner" hat Nietzsche vorgehabt, auch an den Platoübersetzer und ehemaligen Unterrichtsminister Ruggero Bonghi sich zu wenden. Brandes hatte ihn mit einigen fürstlichen Adressen in den Salons der europäischen Gesellschaft versehen, und so konnte sich Nietzsche sagen: „Ich habe meine Leser überall, in Wien, in St. Petersburg, in Kopenhagen und Stockholm, in

Strindberg, Miß Zimmern und Bonghi als Übersetzer des Ecce homo

Paris, in Newyork — ich habe sie nicht in Europas Flachland Deutschland." Er berauschte sich bei dem Gedanken, in zwei Jahren gewaltig genug vor der Welt dazustehen, um durch eine antideutsche Liga eine „splendid isolation" Deutschlands herbeizuführen. Abgesehen von dem barocken Rechenfehler, geistige Macht kompensiere politische Macht, war er berechtigt, sich für ruhmreif zu halten. Wäre nicht die Katastrophe dazwischen gekommen, so hätte man Nietzsche gewiß einmal in Paris auftauchen sehen können, wohin ihn sein Herz immer schon gezogen hatte. Ihm war jetzt nur noch darum zu tun, aus der Verborgenheit herauszutreten und von der Herrschaft Besitz zu ergreifen, die ihm zukam. Bevor jedoch die aus Basel und den europäischen Hauptstädten eintreffenden Antworten irgendwie zu festen Abschlüssen hätten führen können, war es um ihn geschehen.

Die akute Gehirnlähmung um Neujahr 1889

Zwischen dem 28. Dezember und dem 3. Januar muß der zerstörende Anfall eingetreten sein; an welchem Tage, läßt sich genau nicht mehr bestimmen. Das letzte halbe Jahr hatte seinen Körper stark mitgenommen. Der sehr schlechte Sommer im Engadin, eine Influenza, die ihn befallen hatte und vorher schon infolge der unsinnigen Arbeitsleistung die Übermüdung der Kopfnerven und Augen machten ihn wieder viel anfälliger für Migräne, und in der Folge litt er an unerträglicher Schlaflosigkeit. Da er sich dennoch nicht schonte, steigerte er seit Juli die künstliche Nachhilfe durch Medizin, besonders den Chloralgenuß. Nietzsche hat nie Morphium oder Opium, wohl aber Chloralhydrat genommen; er gewöhnte sich daran zuerst im Winter 1882/83 nach der Enttäuschung mit Lou und soll manchmal das Mittel, nach einem Bericht seiner Mutter, pfundweise gekauft und in sehr reichlichen Dosen gebraucht haben. Hartnäckige Haßgefühle, Flug- und Schwebeträume, wie sie im Zarathustra häufig sind, das Wichtignehmen sinnloser Wörter, die ihm im Traum oder Halbschlaf einfielen, wie Alpa oder Astu — können mit Wahrscheinlichkeit als Auswirkung von Nietzsches Chloralismus angesehen werden. (Möbius S. 62—64, 66, 67.) In Turin kam dann noch, im Spätherbst, der Gebrauch eines nicht näher bekannten „Beruhigungsmittels aus Java" hinzu, das ihn, nach seinem eigenen brieflichen Geständnis an Gast, zu einem von ihm selbst als „Grinsen" bezeichneten erzwungenen Lachen reizte. Ein alter Holländer, der viele Jahre in Java gelebt hatte, schenkte es ihm und pries dessen kalmierende Wirkung; es war eine dunkle Flüs-

Der Chloralgenuß und das Beruhigungsmittel aus Java

sigkeit, eine Art starker Alkohol, der schwach nach fremden Würzen roch. In schwachen Dosen wirkte es erheiternd auf Nietzsche; als er jedoch einmal im Glase Wasser ein paar Tropfen zuviel genommen hatte, war er wie betrunken davon, warf sich auf den Teppich und verfiel jenem Lachkrampfe. Das Sichherumwälzen auf der Erde und überlaute Lustigkeit haben auch im Anfang seiner Erkrankung vorgeherrscht. (Biographie II, S. 918—919, 923/24.) Es ist anzunehmen, daß er über der angespanntesten Erwartung, in die er sich mit seinen Anträgen an Bourdeau, Strindberg, Miß Zimmern, Bonghi und Prof. Heusler versetzt hatte, die Betäubung durch Medikamente ins Maßlose trieb und sich so einen akuten Nervenstoß zuzog. Auf offener Straße ist er in der Nähe seiner Wohnung gestürzt und konnte sich nicht wieder erheben. Sein Wirt, der Zeitungsverkäufer Davide Fino, findet ihn und führt ihn mit großer Mühe hinauf. Ziemlich zwei Tage lang hat er dann, fast ohne sich zu rühren und ohne ein Wort zu reden, auf dem Sofa gelegen. Als er aus diesem lethargischen Zustand erwachte, zeigten sich deutlich die Spuren geistiger Verwirrung und Erregung; er sprach laut mit sich selbst, sang und spielte ungewöhnlich viel und laut, verlor den Begriff für den Wert des Geldes, bezahlte Kleinigkeiten mit zwanzig Franken und mehr und beschrieb einige Blätter mit seltsamen Phantasien, in denen sich die Sage des Dionysos-Zagreus mit der Leidensgeschichte der Evangelien und den ihm nächststehenden Persönlichkeiten der Gegenwart vermischte: der von seinen Feinden zerrissene Gott wandelt neu erstanden an den Ufern des Po und sieht nun alles, was er jemals geliebt hat, seine Ideale, die Ideale der Gegenwart überhaupt, weit unter sich. Seine Freunde und Nächsten sind ihm zu Feinden geworden, die ihn zerrissen haben. (Krankheitsbericht der Schwester in der „Zukunft" vom 6. Januar 1900). Von jenen Wahnsinnszetteln sind einige veröffentlicht. Der an Brandes lautet: Unfrankiert. Ohne genauere Adresse, ohne Datum, mit sehr großen Buchstaben auf einem nach Kinderart mit Bleistift liniierten Papier geschrieben. Poststempel: Turin, 4. Januar 1889. „Dem Freunde Georg! Nachdem Du mich entdeckt hast, war es kein Kunststück, mich zu finden: die Schwierigkeit ist jetzt die, mich zu verlieren. . . . Der Gekreuzigte."

Die Wahnsinnszettel

Die letzte Hemmung war durchgebrochen. Nietzsche war unheilbar dem Größenwahne verfallen. Er, der für sein kleines Studentenzimmer fünfundzwanzig Franken mit Bedienung bezahlte,

Der Ausbruch des Größenwahns

sich seinen Tee und alle Einkäufe selbst besorgte und mit einem Seitenblick auf seine Stiefel lächelnd bemerkte, daß sie zerrissen seien, gefiel sich in der Inkarnation Gottes und berühmter Zeitgenossen. Er war einmal Basler Professor gewesen und wäre es, wenn es auf ihn ankam, eigentlich lieber geblieben; aber es ging nicht an, den Privategoismus so weit zu treiben, um seinetwegen die Schaffung der Welt zu unterlassen. Er blickte aus seinem Fenster nach dem Palazzo Carignano hinüber, wo er als Vittorio Emanuele geboren war! Er hatte eine hübsche, ganz und gar nicht anstrengende Schreiberei eingerichtet; da galt es die nächste Ewigkeit durch schlechte Witze zu unterhalten, um den großen Feuilletonisten du grand monde à la Figaro abzugeben. Die Post ist fünf Schritte weit, er steckt selber die Briefe ein. In seinem Studentenrock geht er überall hin, schlägt hie und da jemand auf die Schulter und sagt: „Siamo contenti! Son Dio, ho fatto questa caricatura". Alle die großen Schwerenöter, von denen die Welt redete: der Frauenmörder Prado, der Erbauer des Suez-Kanals, Ferdinand von Lesseps, der andere Frauenmörder Chambige — ha, die alle war er ja selber. Mr. Daudet soll leben, der zu den vierzig Unsterblichen gehört! Und dann bin ich diesen Herbst zweimal bei meinem Begräbnis zugegen gewesen, zuerst als königlicher Staatsminister Conte Robilant, aber auch als päpstlicher Staatssekretär Antonelli! Ach, wenn doch Jakob Burckhardt hier wäre! Ein Glas Veltliner würde für ihn zu beschaffen sein — freilich, Negligé des Anzugs Anstandsbedingung! Und wenn morgen mein Sohn Umberto mit der lieblichen Margherita kommt, werde ich sie auch nur in Hemdsärmeln empfangen! Es war ihm unangenehm und setzte seiner Bescheidenheit zu, daß er im Grunde jeder Name in der Geschichte nun selber war![59]

Nietzsches letztes Lied

Der Einbruch des Wahnsinns in seine Gedankenwelt zerstörte diese keineswegs mit einem Schlage. Beim Heimtransport durch den Gotthard sang er zu einer eigenen Melodie verständlich sein letztes Lied, das er um die Weihnachtszeit gedichtet hatte:

An der Brücke stand
jüngst ich in brauner Nacht.
Fernher kam Gesang:
goldener Tropfen quoll's
über die zitternde Fläche hinweg.
Gondeln, Lichter, Musik —
trunken schwamm's in die Dämmrung hinaus . . .

Basel 11. Jan. 1889

Lieber Rohde,

So sehr Sie mit Nietzsche einander neuerdings sich entfremdet haben, so sehr Sie selbst die fürchterliche Nachricht, die ich Ihnen zu geben habe erwartet haben mögen, so weiss ich doch, dass Sie diese Nachricht tief erschüttern wird und ich zähle Sie zu den Ersten, denen ich sie mittheile. Ich habe gestern den armen Freund wahnsinnig dem hiesigen Irren-spital übergeben. Hierher gerichtete Briefe constatirten den Ausbruch der Wahnsinns. Ich machte mich sofort Montag abend auf den Weg, gestern wie gesagt – denn von der Bahn fuhren wir sofort in die Irrenanstalt

Brief von Franz Overbeck an Erwin Rohde
vom 11. Januar 1889

wieder in Turin
waren wir wieder hier. Der Arzt betrach-
tet den Fall als durchaus hoffnungs-
los. Ich selbst weiss ganz diesen Zustand
von Zerstörung der ganzen Person
ihres ganzen Wesens und Geistes, keinen
Gedanken an Hoffnung zu fassen. Aus
vielen Gründen bin ich allein stande
heute mehr zu schreiben. In alter Freund-
schaft Ihr Nietzsche

Meine Seele, ein Saitenspiel,
sang sich, unsichtbar berührt,
heimlich ein Gondellied dazu,
zitternd vor bunter Seligkeit.
— Hörte jemand ihr zu? . . .

Overbeck an Peter Gast über die Katastrophe und ihre Folgen[60]

Basel, 11. Januar 1889

Mein lieber Herr Köselitz!

Kaum sonst gegen jemand mehr als gegen Sie fühle ich mich durch die Verpflichtung zu sofortiger Mitteilung eines entsetzlichen Unglücks gedrängt. Ein paar hierher gerichtete Briefe konstatierten für mich den Ausbruch von Nietzsches Wahnsinn. Montag abend reiste ich nach Turin, gestern früh habe ich ihn oder vielmehr einen nur für den Freund kenntlichen Trümmerhaufen von ihm dem hiesigen Irrenspital übergeben. Dort gilt sein Fall, zunächst durch den ungemessensten Größenwahn charakterisiert, aber durch wie vieles andere sonst! — als hoffnungslos. Ich habe kein ebenso entsetzliches Bild der Zerstörung gesehen. Aus vielen Gründen muß ich es heute bei dieser Mitteilung bewenden lassen. Welche Antwort auf Ihren bei meiner Rückkehr vorgefundenen Brief! Sie wissen jedenfalls, wie ich mit Ihnen traure.

Ein „nur für den Freund kenntlicher Trümmerhaufen von Nietzsche"!

Ihr herzlich ergebener
Overbeck.

Basel, 15. Januar 1889

Mein lieber Herr Köselitz!

Die Ungeduld, die Sie aussprechen, kann ich mir nur zu gut denken, und es ist nicht um der Kunde, die ich davon erhalte, willen, wenn ich herzlichst dafür danke, daß Sie mir nicht verhehlen, Sie denken sich ohne Zweifel ebenso vollkommen aus, was mir hinderlich ist, um sie zu befriedigen. Was Sie meine straffe Tätigkeit nennen, ist das Geringste davon, und meine Frau kann in diesem Augenblick selbst für Sie, für den sie die aufrichtigste und herzlichste Hochschätzung hat, nicht abkommen. Denn wir haben seit Sonntag abend die arme Mutter im Hause. Das steigert die Aufregung, die ich in diesen Tagen von meiner Frau nicht fernhalten kann, bis zu einem äußersten Maß, dessen Erträglichkeit ich ohnehin in einer peinlichen Schwebe lassen muß.

Was ich selbst Ihnen in diesem Augenblicke allein *schreiben kann und mag*, wird für Sie tausend Fragen offen lassen. Erwünscht wird Ihnen zunächst ein einfacher Bericht über den Hergang der Dinge sein. Vieles, was verschwiegen bleibt, ist mir nur durch die Not der Lage, in der ich handelte, aufgedrängt worden, und möchte ich zunächst von jeder dem Kranken befreundeten Seele fern halten, von Ihnen, mindestens für jetzt, zumal.

Bis um Weihnachten bin ich durch N.s Briefe über seinen augenblicklichen Zustand irre geführt worden, um die Weihnachtszeit häuften sich diese Briefe, und zugleich verrieten Schrift und Inhalt schon in beunruhigender Weise besondere Exaltation. Auf das allerhöchste bedenklich machte mich ein übrigens in sich völlig verständiger Brief, der am 31. Dezember meinem vortrefflichen, auch von N. von seinen Basler Tagen her sehr geschätzten Kollegen Andr. Heusler zukam, ihm selbst höchst überraschend als erste ihm zukommende Kundgebung N.s aus der Ferne. Es handelte sich um eine Forderung für den Rückkauf seiner noch bei Fritzsch verlegten Schriften. Ich selbst habe durch jene kurz vorher empfangenen Briefe Veranlassung gehabt, mich dringend abratend auszusprechen, und zugleich meine aus diesen Briefen geschöpften Besorgnisse. Am selben 31. Dezember erhielt ich eine Antwort, die mich veranlaßte, jenen Plan mit Fritzsch für erledigt zu halten, aber meine Besorgnisse in einer nichts weniger als überzeugenden Weise abwies. Am 6. Januar erhielt Jak. Burckhardt einen Brief, den er mir sofort mitteilte und den er mir einstweilen als das erste für mein Einschreiten entscheidende Dokument überlassen hat. Nun war es klar, zwischen diesem und dem vorhergehenden Briefe — wie ich später durch seinen Wirt konstatierte, am 4. Januar — hatte sich Nietzsche selbst verloren. Er war nicht nur ein König, sondern Vater anderer Könige (Umberto u. a.), selbst bei seinem Begräbnis (dem seines Sohnes Robilant) gewesen usw., und das alles im Ton der Skurrilität eines Wahnsinnigen. In meiner ratlosen Verzweiflung schrieb ich sofort den allerdringendsten Brief, N. möchte sofort zu mir kommen, wie ich Tags darauf von dem zu Rate gezogenen Vorsteher unserer Irrenanstalt erfuhr, eine doppelte Torheit, deren mögliche Folgen ich an diesem Tage sofort durch die telegraphische Ankündigung meiner eigenen sofortigen Abreise abschnitt. Denn darüber ließ mich Kollege Wille — so heißt jener Vorsteher — auf Vorlegung jenes Briefes an Burck-

Der Brief vom 31. Dezember an Andreas Heusler

hardt und einer am Montag Morgen von mir selbst erhaltenen kurzen Zuschrift von N., nicht im Zweifel, daß keine Zeit zu verlieren sei, und ich, wenn ich mich hier irgend verpflichtet fühle, sofort abreisen müsse. Und dafür bin ich ihm nun auch sehr dankbar, ob ich gleich damit dazu gedrängt wurde, mehr zu unternehmen, als ich durchführen zu können mir bewußt sein konnte. In der Tat, keine Stunde durfte ich später in Turin ankommen. Am selben Nachmittag — ich meine den meiner Ankunft, heute vor acht Tagen — wurde dort die Sache ein öffentlicher Skandal, der Wirt, dessen Auffindung für mich sich durch besondere Umstände verwickelte, war, als ich endlich wenigstens seine Frau vor mir hatte, eben auf der Polizei und beim deutschen Konsul — noch eine Stunde vorher war, wie ich schon konstatiert hatte, auf der Polizei nichts bekannt. — N., der schon tags vorher auf der Straße gefallen und aufgelesen worden, war nun davon bedroht, alsbald in ein privates Manicomio zu geraten und eben daran, von Abenteu[r]ern umgeben zu werden, die sich in Italien bei solcher Gelegenheit rascher als anderswo zusammenfinden mögen. Es war der letzte Moment, wo seine Fortschaffung ohne besondere Hindernisse außer seinem eigenen Zustand noch möglich war. Ich übergehe die rührenden Verhältnisse, in denen ich N. als Pflegling seiner Wirtsleute — Inhaber eines Zeitungskioskes auf der Via Carlo Alberto — fand, auch sie mögen für Italien bezeichnend sein. Mit dem fürchterlichen Moment, wo ich N. wiedersah, bin ich wieder bei der Hauptsache, in ganz einziger Weise ein fürchterlicher Moment, und ganz anders als alles Folgende. Ich erblicke N. in einer Sofaecke kauernd und lesend — wie sich dann ergab, die letzte Korrektur von N. contra Wagner — entsetzlich verfallen aussehend, er mich und stürzt sich auf mich zu, umarmt mich heftig, mich erkennend, und bricht in einen Tränenstrom aus, sinkt dann in Zuckungen aufs Sofa zurück, ich bin auch vor Erschütterung nicht imstande, auf den Beinen zu bleiben. Hat ihm sich in diesem Augenblick der Abgrund aufgetan, an dem er steht oder in den er vielmehr gestürzt ist? Jedenfalls hat sich nichts der Art wiederholt. Zugegen war die ganze Familie Fino. Kaum lag N. stöhnend und zuckend wieder da, als man ihm das auf dem Tisch stehende Bromwasser zu schlucken gab. Augenblicklich trat Beruhigung ein, und lachend begann N. vom großen Empfang zu reden, der für den Abend vorbereitet sei. Damit war er im Kreise der Wahn-

Overbecks Abreise nach Turin am 7. Januar 1889

Das Wiedersehen mit dem Wahnsinnigen

vorstellungen, aus dem er dann, bis ich ihn aus den Augen verloren, nicht wieder getreten ist, über mich und überhaupt über die Personen anderer stets klar, über sich in völliger Nacht befangen. D. h., es kam vor, daß er in lauten Gesängen und Rasereien am Klavier sich maßlos steigernd, Fetzen aus der Gedankenwelt, in der er zuletzt gelebt hat, hervorstieß, und dabei auch in kurzen mit einem unbeschreiblich gedämpften Tone vorgebrachten Sätzen, sublime, wunderbar hellsichtige und unsäglich schauerliche Dinge über sich als den Nachfolger des toten Gottes vernehmen ließ, das Ganze auf dem Klavier gleichsam interpun[kt]ierend, worauf wieder Konvulsionen und Ausbrüche eines unsäglichen Leidens erfolgten, doch wie gesagt, das kam nur vor in wenigen flüchtigen Momenten, soweit ich dabei gewesen, im ganzen überwogen die Äußerungen des Berufs, den er sich selbst zuschrieb, der Possenreißer der neuen Ewigkeiten zu sein, und er, der unvergleichliche Meister des Ausdrucks, war außerstande, selbst die Entzückungen seiner Fröhlichkeit anders als in den trivialsten Ausdrücken oder durch skurriles Tanzen und Springen wiederzugeben. Dabei die kindlichste Harmlosigkeit, die ihn auch in den drei Nächten, in denen er schon tobend den ganzen Haushalt wach erhalten hatte, nie verlassen hatte, und eben diese Harmlosigkeit und die fast unbedingte Lenksamkeit, sobald man auf seine Ideen von königlichen Empfängen und Einzügen, Festmusiken usw. einging, machte wenigstens für den Reisebegleiter, den ich auf Willes strenge Anweisungen in Turin gesucht und mitgenommen, den Transport hierher zum Kinderspiel. Er fand, mit fast dreistündigem Aufenthalt in Novara, von Mittwoch, 2.20 nachm. bis Donnerstag früh $^3/_4 8$ statt, fing mit einer furchtbaren halben Stunde bei glänzendem Sonnenschein auf dem Turiner Bahnhof im Gewühl desselben an, auch Novara führte einige Auftritte herbei[61], sonst fuhren wir drei allein, N. durch Chloral schlafsüchtig gemacht, doch immer wieder erwachend, aber höchstens zu lauten Gesängen sich steigernd, darunter in der Nacht das wunderschöne Gondellied N. c. Wagner, S. 7, dessen Herkunft ich später entdeckte, während mir beim Hören völlig rätselhaft war, wie der Sänger einen s o l c h e n Text noch zustande brachte bei übrigens völlig eigentümlicher Melodie. Auch die vor allem gefürchtete Überführung vom Bahnhof ins Spital am Morgen des 10. ging so gut wie vollständig nur unter den stillen Schrecken der ganzen Begebenheit für mich vonstatten.

Der Wiedereintritt der orgiastischen Raserei

Die Heimreise durch den Gotthard

Eine Szene im Wartezimmer des Spitals (ich schicke voraus, daß N. noch keine Ahnung hat, wo er sich befindet; der Begleiter hat, um die Szenen in Turin zu vermeiden, vor dem Aussteigen dem Kranken eingeschärft, daß er zunächst inkognito Basel betritt, daher niemanden zu grüßen hat, sonst werde der Eindruck des späteren Einzuges gestört werden, und in der gesetztesten Haltung schreitet N. vom Coupé in die Droschke, wo er meist in einem Zustand großer Prostration kauert; ich schicke weiter voraus, daß die erste Begrüßung mit Wille, dem Direktor, stattgefunden hat und dieser hat sich einen Augenblick wieder aus dem Zimmer entfernt): Ich zum Reisebegleiter: „EntschuldigenSie, Herr Doktor, daß ich Sie noch nicht vorgestellt" (ich hatte es in der Aufregung unterlassen). N. (der Wille von früher her hätte kennen müssen), „Jawohl! Er muß vorgestellt werden. Wer war dieser Herr?" (nämlich der eben wieder aus dem Zimmer getretene W.). Ich (nichts mehr als die Nennung des Namens scheuend): „Er hat sich uns noch nicht vorgestellt, wir werden es gleich erfahren." (Wille ist wieder eingetreten) N. (in der verbindlichsten Manier seiner besten Tage und würdiger Haltung): „Ich glaube, daß ich Sie früher schon gesehen habe und bedaure sehr, daß mir nur Ihr Name nicht gegenwärtig ist. Wollen Sie —" W. „Ich bin Wille." N. (ohne eine Miene zu verziehen, in jener Manier und im ruhigsten Tone, ohne jede Besinnung, fortfahrend): „Wille? Sie sind Irrenarzt. Ich habe vor einigen Jahren ein Gespräch mit Ihnen über religiösen Wahnsinn gehabt. Der Anlaß war ein verrückter Mensch, (— —), der damals hier (oder in Basel) lebte." W. hat schweigend zugehört und nickt beifällig. — Denken Sie sich mit welchem starren Erstaunen ich — der ich die buchstäbliche Genauigkeit dieser sieben Jahre zurückliegenden Erinnerung zu erkennen in der Lage war — zuhörte. Und nun die Hauptsache: N. bringt diese vollkommen luzide Erinnerung nicht in die geringste Beziehung zu seiner eigenen, augenblicklichen Lage, kein Zeichen verrät, daß ihn der „Irrenarzt" etwas angeht. Ruhig läßt er sich dem hereingetretenen Assistenzarzt mit der Verordnung eines Frühstücks und eines Bades fürs nächste übergeben und verläßt mit ihm, auf erhaltene Aufforderung zu folgen, ohne alles weitere das Zimmer, — deutlicher weiß ich Ihnen keinen Begriff von der vernichtenden Zerspaltung seiner Persönlichkeit [zu geben]. Seitdem habe ich ihn nicht wiedergesehen, auch nicht Sonnabend,

Nietzsches zuverlässiges Gedächtnis

als ich wieder hinauszog. Ich erhielt den Bescheid, daß sein Zustand sich nicht wesentlich verändert habe, viel Lärmen und Singen, Schlaf nur künstlich zu erlangen, vor acht Tagen soll ich nicht weiter ihn zu sehen versuchen, es handele sich vor allen Dingen um Beruhigung. Am Donnerstag, da ich selbst noch halb von Sinnen war, mußte ich noch der Mutter schreiben. Die Ärmste kam am Sonntag abend, sah gestern Nachmittag ihren Sohn. Will nun von nichts anderem wissen (gegen Willes und meinen dringenden Rat), als ihn mit sich zu nehmen (eigentlich zu sich, woran aber ganz und gar nicht zu denken und was ihr verboten ist). Morgen erhalte ich von Jena Antwort, ob dort Aufnahme möglich. Heißt es: ja, so ist die Abreise der Frau Pastor mit dem Kranken und einem vortrefflichen, eigentlich von meiner Frau erfundenen Begleiter[62] — Arzt und einst hier im Gymnasium N.s begeisterter Schüler — für übermorgen, Donnerstag abend ins Auge gefaßt.

Erste Entschließungen über Nietzsches Hinterlassenschaft

Nun noch ein paar wichtige Dinge. Ihre (— ?) über Manuskripte und Briefe trifft nur für die Briefe zu. Davon raffte ich alles zusammen, wessen ich nur ansichtig werden konnte, gebe die Familienbriefe der Frau N., behalte den Rest und viele Briefe von Ihnen vorläufig bei mir, natürlich in strengstem Verschluß. An Geld fand ich einige 900 Francs, darunter 500 mir rätselhaft, nach N.s Angaben nur aus einer Gabe von Fräulein von S. herzuleiten. Ort und Art der Auffindung leistet für die Vollständigkeit keine Gewähr. Im übrigen beschränkt sich die Fortschaffung nur auf einen Koffer mit Kleidern und einigen Büchern. Bedenken Sie, daß ich nur 24½ Stunden in Turin war. Ich habe aber Grund, Mißbrauch mit dem Zurückgebliebenen nicht zu besorgen. Sobald Frau N. zu Hause ist, geht alles nach Naumburg. — Ferner, was soll bei Naumann werden? Er fragt heute an, nachdem er eine kurze und eine einfache Meldung der Hierherschaffung N.s erhalten hat. Ich antworte, daß ich mich erst mit Ihnen bespreche, an den er sich ohnehin, falls ich nicht genügend orientiert bin, wenden zu wollen erklärt, und gibt an, was fertig oder noch vorbereitet wird. Was soll aus der Götzendämmerung Ihrer Meinung nach werden? Ich war noch nicht imstande das von T. mitgebrachte Exemplar zu lesen. Was N. contra Wagner betrifft, so wäre ich, unbeachtet der herrlichen Dinge, die darin stehen — ich habe das Korrekturexemplar von T. mitgenommen

— aufs entschiedenste für Unterdrückung; von „Ecce homo“ und „Umwertung“ kenne ich nur die Absicht. Ich verhehle nicht, daß ich überhaupt für völlige Sistierung der Publikationen bin, der Philisterruf, den Sie besorgen, und dem ich im übrigen, unvermeidlich wie er ist, mit Kaltblütigkeit entgegensehe, ist bei allem, was noch käme, übermächtig. Sollen wir überhaupt noch andere Freunde N.s zu Rate ziehen? Was tun? Schlagen Sie sich alle Gedanken über Ihr Fernbleiben aus Turin ja vollständig aus dem Sinn, es ist das keine banale Redensart von mir, hier war nichts mehr zu helfen. Ich habe bei W. düstere, düstere Dinge gehört, unter anderem, daß N. schon seit langem sich durch Chloral und neuerdings durch die neuesten Erfindungen der Art zerstört. Aber auch noch vieles andere, was W. nicht angeht, oder nicht mehr als andere, wäre zu sagen. Ich schriebe gleich heute gern noch manches von der Art, wie ich mir nach dem mir übersehbaren Material den Ausbruch der Katastrophe denke. Ich kann nicht mehr.

Ihr stets innig und aufrichtig ergebener Overbeck.

Könnten wir uns nicht im Frühjahr irgendwo sehen?

Basel, 20. Januar 1889

Mein lieber Köselitz!

Der Krankentransport nach Jena

Allerdings ist viel geschehen, seit ich Ihnen schrieb. N. ist nicht mehr hier, Donnerstag abend ist er in Begleitung seiner Mutter, eines Arztes und eines Krankenwärters wieder weiter und muß, wenn alles gut gegangen ist, seit Freitag nachmittag in der Pflege des Prof. Binswanger in Jena sein. Mit der Wahl der Anstalt war Wille höchst einverstanden, — was zu ihr in erster Rücksicht geführt hat, sagen Sie sich selbst — nicht so mit der beschleunigten Abreise, wenn er auch nicht protestierte, noch auch gegen die Beteiligung der Mutter am Transport. In beiden Stücken wollte eben diese von nichts anderem wissen, auch nichts von meinem Vorschlag, wenn sie etwas Förderliches tun wolle, allein voraus zu reisen, die Aufnahme ihres Sohnes in Jena einzuleiten und mir mindestens bis Frankfurt mit der für nötig befundenen Unterstützung die Begleitung des Kranken zu überlassen, von wo sich wohl jemand finden würde, unter Verwandten oder Freunden, der mich ablöste. Erlassen Sie mir alles weitere über den Jammer der vier Tage, die wir Frau Pastor N. bei uns hatten, und die Abreise, den gräßlichen unvergeßlichen Mo-

ment, da ich N. gegen 9 Uhr über die grell beleuchtete Empfangshalle des Zentralbahnhofs, eng geführt von seinen beiden Begleitern, eiligen, aber doch schlotternden Ganges, in unnatürlich steifer Haltung, das Gesicht einer Maske gleich geworden, völlig stumm von der Droschke sofort in die bereit gehaltene Abteilung seines Waggons sich begeben sah. Ich habe allen Grund, kurz zu sein, und Ihnen können alle diese Details verhältnismäßig gleichgültig sein, seitdem Sie sich über die Hauptsache — sit venia verbo — „beruhigt" haben.

Ich fühle alles, was sich in Ihnen gegen diese gebäumt hat und noch bäumt, auch gegen das, was ich getan, und nehme Ihnen wahrlich jene Briefe nicht übel, ja dankbar ich Ihnen dafür bin, daß sie schließlich unterdrückt worden sind. Denn ich habe mir in diesen Tagen schon selbst nichts Gutes angetan, unter der Verantwortlichkeit meines Beginnens im voraus auf der Reise nach T. schwer gelitten, dann freilich unter dem Zwang des Erlebten und Erfahrenen mehr als aus mir selbst gehandelt, und hintennach plagt mich die Vorstellung weiter, daß ein weit echterer Freundschaftsdienst, als den Armen dem Irrenhause zuzuführen, gewesen wäre, ihm das Leben zu nehmen, wie ich denn jetzt keinen andern Wunsch habe, als daß es ihm bald genommen werde. Darüber jedenfalls fühle ich nicht die geringste Unsicherheit, und ich meine, niemand, der in diesen Tagen an meiner Seite gewesen wäre, würde anders empfinden. Mit N. ist es aus! Und ich habe dabei nicht einmal das Bedürfnis der Bestätigung des sachverständigen Urteils des Arztes, das auf eine Paralyse, die nur progredieren könne, lautet und, Momente der Beruhigung vorbehaltend, jede Heilung für ausgeschlossen hält. Urteilen Sie an einer Einzelheit selbst: N. hat nicht einmal mehr den Haß gegen mich fassen können, in den ich mich im voraus für die Freiheitsberaubung, deren ich mich schuldig machte, zu finden hatte; die letzten Worte, die ich von ihm gehört habe, bevor sich sein Wagen schloß, sind eine überschwengliche Bezeugung seiner Freundschaft für mich gewesen. So weit ist es mit diesem Freiheitshelden gekommen, er denkt gar nicht mehr an die Freiheit.

„Mit Nietzsche ist es aus"!

Nun zu Naumann. Sind Sie gestern, wie ich allerdings lebhaft wünschte, bei ihm gewesen, und hat er Ihnen meinen letzten Brief vorgelegt, so werden Sie daraus erfahren haben, daß mich dieselben Dinge wie Sie zunächst interessieren: 1. der Text

von Ecce homo von dem ich nichts kenne; 2. Naumanns Forderungen. [—] Daß „N. contra Wagner" in der von Ihnen bezeichneten beschränkten Weise publiziert wird, ist ganz in meinem Sinne, nicht aber eine eigentliche Publikation: 1. weil ich — nicht aus einem mir gänzlich fernliegenden Zartgefühl für unser „Reich" — Konflikte der Schriften N.s in diesem Augenblick vollends mit der Polizei um jeden Preis vermieden sehen möchte, sie aber bei der Gattung von politischer Weisheit, die zur Zeit unser Deutschland regiert, um ein paar Stellen willen besorge über den Kaiser usw.; 2. weil die Darstellung hier und da etwas so Zerfließendes annimmt (z. B. S. 33), daß ich wenigstens mich des Verdachts nicht erwehren kann, es hätten dabei N. die Kräfte schon versagt — und daß diese Aufzeichnungen durchgängig aus N.s „älteren Schriften" stammten (laut Vorrede), ist ja um Stellen wie S. 15 f. willen nicht ganz streng zu nehmen. Dagegen, welches Unglück, wenn dieses Schriftchen mit allen seinen Herrlichkeiten — Schlußgedicht u. a. — ganz aus der Welt verschwände und sich nicht für eine spätere Zeit in halber Verborgenheit durch Druck fixiert erhielte! Also mit Ihrem Vorschlag ganz einverstanden. — Die GD. habe ich immer erst zu lesen angefangen, — Sie denken sich selbst in meine Lage, um sich dies zu erklären — was ich davon kenne, würde mir ein vollständiges und selbst halbes Todesurteil ungefähr unmöglich machen, ich würde mich selbst in den mir zufällig unter die Augen gekommenen Schluß von Nr. 51, S. 129 finden, obwohl ich schon gegen N. eine ähnliche und noch weniger extravagante Stelle im Fall Wagner in einem Briefe beklagt habe, meine, es sollte auch in dieser Sache Nr. 5 der „Sprüche und Pfeile" gelten und eine andere als nachteilige Wirkung mir nicht zu denken vermag, dagegen irgendwelchen Nutzen nicht, gesetzt auch diese Worte wären die inkarnierte Wahrheit. Soll aber die GD. unter die Leute, so ist andererseits gerade unter den augenblicklichen Umständen Eile sehr wahrscheinlich geraten, wenigstens für die augenblickliche Wirkung, wenn anders auf diese Wert gelegt werden soll, hinter welchem Wert freilich für mich ein großes Fragezeichen steht. Die Hauptsache ist doch, daß durch Veröffentlichung der GD. das Dasein überhaupt gesichert wird — ob aber diese beschränkt oder nicht sein sollte, ich kann, wie gesagt, der Frage noch nicht Rede stehen. — Die „Umwertung aller Werte" betreffend, werde ich nun selbst nicht ruhig sein,

Zur Veröffentlichung von „N. c. W." und „G. D."

bis sie in meinen Händen ist. Ich habe an sie in T. nicht gedacht, und wenn es der Fall gewesen wäre, hätte ich im Drange jenes Tages dem Gedanken, unter dem in letzter Zeit zumal in trostloser Weise angewachsenen Wust der Skripturen N.s sie zu finden, kaum Folge geben können. Gesucht habe ich, um sie zu entfernen, nur nach Erzeugnissen des Wahnsinns, das völlig Unleserliche liegen lassen, anderes an mich genommen. In dieser Woche erwarte ich sämtliche noch in T. zurückgebliebene Habseligkeiten N.s; Anweisung, niemand dazu zu lassen, ist aufs strengste gegeben, bei den Hausleuten selbst Mißbrauch der Manuskripte so gut wie ausgeschlossen — bleibt immer die Tücke des Zufalls, ich will froh sein, wenn alles hier ist. Auf Ihren Bericht über Naumann bin ich sehr gespannt, erwarte auch von ihm Antwort; Sie werden erfahren haben, daß ich mich auch an Heinze gewandt. Gegen die Mitteilung meines Berichtes an Fuchs habe ich nichts, weitere durchaus vertrauensvoll in Ihre Hand legend. Ich habe auch an Gersdorff gedacht. Wer weiß, ob noch ein zweiter Bericht der Art zustande kommt, leicht jedenfalls nicht. Deussen hat die Nachricht mit Ihnen gleichzeitig erhalten, die Adresse fand ich unter den mir vorliegenden Briefen. Wie herzlich wünsche ich Ihnen auch in diesem schmerzlichen, düstern Augenblick Glück zur Lebensmitte.

Der „Wust der Skripturen N.s" in Turin

Ihr stets aufs treueste ergebener

F. Overbeck.

Basel, 27. Januar 1889

Mein lieber Herr Köselitz!

Diesen Brief hätten Sie schon eher, wenn Sie mich nicht durch die neulich gegebene Zusage wieder zu schreiben veranlaßt hätten zu warten. Und auch noch etwas anderes wollte ich gern noch abwarten, um es Ihnen gleich noch mitteilen zu können, ich meine die Ankunft von Nietzsches Büchern und Manuskripten. Auf dieses und jenes noch länger zu warten, gebe ich heute auf, um die Verständigung über eine Frage nicht länger zu verzögern, die, wenn sie auch, Ihrem letzten Briefe zufolge, nicht geradezu dringend ist, doch auch nicht verschleppt werden darf und bei der ich nach eben diesem Brief doch auch nicht weiß, ob Sie sich von meiner Meinung in der Sache nicht wieder entfernt haben, nachdem wir — so habe ich wenigstens eine frühere Äußerung aufgefaßt — darin einander näher gewesen sind. Es verdroß mich schon, daß ich in meinem letzten Brief mein prinzipielles Bedenken gegen

die Veröffentlichung von N. c. W. vergessen hatte — denn von dieser Veröffentlichung rede ich, — und ich hätte es vielleicht nicht vergessen, wenn die Voraussetzung unserer Übereinstimmung mir nicht so fest gestanden hätte, nämlich unserer Übereinstimmung in Hinsicht auf die Rätlichkeit einer im eigentlichen Sinne posthumen, jetzt also zu unterlassenden Publikation [— —]. Wie man auch über den „Fall Wagner" denke — in der Sache kann niemand herzlicher übereinstimmen als ich, der ich wirklich den Sieg Wagners für einen Unfall zumal unserer deutschen Kunst halte, — und wie hoch man die Fülle von Belehrung und Erhellung schätze, welche auch von diesem Büchlein die allgemeine Ästhetik erhält, — auf jeden Fall faßt N. die Probleme, die ihn beschäftigt haben, darin in einer sehr persönlichen Spitze auf. Diese Spitze würde durch jede fortgesetzte abgesonderte Behandlung des „Falls" nur akzentuiert worden sein, sie wird es jedenfalls durch „N. c. W.", schon durch den Titel und dies um so mehr, als das Schriftchen im ganzen doch nur schon Gesagtes wiederholt. Dieser letztere Umstand erleichtert es N.s Freunden sehr, das Schriftchen einstweilen zurückzustellen, aber sie können ihn darin nicht vertreten, nicht weil seine Sache eine schlechte wäre, sondern weil es der Natur dieser Sache nach unvertretbar ist, weil das Schriftchen eine Provokation ist, deren Lautwerden meiner Ansicht nach N.s Freunde nur hemmen können in einem Augenblick, wo er durch ein unseliges Geschick vom Kampfplatz sozusagen verschwindet. Das schafft doch allem Gegnerischen einen zu günstigen Boden. Eben darum möchte ich allem buchhändlerischen Interesse der Naumänner alles Dreinreden in dieser Sache abschneiden, und wäre die dabei angestellte Rechnung richtig, erst recht. Denn in diesem Augenblick ist N. vor jedem Gassenerfolg nur zu schützen, dessen Wertlosigkeit die höchst verdrießlichen Komplikationen, die er herbeiführen könnte, nicht lohnt. Ist doch, was von ihm ans Licht getreten ist, schon bekannt genug, um sich für die Nachwelt zu erhalten und auch dem etwa noch Kommenden ihren Anteil zu sichern, so daß man ohne jeden abgeschmackten Katonismus den „Erfolg" des Tages für ihn gering achten kann, zumal wenn dieser durch die Umstände sehr zweideutig ausfallen könnte. Ich sehe also wirklich nicht ein, was verloren ist, — bis auf die mäßigen und, schon Ihren eigenen Angaben zufolge, zur Zeit ernstliche Verlegenheiten nicht bereitenden Kosten — wenn es mit N. c. W. für jetzt bei der

Die Gründe, N. c. W. nicht zu publizieren

Nietzsche vor jedem Gassenerfolg zu schützen

von uns ins Auge gefaßten nur ganz beſchränkten Veröffentlichung bleibt, und gegen jede weitere würde ich mein Votum abgeben. [— —] Sie ſagen nichts von der Götterdämmerung? Soll ich das dahin verſtehen, daß ſie ſofort in die Welt ausgehen ſoll? Hiergegen hätte ich nun, nachdem ich ſie geleſen, nichts. Denn wenn ich auch perſönlich N. z. B. in der Genealogie der Moral lieber leſe als in ſeinen „Erholungen", ſo ſehe ich doch nicht ein, was ſelbſt bei der außerordentlichen Ungunſt des Augenblicks dieſem wahrhaft erſtaunlichen Füllhorn von Geiſt und Einſicht, da es bis aufs letzte bereit iſt, ſich auszuſchütten, hiergegen in entſcheidender Weiſe im Wege ſtehen ſoll. Tritt doch dieſe Schrift nirgends aus dem bisherigen Rahmen der N.ſchen Literatur heraus und ruft auch keine andern Leſer an als die bisher von ihm erworbenen. Immerhin möchte ich die Publikation nun ſo wenig wie möglich verzögert wiſſen, damit ſie noch erfolgte, ehe die ſchreckliche Wendung in N.s Schickſal eigentlich ins Publikum gedrungen iſt, ſoll ſie überhaupt jetzt erfolgen. [— —] Für die Zuſage, den Ecce homo betreffend, danke ich natürlich ganz beſonders. Was in der Turiner Kiſte ſich noch von in Betracht kommenden Manuſkripten findet, wird Ihnen natürlich auch mitgeteilt. Leider iſt dieſe Kiſte noch nicht da, wie ich ſchon andeutete, obwohl ſie, wie ich weiß, ſeit acht Tagen unterwegs iſt. — Ich ſchicke Ihnen mit dieſem Briefe gleichzeitig die mir von Turin zugekommene Korrektur von „N. c. W." zu, die ſeit mehr als einer Woche bei mir liegt und im Gedränge dieſer drangvollen Tage von mir vergeſſen worden iſt. — Am Montag hatte ich von Frau Paſtor N. ſelbſt einen Bericht über die Reiſe nach Jena und gleich darauf auch einen des begleitenden Arztes. Es iſt nicht ganz ohne traurige Komplikation gegangen, der urſprünglich nur für die Strecke bis Frankfurt mitgenommene Wärter mußte bis Jena mit. Dort iſt nun unſer armer Nietzſche, es iſt entſetzlich zu ſagen wo. — Viele herzliche Grüße von meiner Frau.

Der Publikation der Götzendämmerung ſteht nichts im Wege

Nietzſches Ankunft in Jena

Ihr treu ergebener

Fr. Overbeck.

Schreiben Sie mir doch auch ja alles, was Sie etwa von N.s Befinden hören. Es iſt mir ſchwer empfindlich, daß mit ſeiner Entfernung von hier der Faden des Zuſammenhangs mit ihm, der ſo viele Jahre beſtand, nun vollſtändig geriſſen iſt.

Basel, 4. Februar 1889

Mein lieber Herr Köselitz!

Ihre heute empfangene Karte jagte mir zunächst keinen geringen Schrecken durch die Mitteilung ein, daß Sie mir „morgen das Manuskript von Ecce homo" schicken wollten. Dann meinte meine Frau, zu der ich mich aussprach, damit sei wohl die Urschrift gemeint, nicht Ihre Abschrift, wie ich es verstanden und was mich eben in Schrecken gesetzt hatte. Jetzt halte ich selbst meine Interpretation, nach Ihrer Mitteilung vom 31. Januar, für unwahrscheinlich. Jedenfalls wünsche ich, daß sie falsch gewesen sei und Sie dabei geblieben seien, sich von dieser Arbeit für jetzt fern zu halten. Ich weiß Ihre Gefahr zu schätzen, nachdem ich neulich unter N.s aus Turin angekommenen Papieren auf den ersten schon gedruckten Bogen von Ecce homo (mit Stempel Naum.s vom 15. Oktober) geraten bin, ihn am selben Abend gelesen und die Nacht unter der Qual eines wahrhaft unheimlichen Eindruckes dann kein Auge zugetan habe. Inzwischen hat sich auch der zweite Bogen gefunden, bei dem sich dieser Eindruck nicht wiederholte, aber mir selbst liegt durchaus nichts an sofortiger Fortsetzung dieser Lektüre und für Sie bin ich von ihrer augenblicklichen Schädlichkeit auf das Tiefste überzeugt. Ich hätte selbst neuerdings über N.s literarischen Nachlaß nicht so beständig mit Ihnen Rücksprache genommen, wenn ich nur in meiner Ratlosigkeit über den Stand der Dinge bei Naumann und bei dem dringenden Wunsch, dort nichts Ungeschicktes in diesem dunkeln Augenblick geschehen zu lassen, sonst gewußt hätte, an wen mich wenden, ich meine an wen *dies* mit unbedingtem Vertrauen auf Kenntnis der Sachen *und Anteil* daran tun. Zeit ist in der Sache für jetzt ja nicht zu verlieren. Naumann selbst scheint in seiner ersten Mitteilung an mich an den sofortigen Weiterdruck von „E. h." nicht zu denken, und in der Tat ist für jetzt nicht daran zu denken, ja meiner Empfindung nach die Verzögerung dieser Publikation an und für sich gar nicht zu bedauern, so außerordentlich wertvoll sie später sein wird, wenn anders das Ganze, wie ich Sie verstehe, wirklich in einer mitteilbaren Gestalt vorliegt. Ist Ihnen bekannt, ob dieses Ganze wirklich eine Aufzeichnung der aus N.s Vorwort zu entnehmenden Zeit, d. h. der Zeit nach seinem letzten Geburtstage ist? Es wäre dann, wie mir scheint, das letzte, was N. seitdem noch zustande gebracht hätte, sieben Gedichte etwa ausgenommen (Ruhm und

Die beiden ersten Druckbogen des Ecce homo

Ewigkeit, Letzter Wille, Zwischen Raubvögeln, Das Feuerzeichen, Die Sonne sinkt, Klage der Ariadne, Dionysos — letzteres nur angefangen), welche in einem sauberen Umschlag mit der Aufschrift „Dionysos-Dithyramben" vorliegen. Soweit ich bis jetzt sehe, ist alles andere älter oder in geistiger Nacht geschrieben, vielfach in wahnsinnigen, absolut unleserlichen Schriftzügen. Von der „Umwertung aller Werte" insbesondere liegt vollendet in der Tat nur das erste Buch vor, ebenfalls in einem weißen Bogen zusammengehalten mit der Aufschrift

Das Heft der „Dionysos-Dithyramben"

Der Antichrist,
Umwertung aller Werte,

Der Umschlagbogen des „Antichrist"

die zweite Zeile durchstrichen und durch die Worte ersetzt, die leider wieder den zynischen Akzent laut werden lassen, mit dem N. in seinen letzten Sachen in einem gewissen crescendo sich selbst, glaube ich, nicht minder Gewalt angetan hat (das hat er freilich nicht nur damit seit Jahren) als andern: „Fluch auf das Christentum", — wobei ich aber die Züge wiederzuerkennen glaube, wie sie sich auf den kurzen Manifesten zeigen, welche N., wie es scheint, am ersten Tage seines Wahnsinns nach den verschiedensten Seiten erlassen hat, auch an uns, Sie und [m]ich. Von sonstigen Aufzeichnungen, die sich auf die Umwertung beziehen, erwähne ich nur noch ein einzeln für sich im Wust der sonstigen Skripturen verlorenes Blatt, auf welchem in sorgfältiger Ausführung, von einem rektangulären Rahmen umschlossen, sich titelartig aufgezeichnet findet:

Eine Disposition zur vierteiligen Umwertung

„Umwertung aller Werte.

Erstes Buch.

Der Antichrist. Versuch einer Kritik des Christentums.

Zweites Buch.

Der freie Geist. Kritik der Philosophie als einer nihilistischen Bewegung.

Drittes Buch.

Der Immoralist. Kritik der verhängnisvollsten Art von Unwissenheit, der Moral.

Viertes Buch.

Dionysos. Philosophie der ewigen Wiederkunft." —

Überschriften, von denen mindestens die des dritten Buches kaum definitiv gemeint sein kann, wenn auch der Plan des Ganzen damit in definitiver Form vorliegen mag. Es finden sich aber

auch ein paar andere Schemata der Art, welche jedoch auf geringere Geltung Anspruch zu haben scheinen. Sonst möchte nichts sich unter den mir vorliegenden Papieren finden, was zur Ausarbeitung des einen der drei letzten Bücher des Werks gehören könnte. Was meines Wissens von N. allein als vollendet bezeugt ist, liegt auch allein so vor, vom Rest der Form [nach] noch nicht einmal ein Anfang. So urteile ich nach erster vorläufiger Orientierung unter den von Turin erhaltenen Blättern und Heften. Zu einem eindringenderen Studium bin ich zur Zeit nicht imstande, auch nicht zur Lektüre des „Antichrists", dessen Kritik sehr ins Detail, auch in das des A. u. N. T.s eingeht, mit so gespanntem Interesse ich gerade hier lesen würde. Übermorgen ist es ein Monat, daß mich diese schreckliche Katastrophe stündlich beschäftigt, auch wo ich notgedrungen mit anderem zu tun habe; ich wundere mich, daß ich unter diesen Umständen wenigstens das Unerträgliche der Nervosität der ersten vierzehn Tage überwunden habe; damit sie nicht wiederkomme, bin ich bis auf weiteres auch auf möglichste Enthaltung angewiesen, und ich habe Ihnen alle diese Details im Widerspruch mit der Diät, die ich Ihnen dringend rate, gegeben, um nur mit ein paar Hauptpunkten Ihrer Spannung entgegenzukommen und Sie damit zu bewegen, vorläufig auf die Zusendung irgendwelcher Manuskripte zu verzichten. Wie wäre es, wenn Sie die Durchsicht des ganzen Bestandes sich für einen Besuch bei uns aufsparten, zu dem Sie ja schon aus weniger ernstem Anlaß eingeladen und zwar unsererseits jederzeit willkommen sind, ich Sie aber insofern nicht sofort imstande wenigstens insofern gern sähe, als ich daraus entnähme, daß Sie in Berlin Boden zu fassen Aussichten haben und nicht von heute auf morgen gehen können und mögen.

Der „Antichrist" allein vollendet, vom Rest nicht einmal ein Anfang

— Ich bin Ihr stets treu und aufrichtig ergebener

Fr. Overbeck.

Basel, 9. Februar 1889

Mein lieber Köselitz!

— Sie fragen mich, wie sich N. „in seiner Gefangenschaft benommen". Ganz und gar nicht wie ein Gefangener, wenigstens solange er hier war, und die Nachrichten aus Jena lassen mich jetzt an eine wesentliche Veränderung seines Zustandes nicht denken. In flüchtigen lichten Momenten hat er selbst vom Irrenhause, in dem er sich befindet, in der ruhigsten Weise gesprochen,

Nietzsche „in seiner Gefangenschaft"

dabei etwa angenommen, daß er nur auf kurze Zeit in deſſen Pflege ſei; einen Drang hinaus ſcheint er nie empfunden zu haben, kehrte vielmehr vom Spaziergang im Garten ſtets gern wieder in ſein Zimmer zurück. Daß er je nach Schreibmaterial verlangt hätte, weiß ich nicht. Auf der Reiſe von Turin hierher iſt es nie geſchehen, leider, wie ich aus ſeinen Papieren entnehmen muß, wahrſcheinlich im dunkeln Bewußtſein der ſchon genügend erprobten Unfähigkeit zu ſchreiben. Von „Fremden" war viel die Rede, beſonders von ihrem Erſcheinen zu den bevorſtehenden großen Empfängen, Namen hat er ganz flüchtig nur zwei- oder dreimal genannt, darunter auch den Ihren in einem der vielen Momente, wo er von Muſik ſprach, bald welche hörte, bald hören ſollte, und daß er ſelbſt viel ſang, habe ich, glaube ich, ſchon geſchrieben. Das Klavier, das er in Turin zur Verfügung hatte, ſtand im Familienzimmer ſeines Wirtes und war kaum noch ein Inſtrument. Dort war es, wenn er einmal daran ſaß, nicht leicht, ihn wieder davon zu entfernen, woran ich alle Anſtrengungen wendete bei der ſehr bald augenſcheinlichen Schädlichkeit ſeiner muſikaliſchen Divagationen darauf. Worauf ſich aber unterwegs ſein Verlangen ein paarmal am heftigſten richtete, war ein Spiegel, der natürlich hier nicht zu beſchaffen war. In Turin war es eine meiner erſten Handlungen, den, welchen er vor ſich auf dem Tiſche hatte, und von dem er beſtändig Gebrauch machte, ohne daß er es merkte, zu beſeitigen. Später fragte er wiederholt danach, war jedoch von dieſem wie von jedem andern Gedanken meiſt leicht zu zerſtreuen. Doch von dieſen Dingen kann ich Ihnen ja mehr mitteilen, wenn Sie Ihren als vielleicht ſo nahen in Ausſicht geſtellten Beſuch ausführen, für welchen ich Ihnen meine Adreſſe — Sevogelſtraße 68 — mitteile, damit Sie, für den Fall, daß ich je auf dem Bahnhof Sie zu holen verhindert ſein ſollte, ſelbſt ſofort den Weg finden. Eben dieſe Ausſicht veranlaßt mich, auf einen anderen Punkt heute nicht weitläufig einzutreten, den übrigens noch nicht erledigt zu finden mich überraſcht und beunruhigt. Ich meine den Druck von Ecce homo, für den ich heute natürlich irgendeine Verantwortung zu übernehmen gar nicht in der Lage bin, ſelbſt wenn ich geneigt wäre, an eine ſpätere Teilung mit Ihnen zu denken. Eben dieſe Neigung gewinne ich nun aber noch nicht aus den Gründen, die Sie noch an den Gedanken feſthalten laſſen: „das Buch müſſe auf Leſer treffen, die ſich den Autor als lebendig und verantwortlich hinter jedem Satze denken",

Die muſikaliſchen Divagationen und das Verlangen nach einem Spiegel

und die „Scheu vor N. müsse ausgenützt" werden. Allein dieser Autor ist in diesem Augenblick tatsächlich nicht da, und aller mögliche Vorteil, den man sich aus dem aufrecht erhaltenen Schein des Gegenteils versprechen könnte, würde mehr als aufgewogen durch die Wirkung der in jedem Augenblick möglichen Zerstörung dieses Scheins. Auch soll, wie Sie meinen, das ungeheure Versprechen des Buches keinen Sinn mehr haben, „wenn die Tatsache der Geistesstörung bekannt wird". Allein glauben Sie wirklich, daß sie noch so unbekannt ist, — hier ist sie es jedenfalls nicht, von hier dringt sie leicht weiter, und überhaupt sind es der Kanäle zu diesem Weiterdringen schon viel zu viele — und gesetzt, es bestünde die Unbekanntschaft, sie bestünde insbesondere noch in der doch auch noch nicht unmittelbar gegenwärtigen Zeit des Erscheinens des Buches, würde denn nicht gerade das Exorbitante des Buches ein stark sollizitierendes Moment sein können für das Bekanntwerden des bisher Unbekannten, mit anderen Worten, gerade eine höchst fatale ungefähre Gleichzeitigkeit des Bekanntwerdens des Buches und der Geistesstörung eintreten können? Was Sie zur Ergänzung meines eigenen noch ganz unvollkommenen Eindrucks von Ecce homo mir mitteilen, kann mich nur in der Überzeugung bestärken, daß dieses Buch für den Augenblick verschwinden muß, daß eine Publikation in diesem Augenblick ein höchstwahrscheinlich unschätzbares Dokument in seiner Wirkung nur aufs äußerste gefährden könnte. Warum wollen wir uns nicht in die tatsächlich vorhandene Ungunst des Augenblicks für N.s Schriften finden, von der Sie mir doch selbst anfangs so durchdrungen schienen und mit der Paradoxie eines daraus herauszuschlagenden Vorteils rechnen? Ginge es nach meinem Sinn, so geschähe sofort, was mir als schon geschehen gegolten hat, und das schon Gesetzte würde aus dem Satz genommen. Demnächst wäre mir das liebste, die Sache würde bis zu meiner vollständigen Information und unserer persönlichen Besprechung aufgeschoben. Meinen Sie endlich, anders und allein handeln zu *sollen*, so kann ich nicht dawider sein und nur bedauern, aufrichtig bedauern, weiter nichts zu tun zu haben, als Ihnen eine Sache allein anheimzustellen, in der ich gerne mit Ihnen verbunden wäre. —

Die Tatsache der Geistesstörung auf die Dauer nicht geheim zu halten

Die Sistierung des Druckes von Ecce homo

Ihr aufrichtig ergebener

Fr. Overbeck.

Basel, 23. Februar 1889

Lieber Herr Köselitz!

Sie können sich denken, welch unliebsame Enttäuschung mir Ihr letzter Brief bereitet. Sie selbst hätte ich so gern wiedergesehen und nun muß auch auf mündliche Verständigung über diese und jene zwischen uns schwebende Frage verzichtet werden, während es brieflich damit schwieriger, mindestens umständlicher gehen wird. Glauben Sie nicht, daß in der Frage des sofortigen Drucks von Ecce homo sich mir das Für und Wider ganz entzieht. Unter anderm bin ich gar nicht beruhigt über das Schicksal von N.s literarischem Nachlaß, wenn uns, ich meine Ihnen und mir, die Entscheidung darüber entzogen ist. Auch haben wir bis jetzt nicht über Geheimhaltung oder Unterdrückung und Veröffentlichung überhaupt differiert. An jene habe ich nie gedacht, auch nicht bei jenem unheimlichen Eindruck vom Anfang des Ecce homo. Denn mag diese Schrift auch auf der Bahn liegen, die den Verfasser schließlich zum Wahnsinn geführt hat, mag selbst, da sich soviel am Ende auch von seinen andern Schriften sagen läßt, dem Leser dabei ganz besonders schwindlig werden, was ich davon kenne, macht doch durchaus nicht den Eindruck des eigentlichen Wahnsinns, im Gegenteil, auch dies wenige ist mir als eine höchst bedeutsame Äußerung desselben Menschen erschienen, den ich seit langem kenne, und ich wundre mich nicht über die „sieben wichtigen Fingerzeige" zur Beurteilung der ganzen Literatur N.s, die Sie im ganzen finden. Kurz, ich bin schon jetzt durchaus nicht geneigt, Unterdrückung dieser Schrift für das Richtige zu halten. Was ich aber nicht recht verstehe, ist, worauf sich Ihre Alternative: Jetzt oder Nie! gründet. Was ich besorge, ist die Kollision des Moments mit der Extravaganz der Schrift in der Öffentlichkeit. Mir scheint es richtiger zu sein, der Literatur N.s Zeit zu lassen, Boden zu fassen, was sie in aller Stille, auch nach dem, was geschehen ist, beständig kann und was auch kein wirklich langwieriger über mehr als ein paar Jahre sich erstreckender Prozeß zu sein braucht, bis dieser merkwürdige Kommentar dazu hervortritt. Halten wir es damit anders, so weiß ich nicht, ob bei der Aktualität des Wahnsinns Nietzsches nicht ein solcher Lärm entsteht, daß auch jener Prozeß empfindlich gestört wird und N.s Schriften überhaupt für eine längere Reihe von Jahren für das Publikum sich als Produkte des Wahnsinns verlieren. Auch überwinde ich es schwer, diesen Lärm [— ?] über den

Der Literatur Nietzsches Zeit lassen Boden zu fassen

Damit Nietzsches Schriften sich nicht als Produkte des Wahnsinns verlieren

Verfasser sich erheben zu lassen. Da fragt sich also: Ist wirklich mit einem Aufschub der Publikation diese wirklich aufgegeben? Und eben das ist es, was ich noch nicht verstehe. Auf jeden Fall wiederhole ich meine Bitte um Mitteilung des Manuskripts, wenn Sie es entbehren können, damit ich mich in vollkommener Kenntnis der Sache entscheide, ob ich Ihnen die Verantwortlichkeit allein dabei überlasse, worin ich auch um meiner darin Naumann abzugebenden Erwägung willen vollkommen im klaren sein muß. Mit diesem bin ich im übrigen nach einem gestern erhaltenen Briefe vollkommen im reinen. Die Obtusion des Dr. W. ist vollkommen beseitigt und die Angelegenheit des Drucks von N. c. W. vorläufig geschlossen, wobei Naumann dabei bleibt, für die gedruckten Exemplare, deren ich nun zwanzig habe und bis auf zwei oder drei zurückhalte, keinen Entgelt zu fordern und auch zum zweitenmale auf eine Regulierung der N.schen Rechnung verzichtet, nachdem ich bei dieser Gelegenheit auf diesen Verzicht zurückgekommen war und ihm das Zurückkommen darauf anheimgestellt habe. Er zweifelt nicht daran, daß der Fall Wagner und die Götzendämmerung in kurzem seine Kosten decken. Morgen schreibe ich ihm also, natürlich unter Einschärfung absolutester Diskretion, wie es mit N.s Nachlaß steht und daß über die Zukunft von Ecce homo wir, Sie und ich, eben verhandeln, womit nichts präjudiziert ist. Noch etwas: Was soll mit Zarathustra IV werden? Wissen Sie, welches N.s Gründe für die bisherige Sekretierung waren? —

Zarathustra IV?

Ihr stets treu ergebener Fr. Overbeck.

Basel, 13. März 1889

Mein lieber Herr Köselitz!

Ihr letzter Brief hätte schon um verschiedener Anfragen willen, die er enthält, auf raschere Beantwortung Anspruch gehabt. Zu allem übrigen habe ich eben noch eine außerordentliche Arbeit hinter mich gebracht. Um die Verantwortlichkeit, die mir aus der Vertagung des Drucks der Nietzscheschen Papiere in meiner Verwahrung [erwächst?] zu mindern und das 1. Buch der Umwertung gegen alle Möglichkeiten, soweit es bei mir steht, zu sichern, habe ich es vollständig abgeschrieben. Nun kann ich auch das Stück, wenn Sie es wünschen, mit größerer Ruhe auf die Reise schicken und werde es dann um weiterer Sicherheit willen mit meiner Abschrift tun, welche absolut wortgetreu ist, wenn Ihnen nicht

Die Abschrift des „Antichrist" durch Overbeck

am Original durchaus liegt. Die zwei einzigen, mir bisher unleserlich gebliebenen Wörter bekomme ich wohl auch noch heraus. Sie können sich denken, daß es dem Christentum dabei geht, wie dem Marsyas vom Apollo. Nicht zwar dem Stifter — alle bisherigen Versuche, eine menschliche Figur aus ihm zu machen, erscheinen lächerlich abstrakt und nur als Illustration zu einer rationalistischen Dogmatik neben der Leistung N.s und die Art, wie dabei aus dem Originellen der Person auch das Menschliche der Person hervorspringt, — aber allem was folgt. Und hier kann ich denn freilich nicht anders als vieles maßlos heftig und von souveräner Ungerechtigkeit finden. Insbesondere scheint mir N.s Auffassung des Christentums sozusagen zu politisch und die Gleichung Christ = Anarchist auf einer historisch sehr bedenklichen Schätzung dessen, was das Christentum der „Realität" nach im römischen Reich gewesen ist, zu beruhen. Die „buddhistische Friedensbewegung", welche nach N. ursprünglich Jesus eingeleitet hat, scheint mir doch auch das Christentum nach ihm, mag es das so Eingeleitete auch noch so sehr verzerrt haben, in höherem Maße geblieben zu sein, als N. annimmt. Bei alledem bleibt dieser „Antichrist" ein Denkmal ganz einziger Art, auch N.s eigene bis jetzt verstreut ausgesprochene Meinungen über den Gegenstand wesentlich verdeutlichend. [— —] Von den von Ihnen in den letzten Briefen genannten Namen fehlen in der Tat auf meiner Liste Strindberg (dieser, weil mir seine Adresse ganz unbekannt), die Prinzeß Anna Dmitriewna (die mir jedoch in einem Briefe vorgekommen ist, den ich ihres Familiennamens wegen erst wieder hervorsuchen müßte) und der Fürst Urussow (von dem ich nichts weiß). Nun schrieb Naumann zuletzt, daß er auch an diese bisherigen Empfänger ein Exemplar von N. c. W. nur auf Verlangen schicken würde, sich verpflichtend es jedesmal mit der Notiz zu tun, daß es sich nur um ein gedrucktes, nicht für die Öffentlichkeit bestimmtes Manuskript handle, sonst aber, was er noch von diesem Hefte habe, sorgfältig bei sich aufbewahre. Verständigen Sie sich also über weiteres mit ihm je nach Ihrer Bequemlichkeit und Ihrem Ermessen. Ich selbst habe von meinen 20 Exemplaren noch keines aus der Hand gegeben und werde nur Rohde und Gersdorff eines schicken und meinem in diesen Tagen nach Würzburg abgehenden Kollegen Volkelt auch eines einhändigen. —

Vieles maßlos heftig und von souveräner Ungerechtigkeit

Ihr stets treu ergebener Fr. Overbeck.

Die Nachwelt, die sich um Nietzsche, selbst wenn sie ihn schließlich fallen lassen sollte, doch gründlich zu kümmern haben wird, wäre Gefahr gelaufen, über den Zusammenbruch seines Lebens nur ganz oberflächlich und irreführend aufgeklärt zu bleiben durch ein Buch, das im übrigen über zwölfhundert Großoktavseiten an vierundvierzig Altersjahre aufwendend, oft ganz belanglosen Vorfällen die breiteste Behandlung gewidmet hatte. Hier tritt schlicht, aber in seiner Einfalt machtvoll, Overbecks Zeugnis in die Lücke. Auch er hat damals über das entsetzliche Wiedersehen in Turin nicht alles Erlebte an Peter Gast geschrieben; seine Hand sträubte sich, die letzten, krassesten Einzelheiten zu Papier zu bringen. Er deutete das wohl im engsten Kreise gelegentlich an, und mir persönlich hat er einmal mündlich jene Schilderung ergänzt. Danach bot sich ihm in Turin damals ein Anblick, der die orgiastische Vorstellung der heiligen Raserei, wie sie der antiken Tragödie zugrunde lag, auf grauenhafte Weise verkörperte. Overbeck war nicht darauf angewiesen, Nietzsches Zustand bei der Katastrophe aus den in jenen Tagen entstandenen Schriftstücken zu rekonstruieren; er hat den Zustand, als erster von Nietzsches Nächsten, mit Augen sehen müssen. Seine hingebende Freundesliebe und sein unerschütterliches Pflichtbewußtsein rüsteten ihn aus mit der erforderlichen Widerstandskraft gegen die sonst wohl unerträgliche Unmittelbarkeit dieses Erlebnisses.

Overbecks Zeugnis unersetzlich

Noch vermag niemand zu sagen, in welches endgültige Licht die Katastrophe von Turin Nietzsches Charakterbild für die Beurteilung künftiger Zeiten rücken wird. Noch herrscht ja im allgemeinen die Neigung vor, darin etwas wie ein Gottesurteil gegen frevelhafte Überheblichkeit zu erblicken. Und doch hat das tragische Ende dem vorausgegangenen Lebenswerk nicht Einhalt und Abbruch getan, sondern ihm einen erhöhten Nachdruck verliehen. Dieses Ende verhilft dem Werke zu einer Konsequenz, die dieses selbst in dem unruhevollen und stets sprunghaften Gegenspiel seiner Bestandteile untereinander nicht ohne weiteres zur Schau trug; es gleicht auch den oft allzu literarischen Charakter von Nietzsches Schaffen aus durch eben jene packende und unmittelbar ergreifende Wirkung, die das Grunderfordernis bleibt zur Entfachung von Enthusiasmus. Und dann trifft auf Nietzsche die Hauptbedingung für die Entstehung einer gläubigen und schwärmerischen Verehrung zweifellos zu: daß es nämlich

Die Überwindung der Katastrophe durch die Wirkung des Nachlasses

bei den Schrecken des Unterganges nicht sein Bewenden hat, daß die Todesfinsternis des persönlichen Schicksals verschlungen wird durch den Sieg des Lichtes, das sich aus dem Werke über die Welt ergießt. Overbeck war glücklich, noch im Schreckensjahre selbst bereits Anzeichen davon wahrzunehmen. Er schließt einen Brief an Peter Gast vom 26. September 1889 mit den Worten: „All dies dient mir jetzt als köstliches Prognostikon, daß die furchtbare Katastrophe, die Nietzsche und uns getroffen hat, von seinem Nachlaß überwunden werden wird."

Der kommentierende Wert von Nietzsches Menschlichkeiten

ieser Nachlaß würde aber einem steuerlos auf das offene Meer hinaustreibenden Fahrzeuge zu vergleichen sein, ohne die beständige zuverlässige Orientierung am biographischen Kompaß. Nietzsche ist unter uns aufgetreten als eine ganz neue Art Philosoph Er hat die Wirkung seiner Lehre von dem Verständnis für sein Leben im weitgehendsten Maße abhängig bleiben lassen. Kein zweiter Denker fordert so wie er von seinem Leser, daß er Mitarbeiter sei. Zweifellos ist das ein Mangel an Vollkommenheit und Reife. Aber diese Unvollkommenheit führt den Vorzug einer unvergleichlichen Anregung mit sich. Nietzsche gibt nicht nur viel zu denken, er macht uns recht eigentlich schwer zu schaffen. Aus der Bedrängnis, in die uns seine übermenschlichen Befehle und Forderungen hineinstoßen, gibt es nur einen Ausweg, nämlich zu bedenken, was er nur allzu oft vergessen zu haben scheint: wie sehr auch er ein Mensch war. Die Rettung Nietzsches ruht in dem redlich und unerschrocken zu führenden Kampfe um eine wahrhafte und unverfälschte Überlieferung seiner ungewöhnlichen Schicksale. Diejenige Seite, die man gerade an ihm wahrnimmt, pflegt man auch für den Inbegriff seines Wesens zu halten; man übersieht, daß der richtige Anblick eines Menschen, für den jedes Ding nicht zwei, sondern vier und fünf Seiten hatte, nur dadurch zu gewinnen ist, daß man rund um ihn herum geht. Eine Nietzsche-Biographie, die einmal diesen Namen wirklich verdient, wird nach plastischen Prinzipien aufzubauen sein, wonach der Rücken genau so wichtig ist, als die Vorderansicht. Overbeck bewies einen guten Instinkt, als er uns ebensoviele Anhaltspunkte zur Kritik als zur Verehrung Nietzsches hinterließ.

Nur stoße man sich nicht an den vielen Menschlichkeiten Nietz-

sches. Das Einsehen in seine Schwächen läßt einen genauen Aufriß seiner Konturen zu, der seiner geschichtlichen Wertung nur zugute kommen kann. So hoch der Sturm der Meinungen über Nietzsche geht, das Interesse an seinem Lebensbilde hat daran einen verhältnismäßig nur geringen Anteil genommen. Doch leuchtet ein, daß ein wachsendes Verständnis für Nietzsches Werk eine lebhaftere Beschäftigung mit seinem Leben zur Folge haben muß, da dieses Leben so sehr den Stoff für das Werk geliefert hat. Stehen nur erst die Grundstriche und Randlinien fest, so könnte eine überraschende Wirkung von ihnen ausgehen. Wie erfüllt sich zum Beispiel bei Goethe das Werk im Leben und wie ärmlich pflegt man gerade im Hinblick auf Goethe die Erscheinung Nietzsches zu finden, weil sie, in ähnlicher Weise auf eine geistige Bewältigung aller Lebensgebiete gerichtet, mehr Schiffbruch gelitten als Ziele erreicht habe und beinahe zum Belege des Sprichworts geworden sei: „Qui trop embrasse, mal étreint“. Ob das nicht doch der Punkt sein wird, über den die Nachwelt bei Nietzsche vor allem umzulernen haben wird? Ob sie ihm nicht gerade das zum Verdienste anrechnen wird, daß er seine Zeit, in der sich politisch der Nationalismus und geistig der Relativismus an die Spitze setzte, so aus dem Vollen heraus und bis in die hinterste Herzensfalte hinein erlebte, sich selber mit seiner Zeit gegen seine Zeit erlebte! Im großen und wesentlichen typisch zu sein, wird zwar repräsentativen Geistern als Verdienst angerechnet, ist jedoch weniger Verdienst, als Gunst des Schicksals beim Austeilen der sterblichen Lose. Es ist in diesen Blättern schon genug angedeutet worden und braucht nun nur zusammengefaßt zu werden, wie reich Nietzsche mit Möglichkeiten typischen Erlebens zwanzig Jahre lang ausgestattet war. Wir haben noch heute nicht den genügenden Abstand gewonnen, um schon mit Sicherheit bestimmen zu können, was in vierzig und in hundert Jahren für typisch gelten wird. Aber die Frage wird bereits jetzt aufzuwerfen sein, wie weit die Tage von Tribschen oder Bayreuth, der Genueser Januar und der Silser Hochsommer, vor allem aber der erschütternde Turiner Jahreswechsel an typischem Gewicht etwa den Idyllen von Sesenheim und Wetzlar, den Stunden in Tiefurt und Ilmenau, den Eindrücken der römischen Reise und schließlich dem erlauchten Lebensabend in Weimar nachstehen. Entscheidend ist hierfür einzig und allein, ob den Erlebnissen Nietzsches genügend Prägungskraft innewohnt,

Das Interesse für Nietzsches Biographie

Nietzsche typisch neben Goethe

wie den Goetheſchen; an und für ſich ſind ſie ebenſo intereſſant. Noch überwiegt die Neigung, ihnen die Kraft abzuſprechen, als könnten ſie keine nachdrückliche Spur hinterlaſſen. Indeſſen iſt dagegen geltend zu machen: Nietzſche iſt ja biographiſch noch gar nicht ausgepackt; er liegt noch immer in der Watte, mit der ihn ängſtliche Furcht und Sorge meinten vermummen zu müſſen. Durch ſein ganzes Leben geht aber ein ſo ſtrenger Wille und dieſer ſtrenge Wille iſt ſo ſehr auf das Letzte und Höchſte gerichtet, daß dieſes Leben, unabgeſchwächt zur Wirkung herausgeſtellt, diejenige Stoßkraft ſchon bewähren könnte, die nötig wäre, um einen unauslöſchlichen Geſchichtseindruck hervorzubringen. Heißt es aber, Nietzſche habe nur immer an ſich ſelbſt gedacht, während Goethe das Wohl und Wehe der ganzen Welt im Auge gehabt habe, ſo iſt das wenig ſtichhaltig; Goethe, der Weltenfreund, hat ſich konſerviert, und Nietzſche, der Egoiſt, hat ſich zum Opfer gebracht. Ich meine, das gibt zu denken. In dieſer verſteckten Fuge liegt die Sprungfeder ſeiner künftigen Wirkung verborgen. Es kommt hinzu, daß Nietzſches Daſein einen buntſcheckigen, ſinnenfälligen Verlauf genommen hat, obwohl er ein theoretiſches Leben lebte. So eifrig er vor dem pittoresken Menſchen gewarnt hat, es könnte ihm ſehr zugute kommen, daß er, der doch Denker war, von ſeinem zwanzigſten Jahre an eine maleriſche Staffage an die andere tauſchte und ſchließlich in einer hochdramatiſchen Situation zugrunde gegangen iſt. Dieſe dekorativen Zutaten werden das Auge der Geſchichte auf ihn zu bannen vermögen und ſein Andenken aus dem niederreißenden Sturmſchritt der Zeitalter herausretten, wenn ihm, was bis jetzt ja noch kein Menſch bejahen oder verneinen kann, wirklich die von ihm erwartete Wirkung auf die Jahrhunderte beſchieden ſein ſollte. Geſetzt den Fall, das träte ein, dann wären das Schnellfeuer ſeiner aphoriſtiſchen Treffer und das Geplänkel ſeiner unermüdlich ſich verſchiebenden Ideenaufmärſche an dieſem Siege höchſt unſchuldig; denn alles rein Gedankliche verblaßt zur fadenſcheinigen Kleinmeiſterei vor dem Gericht der Ewigkeit. Beſtand, ewigen Beſtand, verleiht nur die Gewalt des unmittelbar Perſönlichen. Vielleicht verſagt man Nietzſche deshalb ſo hartnäckig den Lorbeer des vollbürtigen Philoſophen, weil ſein bis an die Grenze des Bizarren mit intereſſanten Vorfällen überhäufter Lebensgang eine Ausnahme unter den Philoſophenſchickſalen bildet, bei denen die Motion nie zur Würde gehört; das ſchönſte Muſter hierfür iſt

Der „pittoreske" Anſtrich von Nietzſches Leben

Kant, der in seinen mehr als achtzig Jahren niemals über seine Vaterstadt Königsberg hinaus kam und doch von ihr aus Himmel und Erde durchreist und umschifft hat, so groß und weit sie sind. Sicherem Vernehmen nach waren ein Hauptgrund von Jakob Burckhardts aufsteigendem Mißtrauen gegen Nietzsche bereits im Jahre 1870 dessen Besuche in Tribschen und seine pathetischen Heroldsallüren im Streite für die Sache Wagners; derartige Begleitumstände vertrügen sich nicht mit dem Ernst eines der reinen Erkenntnis gewidmeten Berufes. Das war nicht etwa eine Schrulle bei Burckhardt, sondern der edle Ausdruck des gelehrten Standesgefühls im Gegensatz zum Unzwang künstlerischer Lebensauffassung, übrigens ein Standpunkt, der gerade in Nietzsche einen beredten Verteidiger gefunden hat (Vermischte Meinungen und Sprüche, Aph. 206. „Warum Gelehrte edler als Künstler sind").

Die drei sinnenfälligen Situationen bei Nietzsche

Aber das Urteil der Nachwelt folgt einer andern Richtschnur. Das Sinnliche macht es aus; weil Nietzsche, man mag ihn ansehen, wann man will, immer Posto gefaßt hat und in Positur steht, ermangelt sein Anblick niemals der eindrucksvollen Gebärde. Und doch wahrt er den Adel des Philosophen wieder dadurch, daß seinem Bilde jeder grobsinnliche oder brutale Zug fehlt, den wir an einem großen Künstler oder einem großen Tatmenschen unbesehen mit in Kauf nehmen. Wer mit Kaftan und andern die Akten, ob Nietzsche in der philosophischen Fachgeschichte weiterleben werde, im verneinenden Sinne für geschlossen hält, hat sein Sehfeld nicht weit eingestellt. Bereits heutzutage legen sich die Einzelteilchen, aus denen sich Nietzsches Wirken zusammensetzt, für die populäre Auffassung ungezwungen in drei farbig leuchtende kaleidoskopische Bilder auseinander. Das erste zeigt uns den Ganymed des Olympiers (der Zwanzigjährige bei Wagner); das zweite den großen Einsamen, den bis zum Verwechseln ähnlichen Doppelgänger und Zwillingsbruder Zarathustras (der fugitivus errans der achtziger Jahre); das dritte den vor Vernichtungswonne sich selbst zerfleischenden Gott Dionysos (Ausbruch des Wahnsinns). Das sind fest vorhandene, sichere Umrisse, die sich mit Licht und Farbenglut füllen werden, sobald die erforderlichen Bedingungen zur Ausübung einer Massensuggestion erfüllt sind. Diese Bedingungen liegen dann gegeben vor, wenn sein Leben von den Quisquilien der Verwandteneitelkeit und Freundesverblendung befreit in reinlichen Zügen der Verkündigung sich erschließt, so daß für die Botschaft von Nietzsche

der entscheidende Schwerpunkt nicht so sehr auf die Verbreitung seiner zur Popularisierung sich nur schwer eignenden Dogmen, als auf die schlichte, unmittelbar packende Mitteilung vom irdischen Wandel und Schicksale dieses von Geburt deutschen, doch sein Deutschtum überwachsenden europäischen Weisen entfallen kann. Gewiß — wenn ihm zum Weiterleben andere Mittel und Wege nicht offen stünden, als die Propaganda seiner Gedanken, dann möchten wohl diejenigen recht behalten, die mit dem Hinweis auf die für die Volksgunst denkbar am schwersten verdauliche Kost seiner Übermenschen- und Herrenmorallehre einen freilich unanfechtbaren Zweifel gegen Nietzsches Unsterblichkeit geltend machen. Nur denken sie dabei an die schmalen Stege und Jenseitsbrückchen, über die sich nach einem langen Leben voll sauren Fleißes und Schweißes ab und zu eine gelehrte Fachberühmtheit in eine relative Unvergänglichkeit hinüberzuretten vermag. Sie vergessen, daß jene ihnen ärgerlichen romantischen und romanhaften Zutaten bei Nietzsche für sein Andenken unschwer Fundament und Hauptsache werden könnten, da sie ihm die breite Heerstraße des Ruhmes bereits geöffnet haben, auf der die Großen der Geschichte wandeln. Je mächtiger Nietzsche sich von der Einsicht ergriffen fühlte, daß es nun Ernst gelte und um Entweder-Oder gehe, desto unbarmherziger übertäubte er die Zweifel, die ihn in den siebziger Jahren überwiegend und in den achtziger Jahren jedenfalls während der Depressionsstadien nur mit Zittern und Zagen an seine Bestimmung denken ließen; er peitschte sich qualvoll durch zum Glauben an sich selbst und erzeugte so jene ihn in zunehmendem Maße erfüllende Ecce-homo-Stimmung, von der in diesen Blättern schon mehrfach, zuletzt als dem unleugbaren Ergebnis seiner Fanatikergewaltsamkeit die Rede sein mußte. Diese schwindelnde Höhe des Selbstbewußtseins, auf wie verwegenen und halsbrecherischen Pfaden er sie auch erreicht haben mochte, von der herab er nun aber doch jedenfalls die Menge locken und rufen kann — sie bedeutet die Gefahr der Entzündung und Ansteckung, wenn anders man von Gefahr und nicht von einer heilsamen Befreiung reden will.

Fachruhm oder Unsterblichkeit?

Ich greife noch einmal auf den Vergleich der Nachwirkung Nietzsches mit der Nachwirkung Goethes zurück. Ich weiß, er ist hoch gegriffen. Ich war aber erstaunt, die Annahme einer solchen Parallelwirkung schon bei sehr kühl gesinnten und gescheiten Leuten vorzufinden. Ich sprach einmal mit einem in

Stil und Geschmack ganz auf Goethe eingestellten Germanisten von anerkanntester Gelehrsamkeit, der der Nietzschebewegung völlig fern steht und sich Nietzsches Werke in aller Stille zu Gemüte führte, ohne auch nur ein Wort über ihn gelesen zu haben. Die Rede kam auf die famose Kraftstelle der „Götzendämmerung": „Ich habe der Menschheit das tiefste Buch gegeben, das sie besitzt, meinen Zarathustra: ich gebe ihr über kurzem das unabhängigste." — (Gemeint ist der „Antichrist".) Ich erlaubte mir das dort zum Ausdruck gelangte Selbstbewußtsein ein bißchen reichlich zu finden. Da überraschte mich die Frage: „So? Wissen Sie ein tieferes? Ich glaube, wir wären in Verlegenheit." Ich faßte mich und stammelte: „Nun — und Faust?" Der Goethekenner lächelte und gestand, nicht dieser Ansicht zu sein. Dieses Erlebnis war mir erfreulich und gab mir zu denken. Auch sonst stieß ich schon auf viele Anzeichen, daß man Nietzsches unterirdische Wirkungen nicht leicht zu überschätzen Gefahr läuft. Das legt uns für den Schlußteil unserer Darstellung die Verpflichtung auf, vor allem uns über die grundsätzlichen Möglichkeiten von Nietzsches Ruhm klar zu werden, ehe wir uns die zum Teil sehr eigentümlichen Ausgestaltungen dieses Ruhmes im Laufe der letzten fünfzehn Jahre näher ansehen.

Faust und Zarathustra

Dieser Abschnitt befaßte sich mit Nietzsches Gewaltsamkeit und mit der Zerstörung seiner Lebenskraft. Das heilige Feuer seiner Unduldsamkeit knüpfte eine Beziehung zwischen Nietzsche und dem Mittelalter, das den partei- und leidenschaftslosen Menschen der Toleranz, unser Ideal seit der Aufklärungszeit, nicht kannte. „La lor cieca vita è tanto bassa", — heißt es bei Dante. Was Nietzsche forderte und das Zeitalter der Humanität bis heute nicht besitzt, besaß das Zeitalter der Kreuzzüge: den einheitlichen europäischen Kulturkreis! Dies zu Ehren von Nietzsches Fanatismus. Und was seinen Untergang im Wahnsinn betrifft, so sei an den Verzweiflungsschrei erinnert, den er in der Vorahnung des nahenden Untergangs ausstieß (Biographie II, 423): „Schaff mir einen kleinen Kreis Menschen, die mich hören und verstehen wollen — und ich bin gesund." Solche Menschen, die ihn hören und verstehen wollen, gibt es heute wie Sand am Meer, und unter dem Vortritt dieses Gedankens, daß ein warmer und allgemeiner Anteil an seinem Werke für ihn einer Rückkehr zur Gesundheit gleich käme, ziemt es sich, seinem jungen Ruhme nachzuspüren.

Der einheitliche europäische Kulturkreis

Nietzsches Ruhm

Er wäre heute dreiundsechzig Jahre alt; seit zwölf oder auch fünfzehn Jahren ist er beispiellos berühmt. Wir dürfen uns freilich mit dieser unumstößlichen Tatsache seines sieghaften Durchbruches zum Erfolge nicht zufrieden geben; wir müssen bemüht sein, die psychologische Auffassung, mit der wir seines Lebens ansichtig zu werden versucht haben, auch auf Schicksal und Wirkung des Werkes auszudehnen. Man redet sicherlich in seinem Sinne, wenn man dem bis jetzt erreichten Einfluß seiner aus Denken und Dichten zentaurisch sich zusammensetzenden Philosophentat nur eine bloß provisorische Bedeutung beimißt. Er hätte sich kaum damit zufrieden gegeben; er hätte geltend gemacht, daß er es ja erst zur Sensation gebracht habe und deshalb nicht ruhen werde, ehe er zur vollkommenen Echtheit seiner Wirkung durchgedrungen sei. Noch ist sein Ruhm nicht über das Versuchsstadium hinausgediehen; noch ist der Beweis nicht geliefert, ob Nietzsche einmal nicht mit der Zeitmode auf- und untergegangen sein wird, in deren Gewand sich sein Name unter uns erhoben hat. Freilich werden wir uns nicht beikommen lassen, uns auf ein leeres Prophezeien zu verlegen. Wir bleiben auch hier auf dem sicheren Wege der historischen Schilderung. Es liegen uns aber von vornherein zwei Dinge vor, die man nicht in einen vorschnellen Einklang soll bringen wollen, da sie beide ganz verschiedener Natur und Herkunft sind. Das eine sind die natürlichen Folgerungen, die aus Nietzsches genau und klar erschautem Lebenswerk sich für die zu erhoffende Ausgestaltung seiner Nachwirkung ergeben, und das andere ist die konkrete Ausprägung dieser Nachwirkung unter dem Einfluß einer von außen her hinzugetretenen subjektiven Energie. Die Interpretation, die das geistige Bild Nietzsches bestimmt, wie es zur Zeit in Europa lebendig ist, kann nicht als Ausfluß einer gewissenmaßen selbständigen Filtrierung seiner Werke gelten; unter dem Vorwand der Blutsverwandtschaft ist ein fremder Wille zum Prägestempel geworden und hat Nietzsches Werk ein Gesicht aufzudrücken ge-

Die nur provisorische Bedeutung seines bisherigen Ruhmes

wußt, das ihm von Hause aus nicht eigen war. Also immerhin ein Gesicht — wird man sagen; am Ende ist eine unerfreuliche Schöpfung immer noch besser als das Chaos, da man an ihr doch lernen kann, wie es nicht zu machen war. In der Tat soll das Verdienst, in der Verbreitung von Nietzsches Tat überhaupt einen gleichviel wie beschaffenen Anfang gemacht zu haben, aus Gründen der Gerechtigkeit anerkannt sein. In allen Einzelheiten hingegen hat die Kritik ihres Amtes zu walten. Statt anzuklagen, gilt es zur Besinnung zu kommen. Noch nie hat die Hinterlassenschaft eines deutschen Dichters oder Denkers solche Abenteuer erlebt. Insofern eine nicht unpassende Fortsetzung zu dem, was an Nietzsches Leben als pittoresk hervorzuheben war. Im ganzen aber besteht die Pflicht, den tiefen, durch einen gesunden Nervenstrang zusammengehaltenen Sinn in Nietzsches System von den Zutaten und Wucherungen des Zufälligen in seiner bisherigen Auslegung zu entbinden. Was Nietzsche bei totem Geist und doch lebendigem Leibe an seinem eigenen Nachlaß zu erleben bekam, bildet sicher ein einzigartiges Kapitel der deutschen Literaturgeschichte. Es kann jedoch wahrheitsgetreu nur geschrieben werden, wenn man sich jenen elementaren Nietzscheschen Sinn zu vergegenwärtigen sucht und ihn zum Maßstabe nimmt für die Reihe mannigfaltiger Geschehnisse, unter deren Summe Nietzsches Ruhm zu verstehen man sich heute noch bequemen muß. Wir beginnen also mit einer allgemeinen Erörterung und erzählen dann, was sich ereignet hat.

Die abenteuerlichste Hinterlassenschaft eines deutschen Dichters oder Denkers

I. Der Ewigkeitswert der „Tendenz Nietzsche"

Overbeck hat einen europäischen Allerweltssonderling von Turin abgeholt, nicht ein anerkanntes Genie. Das wesentlichste Ruhmesteil, das Nietzsche mit wachen Sinnen erlebte, stammte im Grunde immer noch aus jener Zeit der Frühreife zu Anfang der siebziger Jahre in Verbindung mit dem Namen Wagner und der Sache von Bayreuth. Je mehr er sich aber auf sich selbst besann und den Mut zu eigenen Wegen besaß, desto mehr wich dieser Jugendruhm dem Mißverständnis und der Feindschaft; zuletzt war er, kann man wohl sagen, weit mehr berüchtigt als berühmt. Indessen fällt an der spärlichen Kette der noch von ihm selbst erfahrenen Erfolge auf, daß sie samt und sonders

Nietzsche während seiner Schaffenszeit mehr berüchtigt als berühmt

weit eher sonderbar und fast abenteuerlich zu nennen sind, als irgendwie selbstverständlich und banal. Den ersten Enthusiasmus aus dem ihm nicht vorher schon befreundeten Leserkreise erfuhr er durch die tragikomische Verehrung jener rabiaten und unheimlichen Jüngerin Rosalie Nielsen; — in Wien wurde auf Nietzsches Namen, als er kaum dreißig Jahre alt war, ein Verein gegründet; — Prinz Georg von Preußen gehörte, wie Rée von seinem Berliner Buchhändler erfuhr, schon zur Zeit von „Menschliches, Allzumenschliches" zu Nietzsches eifrigsten Lesern; — im Herbst 1885 schreibt Nietzsche an von Seydlitz (Briefe I, S. 471): „In Florenz überraschte ich den dortigen Astrologen auf seiner Sternwarte, welche den schönsten Gesamtüberblick über Ort, Tal und Fluß gibt. Sollte man's glauben, daß er neben seinem Arbeitstische die sehr zerlesenen Schriften Eures Freundes hatte und daß er, ein schneeweißer alter Mann, mit Begeisterung Stellen aus ‚Menschliches, Allzumenschliches' rezitierte?" — „Die Erfahrung, daß Nietzsche Flügel wirkt", bemerkt Fräulein von Salis (S. 24), „hat mir Carmen Sylva, die ihn in schweren Leidenstagen las, im Herbst 1895 bestätigt."

Wenige aber ausgesuchte Verehrer

Sehr lehrreich ist auch, was Deussen erzählt (S. 94): „Längere Zeit bevor die allgemeine Aufmerksamkeit sich Nietzsche zuwandte, trat eines Tages im Sprechzimmer der Berliner Universität ein junger Privatdozent zu mir und bat mich, ihm über Nietzsche, dessen Schriften er gelesen habe, einiges Nähere mitzuteilen. Ich erzählte ihm darauf von Nietzsches absonderlichem Lebensgange, wie er seiner Professur entsagt habe und nun als Einsiedler lebe, wie sich seine Einkünfte nach Verlust des Gehaltes nach dem, was Kaftan mir unlängst darüber mitgeteilt habe, auf ein aus drei verschiedenen Fonds zusammengeflossenes Stipendium von 3000 Franken jährlich beschränkten, und wie ich dementsprechend Nietzsche vor kurzem zu Sils-Maria in der bescheidensten Lebensführung wiedergefunden hätte. Der junge Mann hörte mir aufmerksam zu und fragte zuletzt, ob man nicht für Nietzsche etwas tun könne. Ich sah ihn groß an, denn ein Privatdozent ist nicht leicht in der Lage, noch für andere etwas übrig zu haben, versprach indessen, die Sache weiter zu überlegen. Nicht gering aber war meine Überraschung, als ich zwei Tage darauf von dem jungen Manne die briefliche Mitteilung erhielt, daß es ihm gelungen sei, für Nietzsche die Summe von 2000 Mark zusammenzubringen, und daß ich dieses

Geld ohne Nennung des Gebers an Nietzsche senden möge. Ich willigte ein, der junge Mann brachte das Geld, ich packte es ein mit einem Schreiben an Nietzsche des Inhalts, daß ein Freund seiner Werke, der nicht genannt sein wolle, ihm Beiliegendes schicke, und ich veranlaßte den Spender, seine Gabe selbst zur Post zu bringen. Diese Sendung erfüllte Nietzsche mit dem tröstlichen Bewußtsein, daß es in der kalten, teilnahmslosen Welt doch auch Menschen gebe, die mit warmer Liebe zu ihm und seiner Sache hielten." — Entweder also: Nietzsche kam sich gänzlich verkannt und totgeschwiegen vor, oder aber: die seltenen Beweise, daß er verstanden und geliebt war, trugen jenes aparte, untriviale Gepräge, das zu ihm paßte. Man meint vielleicht, das ehemals Versäumte sei nun mehr als wieder gut gemacht. In Wirklichkeit ist das nicht der Fall. Das Ausbleiben der erhofften, wenn auch erst nur mäßig verbreiteten Anerkennung, ist für die Gestaltung von Nietzsches Werk nicht ohne Folgen geblieben. Da ihm sein frühes und reiches Schaffen vorwiegend aus seinem Ehrgeize erwachsen ist, kostete es ihn den Preis seines inneren Gleichmaßes, daß der Erfolg so ungebührlich auf sich warten ließ. Obwohl Nietzsche, wenn es darauf ankam, recht gut zu warten verstand, ist Geduld doch nie seine starke Seite gewesen. Alles, was an ihm auszusetzen ist, dürfte unschwer auf seine Besorgnis zurückzuführen sein, er habe keine Zeit mehr, er müsse sich beeilen. Hätte man ihm das biblische Alter von siebzig Jahren zusichern können, er würde uns kaum viel anderes zu sagen gehabt haben, aber wahrscheinlich doch noch einiges dazu und vielfach in einem andern Tone. So stehen wir vor der merkwürdigen Doppelerscheinung: Nietzsches Werk ist in sich selbst völlig abgeschlossen, eine runde Welt, die unter eigenen Gesetzen steht — und doch wirkt dieses Werk nur wie eine erste Hälfte.

Nietzsches Werk abgeschlossen und doch nur eine Hälfte

Was wäre geschehen, wenn sich Nietzsche von der Turiner Katastrophe erholt hätte, wie nach den Erfolgen der Anstaltsbehandlung sanguinische Liebeswallung erhoffen wollte? Da der zögernde Ruhm ihn in einen gereizten Zustand trieb, hätte der erlebte Ruhm ihn sicherlich seinen Mangel an Ruhe und Ebenmaß inne werden lassen. Er wäre dazu gekommen, seinen Übertreibungen nachzugehen, sein Unrecht zu entdecken. Mehr als einen Vorhaß, den er gefaßt hat, hätte er zurückgenommen, ja ihn vielleicht in Liebe verwandelt. Jene böse Seite der „Götzen-

Der erlebte Ruhm hätte seiner Güte zur Wirkung verholfen

dämmerung" — „Meine Unmöglichen" — hätte er wohl dem Rotstift unterworfen oder mindestens Schiller den „Moraltrompeter von Säckingen" und Kant den „cant" reumütig abgebeten. Man stelle sich Nietzsche seiner Einsamkeit enthoben vor, von ausgestreckten Händen umdrängt, von dankbar leuchtenden Gesichtern umjubelt, wie er es heute sein würde — er wüßte sich vor Überraschung und Verlegenheit kaum zu helfen, so sehr war er für sich selbst nur als verkannter Einsamer denkbar. Es käme ihm zum Bewußtsein, wie wenig er zum Abschluß seiner Genialität einer universalen, altruistischen Menschheitssympathie entraten könne. Dann wäre der unversöhnliche Aristokrat in den Bannkreis der sozialen Probleme eingetreten, denen sich heutzutage kein bedeutender Mensch gänzlich entziehen darf. Nietzsches Proletarierverachtung war doktrinärer Natur; sein Herz war größer. Fräulein von Salis hat für die latente seelische Disposition Nietzsches ein feines Gefühl besessen; sie erzählt S. 44 bis 51): „Nietzsche hat das Einfache, an seinem Wege Liegende nie verachtet: er sprach mit Teilnahme von der Besorgnis seines Hauswirts, daß sein Ochs der herrschenden Maul- und Klauenseuche auch verfallen werde und das bei bevorstehender Heuernte — das landwirtschaftliche Hauptereignis im Engadin! — und von der Gewitterfurcht der kleinen Andrienne, aber das Gemeine und die schlechte Luft lernte er nicht ertragen. Noch weniger das geistig Gespreizte! . . Er selber war zart, leicht verletzlich, zur Versöhnung bereit, voll Scheu andere zu verletzen; seine Aufgabe verlangte Härte, verbot die Kompromisse, brachte ihm und anderen Schmerz und Bitternis. Da las er denn Bücher, wie Stifters Nachsommer, Dostojewskys Humiliés et Offensés. Im Augenblick übten die Längen des Stifterschen Romans, in dem die entsagende, weise, herbstliche Stimmung durch vier Bände hindurchgeht, eine heilende Wirkung aus, mit der die nachfolgende Kritik sich doch vertrug. Humiliés et Offensés, noch um eine ganze Skala tiefer, ergebener, durch seine Zerdrücktheit und Ausgewischtheit der Helden für stolze Menschen fast unerträglich, demütigend, hatte Nietzsche, wie er mir auf einem Abendgang am See von Sivaplana sagte, mit überströmenden Augen gelesen." Es lag in seinen Lebensumständen begründet, daß er mit armen Leuten nur selten in Berührung kam; so oft es aber der Fall war, soll er sich in diesem Umgang geradezu rührend benommen haben. Nur durfte der Begriff „Volk" ihm nicht in die Quere

Nietzsches Proletarierverachtung doktrinär

kommen, sonst wurde er unwirsch und meinte: „Ach was, die sollten Sklaven sein!" Führte ihn aber die naive Fügung seiner Chambregarnistenexistenz etwa unter das Dach einer Arbeiterfamilie, so gab ohne weiteres das Gefühl der menschlichen Nähe den Ausschlag; er verkehrte da unbefangen als mit seinesgleichen ohne jeden Anflug einer Kälte oder Härte. Gerade die bescheidensten und dürftigsten seiner Hausleute haben ihn vergöttert. Darin ließ er sich auch nicht irre machen, wenn er sich gelegentlich unversehens in die Situation eines Detektivromans versetzt sah: in Marienbad wohnte er bei einem Falschmünzer, der während seiner Anwesenheit polizeilich aufgehoben wurde, und in Venedig, wie er allmählich an dem Ein- und Ausgehen feingekleideter Herren erriet, bei einer Dirne. Bei solchen Zwischenfällen kam es am unmittelbarsten zum Vorschein, über wieviel Ruhe und Würde er verfügte. Nicht von ungefähr fallen die deutlichsten Kennzeichen, was für ein gutes Herz er für das niedere Volk hatte, in die Zeit nach seiner Amtsniederlegung, nachdem er eben aufgehört hatte, offiziell zu den oberen Zehntausend zu gehören. Die Mitteilungen seiner Schwester sind in dieser Hinsicht sehr dankenswert (Taschenausgabe 5, XVI—XIX): „Vielleicht ist mein Bruder während seines Genueser Aufenthaltes zum erstenmal wirklich mit dem Volke in Berührung gekommen, was ihm großes Vergnügen bereitete, denn er hatte sich schon früher beklagt, wie wenig er von den niederen Schichten des Volkes wisse; jetzt entdeckte er dabei viel Liebenswürdiges. Er wohnte in einem ziemlich umfangreichen Haus in einer alten Palaststraße, das im allgemeinen von bescheidenen Leuten bewohnt wurde. Seine Genueser Wirtin erzählt noch immer, wie freundlich er mit allen Hausgenossen verkehrt und wie gütig er an allen ihren kleinen Leiden und Freuden teilgenommen habe. Sie nannten ihn auch „il santo" oder „il piccolo santo", wobei sie gewiß an einen jener freundlichen Vermittler dachten, denen sie gewohnt waren ihr Herz auszuschütten, und nicht an jene starren, unerbittlichen, großen Heiligen, die mit Höllenstrafen drohen. Meinem Bruder machte es viel Vergnügen, daß ihn die Leute als einen heiligen Fürsprecher betrachteten, und in seinem Notizbuch fügte er hinzu: „Ich glaube, daß viele von uns, wenn sie mit ihren enthaltsamen, mäßigen Sitten, ihrer Sanftmut, ihrem Sinn fürs Rechte in die Halbbarbarei des 6.—10. Jahrhunderts versetzt würden, als Heilige verehrt werden würden." — Er selbst

Das feine Gefühl für menschliche Nähe ausschlaggebend

wußte auch noch manche rührende kleine Geschichte von seinen Hausgenossen zu erzählen, von zarten Aufmerksamkeiten, die sie ihm erwiesen hatten; in dem Glauben, daß mein Bruder ein ganz armer Heiliger sei, z. B. schenkten sie ihm Kerzen für seine stillen Abende. Vielleicht machte den Leuten das bei aller prononzierten Männlichkeit sanfte und geduldige Ertragen seiner Leiden den größten Eindruck. Die Wirtin erzählt heute noch, daß er auf die Frage nach seinem Befinden immer gesagt habe: „sono contento". Seinem Herzen tat dies schlichte Vertrauen und die Zuneigung dieser einfachen Leute, ebenso wie die ganze Lebensweise, ungemein wohl. Er beschreibt in seinen privaten Aufzeichnungen sein damaliges Ideal: „Eine nicht das Auge beleidigende Unabhängigkeit, ein gemilderter und verkleideter Stolz, ein Stolz, welcher sich abzahlt an die anderen, dadurch, daß er nicht um ihre Ehren und Vergnügungen konkurriert und den Spott aushält. Dies soll meine Gewohnheiten veredeln: nie gemein und stets leutselig, nicht begehrlich, aber stets ruhig strebend und aufwärts fliegend; einfach, ja karg gegen mich, aber milde gegen andere. Ein leichter Schlaf, ein freier ruhiger Gang, kein Alkohol, keine Fürsten noch andere Berühmtheiten, keine Weiber und keine Zeitungen, keine Ehren, kein Umgang außer dem der höchsten Geister und ab und zu des niederen Volkes — dies ist unentbehrlich wie der Anblick von mächtiger und gesunder Vegetation —, die bereitesten Speisen, welche uns nicht in das Gedränge begehrlichen und schmatzenden Gesindels bringen, womöglich selbstbereitete oder der Bereitung leicht entbehrende." . . . Gerade in Genua sah er mit Freuden, daß „arm, fröhlich und Sklave (wie wir vielleicht jeden geistigen und körperlichen Lohnarbeiter bezeichnen müssen) sehr wohl beieinander sein könnte", wie uns das ja die Vergangenheit, besonders auch das klassische Altertum in den verschiedensten Formen zeigt. So glaubt er, daß die Arbeiter von heute ein Beispiel geben können von dem Glück und dem Stolz der Bedürfnislosigkeit, während aber gerade die sozialdemokratischen Führer bis jetzt nichts weiter erreicht haben als diesen fröhlichen, bedürfnislosen Charakter des Volkes zu ruinieren und ihm den heiteren Gleichmut zu nehmen, der sonst so oft der Neid der Höhergebildeten, mit höheren Aufgaben Beladenen gewesen war. Mein Bruder zürnte, daß die Führer der Sozialdemokratie nicht einmal den Mut hätten, mit aller Kraft gegen

„Ein Stolz der sich abzahlt an die andern"

den unmäßigen Alkoholgenuß zu kämpfen, der ein viel schlimmerer, die Arbeiter und ihre Familien verwüstender Feind wäre als alles, was diese sonst als feindlich hassen."

In Nietzsche war eine tiefe und reine Quelle eigenen und fremden Glückes völlig unausgeschöpft: das rein vitale Sympathieverhältnis von Mensch zu Mensch außerhalb jeder geistigen Interessengemeinschaft. Seine Freundlichkeit gegen streng katholische Damen, während er doch für sich selber in keinem Zimmer übernachten wollte, in dem ein Madonnenbild aufgehängt war, läßt seine Fähigkeit liebenswürdiger Anpassung und der Überbrückung von Bildungsdifferenzen in hellem Lichte erscheinen. Er verfügte über viel natürliche Güte. Dies, zusammen mit seiner großen Mäßigkeit und Bedürfnislosigkeit, stattete ihn, er mochte wollen oder nicht, zum idealen Volksfreunde aus. Wäre er nach Turin wieder gesund geworden und hätte noch fünfundzwanzig Jahre zu leben gehabt, — er wäre dann auch noch nicht siebzig gewesen — und hätte ihn sein Weg irgendeiner philanthropischen Betätigung zugeführt, etwa ihn, den überzeugten Wassertrinker, der Abstinenzbewegung, so wären da Bedingungen geschaffen gewesen, die ihn wirklich über ihn selbst emporsteigen lassen konnten. Eine Dame sagte mir einmal: „Nietzsche hat keine Ursache, über Sankt Paulus so abschätzig zu urteilen. Paulus war größer als Nietzsche; er besaß etwas, was Nietzsche nicht besaß: das volle Herz." Auch Overbeck bemerkte gelegentlich: „Der Grundfehler an Nietzsche war, daß er in Literatur gemacht hat." Und wie hat Nietzsche selbst darunter gelitten, daß papierene Bücher und nicht unmittelbar die Herzen lebendiger Menschen die Gefäße für seine Gedanken waren! Er hat die Güte, die er in sich trug, nie frei ausgelebt, auch nicht einmal in der Idee. Das hat Schopenhauer vor ihm voraus, und deshalb wird Nietzsche niemals Schopenhauer überflüssig machen. An nichts wird es uns klarer, daß Nietzsche mit seinen Allerweltsgelüsten doch nur höchstens die eine Hemisphäre erobert hat. Georg Simmel sagt (Schopenhauer und Nietzsche, S. 263): „Nach einem Frieden zwischen diesen Gegnern zu suchen, ist deshalb, wie jedes nutzlose Unternehmen, schlimmer als nutzlos, weil es den Sinn ihrer Gegensätzlichkeiten und damit den Sinn eines jeden an und für sich fälscht. . . . Denn der Wert dessen, was man ihre Synthese nennen mag, besteht gerade darin, daß die Menschheit es zu dieser Spannungsgröße ihrer Lebensgefühle

Nietzsches Begabung zum idealen Volksfreunde

Schopenhauer als Ergänzung Nietzsches unentbehrlich

gebracht hat. Darum kann eine Einheit ihrer nur nach einer ganz andern Dimension als nach der ihres objektiven Inhaltes liegen; in dem Subjekt, das sie beide zusammen schaut." Wir müssen in der Tat die Ehrlichkeit besitzen, uns einzugestehen: auch der ganze Nietzsche ist ein Fragment; seine Ergänzung heißt Schopenhauer. Das (nicht gedanklich, aber menschlich) Größte, was Schopenhauer geschrieben hat, ist das neunzehnte Kapitel des zweiten Bandes in seinem Hauptwerke; dort sagt er unter anderem: „Glänzende Eigenschaften des Geistes erwerben Bewunderung, aber nicht Zuneigung: diese bleibt den moralischen, den Eigenschaften des Charakters vorbehalten . . Ein entschieden edler Charakter, bei gänzlichem Mangel intellektueller Vorzüge und Bildung, steht da, wie einer, dem nichts abgeht; hingegen wird der größte Geist, wenn mit starken moralischen Fehlern behaftet, noch immer tadelhaft erscheinen. Denn wie Fackeln und Feuerwerk vor der Sonne blaß und unscheinbar werden, so wird Geist, ja Genie, und ebenfalls die Schönheit, überstrahlt und verdunkelt von der Güte des Herzens. Wo diese in hohem Grade hervortritt, kann sie den Mangel jener Eigenschaften so sehr ersetzen, daß man solche vermißt zu haben sich schämt. Sogar der beschränkteste Verstand, wie auch die groteske Häßlichkeit werden sobald die allgemeine Güte des Herzens sich in ihrer Begleitung kundgetan, gleichsam verklärt, umstrahlt von einer Schönheit höherer Art, indem jetzt aus ihnen eine Weisheit spricht, vor der jede andere verstummen muß. . . Die Güte des Herzens ist eine transzendente Eigenschaft, gehört einer über dieses Leben hinausreichenden Ordnung der Dinge an und ist mit jeder anderen Vollkommenheit inkommensurabel. Wo sie in hohem Grade vorhanden ist, macht sie das Herz so groß, daß es die Welt umfaßt, so daß jetzt alles in ihm, nichts mehr außerhalb liegt; da sie ja alle Wesen mit dem eigenen identifiziert. Alsdann verleiht sie auch gegen andere jene grenzenlose Nachsicht, die sonst jeder nur sich selber widerfahren läßt. Ein solcher Mensch ist nicht fähig, sich zu erzürnen: sogar wenn etwa seine eigenen intellektuellen oder körperlichen Fehler den boshaften Spott und Hohn anderer hervorgerufen haben, wirft er, in seinem Herzen, nur sich selber vor, zu solchen Äußerungen der Anlaß gewesen zu sein, und fährt daher, ohne sich Zwang anzutun, fort, jene auf das liebreichste zu behandeln, zuversichtlich hoffend, daß sie von ihrem Irrtum hinsichtlich seiner zurückkommen und auch in

„Die Güte des Herzens"

ihm sich selber wiedererkennen werden. — Was ist dagegen Witz und Genie? . . Im Herzen steckt der Mensch, nicht im Kopf." Das ist säkularisiertes Christentum; und wenn Nietzsche auch hiergegen seine Hartnäckigkeit als Antichrist geltend gemacht hätte, so wäre es um ihn geschehen; denn dann würde sein Werk wurzellos als gekünstelte Unnatur in der Menschheit stecken und über kurz oder lang hoffnungslos verdorren. Daß das nicht der Fall ist, geht aus den Grundeigenschaften seiner Person sowohl als seines Werkes unzweideutig hervor. Wie käme er sonst dazu, Moralist zu sein, wenn es nicht seine Grundüberzeugung wäre, daß der Mensch im Herzen steckt und nicht im Kopf. An der Fähigkeit zur Ausübung persönlicher Güte übertrifft er wahrscheinlich Schopenhauer sowieso, und es könnte eine Ursache seines Hasses gegen den Apostel Paulus gewesen sein, daß dieser sein unvergängliches Lied zur Verherrlichung der Liebe als der menschlichen Grundmacht, durch die der Mensch erst zum Menschen wird, durch den teleologischen Hinweis auf Zweck und Vollendung im Jenseits entwertet hat. Die Verwerfung des Mitleids war für Nietzsche Notwehr gewesen, damit er mit seinem Individualismus zurechtkam; die altruistische Lücke in seinem System ist einfach eine Unausgewachsenheit und weiter nichts. So frühreif Nietzsche war, als Denker hat er eine späte Entwicklung genommen, und diese ist vorzeitig durch die Krankheit abgebrochen worden. In seinem letzten Schaffensjahre schrieb er (an Brandes, 23. Mai 1888, Briefe III, S. 307): „Warum sollte ein Tag aus meinem siebzigsten Lebensjahr nicht genau einem Tage von heute gleichen?" Auch sonst fehlt es an Andeutungen nicht, daß er sein Programm als Denker für erschöpft hielt, und ganz von anderswoher hätte neu anfangen müssen, wenn eine zweite Lebenshälfte, die es mit der ersten aufgenommen hätte, für ihn durchzumachen gewesen wäre. Körperliche Frische und Gesundheit vorausgesetzt, hätte er sich in einer neuen Epoche seiner Produktion auf seine Güte, auf sein Gefühl für menschliche Nähe hin ausleben müssen. Nun ihm das nicht beschieden war, erwächst uns die Verpflichtung, in der Ausdeutung seines Werkes das von ihm brach gelassene Gebiet von uns aus saatempfänglich zu machen. Nietzsche kann für uns unbeschadet seiner individualistischen Tendenz ein beglückender und befreiender Führer zu einer starken, unser ganzes Wesen erfüllenden humanen Kompassionsfreude werden. Doch kann dies frühestens seine Wir-

Die altruistische Lücke in Nietzsches System eine Unausgewachsenheit

kung von morgen sein, und so sind denn einige Erwägungen nötig, um klar zu machen, was wir meinen.

Die Krisis in Nietzsches Wirkung

Der auf die Wirkung der Schriften sich gründende Nachruhm, der noch bei Nietzsches Lebzeiten begann, hat bereits die Zeitspanne eines halben Menschenalters überdauert und ist jetzt in die entscheidende Krisis eingetreten. Weniger äußerer Angriffe halber, die vielmehr zu ermatten scheinen, als um einer Ermüdung und Ratlosigkeit willen, die unter den Jungen und Strebenden der neunziger Jahre, nun zehn Jahre später im Stadium ihrer reifen männlichsten Urteilskraft sich nur noch schwer verhehlen und unterdrücken läßt. „Der ‚Fall' Nietzsche — eine ‚Überwindung'" (Leipzig 1907)[63] — so nennt sich das Buch, das einer der Begründer des deutschen Naturalismus, Johannes Schlaf, aus dem Schoße des Weimarer Nietzschekreises ausgehen läßt mit dem Anspruch, „Nietzsche, wenn schon als einen sehr wichtigen und interessanten Anreger, so doch keineswegs als den Schöpfer und ersten vollkommenen Vertreter einer modernen deutschen oder europäischen Kultur betrachten und werten" zu wollen. So weit sind wir also, daß am Kultorte selbst der Weihrauch nicht mehr steigen will! Und zwar erfolgt die Gefolgschaftsverweigerung sehr zeitgemäß als ein Kompromiß zwischen „den modernen Wissenschaften und dem Christentum, der Religion". Ein lehrreiches Schauspiel! Wer ihm nur als Zuschauer beiwohnte, konnte es kommen sehen: die Glut der eruptiven Lava ist verzischt, man schaut in den ausgebrannten Krater! Nicht leicht ein anderes der unzähligen Bücher, deren Gegenstand er geworden ist, wird Nietzsche wirksamer und siegreicher zur Geltung bringen, als es, freilich nur unter der Maske des Widerspruchs, bei Johannes Schlaf der Fall ist, der ihn zu vernichten meint. Nietzsches ganze Welt tritt uns da in ihrer Umkehrung entgegen, also in ihrer mittelbaren Bestätigung, weil nach wie vor in geschlossenem Zustande und mit heiler Haut, ohne irgendwie in Stücke gegangen zu sein! Eine Palastrevolte, ausgefochten mit lauter Waffen aus dem Zeughause des Machthabers, gegen den man sich empört! Schlaf stößt in Nietzsches Horn gegen den europäischen Nihilismus, den Nietzsches Spürsinn erwittert hat — die Schläge, die Schlaf gegen Nietzsche führt, um ihn zu entthronen, sind ausschließlich renovierte Nietzschegedanken: ein anderer „Übermensch", eine andere „Wiederkunft", ein anderer „guter Europäer" — aber eben nur alle Begriffe

„Der Fall Nietzsche eine Überwindung"

anders und keineswegs andere Begriffe, als Nietzsche sie schuf! Nietzsches größte Unsicherheit, sein Urteil über die Arbeiterfrage, nennt Schlaf „von wahrhaft genialem und großem Blick"; vom Zarathustra sagt er: „Er ist eins der unvergleichlichsten Dichtwerke! Es ist unmöglich, nach Nietzsche noch zu dichten wie vor ihm!" Also Lob und Beifall in allen Hauptsachen und im übrigen eine ehrliche, oft treffende Kritik am Detail und Beiwerk, wie sie Grundbedingung für ein wirkliches Verständnis Nietzsches ist. Schlaf fühlt sich als Feind Nietzsches, und doch ist seine „Nietzscheüberwindung" nur ein erstes Beispiel einer Nachfolge, wie Nietzsche sie sich selbst gewünscht hat: nämlich ein eigenmächtiger, wenn auch seinerseits fehl- und irregehender Gehversuch über Nietzsche hinaus. Überall, wo Schlaf gegen Nietzsche wirklich im Rechte ist, zieht er Nietzsche auf einem Gebiete zur Rechenschaft, wo er, wie wir eben sahen, für Unterlassungen nicht verantwortlich gemacht werden kann, aus dem einfachen Grunde, weil er in seiner Entwicklung auf dieses Gebiet überhaupt nicht mehr gelangt ist.

Die Religion der Liebe und die Philosophie des Hammers

Schlaf, hierin der Wortführer aller derjenigen Verehrer Nietzsches, die sich aus irgend einem Grunde den Verleider an ihm gelesen haben, ist noch ohne Ahnung, daß es unstatthaft ist, gegen Nietzsche eine andere Kritik zu üben, als die ausschließlich streng biographische, wie sie als erster am Freunde Overbeck in Anwendung gebracht hat. Hätte Schlaf eben diese biographische (schrittweise abwägende) Erfassung Nietzsches über die dialektische (in Bausch und Bogen urteilende) vorwiegen lassen, so hätte er unmöglich länger verkennen können, daß seinem Bedürfnis nach einem hohen Grad „organischer religiöser Individualität" die Person Nietzsches durchaus entsprechen konnte. Er kontrastiert einen vermeintlich unüberbrückbaren Gegensatz in den beiden Motti, dem biblischen Hochgesang der Liebe, 1. Kor. 13, und Nietzsches: „Wie man mit dem Hammer philosophiert!" Dabei wird der starke Gehalt an Sensibilität — da man bei Nietzsche von Religiosität nicht reden soll — gerade in seinem Fanatismus übersehen: oder ist jenes durchsetzliche, jede Verzweiflung überjauchzende „Dennoch", das den 73. Psalm für alle Zeiten zu einem locus classicus der religiösen Ausdrucksweise stempelt, nicht gerade in dem Martellato-Rhythmus von Nietzsches letzten Schriften wundervoll ausgeprägt? Oder wenn Nietzsche, wie er selbst gesteht, im Übermaß von der Deka-

denz angefressen ist, aber doch nicht aufhört, guten Mutes zu sein um des Kraftrestes willen, den er unzerstörbar in sich spürt — wer dächte da nicht an das Jesaiaswort: „Ein Rest wird übrig bleiben" — jenes grüne Reis am dürren Stumpfe, das ein neues herrliches Wachstum verbürgt? Man sieht, Nietzsche ist sogar religiös deutbar, wenn es denn durchaus sein muß; ein solcher Vollmensch ist er eben trotz alledem.

Nietzsche als Endpunkt einer Kulturepoche

So kann man denn auch getrost Schlaf beipflichten, sofern seine Ausführungen abzielen, Nietzsche als Endpunkt tausendjähriger Geschichtsverläufe und damit also doch jetzt schon als welthistorischen Markstein aufzufassen: „Der letzte Romantiker. Der letzte Humanist. Denn wäre eigentlich Friedrich Nietzsche wirklich bereits der Vertreter oder gar der Schöpfer einer neuen großen Kultur deutscher Moderne, — wenn wir ihn hier überhaupt noch nach solcher Richtung für einen Augenblick ernst nehmen wollen —; einer Kultur, die sich von den letzten Spuren und Überresten ‚vormärzlicher' romantischer oder klassisch-humanistischer Kultur in ihren vergänglicheren Formen und Inhalten fruchtbar völlig befreit, die den seltsamen Knick, den alle europäische Romantik und vormärzliche Kultur um die Mitte des vorigen Jahrhunderts erfuhr, mit befreiendstem Erfolge bestanden hätte? (S. 4.) Nietzsche war und ist überhaupt als Philosoph nichts als ein Dilettant. Das nun also ist der letzte Ausklang der europäischen Philosophie! Mit Thales fängt sie an, aus ihrem bisherigen phantastischen Orientalismus auf die Realität von Welt, Erde und Mensch loszugehen; und sie endet mit dem Chaos Nietzsche, in dem aus der kunterbuntesten, kapriziösesten und gefährlichsten Atmosphäre hervor der Stern ‚Übermensch' schimmert! Dies also ist ihr Ende! (S. 180.)" So etwas hört sich an, wie ein Scherbengericht und ist doch eine unfreiwillige Huldigung; denn wer auf so radikale Weise zu einem Ende geworden ist, daß er uralten Kulturübungen den Rest gibt und wäre es auch nur deshalb, weil er sie an seinem eigenen Beispiel ad absurdum führt, um sie ein- für allemal abzuschnüren und aufstauen zu lassen — der wird nun schon aus rückwirkender Kraft zu einem Anfange. Statt der verurteilenden Überschrift auf Schlafs Buch könnten ebensogut die Worte stehen: „Friedrich Nietzsche an der Grenze zweier Weltalter" — der Titel eines Panegyrikus auf Nietzsche (Leipzig 1902). Dessen Verfasser, Eugen Schmitt, findet bei Nietzsche gerade alles das, was Schlaf an ihm vermißt:

die organische religiöse Individualität — „die mitschöpferische Macht, die, in allem ihr göttliches Selbst empfindend und in seligem Erbeben und Mitschwingen genießend, alles mit bereichern hilft in jenem Wogen, das doch ihr ureigenes Leben ist". (Schmitt, S. 151.) In Sachen Nietzsche sind also Leute vom Schlage Johannes Schlafs an Leute vom Schlage Eugen Schmitts zu verweisen, die Ernüchterten und katzenjämmerlich Erwachten an die noch Berauschten, narkotisch Verzückten. Sie sind beide Opfer Nietzsches, Auswirkungen seiner hinreißenden und betörenden geistigen Kraft. Es gehört aber in unser Bild von Nietzsche mit hinein, seine evokative Gewalt über die Herzen vor allem der Jugend nicht gering zu schätzen. Wie manchem ist er, zwischen Zwanzig und Dreißig, wirklich ein Retter und Befreier geworden! Und wie heißen Dank hat er dafür geerntet! Um auch davon einen Begriff zu geben, mag hier das Gedicht von Annemarie von Nathusius an Nietzsche stehen:

Nietzsches Rauschwirkungen

An meinen Propheten!

Noch weiß ich nicht im Jubel dir zu nahn,
Heiland des Lebens!
Mein Schritt ist schwer — Und käm ich so vergebens
Die Taufe deines Geistes zu empfahn?
O Sieger, nimm den schwachen Streiter an!

Ich fühl's — o Graus — welch Schmerzensgang ins Licht,
In wildem Trauern!
Es fällt mich an wie mit Gewitterschauern:
Weltfrühling sein, Prophet und Weltgericht — —
Sind Siege so, daß man dabei zerbricht?

Zerbrecher warst du! und dein eigner noch,
Mein großer Meister!
Du herrlichstes Fanal im Reich der Geister.
Wir jubeln auf — zerschmettert liegt das Joch — —
Befreier du, warum zerbrachst du doch?

War's, weil zu hoch, zu feurig war dein Ritt?
Die Freunde wichen!
Sie warnten sich: was gut ist, kommt geschlichen!
Kaum einer stand vor deinem Phöbusschritt,
Dein Abendrot, dein Tod erst riß sie mit.

„Seht dort den Sturm!" — Die Menge ruft es laut —
„Der tolle Stürmer!"
Von allen Warten rufen es die Türmer:
„Gefahr im Land, Gefahr! — — es hat getaut,
Nun schützt die Brücken, die man euch gebaut."

Der Sieg ist dein! — Der selbst sich überwand,
Ihr armen Zwerge,
Ihn hinderten nicht Stürme und nicht Berge,
Und Greise kehren um am Grabesrand:
Laßt brausen denn, der Frühling kam ins Land!"

Das entscheidende Entweder-Oder, ob Nietzsche Epoche machen wird oder nicht, liegt ausschließlich in der Frage beschlossen, die heutzutage noch niemand bestimmt bejahen oder verneinen kann: Will die europäische Menschheit sich bei einem philosophischen Skeptizismus begnügen? Statt aller Umschweife ist an einem handgreiflichen Einzelfall klar zu machen, wie das zu verstehen ist. Der Kampf gegen den Alkoholgenuß hat sich in den letzten zwanzig Jahren zu einer ansehnlichen Kulturbewegung ausgewachsen. Sofern sie nicht mehr wie früher ausschließlich einen Zweig kirchlicher oder philanthropischer Liebestätigkeit bildet, sondern auf der Grundlage des physiologischen Experimentes eine soziale Organisation hygienischer Einsicht und Weisheit geworden ist, hat sie zum Vater den Basler Kollegen nicht mehr Nietzsches, aber doch Overbecks, der mit ihm in Hochachtung und fördernG. v. Bunge als praktischer Umwerter dem Verkehr verbunden war: Gustav von Bunge. Er, einer der bedeutendsten zeitgenössischen Physiologen, hat im Jahre 1887 durch seinen seither in Millionen von Exemplaren verbreiteten Basler Aulavortrag „Die Alkoholfrage" neben seiner wissenschaftlichen Lehrtätigkeit eine soziale Bewegung zur Bekämpfung des Alkohols und der Trinksitten zu entfalten begonnen.[64] Er verfolgt zusehends große praktische Ziele: der Arbeiterstand soll vor allen Dingen die Bedeutung der Trunksucht für das Volkswohl als dessen schwerste Schädigung erkennen lernen; auch ist eine der größten Gefahren für die öffentliche Gesundheit, die zunehmende Unfähigkeit der Frauen, ihre Kinder zu stillen, eine Folge des Alkohols. Bunge war der erste Arzt, der nicht aus religiösen oder sonst außerärztlichen Gründen, vielmehr aus den sozial-hygienischen Schlußfolgerungen seiner medizinischen Überzeugungen die völlige Enthaltsamkeit von geistigen Getränken forderte; nun zählen allein im deutschen Sprachgebiet die abstinenten Ärzte bereits nach Hunderten. Der bisherige Verlauf dieser Bewegung trägt einen ausgeprägten, nicht mißzuverstehenden Charakter. Während ihre Anhänger früher, ihrer intellektuellen Herkunft entsprechend, sich vor allen Dingen der populär-wissenschaftlichen Aufklärung widmeten und sich in den Gleisen des Akademismus hielten, haben sie seit etwa zehn Jahren

zusehends mit diesem gelehrten Standesbewußtsein gebrochen und ihr Werk mehr in genossenschaftliche Bahnen geleitet. Sie entschlossen sich zu einer tatkräftigen Propaganda, indem sie die von ihnen aufgedeckte und bekämpfte Gefahr in ihren bedrohlichsten Herden aufstöberten. Das Beispiel strengster Abstinenz, wie es Bunge und sein Schweizer Kollege, der Psychiater August Forel, samt ihren zahlreichen Schülern wirksam zur Schau trugen, fügte sich dem populären Rettungswerk an Trinkern hilfreich und demütig an; es entstand in der Schweiz ein neutraler Guttemplerorden ohne Gottesbekenntnis und lebenslängliches Gelübde, im übrigen mit ebenso rigorosen Grundsätzen (Verbot, geistige Getränke im Hause zu haben oder außer dem Hause andere damit zu bewirten). Was heißt nun, an diesem aus dem Leben gegriffenen Stück Wirklichkeit gemessen, skeptisch sein? Stellen wir uns einen geistig bedeutend veranlagten Menschen vor, der aus edlen Beweggründen, ohne Trinker oder erblich verseucht zu sein, seine Jugendkraft in den Dienst eines solchen Werkes gestellt hätte, es dann aber im reiferen Alter enttäuscht verließe — es wäre denkbar, daß er folgendermaßen zu uns spräche: „Es handelt sich bei mir um keinerlei Rückfall, sondern um die Gewinnung meiner persönlichen Freiheit. Mein früherer Glaube an die Sache ist mir gänzlich abhanden gekommen. Die Bewegung geht zu einem Loch herein und zum andern heraus. Die angeblich geretteten Trinker und hereditär Belasteten sind meist verdorbene Charaktere, die nicht mehr zu bessern sind und die guten Gesellschaftsbestandteile, die sich mit ihnen verbinden, nur anstecken, statt sich von ihnen veredeln zu lassen. Auch mit der theoretischen Begründung des Unternehmens kann ich mich nicht mehr einverstanden erklären; meiner jetzigen Ansicht nach wird der Mensch nicht minderwertig, weil er säuft, sondern weil er minderwertig ist, wird er zum Säufer: propter hoc, nicht post hoc! Ich hielte es, so grausam es klingt, immer noch für besser, die der Trunksucht rettungslos Verfallenen so rasch als möglich zugrunde gehen zu lassen. Ich habe sehr wenig Treue und Hingabe entdecken können: als ich vor so und so vielen Jahren eintrat, waren wir eine ganze Anzahl. Wenige Jahre später war außer mir noch einer, und das Jahr darauf war ich der einzige. Die Leute ergreifen die dargebotene Hand aus Eigennutz; wenn sie sich eine Zeitlang vor dem Laster haben schützen lassen und körperlich wieder leidlich imstande sind, gehen sie ihrer Wege

Was heißt skeptisch sein?

ohne eine Spur von Dank. Was hat es für einen Zweck, einen solchen unbestreitbaren Sachverhalt beschnöigen zu wollen? Die Menschen sind immer so gewesen und werden nicht anders werden. Wozu auch? Es heißt, sich damit abfinden, und ich halte es jedenfalls für sittlicher, ohne gewaltsame Knebelung an sich oder andern seine Person im Zaume zu halten, als in Täuschung befangen, sich und andern etwas vorzumachen." So schwer nun ein derartiges Zeugnis wegen seiner ihm innewohnenden Logik und um der Kompetenz seines Gewährsmannes willen ins Gewicht fallen müßte, könnten die wirklich ergebenen und treuen Anhänger sich durch das Verdikt eines Skeptikers nicht im geringsten beirren lassen. Die Überzeugung von der Güte und Wichtigkeit ihres Tuns ist in ihnen auf elementare Weise mächtig als eine förmliche Besessenheit, der sich durch irgendwelche Verstandeserwägungen zu entziehen, außerhalb dem Bereiche ihres Willens liegt. Sie sind so gepackt von der Wahrheit und Güte ihrer Sache, daß Warnungen und Aufklärungen gar nicht mehr verfangen. Nicht als ob sie blind wären gegen die Tatsachen; aber sie fühlen sich unter dem Bann einer andern, strengeren Logik, die lautet: man muß sich an die vorhandenen gesunden Kräfte halten, statt den Mut zu verlieren angesichts der Verfallssymptome ringsum. Die Rettung von Trinkern läßt man nur eben so mitgehen, aus Nächstenliebe und infolge richtiger Anwendung des grundsätzlichen Standpunktes; alte, notdürftig geheilte Säufer sind Querulanten und komplizieren den Apparat. Nein, die Bewahrung der noch unverdorbenen, achtzehnjährigen Jugend ist die Grundlage der Bewegung. Dieser künftigen Generation, diesen Männern und Müttern von morgen ein neues Ideal ins Herz pflanzen, ihnen eine Auffassung von der Gesellschaft und ihren menschlichen Pflichten beibringen, wonach z. B. künftig Bier brauen für ein schimpfliches Gewerbe gilt — darauf ruht die Organisation und Propaganda einer wirklich überlegenen und genialen Arbeit gegen den Erbfeind Alkohol. Der ideale Alkoholgegner, der aus tiefer sozialer Erkenntnis und aus einem vollen Herzen heraus den geistigen Getränken den Krieg erklärt hat, blickt auf die wein-, bier- und schnapstrinkende Gesellschaft wie auf eine untergeordnete, verkümmerte Tierart herunter. Die Armut an und für sich ist sauber und bescheiden und hat etwas Rührendes; häßlich wird sie allein durch die Zerstörungen des Alkohols. Die Erlösung des arbeitenden Volkes

Man kann die Menschen nicht ändern!

Die Macht der idealen Überzeugung

vom Dämon Alkohol ist die dringlichste Wohltat einer gesunden Sozialpolitik. Hier wird wirklich jener durchschnittliche, vom allgemeinen Niveau aus berechtigte, eines menschenfreundlichen Wohlwollens keineswegs entbehrende Skeptizismus sieghaft überwunden, aber wohlverstanden nur durch ein mehr oder weniger beträchtliches Quantum zielbewußter Intoleranz und Unversöhnlichkeit. Daß ein Mann von der wissenschaftlichen Bedeutung und akademischen Stellung Bunges an einer sozialen Aufgabe schlecht und recht zum Fanatiker wird, jeden Tag für verloren hält, an dem er nicht für neu erworbene Adressen sein Bündel Werbeschriften eigenhändig zur Post trägt und die schönste Entdeckung im Laboratorium verwünscht, wenn er in derselben Zeit eine gute Gelegenheit versäumt hat, ein paar arme Seelen zu retten — das ist eine Kulturlegitimation des Fanatismus für unsere Zeit. Wer denkt da nicht an Nietzsche? Theorie und Praxis! Noch kennen sie sich nicht, noch reichen sie sich nicht die Hände. Nietzsche zuckt hochmütig die Achseln über das „Volk"; Bunge hinwiederum, der nach Overbecks Zeugnis von der Lektüre der „Genealogie" und der „Götzendämmerung" buchstäblich „umgeworfen" gewesen sein soll, kann so wenig wie irgendeiner seiner Anhänger mit Nietzsche etwas anfangen, solange nach der doktrinären Regel Nietzsche als ein Ausbund von Vornehmheit, als der Verächter der „Vielen Allzuvielen", als das enfant gâté der oberen Zehntausend gilt. Das ist er aber gar nicht. Jener Schlußgesang des ersten Zarathustra „Von der schenkenden Tugend" müßte doch zum Evangelium werden gerade für die praktisch sozialen Umwertungstendenzen: „Sagt mir, meine Brüder: was gilt uns als Schlechtes und Schlechtestes? Ist es nicht Entartung? — Und auf Entartung raten wir immer, wo die schenkende Seele fehlt. Aufwärts geht unser Weg, von der Art hinüber zur Über-Art. Aber ein Grauen ist uns der entartende Sinn, welcher spricht: ‚Alles für mich.' . . . Wissend reinigt sich der Leib; mit Wissen versuchend erhöht er sich; dem Erkennenden heiligen sich alle Triebe; dem Erhöhten wird die Seele fröhlich. Arzt, hilf dir selber: so hilfst du auch deinem Kranken noch. Das sei seine beste Hilfe, daß er den mit Augen sehe, der sich selber heil macht. . . . Wahrlich, eine Stätte der Genesung soll noch die Erde werden! Und schon liegt ein neuer Geruch um sie, ein Heil bringender, — und eine neue Hoffnung!" Wir sahen schon, das eigentliche Saatfeld für Nietzsches Samenwurf sind die Un-

Die Kulturlegitimation des Fanatismus

zufriedenen und Ungeduldigen, aber nicht die Enttäuschten und Verbitterten unter ihnen, vielmehr die Zuversichtlichen und Hochgespannten. Wo nur immer im Volke aus irgendeiner sittlichen Spannkraft heraus Empfänglichkeit geweckt ist, da ist der Boden für die Botschaft Nietzsches. Man lasse sie sich nur erst einander finden, den großen Einsamen droben im Schneegebirg und den Arbeiter im Tiefland, der mit schwieliger Hand die Hacke anfaßt zum Umbruch und Neubruch — dann mag die Welt ihr Wunder erleben! Denn was wir, um den Grad von Deutlichkeit zu erlangen, der nur am Detail möglich ist, für das Beispiel der Abstinenzbewegung ausführlich nachzuweisen versuchten, ist durchaus nicht nur auf dieses Segment, sondern auf die Volkswohlfahrtsbestrebungen in der ganzen Linie ihrer Ausdehnung anwendbar. Ins Bädeckerstadium sind Nietzsches Werke mit der Taschenausgabe bereits getreten; wie lange mag es noch anstehen, bis eine Auswahl dieser „Hammerphilosophie" in Form von Arbeiterkatechismen die Welt erfüllt? Nietzsche ist erst durch seine einseitige Gelehrtenexistenz und dann durch sein zunehmendes Einsiedlertum um diejenige lebendige Anschauung gebracht worden, deren Mangel sich für den Ausbau seiner Gedankenwelt als besonders empfindlich erwiesen hat: ihm fehlt völlig die Anschauung des Arbeiters bei seiner Arbeit und die daraus unwillkürlich entspringende Hochachtung vor der manuellen Betätigung als dem Fundamente aller Kultur. Er hatte nur in Italien unter einer Mehrheit von armen Leuten wirklich gelebt, kannte also das Volk nur aus dem Umgang mit bescheidenen und bedürfnislosen Tagelöhnern oder Müßiggängern. Es steht durchaus dahin, ob er sich auf seinen vielen Reisen beim Anblick eines Heizers oder Lokomotivführers in seiner Weise Gedanken gemacht hat. Glücklicherweise handelt es sich um kein unwiederbringliches Versäumnis, um nichts, was nicht noch nachzuholen und gutzumachen wäre. Ist von einem bevorstehenden Verständnis des arbeitenden und um seine Mündigkeit ringenden Volkes etwas zu befürchten, ist nicht vielmehr alles davon zu hoffen? Nietzsche würde in seiner Eigenschaft als theoretischer Umwerter, als der er jetzt noch in körperlosem, gespensterhaftem Zustande unbegreiflich zwischen Himmel und Erde schwebt, mit einem Male Fuß gefaßt haben in einer vorwärts und aufwärts drängenden Wirklichkeit — und hat der Proletarien erst den Seelenadel Nietzsches im Leibe, dann kann er in

Nietzscheſche Arbeiterkatechismen

seinem Kampfe gegen die Institutionen sogar getrost die Fahne des Aufruhrs entfalten, er ist vor jedem Rückfall in die Bestialität gefeit und wird nie vergessen, was er der Menschlichkeit schuldig ist, seiner eigenen und der seiner Erdenbrüder.

Der Skeptizismus als Nährboden für Kunst und Wissenschaft

Wenn wir aber schon dahin geraten sind, Nietzsche insofern für den kommenden Mann zu halten, daß er seiner aristokratischen Vermummung entkleidet recht eigentlich zum Volksmann wird, so ist es an der Zeit, mit einem landläufigen Mißverständnis aufzuräumen. Noch immer ist die Meinung verbreitet, die einmal ihr Richtiges haben mochte, seine wirkliche Anhängerschaft, im Grunde seine einzige, besitze Nietzsche in den Kreisen der Studenten und der jungen Künstler. Dies entspricht der nächstliegenden Ansicht, wonach Nietzsche es vor allen Dingen auf die Kultur abgesehen hat und Kultur aus Betrieb und Anwendung der beiden geistigen Welthälften Wissenschaft und Kunst hervorgeht. Sieht man jedoch näher zu, so wird man einräumen müssen, daß sowohl Kunst als Wissenschaft ihren besten Nährboden in jenem beruhigten und geläuterten Skeptizismus zu finden sich gewöhnt haben, für den Nietzsche der Feind schlechthin ist. Jener Skeptizismus gestattet dem Nur-Künstler so gut wie dem Nur-Gelehrten auf das beste, der Ergründung und Wiedergabe der Erscheinungen zu leben, aus denen das menschliche Dasein sich zusammensetzt. Je spezialistischer der Gelehrte und je artistischer der Künstler beschaffen ist, je sicherer und souveräner sie das Technische und Handwerksmäßige ihres Berufes handhaben, desto weniger werden sie für Nietzsche zu haben sein. In diesem gegnerischen Instinkte ist Nietzsche ihnen zuvorgekommen und hat auf die Gefahr hin, mit seinen eigenen künstlerischen und wissenschaftlichen Fertigkeiten über den Dilettantismus nicht mehr hinauszukommen, aller Fachherrschaft die Gefolgschaft gekündigt. Er mußte den Teil verwerfen, weil er auf das Ganze ging. Das war schon in seinen Anfängen das eigentlich Bestimmende. Was bannte ihn an die Seite Richard Wagners? Doch nur der Glaube, hier habe die Fülle der Zeit ihre Inkarnation gefunden; aber nun sollte die deutsche Wiedergeburt der griechischen Tragödie durch Wagner ihre Fortsetzung und Weiterbildung finden, hinüber ins Reich der Begriffe, durch ihn selbst! Sein Bild vom Philosophen hat von Anbeginn an einen feierlichen und erhabenen Anstrich; heroisch und heilig soll der Verkündiger der Wahrheit sein, weniger ein Lehrer als ein Weiser. (Geburt der Tragödie

Nietzsches Wirkung auf das Ganze

Abſchn. 15): „Da bricht die neue Form der Erkenntnis durch, die tragiſche Erkenntnis, die, um nur ertragen zu werden, als Schutz und Heilmittel die Kunſt braucht.“ Dabei ſchrieb er ſich damals ſchon heimlich auf („Wir Philologen“ Aph. 293, Nachlaß 1874/75): „Ich träume eine Genoſſenſchaft von Menſchen, welche unbedingt ſind, keine Schonung kennen und „Vernichter“ heißen wollen: ſie halten an alles den Maßſtab ihrer Kritik und opfern ſich der Wahrheit. Das Schlimme und Falſche ſoll ans Licht! Wir wollen nicht vorzeitig bauen, wir wiſſen nicht, ob wir je bauen können, und ob es nicht das beſte iſt, nicht zu bauen. Es gibt faule Peſſimiſten, Reſigniſten — zu denen wollen wir nicht gehören!“ Alſo — er träumt eine Genoſſenſchaft; er glaubt an irgendeine Möglichkeit ſeiner Popularität, und dann ſchreckt ihn wieder die Ahnung der vielleicht unüberwindlichen Schwierigkeiten, jemals populär zu werden („Wir Philologen“ Aph. 269): „Das Unvolkstümliche der neuen Renaiſſancekultur: eine furchtbare Tatſache!“ Nietzſche hat, ſo individuell perſonaliſtiſch er ſtets gedacht hat, doch ohne Unterlaß die Geſamtheit im Auge gehabt; ſein Perſönliches hat ſtets etwas Maſſenhaftes an ſich gehabt. Von jeher. Seit er die Feder führt, erwartet er die Geburt des Genies aus dem trächtigen Mutterſchoß der anonymen Maſſe; wenn das Volk geſund ſein ſoll, muß man es träumen laſſen und darf es nicht in ſeinem Schlafe ſtören. Nur um ſeiner Bewußtheit willen fühlt ſich Nietzſche in jenem für beide Teile wohltätigen Gegenſatz zur Menge, der ihn zum radikalen Individualiſten gemacht hat; im übrigen iſt er mit allen Inſtinkten an die menſchlichen Kollektivempfindungen gekettet und in den allgemeinen ſozialen Zuſammenhängen verankert — wie anders wäre ſonſt ſein Dionyſosbegriff zu deuten? Eben doch ein Aufgehen im Allgefühl, und zwar in einem warm humanen, nicht in einem kühl kosmiſchen! Im Problem der Artſteigerung zur Gattung des Übermenſchen gipfelte all ſein Dichten und Trachten. Das läßt ſich ſehr unphantaſtiſch und realiſtiſch auffaſſen: wer inne wird, daß er Ohren hat, geht und lernt vom Muſiker; wer ſich ſeiner Augen bewußt wird, geht zum Maler, wer ſeine Muskeln ſchwellen ſpürt, der geht zum Krieger, und wem das gute Herz überfließt, der geht zum Wohltäter. Wäre der Ausdruck „Lebenskünſtler“ nicht ſo abgegriffen, es gäbe keine beſſere Bezeichnung dafür, wie Nietzſche will, daß man die Wahrheit ſuche. Weit, weit unter den Ahnungen und Bedürfniſſen

Nietzſche als Volksmann

des einzelnen, dicht an der Herzwurzel aller urmütterlichen Menschlichkeit setzt er ein. Solange er nur für den einzelnen da ist, solange er nicht das Gehör der Völker besitzt, solange hat er in seinen eigenen Augen nichts erreicht. Noch ist sein Ruhm in diesem ausschließlich individualistischen Stadium befangen — Beweis genug, daß er selbst sich damit nicht zufrieden geben würde. Erst von jetzt ab kann es sich entscheiden, ob er siegen wird — was er siegen heißt. Die ganze bisherige Nietzscheverehrung war ein Vorspiel vor der Entscheidung.

Nietzsche als Schutzgeist der Individualentwicklung

Indessen ist auch mit der Schwungkraft, die Nietzsches unerbittliche und leidenschaftliche Lebensliebe den europäischen Kulturtrieben einzuverleiben vermag, die letzte und wichtigste Wirkungsmöglichkeit noch nicht aufgedeckt. Er kann den auf Regeneration und Sanierung der Volkskräfte gerichteten Organisationen zum Schutzgeist werden; aber der eigentliche Segen seines Werkes, in dem ein äußerster Individualismus zum Ausdruck kommt, entscheidet sich folgerichtig nur im einzelnen. Um verständlich zu machen, was meiner Meinung nach Nietzsche der modernen Seele sein kann, muß ich abermals ein konkretes Beispiel zu Hilfe nehmen. Ich greife aus dem heurigen Weihnachtsbüchermarkt einen Band heraus: „Die Laterne" des Baslers Jakob Schaffner (Berlin, S. Fischer 1907) und aus dieser Novellensammlung wieder eine kurze Genialität von einem Dutzend Oktavseitchen, die den Titel führt „Die Escherische" und seinerzeit im „Simplizissimus" zum Vorabdruck gelangt ist. Der epische Gehalt des Geschichtchens läßt sich in einen einzigen Satz ausziehen — diesen: Ein junger Techniker, in einem Metallwerk mit der Bedienung der größten Maschine (aus der Firma Escher) betraut, hintersinnt sich und kommt vom Verstande, weil ihm an seinem stählernen Pflegling etwas nicht in Ordnung zu sein scheint und er doch nicht weiß, wo es fehlt und wie zu helfen ist. Dieser schlichte Vorgang steigert sich dadurch zu einer psychologischen Eminenz, daß er sich unter dem Gesichtswinkel einer religiösen Befangenheit darbietet: „Da stand sie riesengroß und zum Himmel brüllend, eine aufrechte Gotteslästerung. Sie war ein Wasserfall von Eisen und Stahl, ein metallener Wirbelsturm, ein Orkan von Blitzen und Schlaglichtern, eine glänzende, prächtige, unvernünftige Herrlichkeit, ein Großfeuer der rasenden neunmal konzentrierten Tatenwut des Lebensgeistes . . . Sie war zwanzigmal so groß als er. Die alternde Sonne beschien durch ein aufrechtes Fensterfeld hinter

ihm die unverhüllte brutale Anatomie ihres Leibes . . . Er schlug einen Hebel herum; da zischte die Eschersche und warf die Arme hoch. Er riß eine Stange heraus; da fuhr im Gewitter der doppelte Felssturz ihrer Riesenfäuste aus der Höhe herab, und der Boden zitterte. Das war das einfachste; sie tat mehr. Ein Druck, und sie rasselte auf und schleuderte baumschwere Eisenschäfte aus, dahin und dorthin, nach Süden, nach Nordwesten, nach Osten . . . Was gilt's: ein Wink, und die Eschersche führte eine tadellose Verbeugung aus vor Zeus, oder vor Jehova, vor jedem Gott, den ihr wollt. Sie macht zwei, drei Reverenzen in ihren Hüftscharnieren, sie knarrt einmal mit ihrer verfluchten Gurgel, und alle erbleichen . . . Und wenn sie ihre Haltung wechseln sollte, so sagte er in Gedanken zu ihr: Wenn's beliebt! denn er hatte Respekt vor ihr. Wenn sie kreischte, so hörte er aufmerksam hin, daß es der rechte Ton war; denn es blieb sich nicht gleich, kreischen und kreischen; sondern nachdem sie angerufen wurde, nachdem antwortete sie. Brüllte sie auf, so war das großartig, beides, anzuhören und anzusehen . . . Aber eines hohen Mittags, als das blaßgelbliche Vollicht der Sonne wieder durch das aufrechte Scheibenfeld auf den Riesenleib der Escherschen fiel, merkte A. Hermans, daß die Escherssche über ihn auf einmal anfing zu lachen. Zu lachen mit Gebrüll: huaj, huaj, huaj! Wie ein Indianer aus dem Lederstrumpf, oder wie ein Negerkönig. Sie lachte zwei, drei Stöße mitten aus ihrem Kreischen heraus, und arbeitete dann in ihrem bekannten Stil weiter, als ob nichts geschehen sei. Das war nun sonderbar. Es war eigentlich gegen den Vertrag . . . Möglicherweise hatte es sie einfach gekitzelt irgendwo. Warum sollte es sie nicht kitzeln? Und wenn einer gekitzelt wird, so muß er eben lachen. Weshalb sollte sie da nicht auch lachen? — Es war aber nicht an dem, sondern die Escherssche lachte ein zweites Mal. Sie lachte auch zum drittenmal. Sie blieb überhaupt dabei und lachte weiter. Sie lachte diesen Nachmittag durch bis zum Feierabend: huaj, huaj, huaj! . . Es war etwas, das über ihm überhaupt existierte, und das überhaupt tat, brüllte, kreischte, knarrte, schlug, warf, hob. Und jetzt also lachte. Und morgen vielleicht kicherte. Seine Seele war fähig, mit allem, was da war, in Fühlung zu sein; aber es durfte ihm nicht mit Fastnachten kommen; darin verstand er keinen Spaß . . . Er unterschied nicht zwischen dem, was von außen als Wirkliches zu ihm kam, und dem, was seine unter-

irdische Phantasie dazu gab; er war ein heimlicher Phantast, und da lag die schwache Spitze seiner Persönlichkeit. Die Escher- sche war sein Gefühl, und sein Gefühl von der Escherschen war sie selber. Und der übermächtige Eindruck, mit dem sie seine langsame Seele belastete, wirkte auf seine innere Verfassung wie ein Probierzug auf eine schlechte Eisenbrücke . . . Nein, er war nicht zu bemitleiden; die Sache lag ganz und gar bei ihm. Im Anfang ist der Wille. Was das Ding will, das wird das Ding sein. Warum hatte er nicht heftiger gewollt! Übrigens war es wirklich nicht schlimm. Es war nur, daß wieder eine alte Seele vor einem neuen Geist in ihre Nacht zurücksank." — Ich wüßte mir kein prächtigeres Beispiel, um, auf einen Steck- nadelkopf verdichtet, die Quintessenz der „Tendenz Nietzsche" vor aller Augen aufzuweisen, als dieses Prosagedicht meines Mit- bürgers. „Hab ich's euch nicht gesagt", müßte Nietzsche ausrufen, „da haben wir die Bescherung wieder einmal! Meint ihr denn, es geschehe aus einem lächerlichen und sinnlosen Hasse gegen einen Gott, der gar nicht existiert, daß ich euch in erster Linie von der Religion abrate? An dieser verhängnisvollen Bezogen- heit eines gemütvollen Menschen auf den im Grunde toten, aber von ihm vergötterten Gegenstand seiner Verehrung ist da ein begabter Jüngling zu Grunde gegangen; dieser kleine Maschinist ist verrückt geworden, weil er zu seiner Maschine über ein reli- giöses Verhältnis nicht hinausgekommen ist, statt frei und selb- ständig über ihn dazustehen und zu sagen: Du bist Geschöpf von Menschenhand, ich darf mich von dir nicht unterkriegen lassen. Gerade in dieser Religiosität sehe ich die Schwäche, von der den Menschen geholfen werden muß. Die Seelenkraft verflüchtigt sich und verdampft sinnlos ins Blaue hinaus statt aufgefangen und in Produktion umgesetzt zu werden. Denn daß ihr's nur wißt, gerade um diesen kleinen Maschinenjüngling ist es schade; aus solchen versonnenen Seelen, die sich vor Liebe zu den Dingen nicht mehr zu helfen wissen, muß sich die neue Menschheit zu- sammensetzen. Das darf nicht länger vorkommen, daß an phan- tastischen Einbildungen die besten menschlichen Kräfte zugrunde gehen. Dieser A. Hermans war dazu berufen, Maschinen zu bauen, gegen die seine Escherschе ein Kinderspiel gewesen wäre. Wenn es nach mir gegangen wäre, dann hätte dieser arme Fromme von Erziehungs wegen die richtigen Instinkte in der richtigen Lage- rung und Reihenfolge im Leibe gehabt und sich gesagt: Die

Die Sache als Gefühl, das Gefühl vor der Sache sie selber!

Die Vergötterung des Geschöpfes durch den Schöpfer

Eſcherſche lacht! Halt, jetzt gilt es ernſt! — Und da hätte er denn zunächſt das Gemüt abgebunden und den Intellekt vorgeſchickt; wenn dann ſein ſokratiſches Element durch ein vernünftiges rein logiſches Vorgehen Aufklärung geſchaffen hätte, ob und wo es der Eſcherſchen fehle, und welch einer Abhilfe es bedürfe, ſo wäre nach dieſer kühlen Prozedur nachher um ſo heißer das dionyſiſche Element aufgelodert; mit dieſer naturgemäßen Auswechſelung gegenpoliger Seelenkräfte, erſt der Verſtandestätigkeit und dann der Gemütstätigkeit, wird der Menſch zum Schöpfer und kann Maſchinen bauen und Reiche gründen, mit Wort und Ton und Linie und Farbe neue, große Welten vor euch hinſtellen! Begreift ihr nun, weshalb ich euch dieſe ſchwächliche Bezogenheit und Lückenbuße und Krückenhinkerei von Grund aus entwertet habe, genannt Religioſität? Begreift ihr, warum meine Guten die Starken ſind und warum ich die Schwachen böſe heiße? Und begreift ihr endlich, wie ich das verſtanden haben will, in Freiheit nur auf ſich ſelber ſtehen?" Man mag einwenden, ich ſchiebe unter, wenn ich Nietzſche auf dieſe Weiſe von mir aus redend einführe; aber man höre doch, was er ſelber wörtlich ſagt: „Es gibt vielleicht wenig ſo empfindliche Schmerzen, wie der es iſt, einen außerordentlichen Menſchen aus ſeiner Bahn geraten und entarten zu ſehen: wer aber ein Auge für die ungeheuerliche Zufälligkeit hat, welche bisher in Hinſicht auf die verborgenen Möglichkeiten des Menſchen im Großen und Ganzen der Menſchheit, im Gewirr der Völker-Schickſale, Völker-Beziehungen und -Abtrennungen gewaltet hat, der leidet an einem Leiden, mit dem ſich nichts vergleichen läßt: denn er faßt mit einem Blicke, was alles, bei einer günſtigen Anſammlung und Steigerung von Kräften und Aufgaben, aus dem Menſchen zu züchten wäre, und an was für erbärmlichen Dingen gewöhnlich irgendein Werdendes höchſten Ranges plötzlich zerbricht, abbricht, abſinkt, erbärmlich wird."

Der Schmerz über die Entartung eines außerordentlichen Menſchen

Doch genug der Beiſpiele. Wir können nun daran denken, unſer Urteil über Nietzſches Wert und Bedeutung abzuſchließen, und den hochragenden Standort, auf den er nach unſerer Meinung in der Geſchichte der Philoſophie Anſpruch hat, mit aller erforderlichen Deutlichkeit zu umſchreiben. Nietzſche hat Feinde von rechts und von links, ſie ſind unter ſich Gegner, werden aber einig im gemeinſamen Kampfe gegen ihn. Dieſe zweierlei Feinde ſind einmal alle eingefleiſcht Religiöſen und ſodann alle

eingefleischten Skeptiker. Die Religiösen sagen: „Er hat Gott gelästert. Er hat seinen Lohn dahin; sein Lohn war der Wahnsinn!" Die Skeptiker sagen: „Er ist viel zu kurz gesprungen! Er hat als Schriftsteller und als Denker nur eine ungemeine Ohnmachtsanwandlung zuwege gebracht; Wollen und Handeln ist ein Schulfall von einer Velleität. Er hat ja nicht mehr gewußt, wo aus und ein. In Summa: Ein Zwischenfall! Doch dieses nur beiläufig. Gehen wir zur Tagesordnung über!" Mit diesen beiden wird er es also zu tun bekommen — mit den Kirchenläufern und mit den Buchgelehrten, auf alle Fälle also mit Pharisäern und Besserwissern. Lassen wir sie gewähren, und freuen wir uns des guten und redlichen Verständnisses für ihn! Er ist mit nichten nebenaus geraten; er steht in Reih und Glied; er ist der Endpunkt einer schnurstracks verlaufenden Linie — ein großer Vollender und ein noch größerer Anfänger! Von der monumentalen Bogenspannung, die von Athen aus über Jerusalem, Rom und Byzanz hinweg das mehr als zweitausend Jahr alte Kulturleben Europas bis zum heutigen Tage überbrückt, sprachen wir schon; es ist eine zu allgemeine und weitschweifige Beziehung, als daß mit ihr schon Nietzsche volle Gerechtigkeit widerführe. Auch wenn wir unsere Abmessung auf die Basis der modernen Denkangelegenheiten hin triangulieren und Nietzsche nach der Reformation (Luther oder Calvin) und nach der Renaissance abschätzen wollten, ergäbe sich die wünschenswerte Genauigkeit auch noch nicht. Wir sehen uns auf den engeren Kulturkreis angewiesen, der von uns aus bis ins achtzehnte Jahrhundert reicht. Und hier nun lautet die Stationenreihe: Kant — Schopenhauer — Nietzsche. Kant war ein Stubensitzer, und Schopenhauer hat den Salon geziert; nun handelt es sich einzig und allein um die Frage, ob nicht trotz alle und alledem Nietzsche der Stärkste und Robusteste von ihnen gewesen ist, weil er ganz einfach kurzen Prozeß gemacht hat, nämlich die Philosophie ohne Federlesen bei der Hand faßte, die Widerstrebende aus der Akademie und aus der Gesellschaft herausholte, sie in die Massen hineinführte mit dem Befehl: „Da gehörst du hin! Du bist für alle da! Es verstößt wider die Sittlichkeit, daß das Volk immer nur mit Religion abgespeist wird, während man obendran längst Bescheid weiß, inwiefern wir nun nachgerade um dreihundert Jahre weiter sind." Gerade Nietzsches schroffer Gegensatz zu Demokratie und Sozialismus verrät, daß seine Philosophie auf einen fundamen-

Die Begriffsreihe Kant—Schopenhauer—Nietzsche

talen Kontraſt hin angelegt iſt, als deſſen Ergänzung und Gegengewicht ſie ſich fühlt. Sein odi profanum vulgus iſt keine rein gegenſtändliche Erkenntnis, ſondern eine Kriegserklärung an einen Gegner, mit dem er gern gut Freund wäre, wenn der ſich ſeiner Herrſchaft zu fügen vermöchte. Nietzſches Ariſtokratismus war ſeine Art, das Volk ernſt zu nehmen, ohne es zu kennen. Nietzſche war nicht auf eine ökonomiſche Standesabgrenzung bedacht, ſondern auf eine ſittliche. Seine Philoſophie der Vornehmheit, wie ſie von Simmel richtig bezeichnet worden iſt, iſt eine allgemeine Moralforderung;

Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom 27. Mai 1908 ist hier der Text gekürzt worden

Nietzſche hat dieſe Eigenſchaft nur noch zu bewähren, und ſein Fortſchritt über Kant und Schopenhauer hinaus wird klar am Tage liegen. Aber ebenſo klar dann auch, daß er zu ihnen gehört und ihr Werk zum Abſchluß brachte. Für alle drei iſt Philoſophie in gleichem Maße jene wichtige und ſchwierige Angelegenheit, in der es für den Menſchen heißt, Balance zu halten zwiſchen Intellekt und Charakter, zwiſchen Logik und Gemüt. War es doch das Wunderbare bei Kant, daß er, der Aufklärer, den metaphyſiſchen Schwerpunkt des Daſeins im menſchlichen Gemüt und Charakter aufgewieſen zu haben glaubte! Schopenhauer ſtand mit ſeinem Lobpreis von der Güte des Herzens durchaus auf der feſten Grundlage von Kants praktiſcher Vernunft, und mit gleichem Rechte dürfen wir ſagen, daß auch das dionyſiſche Element Nietzſches, hierin dann durchaus das Äquivalent von Kants metaphyſiſchem, erſt als ein in Erfüllung gegangenes Ideal gelten kann, wenn die animaliſche Herkunft und barbariſche Beſchaffenheit unſerer Vitalität vollkommen klar geläutert und durchſtimmt iſt von Charakterbildung und Gemütsadel.

Gemüt und Charakter als metaphyſiſcher Schwerpunkt des Daſeins

Damit mag es ſein Bewenden haben. Es bedarf nur noch eines Wortes, das bei einer derartigen Auffaſſung von Nietzſches Philoſophie vor dem Mißverſtändnis ſchützt, als bedrohe ein ſolches Gleichgewicht von Egoismus und Altruismus, bei der zudem noch herrſchenden Möglichkeit eines zunehmenden Übergewichts des letzteren, den Individualismus, der doch bei Nietzſche als die bewieſenſte Eigenſchaft ſeiner Denkweiſe zu gelten hat. Als Nietzſche ſich darauf verlegte, die wuchernde Vielheit durch

überlegene Einzigkeiten im Schach zu halten, hat er bekanntlich seinem Mißvergnügen in dem Ausdruck vom Herdencharakter Luft gemacht. Damit erklärt sich der Grund seiner Verstimmung. Nicht der Zusammenhang und die gegenseitige Fühlung war es, was ihm mißfiel, sondern die zu große Dichtigkeit und Überhäufung in der menschlichen Gemeinsamkeit. Ihm schwebte unter Menschen eine Form der Brüderschaft vor, wo die Individualitäten in genügenden Abständen voneinander sich gegenseitig doch nicht aus Augen und Sinn verlören, also daß jeder ausgereifte und vollwertige Einzelne über genügend Spielraum um sich herum verfügte, um ganz aus sich heraus zu gedeihen, und doch den allgemeinen Bedingungen einer fördernden Zusammengehörigkeit nicht beraubt wäre. Deshalb würde das unliebsame Bild von der Herde, in deren Gewühl und Drängen alle Eigenheit des einzelnen Exemplars erstickt, vielleicht mit Glück an das Gleichnis von einem Garten zu vertauschen sein, in dem zwar das Stück Land für alle Gewächse eine einheitliche Lebensgrundlage abgibt und doch sein Gepräge als Garten nur durch die Mannigfaltigkeit der Bepflanzung erhält. Die Bäume vor allem sind es, aus denen sich das Gesicht des Gartens zusammensetzt, und doch ist die Willkür dabei außer Spiel; — etwas schicksalmäßig von vornherein Gegebenes bestimmt Wert und Anblick. Baum für Baum ist da festgewurzelt, wo er angewachsen ist; keiner kann von der Stelle; jeder muß sehen, wie er mit Sonne und Schatten und Regen und Wind zurecht kommt. Die Begabung, die der einzelne mitbekommen hat, ist sehr verschieden, je nach Wassernähe und Gattung. Jeder muß trachten, was er sich an Säften aus dem Erdreich bestes erraffen kann; ob aber der Boden, auf dem er steht, fett oder mager, fruchtbar oder dürr ist, damit muß er sich abfinden; dafür kann er nichts, denn er hat sich nicht selber gepflanzt. Es ist daran zu erinnern, daß Gottfried Keller auf ähnliche Weise (im dritten Bande des „Grünen Heinrich") sich aus dem Pflanzenreich sein Sinnbild für menschliche Tüchtigkeit entliehen hat: „Alles Schaffen aus dem Notwendigen heraus ist Leben und Mühe, die sich selbst verzehren, wie im Blühen das Vergehen schon herannaht. Dies Erblühen ist die wahre Arbeit und der wahre Fleiß; sogar eine simple Rose muß vom Morgen bis zum Abend tapfer dabei sein mit ihrem ganzen Korpus und hat zum Lohne das Welken. Dafür ist sie aber eine wahrhaftige Rose gewesen." Vielleicht wird es

Herdengleichnis und Gartengleichnis

unter der Kraft des Hinweises auf diese klassische Stelle, für einleuchtend befunden, dem Herdengleichnis Nietzsches nicht unsymbolisch den nackten Begriff der selbstherrlichen Einzelpersönlichkeit entgegenzustellen, sondern durch dieses Gartengleichnis an einen Individualismus zu erinnern, der durchaus auf gemeinschaftlichen, solidarischen Voraussetzungen beruht. Man kann am Gesamtwachstum eines Gartens schwer nachweisen, wo der Egoismus aufhört und der Altruismus anfängt: Sonne und Wolke sind da das allgemeine, gleichzeitig zu ertragende Los. Zwischen den Blüten verschiedener Stämme, die sich selber ferne bleiben, vermittelt das schwärmende Insekt und der bestäubende Wind; aber den Ausschlag gibt doch, auch für die Gesamtheit, das Gedeihen der einzelnen Pflanze. Ich meine, daß ein solches Zusammenleben auch für uns Menschen Nietzsche als Traum seiner neuen Kultur vorgeschwebt hat: eine blühende und grünende Gemeinsamkeit, die aber nur dadurch zustande kommt, daß einer vom andern geziemenden Abstand einhält und ganz auf sich selber steht; Schlinggewächse und Schmarotzer mögen mit unterlaufen; sie bringen die Aufrechten nicht zu Fall und vollenden die unermeßliche Fülle des allgemeinen Reichtums. So ihr nicht werdet wie die Pflanzen — —!

Indessen ist einer letzten Auswirkung von Nietzsches philosophischem Individualismus auf die Ausgestaltung seines Systems zu gedenken. Der auffallend impressionistische Charakter ist an seinem Denken und seiner Darstellungsweise wohl zur Genüge hervorgehoben worden, um den Aspekt seiner Philosophie als etwas durchaus Neues von der gesamten bisherigen Vergangenheit zu unterscheiden. Für unsere heutigen Begriffe ist Nietzsche der erste durch und durch moderne Denker. Dies drückt sich eben aus in der nervösen und momentanen Art, wie er Eindrücke aufnimmt und wieder aus sich herausstellt; sprudelnd, sprunghaft, affektvoll. Sein philosophischer Vortrag ist geistige Freiluftechnik; er wandelt als aphoristischer Denker, durchaus in den Spuren des plein air, indem er alles auf die genaue Differenzierung und auf die feine Nuance abstellt. Wenn es dem impressionistischen Maler keine Ruhe läßt, bis er dahinter gekommen ist, wie selbst ein einzelner winziger Grashalm im Lichte steht und in der wechselnden Luft sich verändert, so hat auch Nietzsche rastlos das menschliche Seelenleben allen Eventualitäten unterstellt, nur um ja sicher zu sein, daß ihm nichts entging. Scheinbar im Wider-

Nietzsches Modernität

spruch dazu steht ja freilich sein notorischer Mangel an Kenntnis des realen Lebens; dafür hat er in seinen guten Stunden eine um so erstaunlichere Beobachtungsschärfe als Psychologe an den Tag gelegt, und besonders mag gerade die Einsicht, daß es ihm in dieser wichtigsten Hinsicht an unbedingter Zuverlässigkeit gebreche, jenen Impressionismus desto mehr als heißen Wunsch empfinden lassen, der aus der Tendenz Nietzsche nicht wegzudenken ist. Aber damit haben wir schließlich doch auch nur den halben Teil in Nietzsches Modernität aufgewiesen und zwar zudem nur den passiven. Die aktive Hälfte seiner Modernität heißt Bewußtheit. Impressionabel sein hieße schwach sein ohne den erforderlichen Vorrat an Widerstand und Hemmungen, — und hier sind wir nun an dem Punkte angelangt, wo das Pflanzengleichnis allerdings nicht mehr ausreicht und Nietzsche vielmehr den Menschen an den Besitz seines Willens erinnert. Diesen Willen setzt er zum Gärtner ein über das sprossende und wuchernde Triebleben der Gesamtheit; er gibt dieser Republik von Individualitäten, die sich gegenseitig umgeben und aufeinander angewiesen sind, obschon sie sich im Grunde nichts angehen und einander nicht helfen können, einen Vorgesetzten, der frei unter ihnen umherwandelt mit der erforderlichen Fähigkeit und Befugnis, überall da, wo er es für nötig hält, bestimmend einzugreifen. So wird denn eben der Gärtner, der nach eigenem Ermessen sät und pflanzt und gießt und pfropft und züchtet, doch zum Herrn und Schöpfer des Gartens. Wir verstehen nun auch, warum Nietzsche sich an das Herdensymbol gehalten hat, weil es ihm vor allem darauf ankam, an frei einherschreitenden Wesen den Mangel an Selbstbestimmung als die eigentliche Sünde zu tadeln. Wir sehen auch ein, daß es ihm mit jener Unterscheidung gar nicht so sehr darum zu tun war, die Singularität von der Pluralität auszunehmen, als eben durch die Satzung des Herdenmenschen die Forderung des Führers und Hirten zu gewinnen, so daß hier besonders deutlich die durchaus soziale Fragestellung seines Systems zutage tritt. Wenn denn der Mensch dem Gotte Dionysos heilig sein sollte, so mußte dem neuen Philosophen nichts mehr am Herzen liegen, als die Triebe nicht einschlafen zu lassen, die Säfte vor Vertrocknung und Eindickung zu bewahren; als das, was ihm am meisten im Kopfe herumging und zu schaffen machte, bezeichnet er selbst: „Die Menschen auf Wagnisse und Versuche hinzutreiben, mit welchem man vielleicht neue

Passiv: Impressionismus — aktiv: Bewußtheit

Arten und Über-Arten des Menschen züchtet: dazu sind Führer nötig, befehlende, kühne und vornehme Menschen mit einer umsichtigen, erfinderischen und umfänglichen Denkweise, wie sie niemand vielleicht bisher gehabt hat. Das Bild solcher Führer ist es, das beständig vor mir schwebt: die Mittel, wie sie zu schaffen sind, die Gedanken, vermöge deren sie es aushalten, das furchtbare Gewicht einer solchen Aufgabe und Verantwortlichkeit zu tragen, — das sind meine inneren Beschäftigungen seit langen Jahren." Das uralte Prinzip der Bewegung und eines nie ruhenden Kreislaufes wird hier zur Bewußtheit erhoben und zum obersten Gesetz gemacht. Die Losung sentimentaler Seelen „Excelsior" und das spießbürgerliche Schlagwort vom „kulturellen Fortschritt" erhalten hierdurch eine Energie und eine Muskulatur, die eine äußerste Anstraffung herausfordert und den schwersten Strapazen gewachsen ist. Das bezweckt Nietzsche mit seiner Vermämmlichung Europas, und solange die Tragweite unserer Sinne sich nicht verändert und wir unter „Menschen" nicht etwas ganz anderes zu verstehen haben, als das, wofür wir uns heute nach Empfindung und Wissenschaft halten, solange wird es schwer fallen, Nietzsche nachzuweisen, er habe etwas außer acht gelassen, was uns not tue. So daß also zu guterletzt auch der Kritik an seiner Überschwenglichkeit und Selbsterhebung der Stachel genommen wäre! War er kein Schöpfer, so war er doch sein alles überschauender Entwerfer, und in diesem Sinne, ob er als richtunggebender Geist uns auf die rechte Fährte gewiesen habe oder nicht, ist das stolze Wort zu deuten, das er einst gegen Overbeck fallen ließ: Er halte dafür, umsonst gelebt zu haben, wenn er es nicht dahin bringe, daß einmal auf seinen Namen Jahrtausende ihre höchsten Gelübde tun!

Nietzsches umfassende Einsicht in die menschliche Not

II. Die Anfänge der Nietzscheverehrung

Das unbestimmte Gefühl, als sei Nietzsches Werk ihm über den Kopf gewachsen und müsse man ihm zu Hilfe eilen, um die Last, die ihn zu erdrücken drohte, zu stützen und vor dem Zerbrechen zu bewahren, mag unwillkürlich mit dem aufrichtigen Interesse an Nietzsche auch den Gedanken geweckt haben, seinen Namen zum Gegenstande einer Organisation zu machen. Ja man darf mit Bestimmtheit annehmen, daß aus der anwachsenden

Schar seiner Leser sich ganz von selbst mit der Zeit eine Gemeinde zusammengeschlossen haben müßte, sei es nun in Form eines mehr auf intellektuellen Austausch gerichteten Kulturvereins, sei es bei einem Übergewicht schwärmerischer Dankbarkeit selbst unter Anwendung kultischer Kundgebungen. Jedenfalls war Overbeck von jeher die Erwägung vertraut, es könnte einmal der Augenblick eintreten, wo es gelten werde, in dieser Hinsicht etwas für Nietzsche zu tun. Aber er hatte doch auch nicht umsonst mit Nietzsche zusammen das Protagonistenunwesen des Schopenhauerkultus mit erlebt, von dem Nietzsche selbst geurteilt hat (Briefe I, 119): „Solche Schüler wie Frauenstädt sind im Grunde eine beleidigende Grobheit gegen den Meister." Und wie hätte nun Overbeck gar bei den Erfahrungen Nietzsches mit den Nachtretern von Bayreuth anders als mit einem wahren Vorurteile an die Gründung einer Institution oder Gesellschaft auf den Namen Nietzsche denken können, ehe sich Nietzsche selbst durchgesetzt haben würde. Der Lauf der Dinge brachte es mit sich, daß er vor seinen Augen eine auf Nietzsches Namen getaufte Organisation erstehen sah, viel früher, als er es mit bestem Willen gut heißen konnte, und unter Umständen, die es ihm von vornherein verboten, selber mit dabei zu sein. An Aufforderungen und Einladungen zur Teilnahme hat es wahrlich nicht gefehlt; wenn er dem Schauspiel rein nur als Zuschauer beiwohnte, so geschah es jedenfalls freiwillig, nicht als Folge eines Ausschlusses: im Gegenteil, man drängte ihn, sich doch endlich einzufinden; man versprach ihm, er solle der geehrteste und willkommenste Gast sein. Diese Nötigungen und ihre Folgen für seine Person waren aber die einzige Veranlassung, daß Overbeck diese Nietzscheorganisation über den Spaß ging und er sie ernst nahm. Alle seine Anstrengungen in dieser Hinsicht liefen darauf hinaus, mit all den Überraschungen und Einfällen, die sich um die Person seines wahnsinnigen Freundes herum abspielten, nicht verflochten zu werden. War das erreicht — und er hat es erreicht, so schwer es hielt — dann gab es keinen aufmerksameren und beteiligteren Zuschauer, als eben Overbeck. Nichts verkehrter, als ihn zum Schmoller zu stempeln, zum ärgerlichen Sauertopf und Griesgram. Wer das behauptet, hat Overbeck in seinem Alter überhaupt nicht gekannt und hat vor allem nicht erlebt, wie er in mancher glücklichen Stunde gerade an Nietzsche und den Wechselfällen seines Nachlasses zum unvergleichlichen, geistsprühenden

Der Schopenhauer-Kultus

Causeur geworden ist. Ein sehr feines Gemisch von verhaltener Wehmut und heiterstem Vergnügen bestimmte seine lebhafte, nie einen Augenblick eingerostete Teilnahme an allem, was sich mit dem kranken Nietzsche in Jena, Naumburg und Weimar zutrug. Soweit reichte denn doch sein Verständnis für die von dem Satiriker Nietzsche gelehrte Denkweise, daß er verstand, sich über eine Sache herzlich zu amüsieren, die er zwar selbst für sehr ernst gehalten hatte und nun aber unversehens im jüngsten Stadium ihres Verlaufes ins Komische ausbiegen sah. Er, der Nietzsche am 9. Januar 1889 in Turin erlebt hatte und damit eines tragischen Anblicks teilhaftig geworden war, wie er vielleicht auf Jahrhunderte im Umkreis seinesgleichen nicht fand und nicht finden wird, erfuhr nun mit einemmal einen Umschlag ins Gegenteil an dem Spiele, das das Schicksal mit Nietzsche trieb. Noch zitterte der Anblick der ausbrechenden heiligen *μανία* ihm in allen Gliedern nach — da sah er sich zu seiner Überraschung schon vor ein neues Bild versetzt über dessen Betrachtung er sich je länger je mehr sagen mußte: „Ei der tausend, um den kranken Nietzsche herum wird ja weiß Gott Komödie gespielt!"

Die Gründung des Nietzsche-Archivs gehört zu Nietzsches Biographie. Es liegt im Sinne seiner unter uns eingebürgerten Weisheit, die Kontraste zwischen seinem von keinem gleichzeitigen Erfolge begleiteten rastlosen Schaffen und seinen durch keinerlei gleichzeitiges Schaffen mehr genährten und bedingten Erfolgen untereinander in Einklang zu bringen und von der Warte eines höchsten Verständnisses aus der in Nietzsche verkörperten tragischen Erkenntnis das possierliche Nachspiel, das sie finden sollte, durchaus frei zu geben. Wir kennen aus dem alten Athen her das Bedürfnis, nach einem Anblick von unerhörter Tragik die unerträgliche Geistesanspannung durch ein nachfolgendes herzliches Lachen zu lockern und auszugleichen. Auch bei Nietzsche sollte die Katastrophe ihren Beschluß finden in einem kleinen Satyrdrama. Man erinnert sich der ergreifenden Stichworte, mit denen Nietzsche andeutete, daß er seinen nahenden Untergang heraufkommen spüre: Incipit Tragoedia. Hätte er das nach ihm benannte Archiv mit wachen Sinnen erlebt, er hätte diese neue Station im Ablaufe seines Schicksales mit der Bemerkung belegen müssen: „Desinit Tragoedia — Incipit Sikinnis!" Es sei ferne von mir, mit Personen Spott zu treiben; es handelt sich darum,

Das komische Nachspiel des Tragischen

das was sich mit Nietzsche nach dem Ausbruch seines Wahnsinns begeben hat, in der richtigen Abstufung an seine voraufgehende Schaffenszeit anzuschließen. Der Charakter äußersten Gegensatzes ist unverkennbar: alle diejenigen, die sich, in ihrer Eigenschaft als Angehörige und ehemalige Freunde, mehr oder weniger nachhaltig von ihm abgewendet hatten, umdrängen ihn nun plötzlich und vereinigen sich zu einem Hofstaat um ihn. Das Haus, in dem der sprichwörtlich Einsame und Verkannte seine letzten Jahre verlebte und in dem er stirbt, wird zum Salon einer geistigen Auslese Deutschlands und Europas. Wer zählt die Völker, nennt die Namen, die gastlich hier zusammen kamen? Das gehört mit ins Bild von der unglücklichen Genialität; es wäre unbillig, die nachträgliche Gerechtigkeit, die sich da vollzogen hat, nicht gelten zu lassen. Aber ebensosehr wäre es unfrei und nicht in Nietzsches Geist, wollte man diesem Schauspiele, das man deswegen nicht zu verurteilen braucht, das man vielmehr nach dem ihm zukommenden Werte einschätzen mag, anders beiwohnen, als mit einem Lächeln auf den Lippen.

Die Faszination der biographischen Anziehungskraft hat sich auch auf seinen Nachruhm übertragen, der bei ihm schon am lebendigen Leibe begann. Der Aufgang seines Ruhmes kann sich in der Geschichte der Zelebritäten sehen lassen. Er bildet vielleicht die erstaunlichste Sensation in der Kulturgeschichte des vergangenen Jahrhunderts und firnissiert das malerische Kolorit, das Nietzsche wider seinen Willen seinem Leben nachsagen lassen muß. Es lohnt sich der Mühe, auch noch den Schicksalen nachzugehen, die Nietzsche willenlos und unbewußt in seinem Wahnsinne erduldet hat, Schicksale seines Leibes, seiner Werke, seines Namens. Da diese Jahre für eine Geschichte der Nietzsche-Verehrung von größter Wichtigkeit sind, soll es uns nicht verdrießen, allen den Umständen, die hier mitgespielt haben, in Kürze nachzugehen. Das Interesse an Ruhm und Nachlaß könnte bei einem ganz großen Manne, der, durch mehrere Generationen von uns getrennt, in jeder Hinsicht der Geschichte angehört, nicht ausgefranster sein, als es bei Nietzsche jetzt schon sieben Jahre nach seinem Tode der Fall ist. Die Legendenbildung hat sich seiner hinterlassenen Manuskripte ebensosehr bemächtigt wie seines Krankheitszustandes; in der offiziellen Verwaltung und Pflege seines Namens sind die Beauftragten gekommen und gegangen, und von den Freiwilligen, die sich aus freien Stücken über

Nietzsche als Sensation

Nietzsche geäußert haben, rührt bereits eine kaum mehr übersehbare Bibliothek aller möglichen Darstellungen und Auffassungen des bald verworfenen, bald vergötterten „Dichterphilosophen" her. Es mag uns gestattet sein, aller dieser zum Teil merkwürdigen Beziehungen zu gedenken, freilich meistens im Hinblick auf Overbeck, als den klugen und aufmerksamen Beobachter all dieses bunten Wechsels. Doch zunächst werden wir ihn noch handeln sehen.

1. Die Bergung der Manuskripte

Overbecks Turinerfahrt

Der Hauptgedanke, von dem Overbeck auf seiner Hinreise nach Turin besessen war, bestand, wie er bis zu seinem Tode hervorhob, in der fachmännischen Dringlichkeits-Erklärung des Basler Psychiaters Prof. Wille an ihn. In der Tat hatte am Nachmittag vor Overbecks Ankunft der geisteskranke Nietzsche auf der Straße Aufsehen erregt und war unmittelbar von der Gefahr bedroht, in einem italienischen Irrenhause interniert zu werden, wovor Overbeck nach wohl von Wille erhaltener strenger Anweisung die allergrößte Besorgnis hegte, weil dann an eine Heimbeförderung des Kranken nicht mehr zu denken gewesen wäre. Ob dies genau zugetroffen hätte, steht dahin und kann nicht von Belang sein; von Wert ist hier allein die Tatsache, daß Overbeck von dieser apperzipierenden Idee vor allem andern beherrscht war: nur in Italien in keinen Manicomio, das hieße den Kranken lebenslänglich einsperren! Overbeck hatte also nur den einen Gedanken: Wie bringe ich Nietzsche möglichst schleunig über die Grenze? Er dachte in erster Linie und vorwiegend an die Person des Kranken; das hatte zur Folge, daß er unmöglich in intensiver Aufmerksamkeit sich auf eine erschöpfende Aufnahme der vorhandenen Handschriften konzentrieren, noch auch diejenige Zeit länger in Italien verweilen konnte, als eine solche Bemühung erfordert hätte.

Overbeck faßt den Eindruck der ihm in bezug auf die Papiere erwachsenden Verpflichtung in den drastischen Ausdruck zusammen: der „in trostloser Weise angewachsene Wust der Skripturen Nietzsches". „Wie", so sagt er sich, „das sollst du in dieser Gemütsverfassung in ein paar Stunden auch nur zur vorläufigen Einsicht durcharbeiten?" Der methodische Instinkt des Gelehrten,

wie er ihn bekanntlich vor andern ausgiebig besaß, ließ ihn davor unwillkürlich zurückschrecken. „Im Drange jenes Tages", wie er sich ausdrückt, stand für ihn noch wichtigeres auf des Messers Schneide, als die restlose Sicherstellung der Papiere. Er mußte erst im klaren sein, auf was für Persönlichkeiten er zur Beihilfe seines Rettungswerkes am Freunde angewiesen sei; auf diese Weise verging eine größere Frist mit dem Kennenlernen des unentbehrlichen Reisebegleiters, den ihm der Zufall auf der Treppe des Hauses Carlo Alberto Nr. 6 zuführte. Nachdem Overbeck außerdem Nietzsches Hauswirte Fino sich angesehen hatte und von ihrer Treuherzigkeit und Zuverlässigkeit überzeugt worden war, kam er zum Entschluß, das beste sei, alles Handschriftliche unter der nötigen Einschärfung der hohen Wichtigkeit eines solchen Auftrages durch die Hausleute spedieren zu lassen. Wie sollte da Overbeck gerade im Gefühle, daß er die Angelegenheit der Papiere am liebsten selbst erledigt hätte, die er nun gezwungen war, aus der Hand zu geben — nicht in allererster Linie den Finos die äußerste Sorgfalt für die Bergung der Papiere auf die Seele gebunden haben! Kann er doch mit gutem Gewissen Gast versichern: „Bedenken Sie, daß ich nur $24^1/_2$ Stunden in Turin war. Ich habe aber Grund, Mißbrauch mit dem Zurückgebliebenen nicht zu besorgen."

Die Person des Kranken ging vor

Aber auch darauf beschränkte sich Overbecks Fürsorge im Hinblick auf die Manuskripte nicht. Er hat tatsächlich eine allgemeiner Orientierung gewidmete Durchsicht der Papiere selber vorgenommen, indem er Blatt um Blatt um- und nach summarischen Kategorien zusammenlegte (Privatbriefe, laufende Korrekturbogen, Geldscheine sowie natürlich die Arbeitsmanuskripte). Wie ersprießlich dieses Verfahren sich erwies, zeigt sich an der dadurch möglich gewordenen Sicherung von Nietzsches Barsaldo; denn Overbeck erzählte mündlich, daß diese Barschaft, wenigstens auf hohe Beträge sich belaufende Bruchteile davon, sich in Papiergeld zwischen den Blättern verzettelt vorgefunden hätte. Er hielt es für richtiger, einfache Leute, wie die Finos, in dieser Hinsicht nicht auf die Probe zu stellen und ihnen dafür vertrauensvoll die Fürsorge um die Manuskripte zu überlassen, deren Wert sie nicht ermessen konnten, und die daher auch keine Versuchung zur Untreue für sie bedeuteten.

Sichtung des Papierbestandes

Überblickt man alles, was Overbeck in einem kurzen Tage an Dispositionen getroffen und an Maßnahmen selber ausge-

führt hat — das erschütternde Wiedersehen mit dem Freunde, die vorläufige Ordnung von dessen Habseligkeiten, das Engagement des Reisebegleiters, Gänge durch die Stadt, Besprechungen mit dritten, und dazwischen hindurch wieder Bewachung und Beobachtung des Wahnsinnigen —, so wird doch wohl das Ergebnis folgendermaßen zu lauten haben: Overbeck hat in Turin wahrhaftig nichts weniger als kopflos gehandelt.

Die „Erzeugnisse des Wahnsinns"

Einiger Aufklärung bedürfen die Worte: „Gesucht habe ich, um sie zu entfernen, nur nach Erzeugnissen des Wahnsinns, das völlig Unleserliche liegen lassen, anderes an mich genommen." Es ist nichts leichter, als die betreffenden Worte des Briefes aus den privaten Mitteilungen zu interpretieren, die Overbeck über diesen Punkt hinterlassen hat. Hier nun der genaue Aufschluß: Die erste Frage, die sich hier aufwirft, muß lauten: was waren das für „Erzeugnisse des Wahnsinns", nach denen Overbeck in erster Linie gesucht hat, um sie zu entfernen? Hierbei ist ferner in den Vordergrund zu rücken, daß Overbeck den Ausbruch des Wahnsinns als nur um wenige Tage zurückliegend mit dem Wirt Fino konstatiert hatte. Diese „Erzeugnisse des Wahnsinns" müssen ganz bestimmte Merkmale ausgezeichnet haben, wenn anders Overbeck gleich so bestimmt von ihnen als einer besonderen Schriftkategorie zu reden sich unterfing.

Nun ist des weiteren zu fragen: waren diese Wahnsinnszettel so, daß sie für einen, der in einem Papierhaufen danach suchte, gleich sinnenfällig aus anderen Skripturen herausstachen? Dies ist ohne weiteres zu bejahen. Zum Beweise ist auf die Schrift der Graphologin Freifrau Isabella von Ungern-Sternberg, Nietzsche im Spiegelbilde seiner Schrift (Leipzig 1902 bei C. G. Naumann) zu verweisen. Dort ist unter den faksimilierten Schrifttafeln der an Peter Gast gerichtete Wahnsinnszettel genau reproduziert. Ohne die fachmännischen Erläuterungen der Verfasserin näher zu konsultieren, die erst recht darauf hinweisen, daß man es hier mit der unverkennbaren Handschrift eines Gehirnkranken zu tun hat, fällt schon dem Blick des Laien das absolut neue und unverkennbar Seltsame an diesen Schriftzügen auf. Sie sind drei bis viermal größer als Nietzsches Normalschrift und kinderhaft unbeholfen. Eine Suche nach solchen grenzte die Willkür des nach ihnen Suchenden von vornherein auf ein Mindestmaß ab.

Overbeck fand in Turin unter Nietzsches Papieren noch zwei

ſolcher Zettel vor, der eine war an König Humbert gerichtet, der andere an einen hohen Kirchenfürſten, der ihn beim Papſte anmelden ſollte. Beide Zettel nahmen inhaltlich aufeinander Bezug und ſtellten die Ankunft in Rom auf Dienstag in Ausſicht; ſie waren beide unterzeichnet „der Gekreuzigte". Es waren zwei ſorgfältig gefaltete und kuvertierte, mit Adreſſen verſehene Blätter aus grobem Konzeptpapier, mit Bleiſtift liniert und mit der Wahnſinnsſchrift beſchrieben. Overbecks Vorgehen iſt ſomit ebenſo klar als einwandfrei. Er verſtand ſeine Verantwortung dahin, daß er in erſter Linie an Nietzſches Habſeligkeiten dreierlei in Sicherheit zu bringen habe: die Wertſachen, die Privatbriefe und die kompromittierenden Wahnſinnserzeugniſſe. Alles drei mußte er ſuchen, und alles drei hat er gefunden und geborgen. Liegen laſſen zum Behuf ſpäterer Spedition durch die Hauswirte hat er alle Manuſkripte, zu denen er die unleſerlichen einzelnen Blätter ebenfalls legte.

Die vorläufige Sicherung

In Turin führte Overbeck, deſſen Mutterſprache überhaupt franzöſiſch war, die Verhandlungen mit Nietzſches Wirt, namens Fino, der ſeinerſeits des Franzöſiſchen vollkommen mächtig und im Nebenamt öffentlicher Briefſteller war, in dieſer Sprache. Am 9. Januar 1889 verließ Overbeck mit dem Kranken und einem Reiſebegleiter Turin. Fünf Tage ſpäter, auf die Anzeige der erfolgten Ankunft in Baſel, heißt es in der Antwort Finos an Overbeck:

> „Demain parmi colis postals, je vous expédirai le linge qui nous reste et le plus vite possible la caisse avec les livres et tous les papiers. — Soyez tranquille sur notre conscience qu'aucun n'aura à voir ce qui reste dans sa chambre et tout vous sera renvoyé et consigné."

Overbeck ſchickt die in Nietzſches Taſchen vorgefundenen Hausſchlüſſel an Fino zurück und erhält unter dem Datum des 20. Januar 1889 von dieſem den Beſcheid:

> „Nous expédîmes hier à votre adresse une grande caisse qui contient tous ce qui appartient au professeur Nietzsche, maintenant nous reste rien de tout. — La caisse est forte et bien assurée."

Die Pflichttreue des Davide Fino

Endlich folgt auf nochmalige Nachfrage Overbecks die Verſicherung vom 4. Februar 1889:

> „Si en tous cas nous trouverons encore quelque choses

appartenant à notre affectionné professeur, tout de suite nous vous l'enverrons. Rien ne me reste qu'à vous saluer."

Unter dem Datum Turin, 7. März 1889, bestätigen Finos die erfolgte Umadressierung einer Postkarte für Nietzsche an Overbecks Adresse — doch auch ein natürlicher Beweis für ihre Zuverlässigkeit —; endlich bekundet sich ihre anhängliche Gesinnung in einer Karte vom 28. Oktober 1889, wo sie, also volle dreiviertel Jahre nach der Abreise, sich ohne weitere Veranlassung aus freien Stücken nach Nietzsches Befinden erkundigen und um Nachrichten bitten.

Als die Turiner Kiste in Basel bei Overbeck eingetroffen war, hat er an dem Schriftbestande keinerlei Reduktion vorgenommen, wohl aber seine freie Zeit zum gründlichen Studium der Papiere benützt. Ja, er hat, kaum waren seine Frühjahrsferien da, oder gar schon vorher, in den Nächten, sich hingesetzt und den „Antichrist" — d. h. ein vollständiges Buch im Umfang eines Druckbandes — eigenhändig abgeschrieben, um ganz sicher nachher den Text der Post übergeben zu können, sobald ein Duplikat vorhanden war. Dieses von ihm erstellte Doppelexemplar hat er nicht etwa für sich behalten, sondern es dem Nietzsche-Archiv zur Verfügung gestellt; seine Abschrift wird daselbst zusammen mit dem Original aufbewahrt.

Peter Gast ins Vertrauen gezogen

Die Briefe Overbecks an Gast legen nach Ton, Umfang und Inhalt ein vollwertiges Zeugnis ab für das Vertrauen, das Overbeck dem um sechzehn Jahre jüngeren ehemaligen „Schüler", dem Musiker Peter Gast entgegengebracht hat. In erster Linie ist nun darauf hinzuweisen, wie gern Overbeck die Turiner Vorgänge und den geborgenen Turiner Nachlaß persönlich mit Gast besprochen hätte. Die Briefe enthalten mehrere dringende Aufforderungen, ihn zu diesem Zwecke in Basel zu besuchen. Weiter unten wird der gemeinsame Anteil, den Gast mit Overbeck an der ersten Nachlaßverwaltung nahm, und zwar unter zunehmendem Übergewicht von Gasts Mitarbeit, auf Grund der Briefe Gasts an Overbeck dargelegt werden. Hier sollen zunächst einige Stellen aus den Antworten Peter Gasts an Overbeck Platz finden:

Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom 27. Mai 1908 ist hier der Text gekürzt worden

Berlin, 18. Januar 1889

Gasts Bestürzung

Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom 27. Mai 1908 ist hier der Text gekürzt worden

Overbecks Besonnenheit

Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom 27. Mai 1908 ist hier der Text gekürzt worden

Gasts Hingebung an Nietzsche war gewiß groß; aber Overbeck zeigte sich ihm an Umsicht, Tatkraft und Seelenstärke überlegen. Er hat in und nach Turin nicht nur seine Pflicht getan, sondern Nietzsche und seinen Nachlaß treu und tapfer hinübergerettet und sich dadurch den ewigen Dank der Kulturwelt verdient.

Die Verpflichtung gegen Nietzsches Person und Nachlaß, die Overbeck anerkannte und der er nach Kräften nachlebte, stammte viel eher aus ihm selbst, nämlich aus seiner heißen Freundesliebe und aus seiner hohen eigenen Moralität, als aus einer an ihn von außen herangetretenen Verbindlichkeit irgendwelcher Art. Es war da in jenen ersten Tagen der höchsten Not, als er Nietzsches Mutter in seinem Hause beherbergte, nicht nötig, noch lange zu befehlen und zu gehorchen. Es war so viel zu tun, daß nur das Dringlichste überhaupt getan werden konnte, und daß es getan wurde, verstand sich zwischen der Mutter und dem Freunde von selbst. Wer Entscheidungen von so verantwortungsvoller Tragweite zu treffen genötigt gewesen war wie Overbeck an jenem Mittwoch, den 9. Januar in Turin, der ist selbst im höchsten Sinne zugleich sein eigener Auftraggeber und Auftragnehmer gewesen, und diesen Takt besaß Nietzsches tiefgebeugte Mutter, daß sie den Freund ihres Sohnes, nachdem er das geleistet hatte, nicht in die offizielle Unterordnung eines von ihr „Beauftragten" herabwürdigte: alles, was die alte Dame in diesem Punkte damals tat, war, daß sie Overbeck dankte und sich seines weiteren Beistandes versicherte. Den konnte sie machen lassen! So sehr vertraute sie ihm, daß sie ihren innern Widerstand überwand und Overbecks Rat folgend sich entschloß, Nietzsche weiterer irren-

Einverständnis mit Nietzsches Mutter

ärztlicher Behandlung zu übergeben. Dann mag etwa noch im allgemeinen Frau Pastor Nietzsche Overbeck gebeten haben, die Pensionsangelegenheit in der Hand zu behalten, d. h. ihr weiterhin die einlaufenden Beträge zu kassieren und einzusenden, wie Overbeck das schon jahrelang aus Freundschaft freiwillig für Nietzsche besorgt hatte, und dann richtete sich ihre Bitte auch darauf, ihr Vertreter zu sein in Hinsicht auf die laufenden Druckarbeiten in der Firma C. G. Naumann, Leipzig. Bei alledem stellt sich die Sachlage doch so dar, daß der Eingriff, den Overbeck mit der Abholung Nietzsches in Turin unternommen hatte, auf seine ureigenste Initiative zurückging und daß dann bei dem Besuche der Mutter diese Initiative nicht durch ein Auftragsverhältnis ausgelöst wurde, sondern von der Mutter ihre Bestätigung erhielt als ein Provisorium, bis es möglich war, einigermaßen die durch Nietzsches Zusammenbruch geschaffene Lage zu übersehen und an deren rechtskräftige Ordnung zu denken. Darüber sollten Wochen und Monate vergehen. In dieser Zwischenzeit war die Verwaltung speziell der Druckangelegenheiten in Overbecks Händen gelassen, aber nur als interimistische Fortführung seiner auf eigene Verantwortung hin übernommenen Initiative und nicht als ein diese Initiative ablösender, die bisherige eigene Verantwortung durch Gehorsam gegen fremden Befehl ersetzender Auftrag.

Der Verkehr mit dem Verleger

Frau Pastor sah, als sie kam, daß der Freund die Dinge in die Hand genommen hatte; sie überzeugte sich, daß sie in guten Händen waren und bat ihn, sie bis auf weiteres in der Hand zu behalten, sie gestaltete die Sachlage nicht etwa dahin um, daß Overbeck ausführendes Organ von ihr, als Overbecks Auftraggeberin, wurde; sie wußte, daß die gesetzliche Regelung der Erbschaft und Rechtsnachfolge sie in weitreichende Kompetenzen und Befugnisse einsetzte, die bei allem Kummer jenes für sie so schicksalsschweren Jahres 1889 ihr über den Kopf wachsen mußten. Kein größerer Gefallen konnte ihr daher erwachsen, als daß sie möglichst lange nicht in die Lage kam, von ihren ihr zustehenden Auftragsbefugnissen Gebrauch zu machen, daß also das Provisorium der Overbeckschen Verwaltung möglichst lange andauerte und ihre eigene Tätigkeit auf ein möglichst geringes Maß der Nachprüfung und Zustimmungserteilung herabminderte — zumal sich zusehends herausstellte, daß Overbeck als im Auslande wohnhaft ihren sehnlichsten Wunsch, er möchte der Vormund

ihres Sohnes werden, zu erfüllen aus diesem äußeren Umstande nicht geeignet war. Für Overbecks Auffassung von seiner und Gasts prinzipieller Stellung zum Nietzschenachlaß ist sehr von Belang sein („Nietzsche-Archiv" S. 61 Anmerkung mitgeteilter) Brief an Peter Gast vom 17. Februar 1889, in dem es heißt: „Ferner war ich um Bestätigung der Annahme gebeten, daß ich Nietzsches „Zustandsvormund" sei.[65] In irgend einer r e c h t l i c h e n Form, antwortete ich, sei ich es nicht, sondern nur als Freund sei ich eingetreten. Nun habe er sich zu erklären, ob er mich mit voller Klarheit darüber dennoch als solchen Vormund anerkenne. Bevor ich darüber vergewissert sei, müsse ich ihm, nicht aus irgendwelchem (gar nicht vorhandenen) Mißtrauen, sondern um zu wissen, was ich tue und erreiche und auch vor Gewißheit darüber und Folge und Bedeutung meiner Erklärungen, Nietzsches Rechte und Interessen nicht zu verletzen, Auskunft über andere Fragen (Manuskripte Nietzsches, vor allem das der Umwertung, Zukunft von Zarathustra IV) verweigern. Und hiernach bäte ich Sie einstweilen auch sich zu verhalten, wenn Sie in den Fall kommen in diesen Dingen Rede zu stehen. Wir müssen endlich in einen festen, uns übersehbaren Gang kommen, und nicht mehr Abenteuern so ausgesetzt wie bei ‚Nietzsche contra Wagner' sein."

Nietzsches Nachlaß in Sils-Maria

Es ist hier zwischen hinein ein Seitenblick nach Sils-Maria und Genua zu werfen, da sich der öffentliche Vorwurf über Overbecks Nachlässigkeit auch auf Nietzsches Aufenthalt an diesen beiden Orten bezog. Hier liegen die Dinge, soweit Overbecks Verantwortung in Frage kommt, völlig harmlos.

Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom 27. Mai 1908 ist hier der Text gekürzt worden

Nietzsches Umgebung hat demnach nach seinen eigenen Angaben etwas anderes als B ü c h e r in Sils-Maria nicht vermutet. Nachdem Overbeck eben schon die Jenaer Reise unternommen hatte und auch sonst gerade in jener Zeit seine hochanständige Gesinnung praktisch zu betätigen Gelegenheit hatte, unter-

ließ er nur aus finanziellen Gründen die Inaugenscheinnahme in Sils-Maria. Er schrieb aber an Durisch und erhielt von diesem Mitteilung, er verwahre in der Tat von Nietzsches Besitztum eine bedeutende Partie Bücher, die sich nicht nur in dem erwähnten Korb, sondern zum Teil auch in einem Schrank befanden und von ihm in eine Kiste versorgt worden seien. Auf seine schon vor Jahresfrist an Nietzsches Mutter erlassene Mitteilung hierüber habe diese sich nur einige Kleidungsstücke schicken lassen und ihn gebeten, alles übrige noch aufzubewahren. Nun schickte er also den Korb und die Kiste mit der Signatur: „F. N. 48/49 alte Bücher" an Overbecks Adresse. Das Datum der Frachtbriefe lautet auf „Chur, den 29. Juni 1890". Da Sils-Maria aber damals mit der im andern Ende des Kantons gelegenen Hauptstadt noch nicht durch Eisenbahnwege verbunden war, da also der Lastwagenverkehr, zumal für gewöhnliche Fracht allein schon bis Chur mehrere Tage in Anspruch nahm, so hat Durisch spätestens Mitte Juni die Sachen in Sils-Maria weggeschickt. Da nun aber vor Mitte Juni die Fremdensaison im Engadin nicht beginnt, wäre sowieso von den angeblich im Sommer 1890 bei Durisch durch Sommerfrischler gefundenen Nietzsche-Manuskripten nicht ein einziges Blatt vor die Absendung der Kisten anzuberaumen. Mit jenen nachträglich aufgestöberten Blättern hat es folgende Bewandtnis: Durisch hatte sie allerdings gegen Overbecks Anweisung, alle Überbleibsel zurückzuschicken, bei sich behalten, aber unter keinerlei Umständen, aus denen ihm irgendein Vorwurf erwachsen könnte. Nietzsche hatte nämlich bei seiner Abreise diese Blätter, Kladden und Korrekturbogen mit der Anweisung hinterlassen, sie zu verbrennen. Es handelt sich um Papiere, die am Boden herumlagen und von Nietzsche ausdrücklich als wertlos bezeichnet worden waren. Durisch brachte es nicht über sich, die Blätter zu vernichten, sondern sammelte sie und hob sie in einem Schranke auf. Später nahm er sich, als deutsche Touristen ihn um einen Nietzsche-Autographen angingen, wohl von diesem Papierknäuel einen Arm voll aus dem Kasten auf den Ladentisch und erlaubte den Bittstellern, sich das eine oder andere Blatt zum Andenken an Nietzsche auszusuchen. Als dies dann ruchbar wurde, vor allem durch eine kleine Veröffentlichung im Magazin für Literatur (Herbst 1893) durch Dr. Fritz Kögel, und Durisch darüber zur Rede gestellt wurde, sandte er den Hauptbestand jener Papiere, von denen er nur einen kleineren Teil ver-

Die Maßnahmen von Nietzsches Hauswirt Durisch

Die Silser Nietzsche-Autographen

ſchenkt hatte, direkt an Nietzſches Schweſter zurück. — Genua betreffend, heißt es im Briefe von Peter Gaſt an Overbeck vom 5. Januar 1890:

Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom 27. Mai 1908 ist hier der Text gekürzt worden

Zwiſchen Overbeck und Gaſt iſt alſo die Rede auf Nietzſches Aufenthalt in Genua gelegentlich gekommen; aber niemand fiel ein, dort noch zurückgebliebenes Nietzſcheſches Beſitztum zu vermuten — lag doch dieſe Beziehung um Jahre zurück, da der letzte Aufenthalt in Genua ins Spätjahr 1883 fällt, höchſtens daß noch derjenige in Ruta bei Genua im Herbſt 1886 in Frage käme. Overbeck konnte ſich in dieſem Punkte weitere Gedanken um ſo eher ſparen, als ja Peter Gaſt ſoeben erſt von einem Venediger Aufenthalt in die Heimat (Annaberg im Erzgebirge) zurückgekehrt war und ihm im vorhergehenden Brief von Venedig aus (14. November 1889)

Nietzſches Nachlaß in Genua

Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom 27. Mai 1908 ist hier der Text gekürzt worden

Da Overbeck all die Zeit ſchon Gaſt in bezug auf den Nietzſche-Nachlaß als gleichberechtigten, ebenbürtigen Mitkurator hatte ſchalten laſſen, ſo wäre Gaſt ſicher der Genueſer Spur nachgegangen, falls Veranlaſſung dazu ſich anbot. Zudem iſt mit Sicherheit anzunehmen, daß Herr Widemann mit den genannten Bekannten Nietzſches nähere Fühlung gewann und aus dieſer Anregung ſchließlich der Transport der Genuakiſten durch den ehemaligen Zimmernachbar Nietzſches, den Schweizer Kaufmann J. Zilliken, zurückzuführen iſt. Mit dieſer erfreulichen Fügung ſollte man ſich zufrieden geben und nicht noch einen Schuldigen für einen Schaden ſuchen, der überhaupt gar nicht eingetreten iſt.

Das ganze Gerede über den Verluſt oder verborgenen Verbleib wichtiger Nietzſchemanuſkripte ſtellt ſich nur als nachträglicher Verſuch gewaltſamer Ausflüchte aus einer ganz anderswoher erwachſenen Verlegenheit dar. Vor Overbecks Tode iſt niemals die Edition der Umwertungsfragmente vom Archiv in einen urſächlichen Zuſammenhang mit dem angeblichen Verluſt fertiger, aber verloren gegangener Umwertungsteile gebracht worden. Gegen den Abſchluß eines der drei weiteren Umwertungsbücher nach dem Antichriſt ſpricht einfach alles. Ein ſehr wichtiges Argument iſt auch von Ernſt Horneffer (in ſeiner Broſchüre

„Nietzsches letztes Schaffen") nicht aufgeführt worden. Nietzsche, der in den letzten Monaten über seine Produktion so redselig war, immer schrieb, was er angefangen, zur Hälfte oder ganz vollendet habe, hat an keinen seiner zahlreichen Adressaten von einem neuen Titel oder einem neuen Teile der Umwertung geschrieben; er hat nur gesagt, die Umwertung sei fertig und damit, wie nun unumstößlich feststeht, nichts als den Antichrist gemeint. Den Zeitpunkt vom ersten bis fünfzehnten Oktober als mögliche Produktionszeit hat ja nun auch Peter Gast aufgegeben („Zukunft" vom 5. Oktober 1907 S. 29) durch die Besprechung des Ecce homo in dem von keinen andern als den bekannten Werken steht. Wie unmöglich ist es Nietzsche in seinem vorgerückt psychopathischen Zustande gewesen, im November oder Dezember noch einen Hauptteil zu schreiben! Nietzsches verarbeiteter Stoff war — auf deutsch gesagt — „alle". Ja er fühlte sich so sehr ausgenommen und stofflich erschöpft, daß er es sich sogar aus dem Sinn geschlagen hatte, vor der Ausgabe des „Antichrist" im übernächsten Jahre überhaupt etwas Neues anzufangen. Er hatte in seinen Augen genug geleistet und dachte zunächst an nichts anderes als nun ausschließlich der Agent dieser beiden Werke zu sein, des Ecce homo und des Antichrist. Mit dem Schluß des Ecce homo war der Quell der Erfindung Nietzsches völlig versiegt. Die Einbildung, er habe im November oder Dezember nicht mehr und nicht weniger als drei Hauptteile oder auch nur einen einzigen davon fertig gestellt, erinnert an eine Anekdote Gottfried Kellers: von einer Dame befragt, ob er wieder eine Novelle fertig habe, sagte er, sie meine wohl, mit seiner Schreiberei sei es bestellt wie mit dem Käsemachen. Jeden soundsovielten Tag ein neuer!

Nach dem Ecce homo keinerlei Produktion mehr

Nietzsches vermehrte Schreiblust im Jahre 1888 mag sich weiter bestätigt haben, auch als es mit der schöpferischen Spannkraft völlig zu Ende war. Hirn und Hand arbeiteten gewissermaßen selbständig weiter, auch als die Mühle leer lief. Das gilt besonders auch von den gelegentlichen Niederschriften, in denen man im Archiv ganz doktrinär und unbegründet ohne weiteres Konzepte und Entwürfe erblickt. Nietzsches monologische Existenz brachte es mit sich, daß er bei seinem einzigen Kameraden, seiner Schreibfeder, auch dann seine Zuflucht suchte, wenn er eben nicht schreiben und sich doch erleichtern wollte. Statt nun blindlings alle Schnitzel herauszugeben oder als heraus-

gebenswert zu erklären, würde man besser tun, die vielfachen Stufen in der Bedeutung des von Nietzsche bis in seinen Wahnsinn hinein unaufhaltsam beschriebenen Papieres festzulegen. Und dann soll man doch zugeben, daß bei Nietzsche mit dem zunehmenden Wegfall der psychischen Hemmungen auch das Vermögen der Ordnung und Übersicht, so peinlich es früher gewesen sein und so sehr seinen Manuskripten zugute gekommen sein mag, gelitten haben muß. Die zu Ecce homo gehörigen Handschriften hatte er nicht säuberlich zusammengehalten; das Druckmanuskript war in Leipzig und doch schreibt Overbeck am 13. März 1889 an Gast: „Vier oder fünf Blätter, die dazugehören müssen, finden sich allerdings unter den bei mir liegenden Papieren." Mit diesen Turiner Papieren sind sie dann von Overbeck nach Naumburg weitergeleitet worden; nun verlautet, Frau Förster sei sehr viel später in die Lage gekommen fünf Blätter von Ecce homo die mit dem Originalmanuskript nicht zusammenhingen und ihr käuflich angeboten wurden, zu hohem Preise zurückzukaufen. Auch hieß es, das Druckmanuskript zum „Fall Wagner" sei in der Leipziger Offizin abhanden gekommen. Dieses Gerücht wurde dann aber als fälschlich hingestellt. Sicher ist, daß Peter Gast während seiner Herausgeberzeit Nietzscheſche unedierte Handschriften in einer offenen Schublade aufbewahrt und seinen für Nietzsche begeisterten Freunden vertrauensselig über die Gasse auslieh. Daß Nietzsches Manuskriptbestand Abenteuern ausgesetzt war, ist deshalb nicht gänzlich zu bestreiten; aber jedenfalls hat Overbeck ihnen völlig fern gestanden. Und dann wäre erst noch festzustellen, inwiefern bei den nachträglichen Angeboten angeblich verschollener Nietzschehandschriften nicht ganz einfach Autographenschwindel getrieben worden ist.

Papierschnitzel nicht Manuskripte!

2. Der Dämmerzustand in Nietzsches Geist

Overbecks persönliche Verantwortlichkeit

Fragt man, wo lag damals bis zur Regelung der Vormundschaft der über Nietzsches Nachlaß verfügende Wille, so lautet die Antwort, er lag bei Overbeck und war ihm nicht von der Frau Pastor abgenommen worden, — seine aus Freundschaft selbstständig und eigenmächtig eröffnete Privatinitiative wurde nicht an ein Auftragsverhältnis umgetauscht, sondern in ihrem Verfügungsvermögen aufrecht erhalten und bestärkt. Die Frau Pastor

hat von ihren Rechten der Rechtsnachfolgerin gegen Overbeck Gebrauch zu machen aus Weisheit verzichtet, da sie sich überzeugte, sie könnte als Auftraggeberin aus Mangel an der nötigen Übersicht und Sachkenntnis doch nur Verwirrung stiften. Jedenfalls ist es Nietzsches alter Mutter niemals eingefallen, Overbecks Verhalten vor, bei und nach der Turiner Katastrophe hinterher noch unter die kritische Lupe zu nehmen; Meinungsverschiedenheiten hat sie nie anders als in der Form einer Bitte um Rat Overbeck vorgetragen und im übrigen immer wieder seine Hilfeleistungen als allzu reichlich zurückgewiesen und nicht etwa irgendwie Dienstleistungen von ihm gefordert. Also nicht ihr Lehenträger und Dienstmann, dem sie für seine pflichtgemäß und zur Zufriedenheit ausgeführten Amtsarbeiten wohlwollende Entlastung erteilt, nein — als ein unvergleichlicher Wohltäter, dem sie für unverdiente Güte in überschwenglicher Dankbarkeit ergeben war: das und nichts anderes ist Overbeck in jener schweren Zeit der Mutter Nietzsches gewesen. Aus den Briefen der alten Dame an Overbeck und seine Frau aus den Jahren 1889—1891 läßt sich ein ausführliches und anschauliches Bild aus der ersten Krankenzeit zusammenstellen.

Unauslöschliche Dankbarkeit der Frau Pastor

„Immer heißt es, wenn ich so erzähle: daß Sie, teurer und treuer lieber Freund, sich gleich nach Turin aufgemacht hätten: ‚Was muß das für ein wirklicher Freund sein, gleich eine solche Reise zu unternehmen und welches Glück noch, daß er gerade an ihn diese unglücklichen Tage schreiben mußte.'" „Das werde ich Ihnen bis zu meinem letzten Atemzuge auch nicht vergessen, mein lieber, guter Herr Professor," — schreibt sie den 13. Feb. 1889 aus Naumburg. Als sie in Jena den Kranken der Pflege des Hofrats Binswanger und seiner Ärzte übergeben und sich von der Zweckmäßigkeit der Anstaltsbehandlung vollauf überzeugt hatte, war sie an ihren Wohnort zurückgekehrt, blieb aber durch gelegentliche Besuche und regelmäßige Berichte über das Befinden ihres Sohnes auf dem Laufenden; dabei wurde sie nicht müde auf seine Genesung zu hoffen und alles nur Denkbare zu seiner Freude und Erleichterung auszusinnen. „Ich habe ihm jetzt eine Schlummerrolle fürs Bett mit zwei leinenen Bezügen genäht, was er so gern mochte für die Nacht, desgleichen ein Ruhekissen gemacht, und eine Art Keilkissen, passend auf ein gewöhnliches Sofa, wodurch es eine Longchaise bildet, welche, wie Fritz in einem seiner Briefe von Turin aus sagte, er seines Rückens halber

Mütterliche Liebesdienste beim Kranken

kaum mehr entbehren könne, was auch Prof. B. schon früher sagte, er meinte aber damals ‚dazu sei er zu unruhig', jetzt erinnerte er mich an das Kissen. Die beiden Kissen mit schwarzgrundigem baumwollenem Atlasstoff, worauf ein prachtvolles Rosenmuster sich befindet, selbst überzogen, am hinteren Ende eine kleine graue Schutzdecke mit roten Schleifen angebunden zum Darüberklappen, wenn es nötig ist, dazu ein Pappkästchen mit Windbeuteln, dem sogenannten ‚Topfmarktgebäck', welcher althergebrachte Markt leider von Palmarum bis heute hier war, und viele Erinnerungen der Kinder sich daran knüpfen, und gestern ist der mächtige Ballen nach Jena abgegangen." (Frühjahr 1889.) Bald traten an Nietzsche die beruhigenden Erfolge der Anstaltsbehandlung zutage. Er konnte sich in der Abteilung der ruhigeren Kranken halten. Er hatte jetzt mehr als früher das Bewußtsein krank zu sein und sich im Irrenhause zu befinden; die Wahnideen, die ihn im Anfang so glücklich gemacht hatten, verschwanden. Mit den andern Kranken unterhielt er sich nur wenig; einem Musikalischen, der oft Noten schrieb, sah er manchmal ein wenig zu. Er sprach meist französisch und fast ausschließlich über Musik. Über seine Werke befand er sich ganz im unklaren. Manchmal nahm er eine Zeitung zur Hand, doch nur auf fünf Minuten; dann zerknitterte er sie und zerriß sie. Mit der zunehmenden Hitze wurde er wieder aufgeregter und lauter, rief oft lange hintereinander Namen von englischen Ministern und verletzte sich einmal eine Hand, weil er eine Fensterscheibe zerbrach; als die kleine Wunde im Leihbibliothekzimmer verbunden wurde, sah er sich mit Interesse die Bücher an. Oft zeichnete er geometrische Figuren in den Sand, sprach von Drei- und Vierecken und schrieb sein Kopfweh einem Gift zu, das ihm die Großherzogin von Weimar gereicht habe. Er wurde von da an wieder mehr auf seinem Zimmer und im Bette gehalten. Zu seiner Mutter sagte er, als sie statt im Wartezimmer, das überfüllt war, im Hörsaal die Sprechstunde abwartete: „„Doch ein herrliches Zimmer, siehst du, hier halte ich meine Vorlesungen vor ausgewähltem Publikum, auch sind mir von Leipzig aus die besten Anerbietungen gemacht worden, ebenso wurde mir Rohdes herrliche frühere Wohnung angetragen." Dann aber fand er einen Bleistift, und da ich ein altes Kuvert hatte, fing er an darauf zu schreiben und war selig, in seinem Element zu sein. Auch konnte ich es nicht verhindern, daß er sich diesen und noch einen Bleistift aus dem Auditorium

Ihre Besuche im Wartezimmer der Anstalt

mitnahm, ebenso Papier, welches wir zuletzt entdeckten, und als ich auch scherzend zu ihm sagte: „Alter Fritz, du bist ja ein kleiner Mausedieb", meinte er, mir in das Ohr sagend, als er ganz vergnügt Abschied nahm: „Nun habe ich doch etwas zu tun, wenn ich in meine Höhle krieche . . ." " (3. August 1889.) — „Mein guter Fritz sieht jetzt ganz unverändert aus, so wie er in seinen gesundesten Tagen ausgesehen hat, auch in den Augen sieht er (denn ich habe sie mir besonders darauf angesehen) ganz gesund aus, hat auch sein heiteres Wesen, welches die Ärzte aber ‚affektiert heiter' nennen. Eher seine Sprache hat, wenn er besonders etwas Wichtiges sagen will, etwas Affektiertes, nämlich den Leutnantston. Aussehen und Haltung ist aber wie in gesunder Zeit, auch wenn ich mit ihm spreche und unterhalte, hat er z. B. an seinem Geburtstage, wo ich bei ihm war, wohl zwei Stunden kein falsches Urteil oder Wort gesagt. Ich gebe zu, daß man die Unterhaltung leiten muß; z. B. erkundigte er sich nach Försters, und als ich ihm sagte, daß wohl Förster einen Schlaganfall gehabt haben müsse, da Lieschen sehr besorgt darüber schrieb, meinte er: Zu wundern brauchen wir uns nicht, ein Mann wie Förster, welcher seinem Nervensystem schon so viel durch die antisemitischen Geschichten zugemutet hat und sich dort in ein ganz neues Feld einarbeiten mußte, dazu die Sorgen um die Mittel dazu hat seine Nerven einfach überreizt usw. Ebenso kamen wir auf seinen früheren Rektor in Pforta, den alten Peter, wo ich ihm erzählte, daß er halbblind sei und auch mit den Füßen so und so ginge, da meinte er: ‚Sollte man es glauben? diese stattliche Erscheinung! — da scheint er das Leiden des alten Professors Ritschl in Leipzig zu haben', dann sagte er: welche Verdienste der alte Peter um die lateinische, welche Verdienste er um die griechische Sprache habe, welche Prinzipien Geheimrat Banitz bei Besetzung der Rektorstellen verfolgt habe, welch andere wieder Wiese, sein Vorgänger. Erzählte auch seine damalige Reise mit Mazzini und wußte auch noch den italienischen Namen seines Begleiters, als sie über den Gotthardt fuhren. Auch erinnerte er sich des alten Konditors, ich wußte den Namen nicht, da sagte er Kintschy, wo er in der Klostergasse mit Rohde und Gersdorff verkehrt habe und daß dieses Café schon Hunderte von Jahren bestände und welche hohe und berühmte Persönlichkeiten schon dort verkehrt hätten. Zuletzt sah er sich das mächtige Irrenhaus an und meinte:

Nietzsches Erinnerungen an Leipzig

Wann werde ich aus dem Palast herauskommen? Ich sagte ihm, daß dies gar nicht mehr lange dauern werde, da meinte er zweifelnd: ‚ich habe doch viel Kopfschmerzen gehabt und bin in meinem Leben viel krank gewesen, auch oft Erbrechen‘.“

Der Zwischenfall mit Dr. Julius Langbehn

Mitten aus diesem Zerfall seines Geistes werden wir an den Aufgang seines Ruhmes erinnert. Von phantastischen, unheimlichen Bewunderungen, wie durch gespensterhafte Schreckgeräusche angekündigt, steigt plötzlich sein Name raketengleich über dem verblüfften Europa empor. Hier treten die ergänzenden Vorzüge der Overbeckschen Tradition wieder in ihr Recht: die Episode Langbehn darf für die Biographie Nietzsches nicht verloren gehen. Denn für die Wirkung Nietzsches auf die Mitwelt ist dieser Vorfall geradezu typisch, eine Kette von Faszinationen! In so ungünstigem Lichte der Verfasser von „Rembrandt als Erzieher“ dabei auch erscheinen mag — es wird doch schwer halten, ihn als Schwindler zu entlarven. Der Fall drängt darauf, symbolisch begriffen zu werden: die sensitive, neurasthenisch gewordene deutsche Bildung erlebt eine gewaltsame konvulsivische Bekehrung; sie sieht, dank einer Art Hysterie, in Nietzsche ihren Retter, ihren Erlöser. Nietzsches Ruhm ist nicht durch das Mittel der logischen Überzeugung zustande gekommen; er greift epidemisch um sich, wie eine Ansteckung, wie eine Besessenheit. Dem entspricht Langbehns Auftreten: die rationelle, methodische Krankenbehandlung der ärztlichen Anstalt durchbricht er gewalttätig, wie er meint, durch den Imperativ berechtigt, er habe der deutschen Nation einen großen Mann zu erhalten.

Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom 27. Mai 1908 ist hier die Darstellung um die Seiten 309—316 gekürzt worden.

Sein Umgang mit Nietzsche in Jena

Frau Pastor N. schreibt an Overbeck (21. November 1889): Der gute Herr Dr. war von der Persönlichkeit des guten Fritz ganz voll und entzückt und geht seitdem täglich mit ihm zweimal spazieren und berichtet mir dann ausführlich, und Fritz hatte gestern wieder zu ihm gesagt: ‚Ich glaube, Sie werden mich retten‘. Er hat

aber auch eine liebenswürdige Art mit ihm umzugehen, da er selbst eine kranke Mutter, welche Verfolgungsideen gehabt hat, früher besaß und durch seine Art und Weise mit ihr umzugehen, selbst ihre Umgebung in Staunen versetzt hat, und der Herr Dr. schrieb damals unter anderem: ‚Mehr Liebe als ich Ihrem Sohn entgegenbringe, kann er — von seinen Angehörigen abgesehen — bei keinem Menschen finden; denn das ist unmöglich. Sein Gedächtnis und seine Kentnisse sind erstaunlich; er erinnert sich an alles, was er erlebt hat und gelesen, und geht mit viel Verstand und Urteil auf jede Einwendung oder Bemerkung meinerseits ein. Eine Ausnahme findet nur statt, wenn er müde oder sonst körperlich angegriffen ist.‘ — Heute schrieb Herr Dr. L. unter anderem, daß sich der gute Fritz über jede Aufmerksamkeit wie ein Kind freue und sagt: ‚Er ist ein Kind und ein König, als Königskind, das er ist, muß er behandelt werden, das ist die einzige richtige Methode.‘“ Diese persönlichen Bemühungen Langbehns dauerten vierzehn Tage. Er erledigte während dieser Zeit die Korrekturbogen zu seinem „Rembrandt als Erzieher“; länger konnte er es vor Nervosität nicht aushalten, er reiste anfangs Dezember wieder nach Dresden zurück. Das Zusammensein Langbehns mit Nietzsche hatte sein Ende dadurch gefunden, daß Nietzsche im Beisein von Langbehn, von einem Zornanfall ergriffen, den Tisch umwarf, mit geballten Fäusten fortstürzte und nach dem Wärter schrie, worauf Langbehn sich nicht zu helfen gewußt hatte und heimlich davonschlich.

Langbehns Befreiungspläne

Auf diese gewichtigen Eröffnungen antwortete Overbeck Gast in einem Briefe vom 9. Januar 1890 zuwartend sachlich: „Ich schreibe nach Jena an einen mir dort von der Zeit meines Privatdozententums her bekannten Arzt, nicht als solchen, sondern weil mir sonst niemand einfällt, an den ich mich dort in dieser Weise wenden könnte, mit der vertraulichen Anfrage, ob er mir, was ich von der Behandlung Nietzsches erfahre — andere Namen als dieser bleiben natürlich ungenannt — als möglich bestätigen kann. Welchen Erfolg ich damit haben werde, weiß ich freilich nicht, da ich nichts über die Information meines Korrespondenten in dieser Sache weiß, oder nur die ihm dafür zu Gebote stehenden Quellen, auch, ungeachtet alles persönlichen Zutrauens, das ich habe, doch nicht recht weiß, inwiefern Rücksichten der Kollegialität mir im Wege sein werden. Doch ist dies für mich ein kapitaler Punkt, der vor allem, soweit es für

Overbecks schwere Bedenken

mich möglich ist, aufgehellt werden muß." — „Ein einziges Mal soll Nietzsche divagiert haben — über R. Seumes Vater — dagegen über die abstraktesten Probleme seiner Metaphysik sich völlig klar mit Dr. Langbehn unterhalten haben. Ich gestehe, daß ich gerade an der Stelle des Symptoms der Erstarkung gern etwas anderes sähe; was jetzt da steht, ist mir besonders unheimlich. Sie weisen mich ferner auf den einsichtsvollen Widerspruch, den Nietzsche beim Dr. Langbehn finde und fragen mich, was es schadet, daß Nietzsche über das Dionysische zurechtgewiesen wird? Gewiß nichts, aber worüber ich vor Staunen mich nicht lassen kann, ist, daß in diesem Augenblick an solche Erziehung Nietzsches gedacht wird. Und endlich ist es mir auch zu stark, daß der Doktor sich über Äußerungen Nietzsches sogar in Dingen von der Mutter nicht eines besseren belehren lassen will, wo er gar nichts wissen kann, sie jedenfalls mehr als er weiß. . . Noch ein Punkt, der mich beunruhigt: der geringe Drang Nietzsches, der sich aus allem, was ich erfahre, ersichtlich macht, nach der ihm zugedachten Befreiung." Langbehn hat später Nietzsches Mutter das folgende Schriftstück zugemutet: „Die Unterzeichnete verpflichtet sich hierdurch an Eidesstatt, für den Fall, daß die gerichtliche Vormundschaft über ihren Sohn Friedrich Nietzsche dem Dr. Julius Langbehn übertragen wird, jeden schriftlichen und mündlichen Verkehr mit dem letzteren — während der Zeit seiner Vormundschaft — zu meiden. Sie verpflichtet sich ferner an Eidesstatt, bezüglich etwaiger von ihr beabsichtigter Besuche bei ihrem Sohn — während der Zeit jener Vormundschaft — den Weisungen des Dr. Langbehn Folge zu leisten; insbesondere ihn von der Zeit ihrer ev. Ankunft und Abreise bei ihrem Sohn im voraus zu benachrichtigen. Selbstverständlich wird der Unterzeichneten, unter den obigen Bedingungen, der Besuch bei ihrem Sohn jederzeit gestattet sein, wenn sein Gesundheitszustand oder sein geistiges Befinden dem nicht entgegensteht." — Nun riß auch Frau Pastor N. die Geduld; doch wagte sie nicht, mit Langbehn sofort den Verkehr abzubrechen, da Gast ihr zu bedenken gab, Langbehn werde, wenn man ihm die Vormundschaft nicht gebe, einen zweiten Titel nachahmen und ein Buch schreiben: „Der Fall Nietzsche". Die Nachforschungen des Vormundschaftsgerichts über Langbehn blieben erfolglos, da von seiten des Verlags jede Auskunft über die Persönlichkeit des Anonymus verweigert wurde.

Langbehns Empfindlichkeit und Nervosität

Langbehns Revers an Nietzsches Mutter

Overbeck schrieb Gast (Basel, 16. Februar 1890): „Das Verfahren des Dr. Langbehn mit Frau Nietzsche, insbesondere das Dokument, das ihr zur Unterschrift unterbreitet worden ist, kann ich nicht anders als roh nennen. Und soll ich denn wirklich glauben, es sei Ihre Meinung — Frau Nietzsche schreibt es —, wenn Langbehn die Vormundschaft verweigert würde, so sei ein Buch von seiner Hand ‚Der Fall Nietzsche' zu besorgen? In diesem Falle bliebe ja, schrieb ich Frau Nietzsche zurück, nichts anderes als die Verweigerung übrig, denn wie soll man einen Menschen, der solcher Gemeinheit fähig wäre, vertrauensvoll seine Aufgabe mit Nietzsche unternehmen lassen, wäre er auch sonst, was ich auch jetzt nicht bezweifeln will noch kann, dazu höchst befähigt. Ein „Fall Nietzsche" könnte am Ende auch da herauskommen. Unangenehm unklar wird mir nun überhaupt sein Plan, ich meine in Hinsicht auf seinen Ernst. Fast scheint es mir, als triebe er ihn selbst zum Scheitern mit unerfüllbaren ‚Bedingungen'. An wen denkt Dr. Langbehn z. B. bei den Freunden Nietzsches, die *ihn* während der Jahre ‚vertreten' sollen, und was denkt er sich dabei? Und wie hat er Ihnen zuletzt die Pistole auf die Brust wegen einer raschen Entscheidung mit seinem Briefe vom 31. Januar gedrückt? Dieser liegt mir in Abschrift vor. Darin rieche ich (außer der Geschmacklosigkeit) die Unwahrheit in den Worten, er schreibe Ihnen stets ‚mit der kaltblütigsten Ruhe eines Schachspielers'. Trotz allem bin ich Frau Nietzsche gegenüber auch jetzt dabei geblieben, jeden wirklichen Rat meinerseits abzulehnen und sie auf Sie zu verweisen, wenn ich ihr auch meine höchst mißfälligen Eindrücke nicht verschwiegen habe, noch meine Besorgnis in Hinsicht auf die Schwankungen der Ihrigen. . . Daß auf jeden Fall auch noch Gericht und Binswanger im Wege des Herrn Dr. Langbehn liegen, ist mir unter den gegenwärtigen Umständen nicht unlieb. Unter diesen interessiert mich auch sein Buch sehr wenig, denn ich habe gegen diesen Zögling Rembrandts daneben zu starke Bedenken, und über die könnte mich im Falle, um den es sich handelt, auch ein gedrucktes Meisterstück nicht bringen. Ein solches ist jedenfalls der Titel, und es war denn auch das erste, das meine Aufmerksamkeit erregte, als ich das Buch vor einigen Wochen unter den Einsichtssendungen unserer Bibliothek fand. Ich blickte flüchtig hinein und wurde frappiert, interessiert wenigstens nur in seltsamer Mischung der Eindrücke. Dann kam in der Allgemeinen Zeitung, die ich halte, ein von

Overbecks Protest gegen Langbehn

„Rembrandt als Erzieher"

Dresden datierter Artikel darüber. Sofort sagte ich zu meiner Frau: sollte nicht L. der Verfasser dieses Buches sein? Die mir erinnerliche Verherrlichung des Niederdeutschen und Schleswig-Holsteins insbesondere fiel mir auch noch ein. Ich kehre also zu jenem Exemplar zurück, doch auch nur zu flüchtigstem Blättern. Meine Vermutung war am Tage der Ankunft Ihres Exemplares schon von Frau N. bestätigt worden. Inzwischen blätterte ich wieder im Buche; um es recht zu lesen, fehlt mir durchaus die Zeit, muß ich doch auch Rohdes mir neulich zugesendete Psyche, über den griechischen Seelenkult, die mich weit mehr anzieht, bis auf weiteres ganz liegen lassen. Soviel weiß ich auch von L.s Buch, ich mag es ganz und gar nicht. Es stehen gewiß tausend Wahrheiten darin, aber dann gewiß auch ebensoviele Dummheiten. Manches ist reine Simpelei. Ich schlage eben auf und gerate auf ‚Mommsen', was hier zu lesen steht, ist überaus trivial, simpelhaft der Passus über den Gebrauch der Antiqua im Deutschen, die Volkstümelei des Buches überhaupt in Simpelei ausartend. Dabei muß ich wieder über den Krieg lachen, den der Verfasser den Professoren macht: ich habe lange nichts in den Händen gehabt, was doktrinäreren Charakters wäre. Und ebenso in der Form: sehr gescheit und geschickt, doch auch hier ein steifer Stock, der gut tanzen gelernt hat. Und was mich vor allem in diesem Augenblick interessiert: das Ganze zu Nietzsche antipodisch, was, ich denke, auch der Erfolg des Buches zeigen wird. Sie rechnen wohl mit den Grundsätzen der Allopathie bei den Hoffnungen, die Sie von dieser Behandlung hegen. Wie dem auch sei, ich kann nur immer mehr mein Amen zu dem, was ohnehin tatsächlich der Fall ist, geben: Erledigen Sie selbst ganz und nach eigenem guten Glauben diese Angelegenheit. Das Buch — ich denke Sie verstehen mich nicht so, als ob ich überhaupt verkennte, daß es ein bedeutendes ist — ist jedenfalls nichts, was meine Zweifel beschwichtigen könnte."

„Ein steifer Stock, der gut tanzen gelernt hat"

Man darf sich, wenn man gerecht sein will, von Overbecks Verhalten im Falle Langbehn kein falsches Bild aufdrängen lassen, wie Leo Berg (Tägliche Rundschau, 12. November 1906) es versucht hat mit der Behauptung, Overbeck zeige sich völlig ratlos und lasse die Dinge gehen wie sie eben wollten, was wohl so viel heißen soll als: Overbeck habe durch ein schwankendes und widerspruchsvolles Verhalten jene Gefahr nicht so energisch beschworen, wie es seine Pflicht gewesen wäre. Dagegen

ist zu bedenken, wie sehr nur nach und nach Overbeck überhaupt in die Sache hineingekommen ist. Langbehn hatte sich erst an Frau Pastor N. herangemacht, und bis zum 7. Januar redete auch Peter Gast nicht aus eigener Erfahrung. Mit diesem Datum aber war für Overbeck auch schon die zweite Hälfte seiner Semesterarbeit angebrochen, die gleich wieder nach den eben abgelaufenen Weihnachtsferien durch einen mehrtägigen Urlaub zu unterbrechen einstweilen ja noch keine so dringende Veranlassung vorlag, wie es das Jahr zuvor der Fall gewesen war. Wenn aus den Briefen Gasts ihm trotz allen Urteilsschwankungen doch immer der unveränderte Kehrreim entgegentönte:

Overbecks vorläufige Orientierung

so mahnte der in Overbeck vorhandene Respekt vor Gasts Gesinnung und Urteilskraft, den eigenen, sofort sich mächtig regenden Widerspruch zunächst noch ein wenig im Zaume zu halten, bis weitere Meldungen ihn klarer sehen ließen. Nach Gasts letztem Brief vom 20. Februar wußte dann Overbeck freilich, was er zu tun hatte. Er benützte die erste Gelegenheit, die ihm sein Lehramt bot, zu einer Reise nach Jena — über die drei Tage der Basler Fastnachtsferien.

Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom 27. Mai 1908 ist hier der Text gekürzt worden

Overbecks Besuch in Jena

Dort sah und sprach er Nietzsche, dessen Mutter, Peter Gast und Hofrat Binswanger. Mit ebensoviel Takt als Bestimmtheit sah er überall zum Rechten und erreichte, daß von da an Julius Langbehn aus Nietzsches Leben ein für allemal verschwand; er und niemand sonst hat durch sein rasches und energisches Eingreifen den kranken Freund von diesem unheimlichen Verehrer befreit. Die gemächliche und bedachtsame Art seiner brieflichen Äußerungen verführt zu dem Vorurteil, er habe nicht zu handeln vermocht; in Wirklichkeit hat er auch da, wie schon in Turin, seinen ganzen Mann gestellt. So weiten Spielraum er der ihm in hohem Maße eigenen Herzenshöflichkeit und Rücksicht auf andere Wünsche und Ansichten einzuräumen vermochte, — nie hat er es so weit kommen lassen, daß es zu spät war, sondern immer noch zur rechten Zeit seinen klaren und unbestechlichen Willen zur Geltung gebracht. Übrigens war Langbehns Ansinnen dem Anstaltsleiter nicht zur Kenntnis gebracht worden; die an dem Pflegesystem geübte Kritik beruhte meistens auf den unhaltbaren Übertreibungen Langbehns, dem im

Gegenteil die Loyalität der Verwaltung auf Empfehlung von Nietzsches Mutter hin gestattet hatte, Nietzsche sogar in seinem Abteilungszimmer zu besuchen, während ihn sogar jene nur im öffentlichen Wartezimmer hatte sprechen dürfen. Auch die späteren Berichte der Frau Pastor N. an Overbeck enthalten freiwillige Richtigstellungen aller ihr und Gast von Langbehn unterschobenen Klagepunkte; mit Ausnahme jener vom Banne Langbehns beeinflußten Zeit galt der alten Dame die anstaltliche Verpflegung für durchaus einwandfrei, und die bald darauf erfolgte Übersiedelung in eine eigene kleine Mietswohnung ist lediglich auf den unwiderstehlichen mütterlichen Wunsch zurückzuführen, den kranken Sohn selber warten zu dürfen.

Nietzsches Austritt aus der Anstalt.

Nietzsches Befinden war beim Verlassen der Irrenanstalt um Ostern 1890 denkbar günstig. Overbeck, der geeignetste Zeuge zur Beurteilung der seit Turin erfolgten Besserung, war ehrlich erstaunt und hocherfreut, wie auffallend Nietzsche sich in diesem einen Jahr erholt hatte. Mitte Februar — wohl am 18. — war Frau Pastor N. zum dauernden Aufenthalt von Naumburg nach Jena übergesiedelt, und Nietzsche wurde morgens 9 Uhr aus der Anstalt geholt und blieb bis abends 6 Uhr in der Stadt;

Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom 27. Mai 1908 ist hier der Text gekürzt worden

Als sich das Zusammenleben soweit bewährte, nahm der Gedanke, es außerhalb der Anstalt auch über Nacht zu versuchen, festere Gestalt an. Gasts Aufenthalt in Jena, der ein neues Zeichen für seine Hingebung an Nietzsche bedeutet, mußte nach etwa zwei Monaten sein Ende finden, da die durch Dr. Fuchs erwirkte Aufführung seiner Oper „Der Löwe von Venedig" in Danzig ihn von dannen rief. Am 13. Mai sodann nahm die Mutter den Sohn zu sich nach Naumburg zum bleibenden Wohnsitz.

Jena, 22. März 1890

Frau Pastor N.s Aufenthalt in Jena

Ich kann nur dem lieben Gott innig danken, welcher mir den Gedanken gegeben hat, hierher zu gehen. Der liebe Fritz ist höchst beglückt darüber und äußert es oft den Tag so und so viel Mal, natürlich stets mit einer herzlichen Umarmung verbunden. Auch kommt es mir vor, daß er von Woche zu Woche klarer werde. So spielte er vor einigen Tagen, wie täglich nach Tisch im „Stern", etwas, was mir so gefiel und doch nicht wußte, wohin ich es tun sollte, und gegen Abend frug ich ihn, was es gewesen sei, da antwortete er mir „opus 31 von Ludwig von Beethoven drei Sätze", ebenso gestern frug er mich, „ob ich nicht wisse, wer die Werke von uns Geschwistern bekommen habe, von Adalbert Stifter, welche in des Großpapa Öhlers Bibliothek gewesen und wohl Geschenk an denselben von Herrn v. Raschau gewesen wären". Ich erinnerte ihn, daß wir beide zusammen in Naumburg „die Schwestern von Stifter gelesen hätten", was er sich so gut erinnerte. Auch sein Klavierspiel hat etwas so Sinniges, so daß man merkt, er denkt dabei, auch spielt er meist piano, weil ich ihn darum gebeten habe, und natürlich jedesmal von neuem bitte, „damit er seine Nerven nicht aufrege", und er folgt so gut. Es ist aber auch vorgekommen, daß er sich von mir nicht mehr wollte führen lassen, da sagte ich, „ja, wenn du das nicht mehr willst, so werde ich abreisen, denn Prof. B. hat mir aufgetragen, dich stets zu führen". Gleich will er mich da wieder gut machen und umarmt mich gleich einmal auf der Straße und hält dann desto fester meinen Arm. Auch das Gestikulieren macht er weit seltener, ich mache ihm davor auch ohngefähr die Worte, die er dazu deklamiert und frage ihn, „wenn ich nun das zu dir sagte und die verdrehten Handbewegungen dazu machte, würdest du mich verstehen?", da will er sich darüber halb tot lachen, denn es ist meist, wenn ich ihm vorlese und sagt „weiter, Mutterchen". Ja, wenn es meine Stimme aushielte, ihm den ganzen Tag vorzulesen, er würde glücklich sein, wenn ich auch nicht glaube, daß er es behält, was er hört, aber dieses egale Gemurmel muß etwas Beruhigendes für ihn haben. Mit dem für die Nacht Hierhernehmen hatte ich mit B. gesprochen und wollte mir erst die Erlaubnis einholen, bevor ich Fritz etwas davon sagte. Der Revers wurde auch gleich ausgestellt und

Nietzsches Anhänglichkeit an die Anstalt

ich mußte ihn im Inspektorat unterschreiben, als ich aber dann Fritz darum befragte, meinte er: „es ist doch ein bißchen arg, laß mich nur heraufgehen, ich schlafe dort so gut." Auch ein andermal äußerte er: „er habe oben jemand, der ihn die Abende und Morgen so gut unterhielte, der wäre in aller Herren Länder gewesen" und so habe ich es gelassen, wie es ist. Ich hole ihn $^1/_2$10 Uhr früh, und er bleibt bei mir bis $^3/_4$7 Uhr abends, doch kann ich mich des Gedankens nicht verschließen, ob wir nicht schneller vorwärts kämen, wenn er gar nicht mit noch Nervöseren mehr zusammenkäme. Nach Naumburg gehen, davon will er nicht recht etwas wissen, auch habe ich erwogen, was es für einen Kampf täglich geben würde, wenn ich ihn nicht in sein Kabinett mit seinen Büchern ließe. Ebenso, wenn er nicht, wie früher, Klavier spielen könne, so oft er wolle, desgleichen allein ausgehen, wie er es früher getan, um Zeitungen zu lesen und in der Konditorei etwas trinken, seinen Lieblingsspaziergang unmittelbar an der Saale nicht machen zu dürfen usw. usw. . . . Wirklich, man muß sich erst mit dem lieben Kinde einleben, und ein Fremder kann das nicht, z. B. drehen wir uns jetzt einfach um, wenn jemand an uns vorüberkommt und betrachten uns die Gegend, weil er nicht mehr grüßen will, oder ich schreite mit ihm plötzlich über den Fahrweg und so ist er selbst befriedigt und meinte bei solcher Gelegenheit gestern: „wieder einmal der Gefahr entronnen". Auf unserem Morgenspaziergang begegneten wir neulich vom Schießstande dieser zurückkehrend einen Offizier, wo ich mich auch mit ihm umdrehen wollte, doch dazu war er nicht zu bewegen, so reichte er ihm dann die Hand, ich bat sie ihm gütigst zu geben, „einst auch Artillerist, jetzt Professor und überarbeitet", was er sofort verstand und sie ihm freundlichst reichte. Dasselbe sollte am selben Nachmittage eine junge Dame tun, welche entsetzt zurückwich, ich hielt ihn fest am Arm und wanderten weiter, ihm eine kleine Predigt haltend (denn erzürnen will ich ihn und darf ihn nicht), „es nicht zu tun, die Leute erschreckten sich ja, wie er selbst sähe und zuletzt dürften wir gar nicht mehr unsere schönen Spaziergänge machen, wenn die Leute es bei Binswanger anzeigten." Heute Sonnabend, wo wir von unserem großen Nachmittagsspaziergang heimgekehrt sind, habe ich ihm noch etwas vorgelesen, ihm aber jetzt gesagt, ich müsse Ihren Brief fertig schreiben und er müsse nach den beiden Gängen schlafen und so wollten wir uns beide recht ruhig verhalten und er schläft.

Nietzsches Freude an den Menschen

— Danken, ja tausendmal danken muß ich Ihnen aber noch besonders, mein guter Herr Professor, für gewiß nur Ihre freundliche Fürsprache, daß unser lieber Kranker eine so gütige Zulage erhalten soll und Sie sind auch vielleicht der freundliche Übermittler es an geeigneter Stelle zu tun in meinem Namen. . . .

Jena, 30. März 1890

. . . Überhaupt mir kommt es vor, als ob wir schon diese acht Tage so viel weiter gekommen wären und er sieht jetzt so natürlich aus, lacht so natürlich, ja heute Nachmittag, wo ich ihm aus dem Buche des Herrn Köselitz, das er uns schickte, wieder vorlas, war er ganz der Alte. Auch Fr. Dr. hat dieselbe Bemerkung gemacht, ohne daß ich mit ihr darüber gesprochen hatte, daß es ihr erschien, als sähe er von Tag zu Tag natürlicher aus. Er spricht auch so gescheite Sachen, ißt mit mehr Anstand, gibt etwas darauf „gut auszusehen", grüßt auch weit seltener deshalb, weil ich ihm allemal den Hut aufsetzen muß und ihm dabei sage, er dürfe ihn nicht wieder abnehmen, sonst säße er wieder nicht gut, spielt wunderhübsch Klavier, wenn ich es auch nicht lange nach Tisch dulde, kurz, ich hoffe zu Gott, daß alles wieder gut werde. Die rechte Hand auf seiner Stirn und ihm vorlesen, ist ihm das allerliebste und bekomme da immer einmal einen Handkuß und ein Zuflüstern: „Ich bete dich an, mein liebes Mutterchen". Auch schmeckt es ihm vortrefflich, und natürlich ist es meine Hauptaufgabe mit, ihn mit Schinkenbrötchen, frischer Milch, Eiern, Kakao, Apfelsinen, Limonade zu erquicken und aufzufüttern. Gestern habe ich seine Sachen aus der Anstalt holen lassen und den Ärzten schriftlich Bericht erstattet, dahin gehen will er nicht, oder vielmehr ich mute es ihm gar nicht zu, da er die Gegend bei unseren Gängen ganz meidet. Ich verlasse das liebe Kind nicht wieder und es tut mir immer leid, daß ich mich jedesmal, wenn ich ihn zu mir nehmen wollte, mich von den Doktoren irre machen ließ und somit es nicht früher getan habe, ihn zu mir zu nehmen . . .

Naumburg, 28. Mai 1890

Nietzsche in Naumburg

. . . Seine Erinnerung ist bis Turin ganz gut, von da an aber ist ihm jeder Tag und jeder Gegenstand, wenigstens unsere täglichen Spaziergänge z. B., fast täglich neu und freut sich so an dem Wald, auch was ich ihm vorlese, glaube ich nicht, daß er

es faſſe, auch Erklärungen meinerſeits hat er nicht gern, nur hat er Freude, wenn ich in einer Tour leſe und recht viel heruntergeleſen habe. Nun ich hoffe, daß ſich alles mit Gottes Hilfe mit der Zeit wieder finden wird. Haben wir doch oft unſere kleinen und großen Späße miteinander, wo er ganz in alter lieber Weiſe ſo herzlich lacht . . .

Naumburg, 7. Juni 1890

. . . Es gab den Tag über keine Minute wieder zum Schreiben, ſelbſt den Abend nicht, wo wir auf der Veranda waren, da Fritz ſo ſehr wünſchte, das nahe Konzert von dort aus mit anzuhören. Er ſelbſt ſpielt alle Tage ein wenig, teilweiſe ſeine kleinen Kompoſitionen oder aus einem alten Choralbuch Choräle, ſo ſpielte er auch Sophiechen Pinder bei ihrem vorgeſtrigen Beſuch daraus vor, zeigte ihr dann die Perſonen zweier Albums, und als ich von dem einen Verwandten, den P. auch kannte und Fritz in Leipzig viel zuſammen war, ſagte: „Denke, Sophiechen, der iſt im vorigen Jahre geſtorben", da ſah ihn Fritz noch einmal im Bilde an und ſagte, denn es war ein ſo guter Menſch: „ſelig ſind die Toten, die im Herrn ſterben", überhaupt macht ſich bei ihm dieſe religiöſe Stimmung mehr denn je geltend, erzählte mir auch in den Pfingſttagen, als wir ganz ſtill auf der Veranda ſaßen, wo ich eine alte Bibel liegen habe: daß er in Turin die ganze Bibel ſtudiert habe, und ſich tauſenderlei notiert habe, als er mich animierte, den und den Pſalmen oder das und das Kapitel ihm vorzuleſen und ich meine Bewunderung ausſprach, woher er ſo bibelkundig ſei.

Nietzſches Bibelfeſtigkeit

Dabei komme ich auf die von Ihrer Güte aufbewahrten Turiner Kiſten, welche Sie wohl gütigſt noch aufbewahrten, da er kein Wort ſeit jenem Morgen wieder erwähnt hat. Herr Duriſch in Sils-Maria hat noch einen Reiſekorb voll und wohl noch andere Sachen, davon Herr D. im vorigen Jahre ſchrieb, als ich mir für Fritz deſſen weiße Hoſen alle ſchicken ließ, ich bat ihn damals, ſie noch aufzuheben und Fritz meinte neulich auch, die laſſen wir noch bei Herrn Duriſch. . . .

Naumburg, Auguſt 1899

. . . Sorgen Sie ſich aber nicht, mein guter Herr Profeſſor und meine gute Frau Profeſſor, hinſichtlich „Kataſtrophen", ich würde gerade ſo wie Sie immer wieder daran erinnern und darauf hinweiſen, denn natürlich iſt unſer lieber Kranker noch nicht klar

in seinem Geiste, aber ich habe geistig und körperlich die beste Kraft über ihn. Will er einmal etwas durchsetzen, es sind bisher nur Kleinigkeiten geringfügigster Art gewesen, so schließe ich einfach die Vorsaaltür zu und gehe ruhig zur Seite, ohne ein Wort mit ihm zu sprechen. Ein kurzes Weilchen und er kommt zu mir, meine Hand küssend und „Wie wolltest du's" und „Sehr gut, sehr gut, mein liebes Wesen" und macht es so wie ich wollte. Natürlich lasse ich ihm, wenn er das und das will, was ihm Freude macht und nichts Schädliches für ihn daraus entstehen kann, auch seinen Willen oder frage ihn, möchtest du das so oder so haben, damit er in meinem Regiment keine Tyrannei etwa empfinden könnte, und spreche mich auch ganz offen zu ihm aus, so daß das Mißtrauen, was er aus der Anstalt mitbrachte, vollständigem Vertrauen Platz gemacht hat. Wir waren heute vor acht Tage auf der Freunde Krugs Bitten, „wenn es meinem Sohne Spaß machen sollte", in Krugs Haus am Markte und sahen den allerliebsten Zug aller Innungen, welche auf mächtigen L . . . . ihr Gewerbe aufgebaut hatten zu Ehren des fünfhundertjährigen Schützenfestes, mit an, dazwischen die alten Herzöge von hier und Zeitz, und die Raubritter alle zu Pferde und im damaligen Kostüm, desgleichen Prokop mit einem Zug weißgekleidete Kinder, und was noch alles, mit drei Musikchören und 700 Schützen, welche den Schluß machten. Fritz machte das Ganze großen Spaß und hat oft so herzlich und ganz wie früher darüber gelacht. Dazwischen kam eine Pinder oder eine Krug und unterhielten sich mit ihm, wo er immer gleich so interessante Dinge zu erzählen wußte, ja Musikprogramms von Italien angab bis ins Detail, daß es eine wahre Freude war zuzuhören. Nachdem machte ihm die geschmückte Stadt viele Freude und tranken dann mit einem Pförtner und Suschen W . . . . zu Hause Kaffee, wo ich sein Schlußgedicht im Zarathustra (was ich ihm öfter vorlesen muß) vorlesen mußte, und spielte etwas Klavier uns vor. Ja, wir gingen zwei Abende sogar auf den mit Karussellen und allen möglichen Buden und Konzert dicht mit Menschen gefüllten Schützenplatz (von mir noch nie besucht), aber er wollte es gern und es machte ihm offenbar Freude, ebenso die andern Tage, wo wir das Feuerwerk zweimal von fern auf unserem Spaziergange sahen und das Konzert hörten. Sein körperliches Befinden ist Gott sei Preis und Dank ein ganz normales . . .

„Das Mißtrauen, das er aus der Anstalt mitgebracht hat"

Klavierspiel und Lektüre

De Hessem und Lauterbach

. . . Das Anliegen des Franzosen Louis de Hessem, welche Angelegenheit ich gebeten habe, daß dieselbe Herr Köselitz mit Ihnen bespricht, ist die zweite Bitte, guter Herr Professor, alles, wie Sie gütigen beiden darüber bestimmen, soll mir recht sein, ich verstehe das nicht. Sodann war ein Herr Privatdozent Lauterbach aus Leipzig allhier und sprach Fritz etwa eine halbe Stunde, dieser Herr will über unseres lieben Patienten Werke diesen Winter in Leipzig Vorlesungen halten, und zwar in der akademisch-philosophischen Gesellschaft. Freilich kam er mir nur geistig und leiblich kaum stark genug vor, das Ganze in der wirklichen Bedeutung zu erfassen, wir wollen aber das Beste hoffen. . . Im übrigen ist mit meinem lieben Sohn alles gut und friedlich fortgegangen. Er sieht sehr gut aus, auch sein Auge hat seinen lieben alten Ausdruck, aber sein Gedächtnis ist, wie es mir scheint, am stärksten betroffen, denn was seit der Katastrophe mit und um ihn passiert ist und täglich vorkommt, davon kann er sich wohl wenig Rechenschaft geben, während was bis zu diesem Zeitpunkt in seinem lieben Kopf vorhanden war, lebt wohl fast ungeschwächt in seiner Erinnerung. Ich trauere doch noch immer um den schrecklichen Langbehn, dessen Art mit Fritz zu verkehren und seinen Geist zu wecken, viel für sich hatte. Das Einzige beruhigt mich, daß er es mit seinem Temperament, wie Herr Köselitz auch schreibt, nicht sechs Wochen ausgehalten hätte und würde sich mit den Direktoren einer Privatanstalt nicht 8 Tage vertragen und immer wieder gewechselt haben. Herr K. schreibt: „Ich kann selbst heute noch nicht an die Ernstlichkeit seiner Absicht glauben, für die Heilung Ihres Herrn Sohnes etwas zu tun. Es war eine Spiegelfechterei. Er fing es darauf an, *nichts tun zu können*. Ein wirklich großer Mensch wäre ganz anders an die Sache herangegangen, als dieser plebejisch mißtrauische Mensch. Für meinen Geschmack hat Dr. L. einen Stich ins Verrückte usw." — Das Betrübende ist nur, daß man keinen passenden Menschen so leicht für unseren lieben Kranken findet, und ich halte es jetzt fast für notwendig, daß er jeden Tag eine geistige Nahrung erhalten muß, auf daß gleichzeitig sein Geist wieder geweckt wird und, damit nicht verarmt, was noch vorhanden ist. Ich schrieb an Prof. Deussen, den ich doch in Kiel wußte, aber ein alter Verehrer von Fritz, der neulich kam, um ihn persönlich kennen zu lernen, ein Dr. Pachnicke aus Berlin meinte

Neuige Sehnsucht nach Dr. Langbehn

aber, er sei noch in Berlin, und so frug ich bei ihm an (denn er war doch vor Jahr und Tag besonders hierher gekommen, um den alten Freund zu besuchen), ob er, wenn er wirklich noch in Berlin sei, nicht den Rest seiner Ferien vielleicht hier (mit seinem Frauchen auch) zubringen könnte, Naumburg und Umgebung böte doch so viel, um ein bis zwei Stunden täglich dem Freunde zu widmen. Er ist aber, wie er schreibt, in Kiel und augenblicklich im Begriff mit seiner Frau eine Reise nach Italien anzutreten; und es muß jemand sein, der ihn und seine Schriften kennt, um seinem Ideengang behilflich zu sein. Es ist eine wahre Sorge, ebenso sorgt sich meine Tochter darum, bis jemand gefunden ist. Ihr liegen natürlich Dr. L.s Worte: Ich verlasse Ihren Herrn Sohn nicht eher, als bis er gesund ist usw., gerade wie mir in den Ohren, wenn er auch ein andermal die vollständige Genesung in seinen Briefen anzweifelt. Der Vormundschaftsrichter erkundigte sich auch als ich dort war nach ihm und hatte gelesen, daß man sich bei dem Herausgeber des L.schen Buches erkundigt habe, „wer dieser Deutsche wäre," und die Antwort war darauf gekommen: „daß jede Auskunft über die Persönlichkeit verweigert werde". Ich weiß nur soviel, daß ich dem Mann nichts zuleide getan habe; daß ich die Übersiedlung um etwa 8 Tage hinausschob, wegen des Auftrittes meines Sohnes in Langbehns Beisein, war doch nur natürlich. — Doch nun noch zum Schluß des in vier Absätzen geschriebenen Briefes, Herrn Thränhardts Antwort: „daß wirklich alle Papiere meines Sohnes durch Ihre gütige Hand geschickt werden müssen." Wie gern hätte ich sie bei Ihnen gelassen!!!

Die Weitersendung der Turiner Kisten

Naumburg, 29. September 1890

. . . Käme etwas Besonderes bei meinem lieben Fritz vor, müßte ich mich nach Jena um Rat wenden, ihn aber wieder in eine Anstalt zu bringen, von Jena ganz abgesehen, würde ich glaube eher mein Leben daran setzen als das zu tun. Hinsichtlich Ihrer werten Anfragen, ob er sich für seine Schriften mehr interessiere, kann ich nur sagen, daß er sehr gern darin liest, wenn ich es ihm gestatten würde, aber was er auch liest, merke ich nach kaum fünf Minuten wie die Stimme zittert, wenn auch jetzt nicht mehr so wie früher. Ist er doch selig, wenn ich ihm einmal das Kabinett, wo seine Bücher stehen, aufschließe und nimmt da natürlich allemal eines seiner Werke mit heraus, auch den Zarathustra, den

ich aber gelegentlich wieder an seinen Platz brachte. Im Verkehr mit Menschen verhält er sich zunächst ruhig, doch ist er mit Interesse bei dem Gespräch und ich ziehe ihn bald mit hinein, wo alles, was er sagt, Sinn und Verstand hat, auch das Grüßen tut er nur, wenn ich es ihm sage. Mein Bruder war doch da und ging mit ihm, wie in seinen gesunden Tagen mit ihm um, ganz harmlos, empfing ihn gleich, daß sie beide wohl die größten Schnurrbärte in der Familie hätten und sonst manch kleiner Spaß, worüber er ganz herzlich mitlachte. Sie unterhielten sich auch weiter ganz gut mehrere Stunden. . . Auch in dem Dämmerstündchen, wenn ich nicht mehr zum Lesen sehen kann und das Strickzeug nehme, ist seine Unterhaltung so gut wie gestern, wo er mir so viele Einzelheiten über Rom erzählte, und über den Basler Männerchor, ferner über Liszts Stammbaum, desgleichen Wagners und Frau Cosimas und alles in das einzelnste. Von Lauterbachs Unterhaltung weiß ich nur, daß sie ganz gut war und er seinem Brief nach den besten Eindruck empfangen hat. Er erzählte ihm, an welchem Orte er seine Werke geschrieben habe, frug, wo er in Leipzig und zu welcher Zeit er die Vorlesungen halten wolle usw. Hinsichtlich der Vorlesungen von G. Lauterbach meint Köselitz, ich solle die Sache nur gehen lassen, mache er es nicht gut, käme auf ihn die Schuld, die Hauptsache wäre, daß eine Vorlesung über seine Werke stattfände, er scheint ganz eingenommen davon zu sein und meinte den Autor einst selbst reden zu lassen. . .

Nietzsches Gedächtnis

Naumburg, 5. Oktober 1890

. . . Noch wollte ich Ihnen lieben Beiden von meinem lieben Fritz sagen, daß ich in der erwähnten Dämmerstunde, wo es oft so dunkel ist, daß wir uns gar nicht sehen, eine Art Gedächtnisübung mit ihm anstelle, ihn z. B. nach Epikur, Aristoteles usw. fragte „erzähle mir einmal, wer das war" und so viele hervorragende Geister. Da erzählt er mir eine Stunde lang, indem er auf das kommt, warum sie sich auszeichneten, auf das geistreichste, und von da wieder auf andere berühmte Persönlichkeiten, so daß es mir immer leid tut, daß es nicht jemand geschulter und gelehrter hört und ihm Entsprechendes erwidern könnte, während ich nur weitere Erläuterungen und somit Fortsetzung der Unterhaltung erstreben kann. Auch kam er gestern auf Giuseppe (den Zunamen habe ich vergessen, Sie wissen aber gewiß, wen ich meine) und hat mir von ihm viel erzählt. . . [Mazzini].

Naumburg, 28. Februar 1891

. . . Nur das Gegenwärtige interessiert ihn wenig, während er für das Vergangene im Verhältnis ein sogar ausgezeichnetes Gedächtnis hat, so daß, wenn ich ihm vorlese und frage, wer der oder das eben Genannte ist: gibt er mir nach einigem Besinnen immer die ausführlichste Auskunft, so vorgestern, wo ich ihn frug, wer Zola wäre, da frug er: steht nicht Emil vor dem Namen? und berichtete dann weiter: „er ist Romanschriftsteller, lebt viel in Paris und ist aus Oberitalien, ein Bergamasker." So vor einigen Tagen las ich ihm aus unserem Kreisblatt vor: daß Prof. Dr. Rudolf Bastian nach Berlin zurückkehren werde. Ich fragte ihn nun um alle Persönlichkeiten, um sein Gedächtnis zu wecken, und sah auch, wie er die Nachricht mit besonderem Interesse aufnahm. Da meinte er: „Bastian lebte bisher in Sibirien (ist das richtig?) und ist der beste Kenner für Völkerrecht oder Kunde? Prof. Bachofen in Basel, welcher bester Kenner des Mutterrechts ist, stand mit ihm in Briefwechsel," und erklärte mir auf meine Bitte, was ich unter Mutterrecht zu verstehen habe, ich dächte, er habe da von einem Engländer gesprochen, der es geschildert und auf das Oheimrecht besonderen Wert gelegt habe. Ich frug ihn weiter: du warst wohl manchmal bei Prof. Bachofens in Basel, und war nicht Frau Professor Bachofen trotz ihrer erwachsenen Kinder noch eine sehr hübsche Frau? Jawohl, sagte er, und sie spielte wunderschön Klavier und spielte mir einmal den und den Marsch (ich kann mich auf den Namen nicht mehr erinnern) vor. Gestern wieder hat er mir so viel vom Gardasee, Riva und Arco, Cosenza, viel erzählt. . .

Erinnerungen an seine Lektüre

Naumburg, 15. April 1891

. . . So manches scheint übrigens hinter meines Sohnes Rücken, oder wohl mehr Krankheit zu geschehen, so hörten wir jetzt durch einen dritten zufällig, daß von „Jenseits von Gut und Böse" eine zweite Auflage erschienen sei, ebenso daß durch des Kopenhagener Gelehrten damalige Vorlesungen angeregt, jetzt die drei Teile Zarathustra dänisch durch einen andern erschienen seien, und nichts ist doch an den Autor gezahlt worden, auch hinsichtlich der Angelegenheit von dem Herrn de Hessem, wovon sich doch der gute Herr Köselitz ziemlichen Gewinn für Fritz versprach, hat man nichts wieder gehört. — Mit meinem lieben Patienten geht es wie bisher fortan gut und freundlich, meist still, aber z. B. vorgestern hat er mich auf dem ganzen Spaziergang von den Schweizer

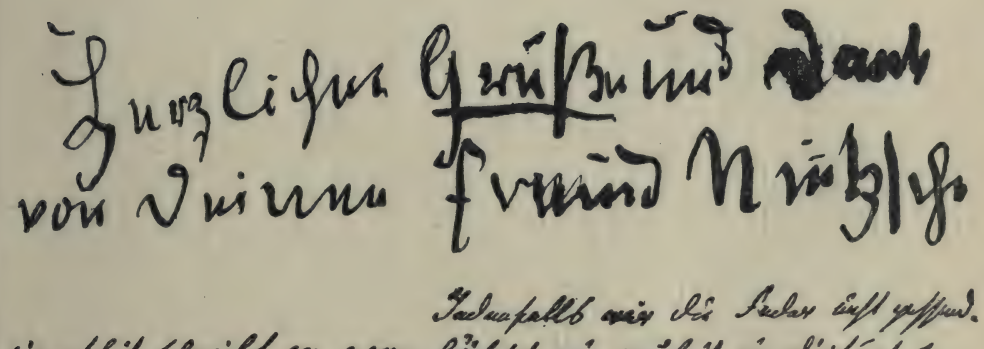
Verbreitung von Nietzsches Schriften

Verhältnissen unterhalten, nur gehört ein gewisses Geschick dazu, die Unterhaltung durch Fragen oder eine Bemerkung weiter zu führen. So auch gestern ausführliche Beantwortung meiner Frage, wer Archilochus gewesen und was er getan habe. Doch meine Zeit ist zu Ende und ich habe ihm schon ausnahmsweise von Alvine, welche in jeder Art trefflich sich nimmt, das Frühstück reichen lassen. . .

Naumburg, 29. Juni 1891

. . . Mein altes Herzchen steht am offenen Fenster und hört einem Konzert im nahen Schützenhause zu, wie er überhaupt öfter einen Konzertgenuß hat, indem wir dann unsere Schritte bei unserem Spaziergang in diese Gegend wenden. Wie vorgestern hörten wir ein schönes Konzert am Abend von dem berühmten Walther, welcher mit seiner Wiener Kapelle hier konzertierte. Gestern Sonntag Morgen ein Frühschoppenkonzert auf dem Bürgergarten usw., denn es interessiert ihn doch jeder musikalische Ton, und er kommt einem wie die Biene vor, die von der wenn auch ganz unscheinbaren Blüte doch den Honig herauszieht. Ich sagte ihm, daß ich an Sie schreibe, und suchte nun eine Unterhaltung, was er sich von seinem guten Overbeck erinnere, anzuknüpfen, da meinte er: „er heißt Franz, und Frau Professor Ida und ist eine geborene Rothpletz. Er hat mich zuletzt in Turin besucht, wo ich Klavier spielte und dazu sang, ich glaube er fand es recht albern. Er nahm mein Geld damals an sich und auch ein Kästchen mit Wagners Biographie und Briefen, Frau Cosima hat die Biographie mit großer Delikatesse geschrieben, ich habe die Kritik in die Norddeutsche Zeitung gemacht, es war etwas schwer. Bonfantini in Basel hat sie gedruckt; außerdem noch viel für Wagners.“ Auf meine weiteren Fragen, was ich natürlich schon oft getan, worüber Sie Vorlesungen gehalten hätten? meinte er: „Über alte Kirchengeschichte, Julian Apostata, über Diognet, er interessierte sich sehr für die Basler Vorträge, hat auch über die Freiheit des Willens und über die Christlichkeit der christlichen Kirche geschrieben. Ich habe in Basel die Geburt der Tragödie geschrieben, die Wagner sehr gefallen hat, und er nannte mich infolgedessen den dionysischen Menschen. Auf der Tellsplatte habe ich meine Antrittsrede über Homer geschrieben und fand dort gute Gesellschaft, Herrn und Frau Osenbrüggen, besten Kenner der Züricher Geschichte, und Frau Exner, eine Rechtsgelehrte aus Wien.“ Als ich ihn gefragt, was er

Erinnerungen an seine Freunde



Handschrift Nietzsches mit einer Nachbemerkung seiner Mutter aus einem Brief an Franz Overbeck vom 29. Juni 1891

sich alles von Ihnen erinnere, nahm ich gleich eine Schiefertafel zur Hand, und als er sah, daß ich es aufschrieb, schien es ihn zu animieren immer mehr zu reden, und so will ich es jetzt öfter tun. Was freilich nun richtig und unrichtig ist, weiß ich nicht zu beurteilen, da es ohne kleine Verwechslungen nicht abgeht. Immerhin denke ich, daß es Sie Gütigen sehr interessieren wird, einmal eine derartige Unterhaltung zu hören, und Sie freuen sich, das weiß ich, mit mir, daß sein liebes Gedächtnis doch nicht ganz geschwunden ist. Ich frug ihn, ob er noch ein paar Worte, die ich ihm freilich diktieren muß, dazu schreiben wolle, da nickte er, und so will ich nun schließen, als

Ihre ewig dankbare Nietzsche.

[Eigenhändige Nachschrift Nietzsches nach dem Diktat der Mutter. Die Züge seiner Hand, aber zur ungeschickten großen Kinderhandschrift entartet:]

Nietzsches eigenhändiger Gruß

„Herzliche Grüße und Dank von Deinem Freund Nietzsche."

Nachschrift der Mutter: Jedenfalls war die Feder nicht passend. Eigentlich schreibt er ganz hübsch, wie neulich ein diktiertes Briefchen an Lieschen, wo sie ihm auch antwortete „er habe so schön geschrieben wie gedruckt."

Meines Erachtens besteht der urkundliche Wert dieser rührenden mütterlichen Berichterstattung sowohl in der sehr anschaulichen, bei aller Naivität unmittelbar und klug aufgenommenen Krankenbeobachtung, als auch in der Entschleierung der tatsächlichen Anfänge von Nietzsches Ruhm. Danach erscheint Nietzsches Geistesnacht, obwohl unheilbar, doch noch nicht als die totale Finsternis, in die sie im Laufe der Jahre übergehen sollte, Nietzsche lebte in dieser ersten Zeit in einem dämmerhaften Schattenreiche; sein damaliger Zustand kann mit der großartigen Szene der Totenfahrt in der Odyssee insofern verglichen werden, als für ihn, dessen Bewußtseinsschwelle im matten, kaum noch durchscheinenden Zwielichte dalag, das Schattenreich dennoch dicht bevölkert war: aus den Tagen des Lichtes schwebten Freund und Feind einträchtig zu ihm in seine Unterwelt hernieder, nicht um ihm seine Ruhe zu stören, sondern um sich noch einmal von ihm grüßen zu lassen. Wer erinnerte sich da nicht unwillkürlich an das herrliche Schlußstück der „Vermischten Meinungen und Sprüche" (Aph. 408)! Es ist betitelt „Die Hadesfahrt" und klingt wie eine Prophezei-

Die Abenddämmerung in Nietzsches Geist

ung auf das Geschick, das Nietzsche zehn Jahre später erreichte: „Auch ich bin in der Unterwelt gewesen, wie Odysseus, und werde es noch öfter sein; und nicht nur Hammel habe ich geopfert, um mit einigen Toten reden zu können, sondern des eignen Blutes nicht geschont. Vier Paare waren es, welche sich mir, dem Opfernden nicht versagten: Epikur und Montaigne, Goethe und Spinoza, Plato und Rousseau, Pascal und Schopenhauer. Mit diesen muß ich mich auseinandersetzen, wenn ich lange allein gewandert bin, von ihnen will ich mir Recht und Unrecht geben lassen, ihnen will ich zuhören, wenn sie sich dabei selber untereinander recht und unrecht geben. Was ich auch nur sage, beschließe, für mich und andere ausdenke: auf jene Acht hefte ich meine Augen und sehe die ihrigen auf mich geheftet. — Mögen die Lebenden es mir verzeihen, wenn sie mir mitunter wie die Schatten vorkommen, so verblichen und verdrießlich, so unruhig und ach! so lüstern nach Leben: während jene mir dann so lebendig scheinen, als ob sie nun, nach dem Tode, nimmermehr lebensmüde werden könnten. Auf die ewige Lebendigkeit aber kommt es an: was ist am „ewigen Leben" und überhaupt am Leben gelegen!"

So seltsam wie sein Glanz am hellen Tage war der abendliche Untergang von Nietzsches Geist.

3. Die erste Verwaltung des Nachlasses durch Overbeck und Peter Gast

Es sind nun in Kürze die Schicksale von Nietzsches Nachlaß zu berühren, insofern Overbeck eine Verantwortung daran zuzusprechen ist. Auch mit Nietzsches Papieren hat Overbeck es keineswegs nur so treiben lassen, wie es gerade kam, sondern ebensoviel Überlegung und einen ebenso festen Willen dafür aufgewendet wie für das Schicksal von Nietzsches Person. Es begann mit einer etwas unvermittelten Korrespondenz, die Overbeck mit dem Ingenieur Max Seiling in Helsingfors zu führen hatte. Von diesem traf Ende Februar 1889 ein eingeschriebener Brief an Nietzsche ein, dessen Öffnung Overbeck zufiel. „Allerdings stieß ich", berichtet er darüber am 13. März an Gast, „auf ein sehr seltsames Aktenstück: in der Form ein ganz sonderbares Gemisch von Bewunderung und (— — — —) Grobheit, in der Sache im wesentlichen eine Beschwerde über einen geistigen Diebstahl an dem-

M. Seilings Brief an Nietzsche

selben. Ich glaubte dem Verfasser unter den obwaltenden Umständen nur einen Dienst zu erweisen, indem ich den Brief sofort remittierte. Die Remission begleitete ich allerdings mit dem einfachen Bemerken, daß ich als Freund des Adressaten den Brief erbrochen habe, dieser aber wegen dessen schwerer Erkrankung zur Zeit unbestellbar sei. Zu bestimmterer Erklärung erklärte ich gerade in diesem Falle mich nicht für verpflichtet. Darauf eine (— — —) Antwort, sich beschwerend über die Eröffnung, vor allem aber über die ungenügende Erklärung der Unbestellbarkeit und sich bis zum Verdacht versteigend, daß es sich nur um einen „feigen Kniff" Nietzsches handle. Meine Antwort hat natürlich diese Korrespondenz meinerseits für geschlossen erklärt." — Diesen anfangs März stattfindenden Briefwechsel hat Seiling dann nach Jahren wenigstens durch Erwähnung seines ersten an Nietzsche gerichteten Briefes, aber ohne Overbeck hineinzuziehen, gestreift in seinem Feuilleton: „Nietzsche und Mainländer" (Frankfurter Zeitung 1899, Nr. 225, 15. August, Morgenblatt), wo er gegen Nietzsches Behandlung Mainländers in der „Fröhlichen Wissenschaft" Aph. 357 protestierte; Overbeck fand diesen Protest im Kern verfehlt, aber zum Teil begründet; denn gegen Mainländer habe sich Nietzsche zu einer seiner unüberlegtesten Butaden hinreißen lassen, wie sie auch ihm, der doch im allgemeinen ein Genie der Bedächtigkeit gewesen sei, passieren konnten; dagegen könnten nicht bloß Augenzeugen wie er, sondern nun auch die Leser von Nietzsches Nachlaß Seilings Annahme widerlegen, daß die angebliche Plötzlichkeit der Abwendung von Schopenhauer Nietzsches „Abhängigkeit" von Mainländer zur Folge gehabt habe. Frau Förster-Nietzsche hat Seiling am 6. Januar 1900 in der „Zukunft" erwidert, ohne Vorwissen, daß Overbeck mehr als zehn Jahre früher Nietzsche gegen die ungerechte Verdächtigung des Mainländer-Apostels in Schutz genommen hatte.

„Nietzsche und Mainländer"

In ähnlicher Weise hatte schon Mitte Februar 1889 eine ebenso aus Anteil und Angriff gemischte eifrige Betätigung eines Unberufenen Overbeck beschäftigt. Zur Zeit von Nietzsches Erkrankung war ein gegen ihn gerichteter Artikel eines Wagnerianers, Dr. Moritz Wirth, für das „Musikalische Wochenblatt" im Satz; als der Verfasser von dem Unglück erfuhr, zog er den Aufsatz in der vorliegenden Fassung zurück, um ihn, jeder Polemik entkleidet, in gänzlich veränderter Form herauszugeben. Als Gegendienst gab ihm der Verleger Naumann die ebenfalls im Satz

Die Hintanhaltung von Nietzsche contra Wagner

befindliche Schrift „Nietzsche contra Wagner" zu lesen, die dieser viel präziser als den „Fall Wagner" fand und durchaus veröffentlicht zu wissen wünschte. Darüber berichtet Overbeck an Gast, 17. Februar 89: „Von diesem Herrn legte mir Naumann zwei Briefe an ihn bei, welche ihn in Kenntnis von meinem Widerspruch gegen die augenblickliche Publikation N. c. W. zeigen und nun höchst emphatisch für eine solche plädieren. Ich habe nun gegen die Einmischung eines unter dem Schein des Bewunderers verborgenen intimen Gegners Nietzsches in eine *solche* Frage auf das entschiedenste protestiert, namentlich erklärt, daß ich zu dem Wirthschen für Naumann aus leicht begreiflichen Gründen bestechenden Gedanken, im nächsten Sommer Nietzsche contra Wagner zur Zeit der Bayreuther Feste in 800—1000 Exemplaren erscheinen zu lassen, damit, wie Wirth sich ausdrückt, Nietzsche von der ‚Wagnerschen Flut' mit gehoben würde — in Wahrheit, wie die Briefe zeigen, damit „Nietzsche contra Wagner" Herrn Wirth in seiner eigentümlichen Stellung als leidenschaftlicher Wagnerianer auf eigene Faust, als Hecht in jener Flut unter allen übrigen Karpfen, die mit darin schwimmen, Beistand leiste — unter den gegenwärtigen Umständen, soweit es auf mich ankäme, *niemals* meine Einwilligung geben würde. Ich müsse, fügte ich hinzu, lachen, so traurig der Hintergrund meiner Äußerung sei, wenn ich bedenke, was Nietzsche, der auf Reinheit der Luft und Sauberkeit und Schärfe der Gegensätze so hohen Wert legte, zu solchen Machinationen mit seinem Nachlaß sagen würde." — Die rein sachliche Sauberkeit in dieser Empfindung Overbecks tritt noch deutlicher ins Licht, wenn man seine ununterbrochen korrekten, persönlich niemals aufgehobenen Beziehungen zum Hause Wagner daneben hält; er schreibt am 13. März 1889 an Gast: „Aus Anlaß des geschehenen Unglücks hat Frau Wagner kürzlich durch ihre Tochter, Frau Prof. Thode in Bonn, in sehr artiger Weise mir ihr Bedauern aussprechen lassen . . .; aus dem Briefe erfahre ich, daß auch sie durch Zuschriften von Nietzsche, vermutlich um die Zeit von Neujahr, beunruhigt worden ist."

Das Beileid der Familie Wagner

Auch außerhalb seiner freundschaftlichen Verpflichtungen betätigte Overbeck sein Interesse an der Sache Nietzsche und hatte von seinem stillen Winkel in Basel aus die Augen offen für alles, was in diesem Gesichtsfeld sich zufällig erspähen ließ. Er fuhr fort, wie er an Gast schreibt, 17. Februar 1889: „Die Erkrankung

Nietzsches als eigentliches Geheimnis nicht mehr, aber stets diskret zu behandeln und auf keinen Fall in gewöhnlicher Weise weiter zu erzählen, wobei ich übrigens noch falsch angab, daß in den hiesigen Zeitungen von der Sache noch nichts laut geworden sei, am Tage vorher war ihrer in recht taktloser und unangenehmer Weise in der Allgemeinen Schweizer-Zeitung gedacht worden." — Bereits am 4. Februar hatte er Gast berichtet: „Die ‚Götzendämmerung' sah ich bei einem hiesigen Buchhändler am Tage nachdem ich Ihnen neulich geschrieben hatte (27. Januar). Heute ist schon eine Anzeige in den ‚Basler Nachrichten' erschienen, die ich Ihnen nicht um ihres gänzlich gleichgültigen Inhalts und kindisch suffisanten Tons, sondern ihres Schweigens willen schicke, weil wir sie, vermutlich die erste öffentliche Kundgebung über die ‚Götzendämmerung', als gutes Omen für die Behandlung des Augenblicks in der Presse behandeln wollen. Von der Herkunft habe ich keine Ahnung." — Besonders lebhaft spannte er seine Beobachtung an auf etwa zu erspähende Fortschritte von Nietzsches schriftstellerischer Wirkung. Freudig bewegt meldet er Gast am 26. September 1889: „Kürzlich begrüßte ich meinen hiesigen Kollegen (G. von Bunge) von der physiologischen Chemie wieder und fand ihn, der sich bis dahin ziemlich ablehnend gegen meine Hinweise auf N. verhalten hatte, von Götzendämmerung und Genealogie buchstäblich umgeworfen. Mähly hatte auch zwei höchst panegyrische und jedenfalls gut gemeinte Aufsätze über Götzendämmerung und über ‚Fr. Nietzsche' überhaupt in der Münchner Allgemeinen und in der Gegenwart erscheinen lassen." — Durch die Freude an jeder Handbreit, um die Nietzsches Ansehen in der Öffentlichkeit an Boden gewann, ließ sich aber Overbeck keineswegs verleiten, solchem Wachstume unter Umständen Vorschub zu leisten, die ihn hätten über seine Kompetenzen unversehens hinausdrängen können. Am 12. Januar 1890 schreibt er an Gast: „Noch etwas, was heute früh passiert ist. Eine Anfrage des Herrn Dr. Leo Berg mit einem Artikel über Nietzsche in ‚Deutschland', im Auftrage des Redakteurs dieser Zeitschrift, ob ich geneigt wäre aus Ineditis von Nietzsche darin etwas zu publizieren? Woher nur die Spürhunde dieses Unternehmens wissen, daß ich etwas mit dergleichen zu tun habe? Nun da ist einfache Abwandlung, und nun gar in diesem Moment leicht. Unter allen Umständen gälte mir keine andere Art der Publikation für N.s würdig, als bei seinem

Der Erfolg der Götzendämmerung

Die Anfrage von Dr. Leo Berg bei Overbeck

letzten, um ihn wirklich verdienten und mir auch durch den letzten mir von Ihnen mitgeteilten Brief wieder sehr schätzenswert erschienenen Verleger." — Also genau ein Jahr, nachdem Overbeck mit dem kranken Nietzsche von Turin in Basel eingetroffen war, erhielt er einen Brief von Herrn Dr. Leo Berg zugleich mit einem Aufsatz über Nietzsche, den dieser in der Mauthnerschen Zeitschrift „Deutschland" veröffentlicht hatte, und fand dabei die Bitte vor, ob er ihm nicht für Herrn Mauthner aus den unedierten Werken Nietzsches das eine oder andere Stück zum Vorabdruck verschaffen könne. Darauf antwortete Overbeck am 13. Januar 1890, daß schon um einer kleinen Besserung willen, die in Nietzsches Zustand eingetreten sei, sich ihm jede Möglichkeit verschließe, über Nietzsches Eigentum wie über das eines Unheilbaren zu verfügen. Am 21. Januar quittiert Leo Berg auf einer Postkarte Overbecks Absage und spricht den Wunsch aus, durch Overbeck wenigstens in den Besitz einer Photographie Nietzsches zu kommen.

Das Jahr 1890 brachte dann in seinem Laufe die ersten bedeutenderen Kundgebungen, an die sich in Deutschland der Aufgang von Nietzsches Ruhm anschloß. Den Essay über Nietzsche von Leo Berg in seinen Charakteristiken scheint Overbeck nicht gekannt zu haben; dagegen war die Lektüre des bahnbrechenden Artikels von Georg Brandes in der „Deutschen Rundschau" vorbereitet durch die aufrichtige Hochachtung, die er für den dänischen Essayisten und Kopenhagener Literaturprofessor von der Stunde an empfand, da er um dessen Nietzsche-Vorlesungen, durch Nietzsche selbst noch von Turin aus darüber unterrichtet, wußte. Über ihn, sowie über den Nietzsche-Panegyrikus von Ola Hansson äußert er sich zu Gast, kaum daß er von dem Wiedersehen mit Nietzsche und ihm aus Jena heimgekehrt war (13. April 1890): „Haben Sie den Aufsatz von Brandes im Aprilheft der ‚Deutschen Rundschau' schon zu Gesicht bekommen? Etwas sehr süffisant, immerhin einer der bedeutsamsten Schritte, um Nietzsches Schriften in der Öffentlichkeit zu fördern. Im Biographischen ist der Verfasser offenbar durch eigene Mitteilungen N.s, die wohl schon aus Zeit und Stimmung des Ecce homo stammen, irregeführt: die polnischen Grafen, der Anteil N.s am Kriege, sein Dienst bei der Kanone. Weit bedenklicher machte es freilich vor einigen Wochen der biographische Aufsatz eines oder einer Ola Hansson in der Frankfurter Zeitung (Jakob Burckhardt wenigstens be-

Georg Brandes und Ola Hansson

hauptete, es müsse ein Frauenzimmer sein), welcher (nicht in feindseliger Absicht) ausbot, er stamme aus einer Familie, in welcher der Wahnsinn ‚seit Generationen' zu Hause sei, auch allerhand, mindestens zum Teil Verkehrtes, über die Bedeutung seiner Schwester und ihres Einflusses auf ihn, und das alles sollte auf Mitteilungen einer Familie beruhen, welche aus nächster Nähe die Geschwister hätte aufwachsen sehen, auch nur ein geringer Teil dessen sei, was diese Quelle sonst geliefert habe und für jetzt noch beiseite bleiben müsse." — Durch Frau Pastor Nietzsche erfuhr Overbeck von weiteren Anhängern, die für Nietzsches Bekanntwerden etwas zu tun gedachten, so des Privatgelehrten G. Lauterbach, der in Leipzig Nietzsche-Vorlesungen zu halten gedachte und sich bei seinen Besuchen in Naumburg mit Nietzsche selbst über diese Absicht unterhielt — von der dänischen Ausgabe der drei Teile Zarathustra und von einer zweiten Auflage von „Jenseits von Gut und Böse" — von der in Aussicht gestellten Propaganda eines Franzosen Louis de Hessem, der sich anbot, eine französische Ausgabe von Nietzsches Werken zu besorgen.

Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom 27. Mai 1908 ist hier die Darstellung um die Seiten 341—348 gekürzt worden.

Zu Ende des Jahres 1890 traf Nietzsches Schwester aus Paraguay zu mehr als einjährigem Besuche in Europa ein. Ihr Wiedersehen mit dem Bruder fiel bereits in eine Zeit, da dessen Kräfteverfall fühlbarer wurde; in der verhältnismäßig guten Krankheitszeit der ersten beiden Jahre hat sie ihn also gar nicht zu Gesicht bekommen. Übrigens galt ihr Aufenthalt in erster Linie der Regelung der durch den plötzlichen Tod ihres Gatten in Verwirrung geratenen kolonisatorischen Angelegenheiten der Gesellschaft „Neu-Germanien" in Paraguay. Frau Försters Besuch in Europa

Die wichtigste Verfügung, die während des vorübergehenden Aufenthaltes von Nietzsches Schwester getroffen wurde, war die Hintanhaltung des vierten Zarathustra, im Augenblick, als der Die Hintanhaltung von Zarathustra IV

Verleger ihn ausgeben wollte. Die Rezensionsexemplare waren bereits verschickt und nur eines noch anzufertigenden Lichtbildes, Nietzsches Porträt, wegen hatte sich die Ausgabe verzögert. Mit Nietzsches Familie war alles korrekt vereinbart worden. Da im letzten Moment wurde die gegebene Zustimmung telegraphisch zurückgezogen. Der Verleger bedauerte dies vor allem, weil da zur gegebenen Zeit ein zweckmäßiger Anstoß unterblieb, die eben einigermaßen anhebende Nietzsche-Bewegung in Gang zu bringen; denn wenn auch das Interesse für Nietzsche in der Leserwelt wuchs, so waren ihm doch auf den entscheidenden Plätzen Berlin und Leipzig die Königlichen, Universitäts- und Stadtbibliotheken noch gänzlich verschlossen. Der Grund, weshalb in letzter Stunde die erteilte Erlaubnis widerrufen worden war, lag in der inzwischen bei Nietzsches Mutter und Schwester aufgetauchten Befürchtung, der Staatsanwalt möchte das Buch mit Beschlag belegen lassen.

Overbeck erfuhr dies aus Briefen des Verlegers C. G. Naumann, der sich um Rat an ihn wandte. Schon jenen ersten Aufenthalt in Deutschland benutzte Frau Dr. Förster, die Verlagsverträge in Ordnung zu bringen. Im Februar wurde der Generalkontrakt mit Nietzsches ehemaligem Drucker und Notverleger fest abgeschlossen. Frau Pastor schreibt Overbeck am 1. April 1892: „Über die Naumann-Angelegenheit wundern Sie sich, wie ich mich wundere ebenso Herr Köselitz über den abgeschlossenen Vertrag, welcher günstig wäre." So lag bis zu Frau Försters endgültiger Rückkehr im Herbst 1893 anderthalb Jahre lang die Sorge um Nietzsches Werk in den Händen Peter Gasts, der sich nun offenbar im geschäftlichen Auftrage des Verlegers so gut wie ausschließlich auf diese Berufsarbeit verlegte. Nietzsche fing damals an buchhändlerisch zu „gehen". Den skandinavischen Herolden Georg Brandes und Ola Hansson folgten deutsche Nietzschemonographien, die frühesten darunter wohl Kaatz (Die Weltanschauung Friedrich Nietzsches, Dresden 1892/93) und Schellwien (Max Stirner und Friedrich Nietzsche, Erscheinungen des modernen Geistes und das Wesen des Menschen. Leipzig 1892.) Es ist deshalb kaum richtig zu sagen, Peter Gast habe auf eigene Faust eine Gesamtausgabe ins Leben gerufen. Nietzsche wurde stark gekauft; die Nachfrage mußte befriedigt werden, die noch von Nietzsche selbst veranstalteten und zusehends vergriffenen Bestände verlangten nach Neudrucken. Im Herbst 1892 erschien der vollständige, vierteilige Zarathustra; es folgten die Unzeitgemäßen

Betrachtungen, das Menschliche, Allzumenschliche, die Götzendämmerung und das Jenseits. Zu einigen dieser neuen Auflagen schrieb Gast eigene Vorreden.[66]

4. Das Nietzsche-Archiv

Es bleibt das Verdienst Overbecks, Gasts und der Frau Pastor, Nietzsches Sache aus geradezu verzweifelten Verhältnissen tapfer und energisch in provisorische Sicherheit gebracht zu haben, um nichts weniger hoch anzuschlagen, als die allerdings augenfälligere Ausmünzung der zusammengetragenen Schätze, wie sie sich in der Archiv-Gründung darstellt. Overbeck war, wie wir gesehen haben, von allen Nietzsche Nahestehenden der schlechthin einzige, der mit Nietzsche nahezu zwanzig Jahre eng verkehrt hatte, ohne sich ein einziges Mal mit ihm entzweit zu haben. Alle andern ohne Ausnahme: Mutter, Schwester, Rohde, von Gersdorff, Fräulein von Meysenbug, von Seydlitz, Deussen, von Stein und wer sonst, Richard Wagner einbegriffen, hier alles in Frage käme, verfügten über keine ununterbrochene Freundschaft, wie sie hingegen für Overbeck einfach als gegeben vorliegt. Für ihn lag kein Grund vor, durch Archivgründungen und andere voreiligen Überschwenglichkeiten ein früheres Unrecht nun nachträglich zu bemänteln und zu übertäuben. Was zum Beispiel Rohde mit gutem Grund veranlaßt haben mag, auf die Anregungen der Schwester mit einem besonderen Entgegenkommen einzugehen, das existierte für Overbeck nicht; er hatte nichts gut zu machen, für wie wenig vollkommen er auch selber seine unermüdlichen Freundesdienste an Nietzsche halten mochte.

Die Gründung des Nietzsche-Archivs

Bei der Gründung und Einrichtung des Archivs hat sich Nietzsches Schwester des Rates und Beistandes von Hofrat Max Heinze und Geheimrat Erwin Rohde zu erfreuen gehabt. Nicht zum wenigsten das Interesse dieser beiden anerkannten Gelehrten hat sie in den Stand gesetzt, ihrer Schöpfung den von ihr später mit Vorliebe berufenen wissenschaftlichen Anstrich zu verleihen. Mit dem Verhältnis oder Nichtverhältnis Overbecks zum Archiv brauchte dies von Rechts wegen nichts zu tun zu haben; leider ist dies nun aber, soweit Rohde im Spiele ist, doch der Fall. Frau Förster-Nietzsche hat schon mehrfach Veranlassung genommen, Overbecks Fernbleiben vom Archiv durch den Hinweis auf

Hofrat Max Heinze und Geheimrat Erwin Rohde

vertrauliche Winke des „berühmten Philologen Erwin Rohde" zu verdächtigen. (Neue Freie Presse, 10. September 1905. „Literarisches Echo", 1. Dezember 1905.) Die Erklärung, die hierüber einzufordern war, hat ergeben, daß Frau Förster in der Tat sich auf ein handschriftliches, äußerst abschätziges Urteil weniger gegen Overbeck selbst, als dessen Gattin aus Rohdes Feder berufen kann. Damit hat es folgende Bewandtnis. Er war ja mit der Schwester im selben Falle: seit Nietzsche berühmt war, schlug ihnen das Gewissen, ihm früher nicht genug Liebe erwiesen zu haben. Rohde sah in dem schwesterlichen Eifer das harmlose ihm nicht unsympathische Bestreben, hinterher wenn immer möglich Versäumtes gut zu machen; den wissenschaftlichen Aufputz des Nietzsche-Archivs, dessen Benennung ihm schon auf die Nerven fiel, hat er niemals ernst genommen. Er äußerte sich darüber zu Overbeck in seinen Briefen bald unverhohlen ärgerlich, bald mit derben Späßen. Am 15. Januar 1895 schreibt er Overbeck: „Ich will aber diese mir kostbaren Schriftstücke (Nietzsches Briefe an ihn), die sie meinetwegen kopieren lassen mag, durchaus nicht verlieren und etwa dem ‚Nietzsche-Archiv' — auch eine alberne Erfindung — preisgeben." Er war einmal im Archiv, 1894 und hatte mit Frau Förster eine Begegnung kurz vor seinem Tode, 1897 in Frankfurt a. M. Das erste Mal hatte er die Tätigkeit von Dr. Kögel gelobt, das zweite Mal sie verurteilt. Da er sah, daß das Archiv nun einmal diejenige Form war, in der Nietzsche auf die Nachwelt Wirkung ausüben sollte, so mochte er eine nachgiebige Selbstüberwindung seiner auch in ihm vorhandenen Abneigung als eine Förderung von Nietzsches Sache betrachten, die ihm zur Beschwichtigung auch seiner eigenen in ihm aufsteigenden Reuegefühle gedient haben dürfte. Bei einem solchen Verhalten konnte Rohde allerdings um zwiespältige Empfindungen nicht herumkommen. Er war damals ein schwer kranker Mann und hatte sich selbst nicht mehr ganz in der Hand; so kam es, daß er im Archiv gegen Overbeck und bei Overbeck gegen das Archiv sprach. Er war rettungslos einer beißenden Skepsis verfallen, die alle seine Jugendideale zernagte. Für Nietzsches unablässiges Ringen um den Sinn des Lebens hatte er nur noch bittere Worte.

Rohdes späteres Verhältnis zu Nietzsche

Seine Position zum Leben deckte sich mit einem geheimrätlichen Ja-sagen zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung durch den Staat — eine Moral, deren Verkörperung ein tüchtiger Schutzmann wäre! (Vgl. O. Crusius, S. 176.) Als Rohde Ostern

1894 Nietzsche selbst noch einmal in Naumburg wiedergesehen hatte, war er ganz blaß geworden: (an Overbeck, den 27. Dezbr. 1894): „Zu Ostern, das ist nun auch schon lange her — war ich — auf Bitten der Frau Förster — in Naumburg, um über die Herausgabe des Nietzscheschen Nachlasses mit zu beraten. Ich sah auch den Unglücklichen selbst: er ist völlig stumpf, erkennt — außer Mutter und Schwester — niemanden mehr, *spricht* sogar kaum alle Monat einmal einen Satz, war auch körperlich ganz zusammengehutzelt, schwach und klein geworden, übrigens von gesunder Gesichtsfarbe, kurz, ein tränenerweckender Anblick! Aber er fühlt offenbar nichts mehr, kein Glück und kein Unglück; auf eine schreckliche Art ist er im ‚Jenseits' von allem. —" Kurzum, Rohde fehlte die Voraussetzung, zu dem Schicksal von Nietzsches Nachlaß eine *grundsätzliche* Stellung einzunehmen, wie das sich für Overbeck von selbst verstand, sobald er seinen bisherigen Anteil an Nietzsche nicht verkümmern lassen wollte; war doch für ihn darin sicher niemals ein Wandel eingetreten, daß Nietzsches Tun und Wirken ihm der Grad-messer seiner eigenen Überzeugung geblieben war, selbst wenn sie nicht zustimmend lauten konnte. Bei Rohde dagegen mußte jede Sympathieempfindung für Nietzsche sein Urteil über ihn gewissermaßen ausschalten, um Kollisionen zu verhüten. Nietzsche war sein Jugendfreund gewesen, dieses Bewußtsein überwog in ihm, es ließ sich nicht ausreißen, und doch, um büßend und überschwenglich bei einer Apotheose mitzutun, dazu langte es ehrlicherweise erst recht nicht. Also tat Rohde das ihm einzig noch Mögliche: er ließ es sich ausschließlich Gefühlssache sein, und alles andere ließ er sich gefallen, wie es eben kam. Er fand zwar auch, die Schwester mache zu viel Wesen und ein zu angestrengtes Getue aus dem Ganzen; er selbst ließ sich „unendliche Massen von philologischen Heften" schicken und sah sie durch, aber — „zur Veröffentlichung Reifes — bei weiten und vielen Ansätzen habe ich nichts gefunden. Ob die schon wissenschaftlichen Philologika in der Gesamtausgabe aufgenommen werden, weiß ich nicht: ich habe eigentlich *nicht* dazu geraten. Sie nehmen ohnehin viel zu viel auf." (An Overbeck 27. Dezember 1894.) Aber wenn auch Rohde sich gegen das Archiv zu einem laisser aller bequemte, er tat es, weil er nicht das Recht zu haben glaubte, sich unfreundlich und kritisch gegen die Schwester zu verhalten unter Berufung auf eine Sache, der er nicht treu geblieben war, weil er nun einmal

Nietzsche für Rohde ausschließlich Gefühlssache

durchaus nicht an sie glaubte. Sein Entgegenkommen war Höflichkeit, war Nachsicht; aber Zustimmung war es nicht[67]. Sein eigentliches ergreifendes Bekenntnis hat er in den an Overbeck gerichteten Worten niedergelegt (17. März 1895): „Nun ist's eigentlich genug mit den ewigen Blasebälgen um Nietzsche herum. Jetzt sollte man die Ausgabe vollenden, die Biographie meinetwegen machen und dann die Sache für sich selbst wirken lassen. — O Sache, sage ich: es ist aber gar keine ‚Sache', sondern es ist nur und völlig nur eine Person, und deren geniale Selbstdarstellung; ich leugne absolut, daß für irgend jemand sonst noch wie für Nietzsche selbst mit seinen Schriften etwas anzufangen ist. Und so ungefähr wird auch wohl Frau Andreas die Sache auffassen, darin hätte sie denn völlig recht. Bemerkenswert im höchsten Grade, aber auf keine Weise fruchtbar: so sind Nietzsches schriftstellerische Effulgurationen. Und mir sind sie aufs tiefste schmerzlich, wo ich auch nur an sie rühre: alte Zeit mit ihren Jugendregungen und dem trüben Reflex, der von da auf diesen meinen unfruchtbaren Herbst fällt, sieht mich daraus an, und überall scheint mir zu tiefster Erregung des Mitleids und der Mittrauer das verzweiflungsvolle Dunkel entgegen, das unter allen Äußerungen und Stimmungen Nietzsches liegt oder mir doch zu liegen scheint, ein Schmerz und eine Trostlosigkeit, gegen die Leopardi heiter und gefaßt ist. Das ist so, auch wo Nietzsche sich selbst heiter scheint und stark und ‚halkyonisch' gestimmt. Ich darf diese Sachen gar nicht mehr ansehen, Jammer und Kummer überwältigt mich dabei — —" Diese Worte verraten Rohdes seelische Depression beim Gedanken an Nietzsche. Er gebärdete sich trostlos und beschwichtigte sich durch die dem Archiv gewährte Gunstbezeugung, um die ihn die Schwester bat. Die Gewissensberuhigung war aber nicht umsonst zu haben; zwar besaß Rohde im Anfang noch die Klugheit, Overbeck nicht selber zu opfern; dafür brachte er es fertig, mit Frau Förster zusammen „chaude gorge" zu machen gegen die Frau seines Freundes, deren Gastfreundschaft er mehr als einmal angenommen hatte. „Rohde fürchtete nämlich, nach dem Tode Overbecks könne dessen Frau, die meinen Bruder (!), das Nietzsche-Archiv und besonders mich mit Abneigung beurteilt, diese Briefe falsch verstehen, namentlich, wenn die Antworten Overbecks an Nietzsche fehlten. Man muß bedenken, daß Frau Overbeck die sechs Jahre der wirklichen Freundschaft meines Bruders mit Overbeck vor dessen Verhei-

Nietzsche keine Sache, nur eine Person

Rohdes Rat wegen der Briefe Nietzsches an Overbeck

ratung nicht kennt und auch später meinem Bruder niemals freundschaftlich näher getreten ist (!!)". Frau Förster will sogar durch ein Handgelübde von Rohde verpflichtet worden sein, Overbecks Nietzsche-Nachlaß den Händen seiner Frau zu entwinden. („Zukunft" vom 8. Juni 1907, S. 355.) Hinterher wurde sich Rohde bewußt, daß er so nicht hätte handeln dürfen, brachte es aber nicht über sich, an Ort und Stelle zu widerrufen, oder seinen Verrat denen einzugestehen, die er preisgegeben hatte. Er ließ jedoch wenige Monate vor seinem Tode durch seine eigene Frau, die er zu diesem Zwecke nach Basel zu Besuch schickte, Frau Overbeck — ohne nähere Andeutungen, weshalb — um „Vergebung" bitten „für später"! Der Mißbrauch mit seiner Unbesonnenheit, den er befürchten mochte, ist nun reichlich getrieben worden; um ihm wenigstens von nun an Einhalt zu tun, mußten diese diskreten Vorgänge offen dargelegt werden.

Rohdes Abbitte an Frau Overbeck

Erwin Rohde hat die verehrende Freundschaft des Ehepaares Overbeck und eine Gastfreundschaft, die er so manchmal bei ihnen angenommen hat, verraten. Overbeck und Frau empfingen Rohde zum letztenmal im Sommer 1893, als von den Plänen der Frau Förster noch nichts bekannt war; denn erst im Herbst 1893 wurde durch ihre endgültige Rückkehr nach Europa die Archivgründung überhaupt möglich. Später sahen sie ihn nur noch einmal eine halbe Stunde auf einer Durchreise in Heidelberg; bei diesem flüchtigen Wiedersehen wurde weder von Nietzsche noch von seinem Nachlaß gesprochen, auch zwischen Rohde und Overbeck unter vier Augen nicht, wie Overbeck seiner Frau hinterher ausdrücklich bestätigte. Daß Frau Overbeck bestrebt gewesen sei, ihren Mann von den alten Freunden fern zu halten, ist frei erfunden; Overbeck hat die Briefe, die er mit Rohde wechselte, seiner Frau nie gezeigt. Erst nach dem Tode ihres Mannes bat sie die Korrespondenz zurück und las sie. Wie durfte es Rohde wagen, Overbeck auf eine Linie mit sich selbst zu setzen, als hätte auch Overbeck mit Nietzsche gebrochen und sich ihm vollständig entfremdet! Wie durfte er je der Ansicht sein, Overbeck habe aus Grämlichkeit oder irgendeinem Nihilismus die Förderung von Nietzsches Nachlaß hintertrieben! Das letzte Wort über Nietzsche steht in Rohdes Brief vom 17. Dezbr. 1895; es lautet: „Kürzlich ist ja wieder ein Band Nietzschescher Opera omnia erschienen: Nietzsche selbst würde sich bedanken für dieses Ausschütten seiner unreifen Skizzen und überwundenen Juvenilia. Leben Sie wohl und froh, lieber Freund,

mit der Ihrigen, und seien Sie herzlich gegrüßt von Ihrem E. R." Wenn also Rohde zwei Jahre später zu Frau Förster mündlich sich in Feststellungen über eine bei Overbeck eingetretene Apathie oder gar Antipathie gegen Nietzsche erging, so hat er frischweg phantasiert. Es war die pure Einbildung, wenn nichts Schlimmeres, Overbeck als den Mann seiner Frau darzustellen; niemals hat im Leben Overbecks seine Frau den Ausschlag gegeben. Rohdes Stil war in der „Günderode" sehr schwach geworden und jemand, der Rohdes Arbeit am handschriftlichen Material hat nachprüfen lassen, bezeichnete mir diese letzte Schrift Rohdes als wissenschaftlich durchaus ungenügend und verfehlt; der Nachweis wird wohl mit der Zeit öffentlich erfolgen. Rohde war vor Overbeck altersschwach, und es wäre milde zu sagen, daß er auch gedächtnisschwach geworden sei (dies als Antwort auf die Darstellung der Broschüre „Das Nietzsche-Archiv" S. 12 und 13). Im übrigen mag Frau Förster durch die an sie gerichteten Rohdebriefe „beweisen", was ihr beliebt — sicher ist, daß dabei nur Rohde verlieren wird und niemals Overbeck. Als Frau Förster in ihren Schmähartikeln des zweiten Halbjahres 1905 immer wieder sich gegen Overbeck auf Rohde berief, erbat ich mir von Rohdes Sohn, dessen Pathe Overbeck war, Aufklärung, wie sich Rohdes Familie zu einer derartigen Bezichtigung stelle. Herr Dr. med. Erwin Rohde teilte mir darauf bei einem Besuche, den er mir abstattete, mündlich mit, er habe gegen diesen Mißbrauch des väterlichen Namens im Archiv scharfen Protest erhoben. Frau Förster wußte sich aber durch ein Scheinmanöver der Verbindlichkeit jenes an sie gerichteten Briefes zu entziehen und beruft sich seitdem ungehindert auf Rohde wie auf einen rechtmäßigen Zeugen. Frau Förster hat einem Herrn, der mir diese Tatsache zur Verfügung stellt, bei seinem einmaligen Besuche im Nietzsche-Archiv die beträchtliche Summe in Zahlen genannt, die sie den Erben Rohdes für die Abtretung der an Rohde gerichteten Nietzsche-Briefe bezahlt hat! Dabei ist Mangel an Takt und Feingefühl eine der Hauptsünden, die man im Nietzsche-Archiv unliebsamen Gegnern anrechnet. Rohde hat in den achtziger Jahren Nietzsche fallen lassen und in den neunziger Jahren unter schweren Selbstanklagen dafür Buße getan; aber zu gleicher Zeit ließ er dafür Overbeck fallen, immerhin nicht ohne durch die bei Frau Overbeck von seiner eigenen Gattin in seinem Namen geleistete Abbitte „für später" bewiesen zu haben, daß er diesen durch

Der Mißbrauch von Rohdes Zeugnis

seine Fahrlässigkeit dem Andenken Overbecks zugefügten Schimpf durch ein ebenso offenes Schuldbekenntnis wieder gut zu machen trachten würde, falls er noch, wie Frau Förster so sehnlich zu wünschen vorgibt, am Leben wäre. Es ist traurig, derartige intime Dinge in einem Buche über Nietzsche und Overbeck zur Sprache bringen zu müssen. Aber die Freundschaft mit Rohde ist für Overbeck ein Lebensgut gewesen, auf das er besondere Stücke hielt und das ihm mit Zweifeln anzutasten, er, der Skeptiker, jedermann leidenschaftlich verwehrt hätte. Ich habe daher festzustellen, daß Nietzsches Schwester selbst an Privatangelegenheiten Overbecks, die sie nicht von ferne etwas angingen, sich vergriffen hat und mit ihren bösen Intrigen eine männliche Freundschaft in den Staub zieht, die nachweislich auch für Rohde bis zuletzt zum Besten und Teuersten gehörte, was er besaß.

Der deutsche Kulturaufschwung der neunziger Jahre

Die Gründung des Nietzsche-Archivs in Naumburg will psychologisch begriffen werden. Die allgemeinen Verhältnisse lagen so verlockend wie möglich, eine rationell angelegte und energisch durchgeführte Nietzschepropaganda in Deutschland zu versuchen. Das erste Vierteljahrhundert seit der Aufrichtung des deutschen Kaiserreichs hatte einen ungeheuren wirtschaftlichen Aufschwung gebracht; die Zeitgenossen des „Alten Herrn" hatten durch Fleiß und Klugheit ein reiches, weltmächtiges deutsches Vaterland geschaffen; die Jubiläen jener unsterblichen Siege rückten heran, ohne daß je ein Krieg die aufbauende Friedensarbeit unterbrochen hätte. Der junge Kaiser kam zur Herrschaft und mit ihm eine neue Ära. Seine Generation pflückte die Lorbeeren der Väter. Man trieb Luxus, man gefiel sich im Prunk und verlangte danach, geschmackvoll zu werden. Das sprichwörtliche deutsche Gemüt und die schwerfällige Innerlichkeit überlebten sich bald; die Schätzung und Überschätzung alles Äußerlichen griff um sich. Der militärische Korpsgeist, mit gerechtem Stolz als die eigentliche Lebenskraft der geeinigten Nation empfunden, infiltrierte das gesamte öffentliche Wesen. Nicht zuletzt wurde die um ihrer Bücherwurmexistenz willen belächelte deutsche Gelehrsamkeit davon ergriffen. Der Betrieb der Wissenschaft streifte seine lederne Haut ab und ließ sich eine geschmeidige wachsen; es hatte damit begonnen, daß, wie Kaiser Wilhelm I. einmal bemerkte, nach dem

Kriege für Professoren Gründerpreise bezahlt wurden, — von da an waren Geist und Geld durch einen Bindestrich verbunden; Ehre und Wohlstand feierten Versöhnung. Doch hatte es bei diesem Bestreben, stilvoll und patent zu sein, sein Bewenden nicht. Es zeigte sich das alte Geschick der Deutschen wieder in vollem Glanze, zwar spät, aber nicht zu spät und dafür desto gründlicher, vom Auslande zu lernen. So war fast hundertfünfzig Jahre früher der englischen und französischen Aufklärung die deutsche Aufklärung gefolgt; nun, im letzten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts, reihte sich dem französischen, skandinavischen und russischen Naturalismus der deutsche Naturalismus an. Er kam als Sturmflut und brausende Jugend. Nach zwölf lauten Kampfjahren ist er heute überwunden und historisch geworden; seine besten Führer aber, Gerhard Hauptmann und Richard Dehmel, stehen, noch nicht fünfzig Jahre alt, in voller Manneskraft unter uns da. Was bedarf es eines weiteren Zeugnisses, daß diese Bewegung eine Sache der Jugend war?

Die jugendliche Zukunftshoffnung

Damit war die Voraussetzung gegeben für das elementare Auflodern von Nietzsches Ruhm. Wer eignete sich besser, eine Zeit in Gärung zu versetzen, die ein Raub der Jugend geworden war und die Signatur der ausgesprochensten Jugendkunst, der Lyrik, trug, als er, dessen Philosophie ein einziger, ungeheurer Lyrismus war? Damit hing ein zweites zusammen. Der Geist der Jugend ist Hoffnung und Sehnsucht; ihr Bestes hat sie erst noch vor, sie ist mit ihren Träumen und Erwartungen ganz und gar auf Zukunft gestellt. (Oder ist es von ungefähr, daß zwei tonangebende Zeitschriften der deutschen „Moderne" Zukunft und Jugend als Titel führen?) Wie der Wind nun einmal stand, kam dieser vorwärts drängende Zeittrieb besonders und bis zur Karikatur drastisch in der modernen Theologie zum Vorschein. Als Overbeck sie sich näher ansah, fiel ihm an ihr das geräuschvolle Promessenwesen unangenehm auf, die prophetisch sich gebärdenden Verheißungen einer nahen irdischen Messianität, die Vertröstung auf einen womöglich deutsch-nationalen Gotteshelden, der demnächst, sei es im Arbeiterkittel, sei es als Reichskanzler, sei es als Generalfeldmarschall, jedenfalls aber in einer streng modernen Modeausrüstung, dem neuen Reiche als Gesalbter des Herrn das Heil bringen werde. Derartige Phantastereien einer „toll gewordenen Philisterei" — (dies Overbecks Ausdruck) — ließen ihn an Nietzsche denken, der sich über die unerträglichen

Verlegenheiten des Augenblicks nur durch die feierlichen Ewigkeitsausflüchte Zarathustras hinwegretten konnte. Doch würde Nietzsche bei dieser Parallele zu kurz kommen, wenn man ihn nur zur modernen Theologie, an der er wahrhaftig mehr als unschuldig ist, und nicht vielmehr zu der modernen Gesamtströmung in Beziehung setzen wollte, von der jene ja nur ein kaum ernst zu nehmender, drolliger Auswuchs ist.

Die Studenten- und Artistenbewegung der neunziger Jahre

Der deutsche Kulturradikalismus der neunziger Jahre stellt sich in allen seinen Auswirkungen als eine Studenten- und Artistenbewegung dar. Es war schlecht und recht ein deutscher Jugendstreich mit vielfacher Jugendeselei, doch ohne jeden Altersblödsinn. Diese Jugend ließ sich von Nietzsche faszinieren, weil sie sich als die Erfüllung seiner Prophetenträume vorkam; es war vor allem die Eitelkeit im Spiele, die Übermenschen wirklich zu sein, die er gefordert hatte. So ist es gekommen, daß Nietzsche „Mode" wurde und eigentlich bis auf den heutigen Tag die Sensation seiner Wirkung sich noch nicht zu dem tiefen und ernsten Verständnis abgeklärt hat, in dem allein er sein Genügen gefunden haben würde. Warum Nietzsche von der jungen Generation als der ihrige in Anspruch genommen wird, ohne doch ihr eigentlich schon anzugehören und ihr Eröffner zu sein, hat Arthur Möller-Bruck gut auseinandergesetzt (Die moderne Literatur, S. 55): „Der neuen Anschauung von Welt, Leben und Individuum, die Nietzsche, der Kulturprophet, etwas zu sonnig in die düsteren Wolken seinerzeit gemalt hatte, wurde bald ihr phantastischer Zukunftscharakter genommen: gegen Ende der achtziger Jahre wuchs eine Generation herauf, deren Blut nach der veränderten Gesetzmäßigkeit bereits zirkulierte — wenn auch unregelmäßig, stockend, oft den gesunden Herzschlag aussetzend. Diese Generation brauchte alles, was sie fühlte, nicht erst mühsam zu beweisen, intellektuell vor sich selbst zu rechtfertigen. In ihrem ursprünglichen, wenn auch aus Naivität und Raffinement ganz seltsam und unproportional gemischten Empfinden, waren schon jene geistigen Hemmnisse weggeräumt, über die ein Nietzsche nur fortkonnte, wenn er die Augen schloß, und einen waghalsigen Salto mortale in die jenseitigen Gefilde Zarathustras schlug. Freilich: ein wenig gewollt, posiert und dadurch komisch, wirkten die neuen, diese geborenen Übermenschen schon! Aber sie besaßen immerhin das, was der mächtigen Prometheidennatur ihres Vorkämpfers gerade am meisten gefehlt hatte: Jugend! Eine Kraft

lebte in ihnen, die sich reell, nicht nur ideell zu betätigen suchte; und rang sie künstlerisch nach einer Auslösung, so war es, mehr als bei Nietzsche, das Wesen der Dinge, das sie darzustellen unternahmen, — nicht deren gedanklicher Sinn! Diese Kraft war überschäumend, trotzig, rebellisch. . . Wenn es Not tat, konnte sie auch einmal brutal werden. Sie zu brechen, war unmöglich. Höchstens konnte man sie bändigen; doch schlug sie sich — nach dem warnenden Vorbild Nietzsches — niemals selbst in die eigenen Fesseln irgend einer fixen Idee. Der große Unfreie, Unzeitgemäße hatte sich an seine Lehre vom Kommenden, noch nicht Tatsache Gewordenen mit so zäher, verzweifelnder Angst geklammert, weil er an ihren utopischen Wert innerlich gar nicht glaubte. Der jungen Generation war die europäische Zukunft eine Selbstverständlichkeit! — Oh! diese Zukunft: diese Ära des psychologischen Verständnisses aller Erscheinungen und der daraus resultierenden Selbstfreiheit und Lebensanschauung und Lebensbetätigung. Sie glaubte an eine Epoche sinnlicher und vor allem geistiger Vollkultur so rührend fest, daß ihr der leiseste Zweifel wohl die einzigste Sünde schien, die man überhaupt noch begehen konnte: morgen, spätestens übermorgen mußte ja das feurige Strahlenrad des erwarteten Tages am Horizonte aufgehen und das trübe stickige Nebelgrau der Gegenwart zerbrennen." So lag das Verhältnis der Jungen zu Nietzsche so, daß sie sich als die Erlösenden fühlten, stark und hilfreich genug, den gefesselten Prometheus zu befreien. „Promethidenlos" nannte Gerhard Hauptmann instinktiv sein Jungfernwerk. Es ist das Gegenteil eines Epigonengefühls, was Nietzsche den Stürmern und Drängern der neunziger Jahre einflößte. Die Möglichkeit einer kultähnlichen Verehrung war unter den günstigsten Bedingungen gegeben; es bedurfte nur einer festen Stätte — die Andacht, um einen Tempel zu erfüllen, war da.

Der große Unfreie — die europäische Zukunft

Die Rettung des Prometheusfeuers auf einen Turm

Richard Dehmel hat das Verdienst der Schwester um Nietzsche dahin gedeutet, sie habe das Feuer, das der Prometheus in unsere Zeit getragen, auf einen Turm gerettet. Dieser ideale Gedanke mag bei der Archivgründung mitgewirkt haben; maßgebend war er nicht. Nach der Wendung, die ihre eigenen Schicksale genommen hatten, öffnete sich ihr der willkommene Ausweg, sich der Sache des Bruders anzunehmen. Ihr Gatte war

plötzlich aus seinen aufreibenden kolonisatorischen Unternehmungen hinweggerafft worden; die Kolonie Neu-Germanien löste sich auf oder ging in andere Hände über. Frau Förster hatte ihre Energie in der Leitung einer großen praktischen Organisation betätigt; nun mochte es sie gelüsten, ihre bewährte Regententüchtigkeit dem Andenken ihres Bruders zugute kommen zu lassen. Die Verwaltung der Autorrechte durch sie — da die alte Mutter in der Pflege des Sohnes aufging — eröffnete ihr ein neues Wirkungsfeld. Sie nahm die Zügel in feste Hände.

Die Aushändigung des Nachlasses durch Gast

Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom 27. Mai 1908 ist hier der Text gekürzt worden

Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom 27. Mai 1908 ist hier der Text gekürzt worden

Die Vorkenntnisse der Schwester

Umgekehrt lag dem Vorgehen der Schwester kein kleiner Plan zugrunde. Es wäre auch Unrecht, zu behaupten, sie sei in der Fürsorge um Manuskripte ihres Bruders völlig Neuling gewesen. Er hatte ihr seine Homerrede gewidmet auf Weihnachten 1869 mit den Worten: „Meiner teuren und einzigen Schwester Elisabeth als der fleißigen Mitarbeiterin auf den Stoppelfeldern der Philologie." Zehn Jahre später, bei dem Abbruch der Basler Zelte, rettete sie eine Anzahl Notizhefte und Konzeptbücher, die der Bruder verbrennen wollte. Diese von ihr heimlich aufbewahrte Manuskriptkiste gab gewissermaßen den Grundstock des Archives ab. Am 7. Oktober 1892 schickte Overbeck auf Aufforderung des Vormundschaftsgerichts an Frau Pastor fünf Kisten Nietzschescher Bücher und Manuskripte, die bei ihm dreieinhalb Jahre in Verwahrung gestanden hatten, nach Naumburg ab. Wie hatte er sich zum Archiv zu stellen?

Von Natur schon behutsam und vorsichtig geartet, kannte er außerdem Nietzsches Schwester und Nietzsches Meinung von ihr viel zu genau, als daß er sich gegen die überstürzten Unternehmungen von Frau Förster hätte anders verhalten dürfen, als warnend und zuwartend. Man identifiziert jetzt immer Nietzsche

und seinen Nachlaß mit dem, was die Schwester aus beiden gemacht hat, und versäumt, die unerläßliche Unterscheidung vorzunehmen, die jedenfalls für Peter Gast und Overbeck zu Anfang der neunziger Jahre als eine elementare Tatsache empfunden wurde. Overbeck hatte nicht einmal Abneigung gegen das Archiv empfunden, solange er anzunehmen Grund hatte, es handele sich um eine eigentümliche Ausdruckgebung büßender Schwesterliebe. Sein ganzes Unrecht, das er dem Archiv antat, faßt sich in die immer wiederholte Bitte zusammen, es möchte ihm doch gestattet werden, nichts damit zu tun zu haben. So lag allerdings ein unüberbrückbarer Gegensatz zwischen Frau Förster und Overbeck gegeben vor, zumal ein solcher auch, wenn auch gelinder, zwischen Tochter und Mutter damals bestand und Frau Pastor N. in fortgesetzten Briefen an Overbeck ihr Herz auszuschütten pflegte. Es fehlte nicht an Versuchen einer Annäherung zwischen Nietzsches Schwester und Overbeck; aber ohne Erfolg — die Meinungsverschiedenheiten beruhten zu sehr auf grundsätzlichen Differenzen ihrer Naturen, und so stellte sich denn im Laufe der Jahre bei aller Wahrung der äußeren Form die Entzweiung zwischen Schwester und Freund mit zunehmender Schärfe und Härte heraus.

Unüberbrückbarer Gegensatz zwischen Frau Förster und Overbeck

Die grundsätzliche Notwendigkeit an diesem Zwiespalt zwischen Schwester und Freund ist deshalb mit allem Nachdruck an die Spitze zu stellen, als immerhin Frau Förster-Nietzsche in bester Absicht ernstliche Versuche unternahm, sich Overbecks Beistand und Mitwirkung zu sichern. Ihre Kritik von Gasts Tätigkeit entbehrte keineswegs der tatsächlichen Begründung; ihren Ausstellungen konnte sich ein so methodischer Gelehrter wie Overbeck nicht völlig entziehen. Wenn er dennoch mit der massiven Art, wie Gast mit einem Mal aller seiner Befugnisse entsetzt wurde, nicht einverstanden war, so geschah es in der Annahme, daß auch der begabteste Neuling nicht imstande sein könne, den unvergleichlichen Vorschuß an persönlicher Fühlung mit dem Gegenstande, dessen Gast sich rühmen durfte, irgendwie einzuholen. Übrigens zog sich bei Gasts konzi.ianter Natur und bei der Macht der gemeinsamen persönlichen Erinnerungen, die sie verband, die eigentliche Entzweiung noch bis zum Frühjahr 1894 hinaus. Gast war von seinem ihn verdrängenden Nebenbuhler Kögel entzückt und beglückwünschte die Schwester mit den Worten: „Wo haben Sie nur diesen prächtigen Menschen aufge-

funden!" Auch ging der Winter noch mit Beratungen der Organisation und äußern Einrichtung vorbei: „Ich lasse jetzt so nette Schränke machen, oben in den Abschlußverzierungen soll man die Tiere des Zarathustra finden: Adler, Schlange und Löwe" — schrieb die Schwester an Overbeck, nachdem sie ihm schon vorher als ihre Absicht bezeichnet hatte: „Einen Areopag von Freunden einzuberufen und mit denen erst zu beraten, in welcher Weise die ganze Ausgabe zu machen sei." Ihr Bruder solle überhaupt nicht herausgegeben werden; in dieser Hinsicht habe sie immer schon die Schopenhauerausgabe geärgert. Nur Nietzsches Name und niemand anders solle genannt werden; etwaige Mitteilungen sollte die Verlagsbuchhandlung machen. Für die Anordnung solle die chronologische Reihenfolge maßgebend sein; vor allem sei es ihr anstößig, polemische Einleitungen vorgedruckt zu finden. — Nietzsche habe geistige Bädeker perhorresziert: „An und für sich sind ja diese Vorreden vorzüglich, das beste, was über Nietzsche existiert; aber sie stehen so ganz an der verkehrten Stelle." Welches Gegenspiel von Meinungen Overbeck bei diesen an ihn gerichteten Aussprachen zu hören bekam, dafür sind zwei Briefstellen zu konfrontieren;

Der Freundes Areopag

Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom 27. Mai 1908 ist hier der Text gekürzt worden

Dazu schreibt Frau Förster, den 20. November 1893: „Ich bin früher gewiß keine Freundin von Lou gewesen (zuweilen ändert man sich); aber eine solche Polemik gegen sie, dicht neben dem Werke meines Bruders, ist doch gerade, als ob man das ganze Geräusch des Werktags in einer feierlichen Bergeinöde zu hören bekommt. Ich will überhaupt keine Polemik und keinen Gedankenführer in der Ausgabe selbst, darin stimmen alle erfahrenen Menschen mit mir zusammen. Gerade bei Nietzsche macht es den schlechtesten Eindruck." Nachdem nun im Frühsommer 1894 Gast endgültig von jeder Mitarbeit ausgeschlossen worden war, meldet Frau Förster an Overbeck den Stand der Dinge wie folgt: „Die Vorbereitung zur Gesamtausgabe geht, seitdem sich nun wirklich der ausgezeichnete Herr Dr. Kögel, nach ziemlich schweren Kämpfen mit den Wünschen seiner Anverwandten, ganz frei dafür gemacht hat, wundervoll vorwärts. Er ist ein wahr-

Frau Försters Kritik über Gast

haft eminenter Geist; die Herren des Goethe-Archivs, mit denen wir jetzt die liebenswürdigsten Beziehungen pflegen, sagen mir beständig über seine wirklich hervorragende künstlerische und wissenschaftliche Begabung die allerschmeichelhaftesten Dinge. Sein zeitweiliger Vertreter, Herr Dr. Zerbst, war auch ein netter Mensch, aber weder in Herausgeberangelegenheiten, noch in philosophischer Hinsicht wußte er Bescheid, während Dr. Kögel eben alles kann."

Die Kulturaufgabe des Archivs

Der äußeren Organisation nach wurden Zweck und Praxis der Weimarer Dichterarchive in Naumburg auf einen kaum fünfzigjährigen Künstlerphilosophen angewendet, dem die unheilbare Gehirnkrankheit die Schöpferhand vorzeitig lähmte. Die Bezeichnung Nietzsche-Archiv gibt diese Nachahmung ausdrücklich zu. Um sich mit ihrer Person desto nachdrücklicher einsetzen zu können, erwarb sich die Schwester bei der zuständigen Verwaltungsbehörde das Recht, fortan den Doppelnamen Elisabeth Förster-Nietzsche zu führen. Da es sich vor allem darum handelte, Nietzsches Namen öffentlich zu „machen", war um das Beispiel von Bayreuth nicht herumzukommen, nur war, um einen Wettbewerb aufnehmen zu können, eine Lücke zu erspähen, wo sich für eine originale Kulturaufgabe ein neuer Spielraum bot. Was lag näher, als an Nietzsches Vorliebe für französischen Geschmack und das damit verbundene Artisten- und Ästhetenwesen anzuknüpfen? Frau Förster fühlte sich berufen, eine Unterlassungssünde von Bayreuth zu sühnen. Sie hat ihr Programm unmißverständlich dargelegt (Biographie II, S. 889): „Wir dürfen nicht vergessen, daß der geistige Geschmack der Deutschen in den siebziger und achtziger Jahren wirklich in jeder Hinsicht etwas plump und schwerfällig geworden war. Ich glaube, der Sieg, das beständige Hurraschreien, Biertrinken und Selbstbewundern war den Deutschen nicht gut bekommen. Die Zeit vor den Kriegen und Siegen war geistreicher, und erst die neunziger Jahre haben an die alte Tradition wieder angeknüpft. Vielleicht, daß der anfangs verborgene, dann nachweislich immer mächtigere Einfluß des Nietzscheschen Geistes auch in literarischer und künstlerischer Hinsicht diese tiefgehende Wandlung mitgeschaffen hat. Was aber nun gar den Geschmack in Einrichtung und Kleidung in der damaligen Zeit betrifft, so haben wir deutschen Frauen alle Ursache, auf jene Zeit mit Erröten und Beschämung zurückzublicken. Frau Cosima zeigte sich damals in vielen Dingen dem

deutschen Geschmack überlegen. Wenn sie heute nicht mehr für den Hort des guten Geschmacks gelten kann, so liegt das nur daran, daß Bayreuth in seiner damaligen Geschmacksrichtung stehen geblieben ist und sich gegen die große artistische Weiterentwicklung Deutschlands verschlossen hat. —" Seit der Übersiedelung des Nietzsche-Archivs nach Weimar ist aus Nietzsches Kranken- und Sterbehaus allerdings eine Art Parkett für die ästhetische Elite Deutschlands und zum Teil auch des Auslands geworden. Freundschaftliche Beziehungen zu naturalistischen und symbolistischen Dichtern und Malern, besonders aber zu den Führern der kunstgewerblichen Bewegung taten das ihre, um das Archiv in den Ruf einer europäischen Kulturstätte zu bringen.

Dr. Fritz Kögel

Frau Förster erntete auch da kaum ihre eigene Saat. Ihr Gewährsmann und Eideshelfer der ersten vier Archivjahre, Dr. Fritz Kögel, kam ihr keineswegs nur als Herausgeber gelegen. Er war ein ungewöhnliches, auf die große Fläche hin angelegtes Talent, und eine solche lebendige Vielseitigkeit war es gerade, was Frau Förster brauchen konnte. Kögel, der älteste Sohn einer kinderreichen Pastorenfamilie, ein Neffe des Oberhofpredigers Rudolf Kögel, ist nach seinem mit vierundvierzig Jahren erfolgten Tode als fruchtbarer Liederkomponist bekannt geworden; besonders zu Texten Nietzsches und Dehmels ist ihm eine modern differenzierte Musik von strömender Melodie und packender Charakteristik gelungen. Außerdem war er ein geistreicher Schriftsteller und, was dem Archiv besonders zu statten kam, durch seine Unterhaltungskunst und sein Klavierspiel ein bezaubernder Gesellschaftsmensch. Überdies Reserveoffizier!

Overbeck bemerkte einmal, Frau Förster habe aus dem reichlich frühzeitigen Tode einer Anzahl wichtiger Gewährsmänner weidlichen Vorteil gezogen; ein gutes Stück ihrer Biographie sei vom Kirchhof aus geschrieben! Außer seinem eigenen ist besonders das Andenken von Dr. Rée und Dr. Fritz Kögel von dem Umstande gefährdet worden, daß sie für immer verstummt sind und sich selber nicht mehr wehren können. Einer Ehrenrettung Kögels, die aus seiner handschriftlichen Hinterlassenschaft heraus zu erfolgen hätte, soll hier nicht vorgegriffen werden. Aber einiges ist unbedingt schon jetzt zu sagen. „Also noch eine Puppe mehr, die Frau Dr. Förster in der Unterwelt zur Verfügung ihrer Künste

hat!" schrieb Overbeck, als ihn über der Lektüre des Schlußbandes der Biographie die Nachricht von dem jähen Tode Dr. Kögels erreichte. Auf einem um Jahre früheren Blatte hatte er sich notiert: „Auf jeden Fall hat sich Fr. Kögel als Herausgeber der Werke Nietzsches große Verdienste erworben. An Versehen und Mißgriffen hat es auch nicht gefehlt. Der schlimmste und fundamentalste war die Stellung, in die er sich als Herausgeber zu seinem Vorgänger Peter Gast durch Frau Förster drängen ließ. Meine Meinung darüber hatte ich in einem langen Briefe an Herrn Dr. Zerbst nach Jena im Jahre 1894 auszuführen Gelegenheit." Das Doppelspiel, das Overbeck befürchtet hat, ist vom Archiv aus denn auch schon gründlich getrieben worden. Neuestens (S. 43 ihrer Broschüre) mißt Frau Förster für alle mangelhaften Einrichtungen und Anordnungen bei der Archivgründung „ganz allein die Schuld" Kögel bei: „er wurde, vielleicht durch seine wirklich vorhandene leidenschaftliche Verehrung für Nietzsche veranlaßt, von einer Art Manie befallen, sich in den alleinigen wissenschaftlichen Besitz des literarischen Nachlasses meines Bruders zu setzen, damit er der einzige wäre, der Auskunft zu geben vermochte, und außerdem auch, damit etwaige Fehler seiner wissenschaftlichen Arbeit durch niemand sonst festgestellt werden konnten. Aus diesen Gründen versuchte er, durch unerfreuliches, kränkendes Benehmen Dr. E. von der Hellen die Freude an der Arbeit zu verderben und ihn aus dem Nietzsche-Archiv hinauszudrängen." Aber selbst Frau Förster muß zugeben: (S. 43/44): „Er war ungewöhnlich begabt und besaß ein bewunderungswürdiges Organisationstalent, so daß er mir bei der Einrichtung des Nietzsche-Archivs vorzügliche Dienste geleistet hat. Sein ausgezeichnetes Verständnis für die Persönlichkeit meines Bruders mußte von jedermann, auch von seinen Feinden anerkannt werden. Noch heute gilt das, was er über Nietzsche geschrieben hat, als durchweg richtig und gut, so daß ich ihn mit Vorliebe zitiere. Die Schwierigkeiten, die er mir im allerhöchsten Maße bereitet hat, stammten aus jener oben erwähnten fixen Idee und sehr mangelhaftem Fleiß bei der Ausführung der Arbeiten." Was diesen letzten Vorwurf der Trägheit betrifft, so bin ich in der Lage, ihn durch ein sehr einwandfreies Zeugnis, nämlich aus „Feindes" Munde, zu entkräften;

„Ein bewunderungswürdiges Organisationstalent"

Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom 27. Mai 1908 ist hier der Text gekürzt worden

Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom 27. Mai 1908 ist hier der Text gekürzt worden

Mit diesem freimütigen Urteile bekennt Gast freilich sein Unvermögen, den Kampf um ein geschichtliches Nietzschebild mit der nötigen Härte und Freiheit zu führen.

Dem Umstand, daß Frau Förster ihre Beamten alsbald in den Bann ihrer persönlichen Vorurteile zwang, ist auch die gehässige Art der Abrechnung mit Kögels wissenschaftlicher Tätigkeit zuzuschreiben, wie sie ihm nach seinem Ausscheiden vom Archiv noch als Quittung nachgesandt wurde in der Broschüre Ernst Horneffers, „Nietzsches Lehre von der ewigen Wiederkunft und deren bisherige Veröffentlichung" Leipzig 1900. Wenn auch sachlich diese Kritik angebracht sein mag, insofern sie das von Kögel den Lesern zur Verfügung gestellte Material als wertlos enthüllte und die erste, ein wissenschaftliches Urteil ermöglichende Zubereitung des Wiederkunftstoffes bedeutet, so hat doch Ernst Horneffer sich zu einer bedauerlichen und bei dieser Stärke seines Verdiktes ungerechtfertigten Verallgemeinerung hinreißen lassen, wie er selbst gesteht unter dem Einflusse des Hasses, von dem damals Frau Förster gegen Kögel beherrscht war; er erhebt (S. 60) geradezu den Anspruch, Kögel als „wissenschaftlichen Charlatan" entlarvt zu haben, von den sonstigen beleidigenden Bausch und Bogen-Vorwürfen zu schweigen. Davor ist Kögel unbedingt in Schutz zu nehmen; daß er sich bei der herausgeberischen Bearbeitung von Nietzsches Schriften in weitgehendem Maße gegen die Grundsätze der philologischen Methode vergangen hat, hätte er wohl selber eingeräumt; aber es ist unrichtig, aus diesen Verstößen zu folgern, Kögel habe überhaupt kein wissenschaftliches Verhältnis zu Nietzsche besessen. Die Wahrheit ist, daß Kögel im divinatorischen Aufgreifen der für eine richtige Nietzscheauffassung entscheidenden Momente wirkliches Geschick bekundet hat. Er hat die Tragweite von Nietzsches Erstlingsschrift als einer programmatischen Vordeutung seines gesamten Lebenswerkes voll erkannt und, was noch mehr heißen will, die nur oberflächliche und provisorische Natur von Nietzsches aphoristischem Wesen durchschaut. Frau Förster teilt (im Anhang ihrer Broschüre S. 73—78) eine Denkschrift aus der Feder Kögels mit „Friedrich Nietzsches Arbeitsweise", die Kögel mit folgender Ausführung schließt: „Daß er aber im untersten Grunde nie aufgehört hat, den Aphorismus, so sehr der Künstler ihn zu einer „Form der Ewigkeit" umschuf, als einen Notbehelf für den Denker anzusehen, beweist die Tatsache, daß er, sobald im Laufe der achtziger Jahre sein Leiden sich milderte, zur literarischen Form seiner ersten Zeit zurückkehrt. Er dichtet den Weltbau des „Zarathustra", den komische Wortklauber und

Kögel kein „wissenschaftlicher Charlatan"

Brillenträger für aphoristisch halten, weil er in Spruchform geschrieben ist; er verfaßte das „Jenseits", dessen einzelne Abschnitte sich zusammenhängender Gedankenentwicklung bedeutsam nähern, bisweilen sie ganz erreichen, — gab in der „Genealogie der Moral" das Muster einer streng entwickelten Abhandlung und würde nach den „Seitensprüngen" des übrigens scharfsinnig disponierten „Fall Wagner" und der „Götzendämmerung" in der „Umwertung", von der alle diese Schriften nur Seitensprünge und Erholungen waren, einen großen streng gegliederten Bau aufgetürmt haben. Die Tatsachen richten sich nicht nach den Aperçus der Feuilletonisten und Polemiker: für das heute noch landläufige Axiom von der aphoristischen Grundnatur des Nietzscheschen Denkens lassen sich aus der Form einiger Schriften keine Stützen entnehmen; und die aus allen seinen Aufzeichnungen abzulesende Arbeitsart deutet auf das Gegenteil. Die Schulphilosophie versucht es immer wieder, alle Gegner der unehrlichen Systematik als lendenlahme Aphorismatiker zu verschreien." Ernst Horneffer wird sich, wenn er billig denkt, dem Eingeständnis nicht entziehen dürfen, durch Kögel hier klar und deutlich einen Gedanken vorgetragen zu finden, nämlich den von Nietzsche dem Synthetiker, den er, Ernst Horneffer, als einen Leitgedanken für die Erforschung Nietzsches aufgestellt hat und der ihm zum Pfadfinder für seine Antichristhypothese geworden ist, derselben Hypothese, die durch ein authentisches Nietzsche-Zitat aus Kögels hinterlassenen Archiv-Notizen eine glänzende Bestätigung erfahren hat. (Vgl. S. 173 dieses 2. Bandes sowie Anmerkung 57.) Es steht daher zu hoffen, Ernst Horneffer werde bei sich bietender Gelegenheit den Ton, den er damals in der verfangenen Luft des Archivs gegen Kögel angeschlagen hat, noch viel nachdrücklicher bedauern, als er dies bereits getan hat. Sollte nicht allein schon die Solidarität eines ähnlichen Schicksals bei noch so weit auseinanderstrebender Neigung und Begabung alle Männer, die sich mit Nietzsches Schwester um Nietzsches willen verfeindet haben, untereinander zusammenschließen? Wenigstens hat Overbeck, dem der ihm persönlich nicht bekannte Dr. Kögel aus verschiedenen zum Teil wohl durch Mißverständnisse hervorgerufenen Gründen nicht eben sympathisch war, ihm ein aufrichtiges Interesse bekundet, als „Zeugen gegen Frau Dr. Förster als Biographin ihres Bruders". Kögel war gleich nach den ersten Monaten seiner Archivtätigkeit von der geheimen Angst

Kögels divinatorische Begabung für das Nietzscheproblem

in Atem gehalten: Um Gottes willen, in was für Händen ist da Nietzsche! Dieselbe Seelenenttäuschung machten um Jahre später, als die Reihe an ihnen war, nach ihren Andeutungen zu schließen, die Gebrüder Horneffer durch.

Kögels Vielseitigkeit

Einem Manne wie Fritz Kögel wird man überhaupt nicht gerecht werden, wenn man seine innere Stellung zu Nietzsche ausschließlich an seinem wissenschaftlichen Verhältnis zu ihm mißt. Schlösse man aus Ernst Horneffers Verurteilung ins allgemeine zurück auf Kögel den Menschen, so wäre dieser ein nicht unbedenklicher Glücksritter gewesen. Das war aber Fritz Kögel ganz sicher nicht. Er war freilich alles andere als schwerfällig. Kögel gehörte offenbar zu den Individualitäten, mit denen man die unerschöpfliche Reichhaltigkeit des deutschen Volksschlages belegen kann; ihm scheint alles sprichwörtlich Deutsche, alles Pedantische und Doktrinäre gefehlt zu haben. Als ein ungewöhnlich Begabter aus der jungen Generation erscheint er uns wie eine Verkörperung des Impressionismus; er hat deshalb wahrlich nicht schlecht zu einem Vertreter ex officio für Nietzsches Denk- und Lebensweise getaugt. Jedenfalls hat er voll im Leben mitten drin gestanden. Kaum hatte er seinen philosophischen Doktor gebaut, so schied er sein Leben gewissermaßen zwischen Kunst und Handwerk. Außer den paar Jahren im Nietzsche-Archiv stand er vorher und nachher im Dienste ausgesprochen industrieller Unternehmungen, zuletzt in den kunstgewerblichen Werkstätten von Schultze-Naumburg. Seine Gedichtsammlungen „Vox humana“ und „Gastgaben, Sprüche eines Wanderers“ sind die Früchte seiner Mußestunden aus früherer Zeit, als sein Trieb nach Gestaltung sich noch dichterisch äußerte. Mit vierunddreißig Jahren komponierte er sein erstes Lied und konnte noch zehn Jahre diesem neuentdeckten Schaffen huldigen. Er starb im Jahre 1904, vierundvierzig Jahre alt. Seine über hundert Lieder werden in Sängerkreisen sehr geschätzt; es scheint ihnen eine Zukunft beschieden zu sein.

Der religiöse Einschlag

Wie stand es nun mit dem religiösen Einschlag, nachdem sich das Archiv so unzweideutig zu einem weltmännischen Hofstaat entwickelt hat? Daß man, wenn man unter sich war, mit der Christusparallele in aller Naivität kokettierte, steht fest; die Rollen der Apostel wurden verteilt, und auch um die Madonna war man nicht verlegen! Im Leipziger Kreis, der sich zwanglos um Gast gruppiert hatte, herrschte Weichheit und Neigung zum Nachgeben vor. „Es wäre schön, wenn der Pantheismus wahr wäre!" reflektierten diese Nietzschejünger; es war ihnen doch unbequem, Nietzsche in alle seine Unerbittlichkeiten hinein folgen zu müssen. Von ihnen unterschied sich Kögel; er brauchte nicht zu unterhandeln; er war eine Kraftnatur, ein gerade gegliedertes Kind der jungen Stürmergeneration. „Er lebte Nietzsche, ungebrochen und antik, und hätte kaum anders gelebt ohne Nietzsche": — so lautete die Charakteristik seiner feinen, klugen Gattin († 1906). Das Literarische war an ihm äußerliche Zutat; sein Verständnis für ein öffentliches Religionsbedürfnis bestritt er aus seinen stramm protestantischen Instinkten — im übrigen hätte Nietzsche wohl seine Freude an ihm gehabt; was auch an Kögel auszusetzen sein mochte, ein Dekadent war er nicht. Es ist bezeichnend, daß sein Nachfolger Dr. Rudolf Steiner wurde — damals noch nicht, aber später ein Führer der deutschen spiritistisch-theosophischen Bewegung. Eine Ergänzung ins Mystische vertrug sich wohl mit einem Studium des Wiederkunftslehrers, obwohl Steiner in seiner Nietzschestudie diese Untergründe hartnäckig leugnet. Mehr als das: sie ergab sich gewissermaßen von selbst aus dem „wundersamen Gefühl, daß — während wir unten im Hause uns mühten, seine handschriftlichen Schätze für die Welt übersichtlich zu ordnen — er auf der Veranda über uns in feierlichem Schauen, unbekümmert um uns, gleich einem Gott Epikurs thronte. Wer Nietzsche in dieser Zeit gesehen hat, im weißen faltigen Gewand halb liegend zurückgelehnt, mit dem Blick des Brahmanen aus weitgeschnittenem, tiefliegendem Auge unter buschigen Brauen hervor, mit dem Adel seines rätselhaft fragenden Gesichtsausdrucks und der löwenhaft majestätischen Haltung seines Denkerhauptes, — der hatte das Gefühl, als ob dieser Mann nicht sterben könne und sein Auge auf der Menschheit und der gesamten Erscheinungswelt in alle Ewigkeit hinaus so und in solcher unergründlicher Hoheit ruhen werde." (Briefe I, 1900. IV.)

„Ein Gott Epikurs"

Doch trifft diese Schilderung Gasts erst für die Weimarer Periode des Archivs zu. Durch bauliche Veränderungen war erst das Erdgeschoß im mütterlichen Hause Weingarten 18 in Naumburg anfangs 1894 zum provisorischen Arbeitsraum für das Archiv eingerichtet worden. Frau Pastor N. schreibt Overbeck am 29. März 1894: „Eine gute Idee war es auch von meiner Tochter, daß unten aus zwei Zimmern ein großes (wie oben) gemacht worden ist, wo jetzt alle Besuche empfangen werden, denn man hört dort unsern Geliebten gar nicht. Es birgt unseres geliebten Kranken Lieblingsbibliothek und alle Erinnerungen und ist mit der köstlich gelungenen, sehr vergrößerten Photographie seines Ihnen auch bekannten Bildes geziert. . ." Da aber die Archivleiterin, um ihren Beamten den nötigen Raum zu gönnen, oben in der Wohnung arbeiten mußte, was mancherlei Übelstände mit sich brachte, so erfolgte bereits im Laufe des Sommers die Übersiedelung in eine eigene Naumburger Wohnung. Die Mutter erzählt Overbeck (11. Oktober 1894): „Das neueste ist, daß meine Tochter mit dem Archiv, wofür der Platz nicht gut ausreichte, nicht weit von uns, ein eigenes Heim gegründet hat und es somit viel zu schaffen gab, da sie den größten Teil ihrer Einrichtung (sie hatte doch damals viel von dem Basler Haushalt übernommen) unserem Häuschen entnahm und somit das damals zum Archiv vergrößerte Zimmer jetzt zu den Spaziergängen meines Sohnes Verwendung findet. War ich auch keineswegs einverstanden mit dieser Trennung, so muß ich es doch jetzt zugeben, daß es wohl so das Richtige ist, da seine leibliche Pflege und die seiner geistigen Güter nicht recht zu vereinbaren war . . . Nun ist vom 1. Oktober an der zweite Direktor des Goethearchivs, Herr von der Hellen, als Mitarbeiter an Stelle des Herrn Dr. Zerbst, welcher sich nicht dafür eignete, mit Frau und zwei Kinderchen von Weimar hierher nach Naumburg gezogen, und so ist der Verkehr in meiner Tochter Haus ein äußerst lebhafter geworden; beide sind, ebenso Dr. Kögel sehr musikalisch, und es sollen zum Beispiel jetzt wöchentlich musikalische Abende stattfinden und von unseres Geliebten musikalischen Sachen eine Auswahl zum Druck getroffen werden. Das alles paßt nicht in ein Haus, wo ein derartiger Kranker sich befindet und offen zu sein reicht auch meine Spannkraft höchstens bis zehn Uhr aus, da doch oft die Nächte ganz oder halb dran zu geben sind. Wir sehen uns täglich und oft mehrere

Das Nietzschearchiv in Naumburg

Male, und ich und wer es sieht, freut sich an der ganz reizenden Einrichtung, am meisten die Herren über ihr wundervolles großes hohes Arbeitszimmer." Das Interesse an den Arbeiten des Archivs hinderte begreiflich die alte Pastorswitwe, die nur mit Hilfe ihres festen Gottvertrauens den aufreibenden Anstrengungen dieser Krankenpflege sich gewachsen fühlte, nicht an gelegentlichen Vorbehalten; sie schreibt Overbeck am 31. Dezbr. 1894: „Ich finde, daß man im achten Band den schrecklichen Antichrist und mehrere Gedichte weglassen konnte; ich empfinde darüber bitteren Kummer; hat er doch schon mehr als genug darüber in seinen Werken gesagt, und ich begreife jetzt doppelt seine Worte: „Lies es nicht, Mütterchen, es ist von einem ganz anderen Standpunkt aus geschrieben." Überhaupt finde ich, daß Philosophie nichts für Frauen ist; wir verlieren den Boden unter den Füßen." Dann erwähnt sie, daß mit dem wachsenden öffentlichen Interesse an Nietzsche sich ein förmliches Spionagesystem auszubilden scheine: „Alles kommt und noch dazu aufgebauscht und verdreht in die Zeitungen, darunter wir in letzter Zeit recht gelitten haben, und dabei das Unheimliche, daß jemand hier angestellt zu sein scheint um auszukundschaften." Zwei Jahre später erfolgte dann die Übersiedelung des Archivs nach Weimar; es heißt im Briefe der Frau Pastor vom 2. Juli 1896: „Daß meine Tochter Naumburg mit Weimar vertauschen und schon am 1. August dahin ziehen will, weil sie glaubt, dort mehr Verständnis für die Philosophie von Fritz zu finden, hat mir wieder viel Kummer gemacht. Sie ist aber einmal ein unruhiger Geist und setzt alles durch, was sie sich vorgenommen hat; wollte sie doch schon damals, als sie das Archiv verlegte (Herbst 1894) nach Weimar ziehen, hätte sie nicht damals der Zustand vom guten Fritz hier gehalten, und nun will sie jede Woche uns einmal besuchen. Sie war vorgestern mit Fräulein von Salis, welche mehrere Tage bei ihr war, zum Goethetag in Weimar." — Und dann am 2. Oktober 1896: „Die Übersiedelung meiner Tochter hat mir natürlich auch viel Kummer bereitet, bis ich wahrnahm, daß sie sich der weiteren Arbeit der Biographie nicht mehr gewachsen fühlte und in Weimar sich ihr in jeder Beziehung mehr Hilfe als hier erschließt, und das hat meine Tränen getrocknet. Sie hat eine sehr hübsche Wohnung, ist bis jetzt glücklich und zufrieden im höchsten Grade." Nietzsche blieb bei seiner Mutter zurück, die jedoch nur noch ein halbes Jahr zu leben haben sollte.

Die Übersiedelung nach Weimar

Nietzsches Mutter ist unter diesem Titel, von ihrem Neffen Dr. Richard Oehler (in einem Artikel der „Zukunft" 1907) geschildert worden; sie wird dort „eine bedeutende Natur", von einer starken und sehr sympathischen Originalität genannt und mit der Mutter Goethes zusammengestellt. Mir scheinen ihre brieflichen Schilderungen dazu angetan, dieses Urteil zu bekräftigen; aber zur wirklichen Größe ragt diese bejahrte, religiös befangene und nur durchschnittlich gebildete Frau empor durch die grenzenlose Hingebung und Energie, mit der sie bis in ihr zweiundsiebzigstes Lebensjahr die unglaublich schwierige Wartung des kranken Sohnes durchführte. Nicht nur Overbeck, sondern auch die sachverständigen Ärzte Dr. Gutjahr und Prof. Binswanger haben mit ihrer staunenden Bewunderung nicht zurückgehalten. Ich stelle vom Herbst 1893 an, dem Zeitpunkt, da Frau Dr. Förster wieder heimgekehrt war, einige Stellen aus den Briefen der Mutter über Nietzsches Befinden während dieser Zeit zusammen:

Die Pflege des kranken Sohnes

Naumburg, 1. Oktober 1893

„Vor etwa zehn Wochen mußte ich unsere hübschen Spaziergänge wieder aufgeben, weil er gerade wenn uns jemand begegnete, auf unseren einsamen Wegen laut wurde, und ob ich es auch immer wieder versuchte, so sah ich doch ein, daß es nicht mehr ausführbar sei; nach dem letzten Gange mußte ich weinen und wieder weinen und konnte mich gar nicht wieder beruhigen, so schmerzlich war es. Dieser Zustand verschlimmerte sich, und als ich mir gar nicht mehr zu helfen wußte, schrieb ich in meiner Totenangst, denn ich dachte ich müßte ihn sonst wieder nach Jena bringen, an Professor Binswanger. . . Jetzt hat der Zustand nichts Unheimliches, es kann ja auch sein, daß wir nun gerade daran gewöhnt sind, auf die Nacht bin ich ganz allein bei ihm . . Sein Aussehen ist unberufen ein ganz gesundes, was den Bädern und der Veranda wohl zu verdanken ist, indem er auf letzterer gar zu gern weilt, und sonst gehen wir mit ihm eine halbe Stunde im Hause auf und ab, und haben nun auch einen eigenen schönen bequemen Fahrstuhl, wo ihn Alwine wieder fahren soll. Er macht nie den Eindruck, als ob er in irgend einer Weise litte, macht sogar manchmal kleine Späße und lacht darüber ganz natürlich mit uns, hat überhaupt etwas Rührendes in seinem Wesen. Glauben Sie daher nur nichts, was in den

Zeitungen steht; solche Verdreherei und Phantasie ist mir kaum vorgekommen, und ich empfange niemand wieder, die sich als glühende Verehrer meines Sohnes ausgeben.

Naumburg, 29. Dezember 1893

Vor dem Christbaum

. . . [meine Tochter] war aber am heiligen Tage wieder so weit wohl, daß wir uns einen Baum putzten und zwar nach meines Sohnes Wunsch, als ich ihn frug, ob einen kleinen oder großen, „natürlich einen recht großen". Außerdem hatten wir ihm ein kleines Symphonium beschert mit glockenreinen Tönen, welches wir den Hochzeitsmarsch aus Lohengrin spielen ließen, als wir das Zimmer mit dem brennenden Baum betraten (denn Weihnachtslieder waren leider nicht dabei). Er ließ sich unweit des Christbaums vor demselben in einen Sessel nieder, und wir hüben und drüben, sein Gesicht strahlte, er sah sich nach dem Pianino um, ob von da die Töne kämen, und brach ohne irgend aufgeregt zu sein mehrmals in die Worte aus: „Das ist doch das schönste im ganzen Hause." Natürlich strahlten wir mit ob dieser unerwarteten Wirkung auf unser „Engelherz", wie ihn nur Lieschen nennt, und so feierten wir mit innigem Dank zum lieben Gott diesen Abend.

Naumburg, 29. März 1894

Glücklich sind wir nur, daß wir das eigene Haus haben, denn wer würde uns als Mieter jetzt nehmen, und wenn vielleicht auch nehmen, wer uns behalten! Es ist ja das letzte Vierteljahr, wenn auch nicht besser, aber auch nicht schlechter gegangen, als es vor Weihnachten ging, nur das Aufschreien und mit welcher Stimme, aber meist mit dem heitersten Gesicht, ist das Angreifendste, vor allem auch das Hüten, daß es niemand hört, und je mehr ich ihm da zurede, je mehr tut er es, so daß es noch das beste ist, wenn ich ganz allein mit ihm im Krankenzimmer bleibe, fast auf meinem Nähtischplatz und ihm erst lauter und nach und nach leiser oft stundenlang etwas vorsinge, so wenig wie mir da wie Singen zumute ist. Dieses Monotone scheint beruhigend zu wirken, auch trage ich in solchen Stunden, die jetzt fast täglich wiederkehren, nur Schuhe mit Filzsohlen, da eben jedes Geräusch das Lautsein bewirkt. Das Baden setze ich mit ihm auch fort, nur das Spazierengehen, wo ich immer

einmal schüchterne Versuche vor unserm sonnigen Hause bis hinter der Mauer, wo auch köstliche Sonne ist, mache, und wo es auch leidlich geht, wenn er auch, wir sind kaum um die Ecke, fragt: „Wo ist unser Haus?“ und selig ist, wenn wir wieder davor stehen und hineingehen, wo ich ihn in der Hausflur auf einem Stuhl rasten lasse und wenn er sich geruht, dieselbe kleine Tour wiederhole. Doch ist es eben selten und nur an ganz ruhigen Tagen vorzunehmen, ebenso geht es nicht mehr, ihn im Fahrstuhl fahren zu lassen, aus diesem Grunde; nur auf der offenen sonnigen Veranda die wenigen Schritte hin und her, ihm dabei Gedichte vorsagend, glückt manchen Tag auf eine Viertelstunde; heute mußte ich ihn aber schon nach etlichen Schritten des Aufschreiens wegen, wobei er ganz vergnügt und keineswegs unheimlich aussieht, in das Innere der Veranda auf seinen Lehnstuhl wohlverwahrt bringen, während ich, ihn beobachtend auf der offenen Veranda auf und ab ging, was ihm Spaß zu machen schien, denn er betrachtete vergnügt meine Schritte und atmete doch die köstliche Frühjahrssonnenluft, die auch bei uns weht und in den Mai versetzen könnte. So geht ein Tag und eine Woche nach der andern dahin, Gottes Gnade dennoch preisend, daß es eben geht, und ich denke auch, ich fahre wieder später mit der Droschke nach einem einsamen Ort, steigen aus und gehen eine Viertelstunde und setzen wir uns wieder zur Heimfahrt dahin; ist doch unser Leibkutscher, ich möchte fast sagen, wenn es nicht frivol klingt, glücklicherweise mehr als halbtaub.

Nietzsches letzte Spaziergänge

Naumburg, 3. Juni 1894

Einen großen Verehrer seiner Schriften, einen hiesigen Arzt, welcher ihm, ohne daß wir uns gegenseitig kannten, seit Jahren die rührendsten Aufmerksamkeiten sandte, bat ich: ihn doch einmal täglich auf acht Tage eine halbe Stunde zu beobachten, und dieser riet eben zur Massage, um einigermaßen die Leibesbewegung zu ersetzen, da letztere sich nur auf kleine Gänge unten in der Hausflur oder oben auf der offenen Veranda beschränkt. . . So hat der liebe Gott wieder einen guten Gedanken eingegeben, eben mit dem Arzt, der ihn nun in aller Verfassung sah und mir gestern das Lob spendete: „Das macht Ihnen keine nach“, — er, der frei von aller Sentimentalität ist, worauf ich ihm, so wohl es mir tat, erwidern mußte: „Gewiß, aber Mütter!“ Der Arzt freut sich immer mit mir und meiner Tochter, wie

gut sein Aussehen ist und man kaum glauben kann, einen Mann von beinah fünfzig Jahren vor sich zu sehen.

Naumburg, 11. Oktober 1894

Porträtsitzungen . . . So sitzt neben mir mein guter Sohn und uns gegenüber ein Maler aus Berlin, welcher uns sein liebes Bild in Öl festhalten soll. Natürlich bedarf es dabei oft meiner Hilfe, und da der Herr schon ein paar Tage stundenweise sein Heil versucht, so muß ich gestehen, daß es recht angreifend ist, denn der gute Fritz hält so wenig stand; hoffentlich gelingt es! Im übrigen ist mit unserem geliebten Patienten keine wesentliche Veränderung vorgegangen. Der gute Dr. Gutjahr ist auch mit seinem Befinden oder muß vielmehr wie wir mit seinem Befinden zufrieden sein, es ist eben nichts zu tun. . . Meine gute Alwine, welche bald siebzehn Jahr bei uns ist, bewährt sich weiter vortrefflich.

Naumburg, 28. März 1895

Ende Februar hatten wir allerdings einen großen Schreck. Ich merkte, daß mein lieber Patient kurzen Atem hatte (— —), so daß ich augenblicklich zum Arzt schickte, welcher zu seinem und unserem Schrecken über vierzig Grad Fieber konstatierte. . Der Arzt kam die bösen Tage täglich dreimal, indem eine Lungenentzündung durch das viele Sitzen und Liegen, oder mehr eine Stauung in der Lunge vorhanden war. . Er sieht unberufen sehr gut aus, wie der Arzt wieder gestern meinte „nicht wie ein Fünfziger, sondern wie ein Vierziger". Der Arzt ist gar nicht erbaut von den beiden Ölbildern, welche er von ihm in Leipzig ausgestellt gesehen hat und jetzt in Berlin ausgestellt sind, während meine Tochter sie vorher auch in Leipzig gesehen hat und entzückt war; ich hatte nach den verschiedenen Skizzen, welche er hier malte, gleich meine Bedenken, ob es gelingen würde, und wagte gar nicht mehr hinzusehen, so daß der Maler noch zu meiner Tochter äußerte: „er bewundere meine Zurückhaltung". Ich war überhaupt nicht dafür, ihn jetzt malen zu lassen. Wir haben das ganz wundervolle charakteristische vergrößerte Zarathustrabild, aber es wurde durchgesetzt. Das große Bild wäre, ich dächte, mehr als zwei Meter groß und stellt ihn in der offenen Veranda sitzend, den Arm auf die Brüstung stützend, dar, wo der Doktor meinte: „er käme ihm wie ein Vögelchen, wenn er es so vergleichen sollte,

in einem Bauer vor, das enorme Laubwerk ihn fast erdrückend und der große Nietzsche kaum in Betracht kommend, anstatt doch umgekehrt." Auf dem andern Brustbilde sähe er wirklich krank aus, auch die Hautfarbe sei gar nicht getroffen, sondern habe eine bleiche Stirn und vorn sogar graues Haar und er hat doch kein einziges auf dem Kopfe; der Doktor meinte: „Ich möchte es nicht geschenkt haben. . . Zum Beispiel mit einer Nasenspitze bis auf die Lippen, Backenknochen, die man in Wirklichkeit bei ihm kaum wahrnimmt." . . Lieschen und Herr Dr. Kögel haben die Sache, den Maler, zugelassen, ihn zu malen, als ich auf ein paar Stunden in Halle bei meinen kranken Geschwistern war, und meine Tochter legte wahrscheinlich nun des Malers guten Willen und wie es hätte sein sollen, in die Bilder.

Naumburg, 28. November 1895

Der Kinnbackenkrampf

Ich bin in der ärgsten Aufregung, da auch mein Sohn seit längerer Zeit und zwar meist einen Tag um den andern, diesmal sogar gestern und heute, an einer Art Kinnbackenkrampf leidet, wo ihm auch das Schlucken so schwer wird und der liebe Kranke ein so trauriges Bild bietet, während er die Zwischentage so gut aussieht, daß unsere liebe Freundin, die Rektorin aus Pforta, welche ihn neulich sah und ebenso unser guter Doktor, ihre wahre Freude an seinem Aussehen äußerten; selbst das Auge habe da einen so lieben Ausdruck.

Naumburg, 6. Dezember 1895

Mit meines geliebten Sohnes Befinden geht es so abwechselnd fort, einen Tag gut und den andern Tag den Krampfzustand, helfe der liebe Gott!

Naumburg, 26. Dezember 1895

Das beste ist, daß seit (—) heiteres Wetter ist und wir so einen schönen heiligen Abend verlebten. Es geht ja meinem guten Fritz jetzt recht leidlich, indem sich der Krampf, der schrecklich war, fast vollständig verloren hat. Prof. Binswanger war gelegentlich vor acht Tagen bei uns mit Dr. Gutjahr, er war offenbar von dem Aussehen unseres Kranken überrascht und sagte zu mir: Frau Pastor, ich mache Ihnen mein Kompliment, Ihre Pflege ist prachtvoll, ja prachtvoll"; er sah aber auch

so gut aus und Binswanger so lieb und gut an, als wisse er, wer ihn besuchte.

Naumburg, 10. Januar 1896

Unseres lieben Kranken Befinden war ein sehr wechselndes; auch der Krampf stellt sich hin und wieder ein, wenn auch bei weitem nicht wie vor Wochen, wo der Arzt eine stehende Lähmung befürchtete, woran er leicht, da ihm das Schlucken so schwer wurde, zugrunde gehen konnte. Hoffentlich kehrt der Zustand in solchem Maße nicht wieder, es war zu betrübend anzusehen, während sein sonstiges Aussehen, wo man merkt, daß er nicht besonders leidet, bei allem Kummer meine einzige Freude ist.

Naumburg, 2. Juli 1896

„Die Liebe der Mutter hat der Krankheit die Spitze abgebrochen"

Von Prof. Binswangers Hiersein schrieb ich schon, wie zufrieden er sich aussprach, aber wohl noch nicht den Ausspruch, den er hier zu andern getan: „die Liebe der Mutter hat der Krankheit die Spitze abgebrochen". Derartiges Kopfleiden macht wohl sonst die Kranken wild, und so denke ich hat mir der liebe Gott durch das viele Spazierengehen in den ersten fünf Jahren den richtigen Weg zur Milderung gezeigt. . — Er sitzt eben ganz behaglich auf seinem großen Stuhl neben mir, und als ich ihm gestern Ihren lieben Brief zeigte, berührte sein Bart Ihren werten Namen, so deutlich sah er hin.

Naumburg, den 31. Dezember 1896

Im ganzen ist sein Befinden und Aussehen unverändert zu nennen, wenn nicht die stundenweise Lähmung, wie es Binswanger nennt, eintritt. Er besuchte neulich wieder gelegentlich unsern lieben Kranken, allerdings als Fritz gerade einen recht guten Tag hatte, und schien förmlich überrascht zu sein, ihn so zu finden. Er sagte wiederum: „Frau Pastor, ich mache Ihnen mein Kompliment, soll man glauben, daß dies ein Mann von 52 Jahren ist." Ich mußte auch etwas Eßbares haben, weil er sehen wollte, ob das Kauen und Schlingen wegen der zeitweisen Lähmung gut ginge und war auch damit ganz zufriedengestellt. Von Weihnachten zu Weihnachten merkte man freilich mit Wehmut die Verarmung seines Geistes, früher noch Freude am Christbaum, wenn auch nur schwache habend, schlief er diesmal

vor demselben ein, auch sein Gang zeigte von großer Mühsal, besonders an manchen Tagen wie heute.

So weit die Schilderungen der Mutter. Anfang 1897 meldet ihre letzte Zuschrift, sie sei selber erkrankt und beim Sohne würden die Füße äußerst schwerfällig, was mit der Länge des Leidens zusammenhinge. Sie starb kurz darauf, und Nietzsche siedelte zu seiner Schwester nach Weimar über. Ein alter Bekannter von Basel her, Ludwig von Scheffler, schildert in seiner Eigenschaft als Nachbar Nietzsches Einzug in seine letzte Wohnstätte (Neue Freie Presse 1907 Nr. 15430): „Ich wohne in Weimar am Fuße der „sachten Höhen", die prosaisch genug, wie kahle lange Eisenbahndämme das Ilmtal umziehen. Auf dem ihm just gegenüberliegenden Ackerjoche erhebt sich eine zerbrochene holländische Mühle. Leopold von Kalckreuth hat sie gemalt und ein weites Schneefeld um sie gebreitet, durch das sich mühsam und voll Kummer ein alter, wandernder Spielmann seinen Weg bahnt... Da wird ein Wohnhaus nicht weit davon errichtet! Wirklich ein häßliches Haus! Wie es im Sommer so öd, so schutzlos in der Glut des Tages dasteht, hat der Witz des Weimarer Philisters nicht so unrecht, wenn er es die „Villa Sonnenstich" benennt. Wie kann man nur darin wohnen? Und dennoch! Eines Tages kommt mein kleiner Sohn aufgeregt aus der Schule: „Papa weißt Du? Droben ist ein wahnsinniger Philosoph eingezogen!" Ich weise den Knaben zurecht, denn meine Ahnung wird sehr bald bestätigt. Die Schwester Nietzsches ist mit dem kranken Bruder nach Weimar gekommen! Ich gehe in den Garten und suche die schönsten Rosen zum Strauße aus. Dann steige ich hinauf, zu der Villa in der Höhe, das Herz voll beweglicher Gedanken, die der Erinnerung an die Jugend gehören. Wie damals am Spalentorweg öffnet mir eine Dame die Türe! Ich erkenne sofort das Gesicht. Was sonst zur gegenseitigen Verständigung gehört, wird in minutenlanger herzlicher Begrüßung gegeben. Die Schwester Nietzsches führt mich in eine Art Salon. Er war schon damals pietätvoll fast ganz dem Andenken des großen Bruders gewidmet. Seine Bilder an den Wänden, Bücher, Manuskriptsammlungen von ihm überall in Ordnung aufgereiht, aber doch mannigfaltig zerstreut! Dann treten wir instinktiv ans Fenster, die Aussicht zu erfassen. Vor uns die Mühle! Frau Förster

Villa „Silberblick" in Weimar

weiſt mit wehmütiger Miene auf ſie hin: „Ein Gleichnis unſeres Daſeins! Ohne Flügel!!“ Und ich erfuhr nun weiter, daß eine Schweizer Verehrerin des Philoſophen das ſeltſam gelegene Haus für ihn erworben. Hier in der tiefſten Stille und Abgelegenheit hoffte ſie noch auf eine Art Heilung ſeiner kranken Nerven...“

Und nun tritt als Augenzeuge über die Dinge im Archiv — Peter Gaſt auf! Er ſchreibt Overbeck am 15. November 1899:

Gaſt als Herausgeber von Nietzſches Kompoſitionen

Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom 27. Mai 1908 ist hier der Text gekürzt worden

Frau Förſter „die reine Hofdame“

Nietzſche war für ſeine letzten Lebensjahre in ein langes Gewand von dickem, weißem Stoff eingekleidet, in der Art des Prieſterkleides katholiſcher Orden. Er lebte in den oberen

Wohnräumen unter der Fürsorge der in seiner Pflege erfahrenen Wärterin Alwine, der ehemaligen Dienstmagd seiner Mutter. Manchmal, wenn unten alte Freunde und neue Verehrer von ihm als Gäste der Schwester beim Diner saßen, hörte man durch die Zimmerdecke das ungeduldige Aufstampfen seines Fußes. Auserlesene Besuche wurden ihm zugeführt. Sein Anblick soll ergreifend gewesen sein.

Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom 27. Mai 1908 ist hier der Text gekürzt worden

Es wurden ihm noch vereinzelte Aussprüche von den Lippen gelesen, zum Beispiel, als man ein Buch in seine Hände legte, die Frage: „Habe ich nicht auch gute Bücher geschrieben?" Gast blieb es vorbehalten, das Religionsstifterische an Nietzsche mit einem lauten Bekenntnis zu betonen, als er am Grabe sprach: „Heilig sei dein Name allen kommenden Geschlechtern!" Es kann kein Zweifel bestehen, daß dies in Gasts Munde ein Echo der Absichten und Wünsche der Schwester bedeutet; wie andererseits in seinen Briefen an Overbeck dessen vorwiegend intellektuelle Auffassung Nietzsches einen oft nur noch kritischeren Widerhall fand. Immerhin neigte Gast in seiner Stellung zu Nietzsche bei allem theoretischen Gehaben zur heimlichen Adoration.

„Heilig sei dein Name allen kommenden Geschlechtern"

Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom 27. Mai 1908 ist hier der Text gekürzt worden

Hinter der überschwenglichen Gefühlswertung ließ er fortan alle Verstandesurteile zurücktreten und seine eigenen übeln Erfahrungen in Vergessenheit sinken. Sein Bild vom Bruder schob er in sein Bild von der Schwester hinein — (Overbeck war nach dem Erscheinen des Schlußbandes der Biographie, November 1904, von der umgekehrten Gefahr bedroht!). Nur kultische Beschränktheit — wenn man von den Deutungsmöglichkeiten die mildeste wählt —, kann Gast zu der Verhimmelung der Schwester als Nietzsches einziger Vertrauten veranlaßt haben, die zu seinen früheren Ansichten paßte, wie die Faust aufs Auge. Er hatte

nun doch jene mit Friedrich Nietzsche verwechselt. In seiner (seitdem wieder aus dem Buchhandel zurückgezogenen) Einleitung zum Briefwechsel (Berlin 1900) legt er das Bekenntnis ab: „Nur der Pflege dieser an Geist und Güte unerschöpflichen Frau danken wir's, daß Nietzsche so lange unter den Lebenden weilte. Vielleicht ist noch nie ein ähnlich Kranker mit so liebreich erfinderischer Sorgfalt behandelt worden. . . . Ihr teures Antlitz, ihr trauter Stimmton, ihre zarte Hand schienen für ihn das einzig Sichere zu sein, das ihm in dieser fremd und fragwürdig gewordenen Welt gleichsam als Ankergrund seines eigenen Wesens geblieben war." Hierzu bemerkte Overbeck: „Köselitzens Wirksamkeit am Archiv als Kollaborator der Frau Förster ist nur begreiflich, wenn er als Epopt oder im religiösen Sinne ‚Jünger' Nietzsches angesehen wird, als welcher er in den Publikationen des Archivs ohne Wanken seinen Mann steht. . . . In diesem Glauben hat er aber sich nicht anders gehalten, wie die Christen in dem ihren. Mit dem ‚Evangelium' anfangend, wurden diese katholisch und bekannten sich mit der Zeit wie zum Sohne, so auch zur Mutter. So auch Köselitz, der, nachdem er sich schon einmal bitter mit Nietzsches Schwester verfeindet, doch im Frühjahr 1900 den Weg zu ihr und ihrem Archiv zurückfand und in diesem Archiv schon in dem Mitte Oktober 1900 geschriebenen Vorwort zum eben angeführten Briefbande (S. V) so weit war, daß er sich vor der Madonna Förster niederwarf. Dieses Vorwort ließ mich ohne weiteres in einem Briefe vom 7. Dezember 1900 mit Gast als Nietzschebekenner brechen, in welchem ich ihm den Bund, den ich mit ihm als Nietzsche-Freund geschlossen, aufsagte . . ."

Madonna Förster

Ihre der Zahl und auch den Persönlichkeiten nach ansehnliche Anhängerschaft trachtete Frau Förster durch Hebung des wissenschaftlichen Ansehens zu befestigen und zu vermehren. Das Archiv gab eine fünfzehnbändige Monumentalausgabe heraus, der eine Mittelausgabe in Kleinoktav folgte; zu diesen ist nun noch neuestens die zehnbändige Taschenausgabe getreten. Dazu noch die drei Bände Biographie, sowie eine Anzahl von ihr selbst verfaßter oder von ihr veranlaßter Essays und Monographien. Alle diese Veröffentlichungen haben anstandslos eine wohlwollende Aufnahme gefunden. Gelegentlich sich äußernde kri-

tiſche Bedenken wies Frau Förſter zurück, weniger mit dem Hinweis auf ihre eigene Tüchtigkeit, für deren Bezeugung es ihr freilich nie an einigen kompetenten Zitaten fehlte, als mit dem Hinweis auf die Tüchtigkeit und unanfechtbare Autorität ihrer Ratgeber. Es muß auffallen, daß ſie neueſtens den „ganzen Plan der Geſamtausgabe" auf Erwin Rohde zurückgeführt wiſſen will („Zukunft" vom 8. Juli 1907, S. 360). Von einer ſolchen grundlegenden und nicht bloß konſultativen Beteiligung Rohdes an der Ausgabe war bisher nie die Rede; ſie hat auch ganz einfach gar nicht ſtattgefunden. Muß nun wirklich durch Belege aus Overbecks Hinterlaſſenſchaft Peter Gaſts geiſtiges Eigentum vor der Undankbarkeit ſeiner Herrin geſchützt werden?

Der Plan der Geſamtausgabe

Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom 27. Mai 1908 ist hier der Text gekürzt worden

Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom 27. Mai 1908 ist hier der Text gekürzt worden

und es mag ja sein, daß die Begutachtung durch die Fachphilologen dazu geführt hat, die chronologische Einordnung gänzlich fallen zu lassen und sich an die klare Scheidung der großen Ausgabe in zwei je sieben bis achtbändige Abteilungen, gedruckter Nachlaß und handschriftlicher Nachlaß, zu binden. Wenn es nach Frau Förster gegangen wäre, von Anfang an die chronologische Anordnung streng durchzuführen, hätte sich der feste Bestand der von Nietzsche selbst als gut zum Druck erachteten Schriften unübersichtlich verzettelt zwischen die nach Zahl und Umfang von der Herausgeberwillkür abhängigen Nachlaßbände. Wenn nun neuestens dieses Prinzip in der Taschenausgabe nicht ohne einige tatsächliche Evidenz verwirklicht werden konnte, so war dies nur möglich, weil der Nachlaß hier nur in seiner beliebig zu treffenden knappen Auswahl die Hauptschriften umrahmt und dadurch zu erhöhter Geltung bringt. Doch gilt dies nur für die ersten Bände; am Schluß bringt der unverhältnismäßig aufgeschwollene anderthalbbändige Sentenzenstoß des „Willens zur Macht" doch wieder alles aus Rand und Band. Man durfte dem Nietzsche-Archiv ein beträchtliches Teil Nachsicht vorgeben; denn die Herstellung einer wissenschaftlichen Nietzsche-Ausgabe gehört zu den schwierigsten Editionsproblemen, weil sie den Herausgeber vor mehrere gleich gangbare und gleich schwierige Durchführungsvarianten stellt. Vollkommenheit hat also von den Leistungen des Archivs kein vernünftiger Mensch erwarten können; was aber zu erwarten war, wäre einige Bescheidenheit im Anspruch auf den wissenschaftlichen Wert des zu Bietenden gewesen, sowie die Einsicht, daß hier selbst im besten Falle nur provisorische Arbeit zu tun sei. Zweifellos hätte Frau Förster diesen Bescheid recht unzweideutig aus den Winken und Ratschlägen jener philologischen Fachautoritäten, mit deren Wohlwollen sie sich so sehr brüstet, heraushören können, wenn sie Ohren dafür gehabt hätte.

Die chronologische Anordnung

Der Dilettantismus der Archivforschung

Über die bedenklichen Mißstände, unter denen Nietzsche in seinem Archiv erforscht wurde, hat Ernst Horneffer ein wegen seiner Ehrlichkeit nicht genug zu respektierendes Geständnis abgelegt („Nietzsches letztes Schaffen", S. 44/45 und 47—54): „Overbeck hielt die ganze Tätigkeit von Frau Förster-Nietzsche für verfrüht, überstürzt, dilettantisch. Hierin muß man ihm völlig recht geben.

Er hat sich hier als ein einsichtiger, klarblickender Gelehrter bewährt. Das meiste, was vom Archiv ausgegangen ist, ist wissenschaftlich von äußerst zweifelhaftem Wert. Es lebt ein völlig falsches Bild von Nietzsches Person und seiner Tätigkeit in den Köpfen der Menschen. Frau Förster-Nietzsche ist nach keiner Richtung hin ihrer Aufgabe gewachsen gewesen. Was sie von persönlichen Erinnerungen an Nietzsche mitgeteilt hat, ist minimal. Sie hat ja immer nur sehr vorübergehend mit Nietzsche zusammengelebt. Schon als Schüler lebte er außer dem Hause, ebenso als Student. Eine kurze Zeitlang hat sie in Basel mit ihm zusammengelebt. Nachher sind sie immer nur vorübergehend zusammen gewesen. Nietzsche führte sein einsames Wanderleben in den Alpen und in Oberitalien. Was würden wir z. B. sagen, wenn uns Goethes Schwester über Goethe in Weimar aufklären wollte? Frau Förster-Nietzsche ist im allgemeinen wie jeder andere außenstehende Biograph nur auf schriftliche Dokumente angewiesen. Und diese Dokumente hat sie schlecht benutzt. . . Das Mißtrauen Overbecks, ob es an der Zeit sei, schon jetzt eine große Nachlaß-Ausgabe zu veranstalten, ob hierzu die notwendigsten Voraussetzungen schon gegeben sind, hat sich glänzend bestätigt, mehr als man wünschen mag. Das vollkommene Fiasko, das das Nietzsche-Archiv mit seinen Ausgaben gemacht hat, kommt nur darum niemand zum Bewußtsein, weil eigentlich niemand ein Interesse an einer guten Ausgabe Nietzsches hat. Trotz der hervorragenden Stellung, die Nietzsche in dem Kulturleben der Gegenwart errungen hat, ist seine Bedeutung doch immer noch nicht unbestritten genug, daß eine wissenschaftliche Ausgabe des Nachlasses ein wirkliches Bedürfnis wäre. In erster Linie kommen für eine solche Ausgabe die Gelehrten in Betracht. Allein diese haben auch heute noch für Nietzsche nur eine halbe Schätzung. Es genügt ihnen, sich ungefähr über Nietzsche zu orientieren. Eine erschöpfende Ausgabe setzt ein so allseitiges und tiefgründiges Interesse voraus, das diese Kreise Nietzsche noch nicht entgegenbringen. Sonst würde das Tun und Treiben im Nietzsche-Archiv eine so herbe Kritik erfahren, wie die wissenschaftliche Kritik wenig Beispiele hat. Außer von den Gelehrten wird Nietzsche von aller Welt gelesen, von Künstlern, begeisterten Jünglingen und Frauen, kurz von allen. Aber diese Leser nehmen nicht das geringste Interesse an einer sachlichen, objektiv richtigen Vorlegung von Nietzsches Gedankenwelt. Sie sind für alles dankbar,

Eine streng wissenschaftliche Nietzscheausgabe noch kein Bedürfnis

völlig unbekümmert um seine authentische Richtigkeit. Nur diesen seltsamen Umständen hat es das Nietzsche-Archiv zu danken, daß es in seiner wissenschaftlichen Hohlheit und Nichtigkeit nicht von allen erkannt wird. Alle Ausgaben, die vom Nietzsche-Archiv ausgegangen sind, sind wissenschaftlich teils völlig wertlos, teils nicht einwandsfrei. Ich nehme hiervon auch nicht die Bände aus, an denen mein Bruder und ich gearbeitet haben, die den wichtigsten Teil des Nachlasses, die letzten Umwertungsarbeiten enthalten. Wie fehlerhaft die Anlage und Ausführung der Kögelschen Ausgabe war, habe ich früher dargetan in meiner Schrift: ‚Nietzsches Lehre von der ewigen Wiederkunft und deren bisherige Veröffentlichung'. Der Ton, in dem diese Schrift verfaßt ist, hat mich nachträglich öfter gereut. Der damalige Haß der Frau Förster-Nietzsche gegen Kögel hat ohne Zweifel diese Schrift etwas beeinflußt. Ich stand damals, eben in das Nietzsche-Archiv eingetreten, unter dem Banne ihrer einnehmenden Persönlichkeit. Aber sachlich ist alles vollkommen richtig, was ich gegen Kögel gesagt habe. Ja, der weitere Verlauf der Arbeit hat Kögels Fehler noch in viel schlimmerem Lichte erscheinen lassen. Er war seiner Aufgabe nicht entfernt gewachsen und konnte es nicht sein, da ja das Nachlaßmaterial noch nicht einmal entziffert, gelesen war, daß man zu einer Klarheit über die Art, wie dieser Nachlaß zu edieren sei, hätte kommen können. Es war ein völliges Tappen im Dunkeln. Der unmittelbare Nachfolger Dr. Kögels war Dr. Seidl. Dieser hatte nur wenig verantwortungsvolle Aufgaben zu erfüllen; er hatte nur die von Nietzsche selbst herausgegebenen, vollendeten Werke neu aufzulegen. Aber selbst bei dieser, verhältnismäßig einfachen Aufgabe hat er sich der schwersten Fehler schuldig gemacht. Dr. Seidl war Musikschriftsteller. Er gab mit rührender Bescheidenheit selber zu, weder Nietzsche gründlich zu kennen, noch Philologe zu sein. Rätselhaft bleibt nur, wie er bei dieser Sachlage die Herausgabe der Werke Nietzsches übernehmen konnte. Was nun meine eigene Arbeit betrifft, die ich zusammen mit meinem Bruder Dr. August Horneffer im Archiv geleistet habe, so war unsere Lage schon dadurch äußerst schwierig, daß wir ein schlecht begonnenes Werk fortführen sollten. Als nächste Aufgabe stellten wir uns zunächst einmal, den ganzen Nachlaß zu lesen, um überhaupt ein vollständiges Bild zu erhalten. Diese allererste, notwendige Voraussetzung für eine überlegte und planmäßige Ausgabe war bisher noch nicht erfüllt

Die Unzulänglichkeit aller offiziellen Herausgeber

worden. Unentziffert, unabgeschrieben lagen haufenweise die Manuskripte da, von denen niemand ahnte, was sie enthielten. Aber frisch, fröhlich hatte man immer herausgegeben. So gingen wir denn ans Werk, den Nachlaß zu kopieren. Aber das dauerte Frau Förster-Nietzsche viel zu lange. Die ‚Eintönigkeit' unserer Art zu arbeiten war ihr äußerst verhaßt. Sie arbeite immer alles schnell von der Hand weg, meinte sie. Dokumente, daß Frau Förster-Nietzsche derartige ‚wissenschaftliche' Arbeit verlangte, kann ich nach Wunsch vorlegen. Kurz, es sollten schnell Bände heraus. Wir standen vor einer schwierigen Wahl. Ihr Wille, eine Ausgabe des Nachlasses zustande zu bringen, und sei es noch so überstürzt, stand unerbittlich fest. Das wußten wir. Wenn wir ihr unsere Mitarbeit entzogen hätten, so hätte sie jeden andern damit betraut. Sie nannte öfter Namen, daß es einem um Nietzsche willen schwindlig werden konnte. So entschlossen wir uns auszuhalten, so lange zu bleiben, als wir es irgend ertragen könnten, um Schlimmeres zu verhüten. Da um jeden Preis etwas fertig sein sollte, konnte unsere Arbeit nur etwas Provisorisches sein. Aber wir sagten, lieber dies als noch Schlechteres. Was sich bei diesen Verhältnissen irgend erreichen ließ, das glauben wir getan zu haben. Freilich Frau Förster-Nietzsche meint in ihrer Einleitung zur Umwertung, es habe sich alles so ungefähr von selbst gemacht. So aber war es nicht. Es war nichts Leichtes, Ordnung und Übersicht über diese seltsame Produktion zu gewinnen. Wie die Ausgabe wirklich zu machen ist, haben wir bei dieser übereilten Arbeit natürlich erst am Schlusse gesehen, als es zu spät war. Und selbst wenn wir es früher gewußt hätten, so hätten wir Frau Förster-Nietzsche niemals von der Notwendigkeit der Form dieser Ausgabe überzeugen können. Es gibt nämlich nur eine Möglichkeit, den Nachlaß Nietzsches zu edieren, die mein Bruder in seiner Schrift ‚Nietzsche als Moralist und Schriftsteller' angedeutet hat: man muß die Manuskripte Nietzsches, unter jedem Verzicht eigener Anordnung und Zusammenstellung, Wort für Wort genau so herausgeben, wie sie vorliegen. Freilich, es ist eine Wüste, die sich da vor dem Blick des Lesers auftut. Aber so chaotisch, so unübersichtlich und verworren ist eben die Arbeitsweise Nietzsches... Der unglückliche Schöpfer verzehrte sich in einem hoffnungslosen Kampfe. Darum kann nur eine ganz wortgetreue Wiedergabe der Manuskripte, die nichts durch Anordnung verschleiert, vertuscht, ein vollständig klares und richtiges Bild von Nietzsche

„Nur etwas Provisorisches"

Eine kritische Ausgabe ohne editorische Willkür

geben. Nur so blickt man hinein in alle die Regungen seiner bewegten Seele. Ein intimer Reiz würde von solcher Ausgabe ausgehen, derselbe wie wir ihn angesichts der Manuskripte Nietzsches so stark empfunden haben. Es ist schade, daß durch dilettantische Übereilung dieser einzigartige Genuß den Zeitgenossen entzogen ist."

5. Zur Charakteristik der beginnenden Nietzscheliteratur

Diese fatalen Verhältnisse kommen Nietzsche insofern wieder zugute, als sich damit herausstellt, daß sein Sieg doch unmöglich auf eine Propaganda mit so fadenscheinigen Mitteln zurückzuführen ist. Vielmehr siegte er entweder aus eigener Kraft oder durch die Ohnmacht der Gegner. Es ist gelegentlich als der auffallendste Beweis für den Tiefstand der gegenwärtigen europäischen Philosophie bezeichnet worden, daß sie es nicht zu einer glatten, restlosen, kritischen Erledigung Nietzsches gebracht habe. Dabei verkennt man eines: Nietzsche ist philosophiegeschichtlich abschließend gar nicht zu beurteilen, ehe der Kampf um seine Biographie zu Ende gekämpft ist. Die Bücher über ihn sind bereits jetzt Legion; und doch kann kaum eines unter denen, die Wert und Geltung haben, seine Herkunft aus irgendeinem persönlichen Motive verleugnen. Dies gilt von dem Lob so gut wie von dem Tadel. Zuerst ist er überhaupt nicht auf Kritik gestoßen, sondern auf Haß. Einen Herostratenruhm in der Beschimpfung des Kranken hat sich Wilhelm Jordan erworben, indem er in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung der Nietzsche-Neugier des Publikums ein „Schämet euch!" entgegenschleudert und dann fortfährt (bei Eugen Kretzer „Friedrich Nietzsche" 1895, S. 4):

Wilhelm Jordans „Schämet euch"

> „Kaum begannt ihr zu erröten ob des kurzen tollen Wahnes,
> Genialisch sei das Machwerk eines dreisten Charlatanes —:
> Stracks da löst die Markttriumphe des verworr'nen Rembrandt-Faslers
> Ab ein neuer, ärg'rer Unfug: Trotz der Warnung durch des Baslers (s!)
> Philosophen grausig Schicksal impft ihr euch zum Geistesdunkel
> Keime aus des kranken Hirnes ordnungslosem Witzgefunkel."

Die ersten feindlichen Bücher über Nietzsche waren „Nietzsche und seine philosophischen Irrwege" von Hermann Türck 1891,

„Psychopathia spiritualis, Friedrich Nietzsche und der Apostel der Zukunft" von Kurt Eisner 1892 und schließlich sogar ein Vorstoß auf der ersten Bühne, dem deutschen Theater in Berlin, das Schauspiel „Jenseits von Gut und Böse" von Josef Viktor Widmann 1893. Sehr mit Unrecht ist das Buch von Frau Lou Andreas-Salomé, „Friedrich Nietzsche in seinen Werken", Wien 1894, von dem die darstellenden Partien vorher schon in der Vossischen Zeitung erschienen waren, als ein weiblicher Racheakt an Nietzsche aufgefaßt und angegriffen worden. Fritz Kögel ließ sich in seinem Neophyteneifer zu einer massiven Abschlachtung hinreißen (Das Magazin für Literatur 1895, Nr. 8, Sp. 225 ff. „Friedrich Nietzsche und Frau Lou Andreas-Salomé"), nachdem ihm schon Peter Gast Juli 1893 mit der abfälligen, doch immerhin sachlich motivierten und nicht ganz ungerechtfertigten Erörterung in seiner Vorrede zu „Menschliches, Allzumenschliches" vorangegangen war. Ins gleiche Horn wie Gast und Kögel stieß Rudolf Steiner („Friedrich Nietzsche. Ein Kämpfer gegen seine Zeit" 1895): „Man kann nichts dem Nietzscheschen Geiste mehr Zuwiderlaufendes in die Welt setzen, als das mystische Ungetüm, das Frau Salomé aus dem Übermenschen gemacht hat. . . Ich würde diese Dinge auch hier nicht berühren, wenn nicht das Buch von Frau Salomé soviel dazu beigetragen hätte, geradezu widerwärtige Ansichten über Nietzsche zu verbreiten. Fritz Kögel, der ausgezeichnete Herausgeber von Nietzsches Werken, hat diesem Machwerke die gebührende Abfertigung zuteil werden lassen." Den springenden Punkt traf Henri Albert im Mercure de France, Februar 1893 mit der Bemerkung: „Nietzsche ne peut répéter assez souvent sa mésestime à l'égard de la femme, et — cruelle ironie! son œuvre est le plus intimement comprise — par une femme!" Für die Verfasserin traten öffentlich ein ihr Gatte und Heinrich Romundt, dieser sehr anständig und fast nur zu reserviert (ebenfalls im Magazin, Nr. 17, Sp. 523 ff.). Schon damals wurde das Buch als der erste bedeutende Versuch empfunden, sich der Erscheinung Nietzsches kritisch zu bemächtigen (vgl. Wiener allgemeine konservative Monatsschrift, Bd. 52, 1895, S. 1219 f.). Overbeck verursachte die Kunst einiges Kopfschütteln, mit welcher die Verfasserin die Tatsache verdecke, daß ihr persönlicher Verkehr mit Nietzsche nur einige Monate gedauert habe und in einem jähem Abbruch von seiten Nietzsches ihr Ende fand — ein Gegenbeispiel zum Kunststück eines Herrn Fr.

Das Nietzschebuch und Frau Lou Andreas-Salomé

Präger („Wagner, wie ich ihn kannte", Leipzig 1892), woselbst „eine ununterbrochene Freundschaft von einem halben Jahrhundert" vorgespiegelt wird (vgl. W. Weißheimer, „Erlebnisse mit Richard Wagner, Franz Liszt", zweite Auflage, Stuttgart und Leipzig 1898, S. 131 f.). Wenn sich auch Overbeck schwer damit abfand, daß das literarische Schicksal Nietzsches in den Händen von Frauen liege, machte er doch aus seiner Entrüstung über die Kögelsche Exekution keinen Hehl: — „Die Expektoration eines philologischen Knoten ersten Ranges, den als solchen schätzen niemand besser lehrt als Nietzsche. Und das muß er ‚erleben'! Schon ‚erleben'!" Auf diesen unliebsamen Eindruck gründete sich zum guten Teil sein Vorurteil gegen Kögel, dem er als Vertreter des Archis auswich, obschon er seinen literarischen Arbeiten und auch seiner Liederkomposition eingehende Aufmerksamkeit widmete[68]. Sicher dachte Kögel selbst nachher anders über das Lou-Buch; gab er doch der Besorgnis Ausdruck, daß von seiten der Frau Förster für die Lou-Episode besonders skrupellose Entstellungen zu erwarten seien. Noch ist zu erwähnen, wie Rohde sich gegen Overbeck zu der Nietzsche-Veröffentlichung der Frau Lou Andreas gestellt hat. Am 13. März 1891 schreibt er Overbeck: „Neulich las ich eine lange Abhandlung über Nietzsche von „Lou" in der Vossischen Zeitung, man hatte mir die Artikel leihweise geschickt. Besseres und tiefer Empfundenes und Aufgefaßtes ist nie über Nietzsche geschrieben worden, hier ist ganz was anderes als bei dem koketten Herrn Brandes. Sie sollte es zusammengedruckt erscheinen lassen; man kann, wenn man die Schriften Nietzsches nicht kennt, sich einen besseren Überblick von einer überschauenden Höhe kaum wünschen. . Es ist mir jetzt klar (obwohl Lou das verschleiert), daß mit Zarathustra der Wahnsinn beginnt, aber welch ein Wahnsinn und welches Feuer wirft er in Flammenschein über die Welt! — Nach der letzten Schrift kommt einem bei wiederholter Lektüre das frühere (auch noch Wanderer und Schatten) blaß und kraftlos vor." Darauf schickte Overbeck Rohde den Roman „Kampf um Gott" der Frau Lou Andreas zum Lesen, und Rohde antwortete am 8. November 1891: „Ich habe es mit vielem Interesse gelesen. Bei allen großen Fehlern des Romans — seiner Leiblosigkeit und gespensterhaften Geistigkeit 2c. — zieht er doch sehr an durch die reine Flamme der Innigkeit, der Wahrheit des Gefühls, die überall herausschlägt. Aber eine schreckliche Melan-

Overbeck und Kögel

cholie, nicht abgeschwächt durch den freiesten Lebenswillen (. .) geht von allen Blättern aus! Wirklich etwas, wie es in Nietzsches späteren Sachen sich regt, schauriger als der schwärzeste Pessimismus, ein unterdrücktes Weinen bei angenommener — als Heilung angenommener — Starkmütigkeit. . . Gesundheit mit seiner brutalen aber lebenskräftigen trascuranza ist gar keine drin, und doch, besseres haben wir nicht." Als dann aber die Artikel der Vossischen Zeitung erweitert in Buchform erschienen, stand Rohde offenbar unter dem Eindruck des Bannfluches, den das Archiv gegen die Darstellungen der Frau Andreas geschleudert hatte; er schränkt sein erstes spontanes Lob wesentlich ein. Er schrieb Overbeck am 17. März 1895: „Was Sie von Nietzsches Sache schreiben, ist zum Teil auch meine Ansicht. Die Schwester macht zu viel Wesen und zu angestrengtes Getue aus dem Ganzen. Sonst fand ich in dem Artikel von Kögel manches sehr richtig: die Frau Andreas ist vor allem ein Literaturblut, die eben von Nietzsche als geeignetem Substrat eine Zeitlang leben will, daneben auch ihre eigene Person ins Licht stellen möchte und das nicht eben sehr taktvoll und schön ausführt. Gescheit und fein genug ist sie; auch ist es leider gewiß richtig, daß die endliche Katastrophe längst in Nietzsches Schriften und Theorien und krampfhaften Wendungen und Windungen sich ankündete: er war im Kern seit langem ungesund. Sein Ringen nach Heiterkeit und Selbstbestimmung und Kraft und völliger Ehrlichkeit hat dennoch etwas nicht nur schmerzlich Ergreifendes, sondern auch zu tiefer Ehrfurcht Anregendes: und das scheint die Frau doch nicht recht empfunden zu haben. Ein Laokoon, der von der gräßlichen Schlange sich mit allen Kräften doch frei zu machen sucht."

Die Standesgruppen der Nietzscheleser

Als Zeichen für die typische, Art treffende Wirkung Nietzsches haben die Gattungsgruppen in der Literatur über ihn zu gelten. Gebürtige Aristokraten stellten an ihm den Geschmacks- und Adelsmenschen heraus (Freiherr von Seydlitz und Freiin von Salis-Marschlins). Eine zweite Gruppe Nietzsche-Schriftsteller bilden „die Philosophie-Professoren, von denen mancher zur Philosophie kommt, wie ein Mann zu seiner Frau, d. h. aus allen möglichen Gründen eher, als aus Liebe. Sie sind solide Staatsbürger, die Weib und Kind haben, äußere Ehren genießen und sich

vortrefflich in die bestehenden Verhältnisse finden. Mitleidig fragen sie, warum sich Nietzsche so gute Dinge habe entgehen lassen und leiten den tragischen Abschluß seines Wirkens daraus ab." (M. v. Salis, S. 4.) Die zünftige Nietzschejury setzt sich aus vorlauten und aus vorsichtigen Mitgliedern zusammen; zu diesen letzteren gehört jedenfalls Theobald Ziegler (Leipzig 1900), der, nach manchem harten Urteile und bei vorherrschender Unsympathie zum Schluß gesteht (S. 202): „Wer Nietzsche war, das können wir heute allenfalls bestimmen; was er der Welt sein und was von ihm bleiben wird, das wissen wir — oder sage ich bescheidener: das weiß jedenfalls ich heute noch nicht." Einer besonders interessanten Gruppe von Nietzsche-Schriftstellern namentlich näher zu treten, bedeutet ein kleines Wagestück. Nachdem aber durch die Konfessionsbücher von H. St. Chamberlain und Otto Weininger die Prüderie in der öffentlichen Konversation über diesen Punkt verscheucht worden ist, müßte es mir als Versäumnis angemerkt werden, wenn ich einen aus der Freundschaft Nietzsche-Overbeck sich ergebenden leitenden Gesichtspunkt hier nicht geltend machen wollte. Es ist erwiesen, daß das publizistische Interesse an Nietzsche vor allem von jüdischen Schriftstellern alimentiert worden ist; Fritz Mauthner, Leo Berg, Georg Brandes haben wir schon genannt.

Die Bemühungen der Presse um Nietzsche

Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom 27. Mai 1908 ist hier der Text gekürzt worden

Wie ein natürliches Komplement oder auch Kompliment für Nietzsches Abneigung gegen den Antisemitismus erscheint das wirksame und begeisterte Eintreten jüdischer Schriftsteller für ihn. Eine bekannte unrühmliche Ausnahme kann keine Schonung beanspruchen. Von Ludwig Stein erschien 1893 „Nietzsches Weltanschauung und ihre Gefahren",

vorabgedruckt in der Deutschen Rundschau 1892; in diesem Pamphlet war Nietzsche unter die anempfindlichen Dilettanten rubriziert und als „Neozyniker" abgetan. Ob dieser Lektüre wurde in Rohde noch einmal das alte Mitkämpfergefühl für Nietzsche aktiv; der temperamentvolle Erguß seines Ärgers ist von Crusius (S. 176) bereits in einem kräftigen Auszuge mitgeteilt worden (14. März 1893): „Schändlich! Das ist wirklich, wie Nietzsche selbst irgendwo sagt, als ob ein kalter, plumper Frosch in irgend einen warmen Winkel hineinhüpft. ... Solches Volk gerät jetzt über Nietzsche! Im übrigen scheint es ja eine ganze Nietzsche-Literatur, von grünen Jünglingen ausgeführt, zu geben." Zur Ehrenrettung der Stadt Bern, als deren Universitätsphilosoph sich Ludwig Stein diese würdelose Mißhandlung Nietzsches herausnahm,[69] mag hier abermals an den gleichzeitigen und ebenfalls von Bern aus erfolgten leidenschaftlichen Angriff erinnert sein, den der alte Nietzschegegner J. V. Widmann mit seinem erfolgreich aufgeführten Schauspiel „Jenseits von Gut und Böse" vollzog, als Buch erschienen 1893 (vergl. oben S. 389). Wenn auch gegen ihn geschwungen, können Waffen von edler Beschaffenheit Nietzsche nur zum Lobe gereichen. Ohne es zu ahnen, ist J. V. Widmann von Nietzsche schon halb besiegt. „Mag Widmann immer Nietzsche bekämpfen," sagt Rich. M. Meyer, „er ist doch von Eduard von Hartmanns müder Verneinung des Lebens zu Nietzsches trotziger Bejahung fortgeschritten." Den besten Beweis, wie bei einer literarischen Absage an Nietzsche immer die Kulturgesinnung des Feindes den Ausschlag gibt, liefert dieses „Si duo faciunt idem".

Rohde contra Ludwig Stein

Unter den jüdischen Schriftstellern haben sich die besten seiner angenommen und zu einer Zeit, als noch kaum jemand zu ihm stand, sein Lob verkündet. Die Kultur, die Nietzsche vorschwebte und die er mit einigen markanten Anhaltspunkten theoretisch punktiert hat, berührt sich auffallend mit derjenigen Auffassung der menschlichen Dinge, die modernen jüdischen Denkern beinahe von selbst aus den Instinkten ihrer Rasse erwachsen mußten. Sein Lieblingsgedanke vom „guten Europäer" könnte als verwirklicht angesehen werden in dem praktischen Kosmopolitismus des Judentums. Das züchterische Problem, um das sich Nietzsche mit besonderem Ernste bemühte, könnte als verwirklicht gelten in der praktischen Betonung der möglichst rein zu erhaltenden Rasse, aus der das Judentum heute nicht weniger als früher seine Widerstandskraft schöpft. Die Heiligsprechung der Ernährungsfrage, auf die es bei Nietzsche

Die Kultur Nietzsches und das moderne jüdische Ideal

zu guterletzt hinauszulaufen scheint, könnte als verwirklicht gelten durch die praktische Ritualfunktion, als die dem Juden die Nahrungsaufnahme immer gewissermaßen im Blute liegen wird; wenigstens meint Ludwig Feuerbach (Sämtliche Werke 1849, Band VII, S. 164): „Die Griechen betrachteten die Natur mit den theoretischen Sinnen, sie vernahmen himmlische Musik in dem harmonischen Laufe der Gestirne; sie sahen aus dem Schaume des allgebärenden Ozeans die Natur in der Gestalt der Venus Anadyomene emporsteigen. Die Israeliten dagegen öffneten der Natur nur die gastrischen Sinne; nur im Gaumen fanden sie Geschmack an der Natur; nur im Genusse des Manna wurden sie ihres Gottes inne. Essen ist der feierlichste Akt oder doch die Initiation der jüdischen Religion. Im Essen feiert und erneuert der Israelite den Kreationsakt; im Essen erklärt der Mensch die Natur für ein an sich nichtiges Ding. „Und da sie Gott geschauet hatten, tranken und aßen sie" (2. Mose 24, 11). Der Anblick des höchsten Wesens beförderte also bei ihnen nur den Appetit zum Essen." Auch Nietzsches Antifeminismus, eines der augenfälligsten und populärsten Merkmale an seiner Philosophie, könnte gelegentlich in Parallele gesetzt werden zu dem praktischen Zynismus, mit der ein Bestandteil der jüdischen Presse, die verbreitetsten großstädtischen Witzblätter, der Käuflichkeit des Weibes, der Auffassung des Weibes als Marktware und damit der Apotheose des Dirnentums das Wort reden. Für das artistische Blendwerk seiner Sprachmeisterschaft im Deutschen hat sich Nietzsche mit Vorliebe auf eine Linie mit Heinrich Heine gestellt. Es fehlt also kaum noch sehr viel zu dem Scheine, als habe Nietzsche mit einigen philosophischen Hauptpositionen wenig anderes als das Kulturideal moderner jüdischer Intellektueller formuliert. Doch braucht es, um die vollkommene Scheinbarkeit einer solchen Auffassung darzutun, nicht einmal einer besonderen Gründlichkeit; Nietzsches Indifferenz gegen jeden Mammonismus und die von Overbeck nachdrücklich hervorgehobene antisemitische Begründung seines Antichristentums sprechen auf das deutlichste. Scharfe Aussprüche gegen die Juden fehlen bei ihm keineswegs völlig, und als ausgesprochenster Feind jeder Priesterherrschaft kann Nietzsche unmöglich den Anwalt für die Interessen des klassischen Priestervolkes abgeben. Je mehr also der Schwerpunkt seiner Umwertungsabsichten in eine Spitze gegen das Nazarenertum zu verlegen ist, desto vorsichtiger ist er hier vor einer Verwechslung zu behüten. In jeder ernsthaften Bemühung um ein Verständnis

Nietzsche und Heinrich Heine

Nietzsches wird das Wort frei zu geben sein zur Klarlegung aller der grundsätzlichen Kennzeichen, mit denen sich Nietzsches Lebenswerk von den Fertigkeiten und Leistungen der jüdischen Intelligenz unterscheidet. Vor allem in seiner Produktion als solcher; denn wenn er den Ausdruck gefunden hat für ein Ideal, das von einer ihm fremden Rasse als das ihr vielfach am nächsten stehende in Anspruch genommen wird, so ist dann jedenfalls die literarische Prägung dieses so verstandenen Ideals nicht aus ihrem eigenen Schoße hervorgegangen. — Das Verdienst des dänischen Essayisten Georg Brandes um Nietzsche kann nicht hoch genug angeschlagen werden. Die Nachricht von seinen erfolgreichen Universitätsvorlesungen in Kopenhagen „om den tüske filosof" haben Nietzsche dazu verholfen, sein letztes und wichtigstes Schaffensjahr durchzuhalten. „Mir kommen immer Tränen und heiße Gefühle der Dankbarkeit, wenn ich den Namen Georg Brandes höre", — bekennt die Schwester jetzt (Briefe III, S. 369), während sie doch als Gattin des Antisemitenhauptes mit beißendem Hohne dem Bruder vorhielt, daß er sich die Protektion eines Juden gefallen lasse. Dem Brandesschen Essay: „Friedrich Nietzsche, eine Abhandlung über aristokratischen Radikalismus", 1888 erschienen und 1895 in den Band „Menschen und Werke" aufgenommen, folgten „Zwischen zwei Jahrhunderten" von Leo Berg (1896), „Der Kampf um den Einzelnen" von Richard M. Meyer, Deutsche Rundschau 1896", „Friedrich Nietzsche, eine moral-philosophische Silhouette" von Georg Simmel (1896). Als das Beste, was über Nietzsches Verhältnis zum Altertum gesagt worden sei, bezeichnet der über den philologischen Nachlaß Nietzsches gestellte Rohde-Schüler Prof. Ernst Holzer das „geistvoll glitzernde Buch" Karl Joëls „Nietzsche und die Romantik" 1905. Sehr fein ist der Essay von Robert Saitschick „Zur Psychologie des neueren Individualismus" (II, 1906). Die Klarlegung zwischen „Schopenhauer und Nietzsche" ist das Verdienst Georg Simmels (1907). Alfred Kerr hat im „neuen Drama" die geistreichen Streiflichter zu Nietzsche hinübergeworfen (S. 12, 13, 44): „Über dem Zwischenfall Nietzsche ruht der Nebel. Das Faktum Nietzsche beweist nur die Ethik als unterscheidliches germanisches Merkmal. Wenn man die drei Worte betrachtet, Bismarck, Wagner, Nietzsche, und nach dem Gemeinsamen forscht, findet sich mancherlei von der Bestie. Am wenigsten in der Persönlichkeit des armen Nietzsche. Doch in der Theorie dieses magenkranken Mannes, der vor Schwäche umfiel

Die Verdienste jüdischer Schriftsteller um Nietzsche

und das Ideal der Starken aufstellte; der zerrüttet durch Schlafmittel war und ein tänzerisches Ideal aufstellte; der ein verzweifelnd Kreischender war und sieghafte Überlegenheit kündete." — Der Meister der modernen Ästheten, Hugo von Hoffmannsthal hat das Artistentum, wie es Nietzsche vorschwebte, an der deutschen Sprache zur Tat werden lassen. Nietzsche am nächsten ist aber der Astronom Prof. Dr. Felix Hausdorf getreten, der als Paul Mongré ein Aphorismenbuch herausgab. Dieser „Sant Ilario" wirkt fast als Doublette, obwohl der Inhalt zum Teil gegen Nietzsche geht, z. B. in der Widerlegung der Wiederkunftslehre vom Standpunkt der Infinitesimalrechnung aus. Overbeck nannte dieses Buch das weitaus beste, was er seit Nietzsche gelesen habe. Mongrés folgendes Buch „Das Chaos in kosmischer Auslese" rückte von Nietzsche ab und verlor sich ins Abstrakte und Mathematische. Auffallend auf Nietzsche hin gedacht, wenn auch nicht ausdrücklich auf ihn bezogen scheint mir ein Gedankenausschnitt bei Peter Altenberg zu sein („Wie ich es sehe" S. 172):

„Dichter, Denker, Künstler, Prophet — — — gibt es ein Besseres?! Ja!

Ein Hecht sein im Karpfen-Teiche!!

Bewegung bringen Bewegungslosen!!

Verstehen sie denn die „Stimmen von oben"??

Aber wenn der Hecht schnappt, verstehen sie — — sich zu emotionieren!

Schnappe, Hecht!"

Da hätte also der Wiener Satiriker gemerkt, daß Nietzsches wahre Stärke sein theoretischer Fanatismus war — gemerkt, aber nicht gesagt!

Nietzsche in Frankreich

Unter den Kulturgruppen, die sich aus irgendeiner Gemeinsamkeit heraus zu einem Gesamtverständnis für Nietzsche zusammengeschlossen haben, ist endlich eine national bedingte hervorzuheben, die französische. Bei Nietzsches geradezu enthusiastischer Stellung zum philosophischen und dichterischen Schriftwesen Frankreichs, der nach seiner eigenen Meinung eine Wahlverwandtschaft zugrunde liegen müßte, stellt sich sein Einfluß in Frankreich als verwandtschaftliche Gegenäußerung dar, die deswegen keineswegs unbedingte Zustimmung zu sein braucht. Der beträchtliche Umkreis von Nietzsches Popularität unter den Pariser Literaten verrät sich im Dasein französischer Nietzsche-Romane — Paul Adam: „Le serpent noir", André Gide: „L'immoraliste"

— auf die H. Lichtenberger in einem Artikel: „Nietzsches Einfluß auf die französische Literatur" („Bühne und Welt" 1907 Nr. 14 und 15) hingewiesen hat, dabei namentlich auch das im Grunde „wenig Nietzscheſche" dieſer Einwirkung hervorhebend. Das Schwergewicht des Nietzſche-Studiums in Frankreich entfällt aber natürlich auf die kritiſche Diskuſſion. In dieſer hat ſich ſogar ſchon ein Mitglied der franzöſiſchen Akademie vernehmen laſſen: Emile Faguet: „En lisant Nietzsche". An der Spitze der Philoſophen vom Fach ſteht A. Fouillée: „L'immoralisme de F. Nietzsche" — dieſes Buch iſt ſchon um einer inneren Beziehung wertvoll, inſofern ſein Verfaſſer der Vater von Jean Marie Guyau iſt, deſſen „Esquisse d'une morale sans obligation ni sanction" Nietzſche in ſeiner Bibliothek beſaß und um einer von ihm angeſtrichenen Stelle willen beſonders lieb hatte (Biographie II, 327). Von größeren Arbeiten ſind zu nennen Pierre Laſſerre „La morale de Nietzsche" und „Les théories musicales de Nietzsche" ſowie Jules de Gaultier „De Kant à Nietzsche. Dann ein Aufſatz von Victor Baſch in der „Grande Revue" und ebendaſelbſt Erinnerungen an Nietzſche von Gabriel Monod. Außerdem zahlreiche Artikel im „Mercure de France", ſowie die Aufſätze von H. Lichtenberger, der im Anſchluß an ſeine perſönlichen Beziehungen zum Nietzſche-Archiv — er brachte bei deſſen Einweihung die Grüße Frankreichs — ſeine Landsleute gewiſſermaßen offiziös über die Nietzſche-Neuigkeiten auf dem Laufenden erhielt („Nietzsche et les français", Revue de Paris 1900. Entre camarades „l'Individualisme de Nietzsche" 1900. Revue Germanique 1905, März-Aprilheft „Les dernières années de Nietzsche"). Seine in ſelbſtändiger Form erſchienene, in mehreren Auflagen verbreitete Nietzſche-Studie kann nicht als eine irgendwie erſchöpfende Arbeit gelten; es iſt bekannt, daß Charles Andler, einer der Leiter der germaniſtiſchen Abteilung an der Sorbonne, eine umfaſſende Nietzſche-Biographie in Arbeit hat, die gleich ſeinen bisherigen Büchern „Die Anfänge des Staatsſozialismus in Deutſchland" (1897), „Bismarck" (1898) aus dem Geſamtbeſtreben heraus zu begreifen ſein wird, die gegenwärtige Kultur Deutſchlands in ihren wichtigſten Erſcheinungsformen zu erfaſſen und darzuſtellen.[70]

Overbecks Blicke in die Nietzſcheliteratur

Dieſem ſummariſchen Überblick über die Anfänge der Nietzſche-Literatur mag ein ganz anders gearteter von rein ſubjektiver Beſchaffenheit zur Ergänzung dienen. Bei der Rolle, die Overbeck

in diesem Buche zukommt, mag es berechtigt erscheinen, über seine persönliche Orientierung in der beginnenden Nietzsche-Literatur einiges beizufügen. Während er, durch die Umstände veranlaßt, sich geflissentlich außerhalb der um Nietzsche sich zusehends bekümmernden öffentlichen Meinung stellte, entsprach es der in ihm unentwegt fortlebenden Freundschaft für Nietzsche, sich über die bald ins Unabsehbare anschwellende Nietzsche-Literatur einigermaßen auf dem Laufenden zu halten. Einige seiner Eindrücke mögen hier beispielsweise angedeutet werden. Besonderes Interesse für ihn, den Kritiker der Theologie, hatten Beobachtungen über die zahlreichen Berührungen von Theologen mit Nietzsche; daß es unter den modernen Theologen genuine Nietzscheaner gab, war für ihn etwas Erstaunliches, obwohl er in Hinsicht auf die Dehnbarkeit heutiger Christlichkeiten an Überraschungen nachgerade gewöhnt war. Wie weit man es hierbei mit den geistreichen Einfällen trieb, bewies eine Veröffentlichung von Fr. Brand in den Preußischen Jahrbüchern (Band 92, 1898, S. 385 f.): „Unter den Geistern der sieben Embryonen Zarathustras. Gedichte und Sprüche Friedrich Nietzsches aus dem Jahre 1868" — begleitet von einer Randbemerkung der Redaktion: „Wir freuen uns, in obigem einen Fund zu veröffentlichen, der der Nietzsche-Forschung neue Wege zu weisen geeignet ist. Wir rechnen uns nicht zur Nietzsche-Gemeinde. Wohl aber leitet uns ein literarisches Interesse." Sofort erschien eine Notiz in Hardens Zukunft (VI, 1898, S. 451 f.), welche die Publikation als einen schnöden, witzlosen „Bierulk" bezeichnet und fragt, ob Prof. Hans Delbrück „sich in einem verspäteten Aprilscherz gefalle" und es ihm beliebe, nach dem Fasching karnevalistisch zu redigieren; als Verfasser der Mystifikation gab Delbrück und gab sich selbst in dem nächsten Hefte der Jahrbücher (Band 93, S. 94 ff.) Arthur Bonus zu erkennen, der das Ganze für eine Satire auf das Treiben der Nietzsche-Freunde insbesondere um das Nietzsche-Archiv herum ausgab; doch stand Overbeck unter dem Eindruck, Bonus habe mit diesen Ausfällen nur auf Nietzsche selbst abgezielt und wurde in dieser Meinung einige Monate später bestärkt durch eine Publikation der Revue de morale sociale (Paris 1899, Nr. 1. pag. 127 ff.). Wie in Bonus, so vermutete Overbeck auch in einem andern religiös gestimmten oder sich so drapierenden Nietzsche-Schüler, „nämlich dem Superintendenten Hans Gallwitz einen intimen Feind Nietzsches". Bereits vor der Ausgabe

Der „Fund" der Preußischen Jahrbücher

Bonus, Gallwitz, Jentsch

seiner kleinen Nietzsche-Biographie „Friedrich Nietzsche, ein Lebensbild" (Dresden und Leipzig 1898) führte Gallwitz in den Preußischen Jahrbüchern (Band 88, 1897, S. 324 f.) besonders den Theologen zu Gemüte, Nietzsche habe ernster und strenger als andere Denker sein Leben in den Dienst der Moral gestellt (S. 338), er sei ein Märtyrer der Moral für eine höhere Kultur, er habe sich verzehrt im Dienste seines Ideals (S. 342); Nietzsches eigentlicher Mangel und die Schuld an der Unfruchtbarkeit seines Wirkens sei der „Mangel an Religion, die ihr größter Prophet in diesem Jahrhundert (Schleiermacher) als Gefühl schlechthiniger Abhängigkeit gedeutet hat: Abhängigkeit von dem Geist, der Natur und Geschichte beseelt, von dem lebendigen Gott"; deshalb habe Nietzsche nicht nur sich selbst verzehrt, er habe auch auf dem Acker der Moralwissenschaft viele dürre, theoretische Formeln, Gesetze und Vorurteile verbrannt und den Boden für eine neue Saat bereitet. Auch die Anzeige von Gallwitz über P. Mongrés Sant' Ilario (Preußische Jahrbücher, Band 91, 1898, S. 555 ff.) ließen es Overbeck zweifelhaft erscheinen, ob ein dergestalt zünftiger Theologe fähig sei, dem durch Nietzsches Werk dem deutschen Geistesleben einverleibten Kulturzusatz gerecht zu werden. Mehr Freude empfand er an einem Artikel von C. Jentsch, für den er überhaupt viel übrig hatte, in den „Grenzboten" (1898, Band 2, S. 176 ff., 276 ff.). Es gefiel ihm daran namentlich der Freimut, mit dem Jentsch seine frühere Bezeichnung Nietzsches als „Schwarmgeist" zurücknahm und mit aufrichtigem Erstaunen die Spiegelung eines guten Stückes von ihm selbst in Nietzsche nunmehr vorzufinden bekannte.

Was die über Nietzsche allmählich ins Kraut schießende Memoirenliteratur anbelangt, so konnte Overbeck die Berechtigung, aus einem so oberflächlichen, wenn auch jahrelangen Kollegenumgang, wie es der von Jakob Mähly mit Nietzsche war, nachher „Erinnerungen an Friedrich Nietzsche" zu schreiben (Die Gegenwart 1900, Nr. 42, S. 246 ff.) nicht recht einsehen. Dagegen stieß er im selben Bande (S. 288 ff.) auf den Aufsatz F. R. Kretzschmar, „Friedrich Nietzsches psychiatrische Ader", dankbar für die darin enthaltenen ärztlichen Fachaufschlüsse. Hier war, zu Overbecks freudigem Erstaunen, Nietzsches Wahnsinn nun einmal nicht gegen ihn und den Wert seiner Leistung gekehrt, sondern zu seinen Gunsten angerufen; wenn man von der tatsächlichen Voraussetzung, daß Nietzsche im Wahnsinn geendet hat,

Mähly, Kretzschmar, Lamprecht

der von ihm in seinen Schriften gepflegten psychiatrischen und pathologischen Betrachtung der Dinge nachzugehen sich entschließt, dann mag diesem dürren Zweige auch einmal ein grünes Blatt entsprießen! Lehrreich war ihm auch das Feuilleton von Karl Lamprecht (Frankfurter Zeitung 1901, Nr. 297), dessen Text er nachher im ersten Ergänzungsband der „Deutschen Geschichte", Berlin 1902, S. 407 ff., wieder vorfand. An dergleichen Urteilen kam ihm zum Bewußtsein, wie gänzlich anders er von Natur zu Nietzsche stand, als alle diejenigen, die hinterher, wenn auch noch so gescheit, über Nietzsche schrieben. „Mir ist Nietzsche eben nicht historisch", merkt er sich an, „und von einem solchen Nietzsche weiß ich gar nichts, Lamprecht nichts vom Lebendigen und ist doch schon imstande ein präsentables Kapitel über Nietzsche in einer deutschen Geschichte der Welt aufzutischen. Manches darin ist für mich jedenfalls recht gepfeffert, zum Beispiel Nietzsches Aufnahme in Reih und Glied einer Gruppe mit Spielhagen und gar Gutzkow!" Betrüblich erschien ihm das Unterfangen von H. von Schöler in einem Kapitel „Der Nietzscheanismus" (Kritik der Wissenschaftlichen Erkenntnis, Leipzig 1898, S. 190—218), den Kern aller Einsicht in Nietzsches Charakter oder Person in dem Satze zu finden: „Man muß eben den Stilisten Nietzsche von dem Philosophen Nietzsche wohl unterscheiden: als erster ist er der unerreichte Meister einer mächtigen, lebensvollen, geistsprühenden, verführerischen und faszinierenden Sprache — aber die schimmernde, mit funkelnden Edelsteinen besetzte Schale ist leer, der philosophische Kern steril" (S. 195). An Raoul Richters Nietzsche-Vorlesungen findet er so weit alles „besonnen, klar, ich weiß nicht was alles Vortreffliches sonst, und doch — würde Nietzsche wohl nicht verfehlen, seinen „Darsteller" vor dem Danaergeschenk, das er ihm hinterlassen, zu warnen und zu bezweifeln, daß Richter selbst philosophiere". Ferner entging es Overbeck nicht, wie der überhandnehmenden Nietzschepropaganda in Frankreich Wagnersche Tendenzen entgegenarbeiteten, wenigstens durch H. St. Chamberlains Versuch, Nietzsches Ansehen unter den Gebildeten Frankreichs mit Heinrich von Stein zu verdrängen (Un philosophe wagnerien. Revue des deux mondes 1900, pag. 831 ff.). Zu dem Aufsatz von Jonas Fränkel „Nietzsche und seine Freunde" (Die Zeit, Wien 1904, Nr. 489, S. 77 ff.), in dem er nicht mit einem Worte erwähnt war, notierte sich Overbeck: „Quod non est in actis, non est in mundo."

Nietzsche bereits historisch geworden

6. Overbecks Bruch mit dem Nietzsche-Archiv und sein Lebensabend

Frau Försters Gönnerschaft für Overbeck

Doch kehren wir zu der zwischen Nietzsches Schwester und Overbeck bestehenden Spannung zurück. In ihrem Bestreben, die Freunde des Bruders möglichst vollzählig um sich zu haben, nahm Frau Förster den ehemaligen Wunsch der Mutter wieder auf, Overbeck zum Vormund des kranken Bruders zu machen, und nun verfiel sie auf den seltsamen Einfall, dem bereits seiner Emeritation sich nähernden über fünfzigjährigen Basler Professor womöglich einen Ruf an eine reichsdeutsche Universität zu verschaffen — mit der Begründung, daß er dann Nietzsches Vormundschaft übernehmen könnte. In dieser Absicht benützte sie Beziehungen, die sie zum Vizepräsidenten des preußischen evangelischen Oberkirchenrats, Prof. Freiherrn von der Goltz, Probst zu St. Petri in Berlin — einem ehemaligen Basler Kollegen Overbecks und Nietzsches — zur Fürsorge für ihre deutschen Kolonisten in Paraguay unterhielt, um ihn zu veranlassen, in amtlicher Eigenschaft Overbecks Berufung nach Deutschland in Fluß zu bringen. In diesem Zusammenhang lag es natürlich nur in ihrem Interesse, Overbeck in möglichst günstigem Lichte zu schildern. Daß sie bei einem derartigen Sachverhalt nicht über Overbeck schimpfte, versteht sich von selbst. Als Overbeck diese Bemühungen von Nietzsches Schwester um seine Karriere zu Gehör kamen, verbat er sich diese Liebesdienste ernstlich. Frau Förster warf ihm dann später vor, sie hätte doch nur sein Bestes im Auge gehabt; er sei eben nicht mehr der Alte und verstehe keinen Spaß mehr. Overbeck konnte nur bestätigen, daß für ihn derartige „Scherze" außerhalb des Bereiches lägen, wo er Spaß verstehe. Er schrieb sich den Vorfall hinters Ohr und hielt noch mehr hinter dem Berge als bisher.

Mit aller Deutlichkeit ist Overbecks Absicht hervorzuheben, von der drohenden persönlichen Entzweiung den sachlichen Kontakt mit dem Nietzsche-Archiv so wenig wie möglich leiden zu lassen. Nicht nur hat er in Aussicht gestellt, die von ihm eingeholten Aufschlüsse, die das Archiv zur Abfassung der Biographie Nietzsches oder zur Herausgabe seiner Werke benötigte, jederzeit zu geben; er hat dieses Versprechen auch tatsächlich gehalten, sobald er von der vollkommenen Sachlichkeit der be-

treffenden Anfrage überzeugt war. So hat er — was Frau Förster doch eigentlich nicht hätte verschweigen dürfen — die chronologische Struktur des dritten Bandes dadurch ermöglicht, daß er dem Archiv aus seinen Briefen Nietzsches die sämtlichen festen Daten herausſuchte und zur Verfügung stellte. Ich gebe seine betreffende Aufzeichnung hier absichtlich wieder, um mit einem Dokument die völlige Unwahrheit der sich immer wiederholenden Behauptungen darzutun, Overbeck habe dem Archiv sein tätiges Interesse vorenthalten. Das Itinerarium lautet in Overbecks Entwurf:

Das von Overbeck angefertigte Itinerarium

Nietzsches Aufenthalte
vom 1. Jan. 1886 bis 1. Jan. 1889, die Herr Dr. M. Zerbst Mai 1894 zu erfahren wünschte, aus seinen Briefen zusammengestellt.

Die Daten sind, wo nichts angegeben ist, eigenhändige Briefdaten Nietzsches; wo es sich um Karten handelt, die nur das Datum des Poststempels tragen, wird es angemerkt.

1886

Nizza Rue St. François de Paule 26, II. 1) 9. Jan. 2) Undatierter Brief Ende März oder anfangs April. 3) April (kündigt Abreise nach Venedig an). 4) 25. April („Immer noch in Nizza").

Venedig 1) 1. Mai (Karte: „Gestern Abend bin ich in Venedig eingetroffen").

Leipzig 20. Juni.

Rorschach 28. Juni (Karte).

Sils Maria 1) Undatierter Brief. 2) 5. August (mit Übersendung von „Jenseits von Gut und Böse").

Ruta Ligure 12. Oktober.

Nizza Pension de Genève 1) erhalten am 29 Oktober („In Nizza seit einer Woche"). 2) 14. Nov. 3) 25. Dez.

1887

Nizza Rue des Ponchettes 29, I. 1) 4. Jan. (Karte). 2) 9. Jan. (Karte). 3) 12. Febr. 4) Undatiert, ist aber, wie sich aus der folgenden Karte ergibt, vom 23. Febr. (Erdbeben). 5) 24. Febr. (Karte). 6) 24. März.

Cannobio Villa Badia 14. April.

Zürich Pension Neptun 1) 29. April (Gestern Abend angelangt). 2) 2. Mai.

Chur Rosenhügel 13. Mai.

Sils Maria 1) 17. Juni. 2) 30. Juni. 3) 6. Juli. 4) Juli oder Aug., folgt auf die vorausgehende Karte. 5) 30. Aug. 6) 17. Sept.

Venedig calle dei preti 1263 1) 24. Sept. 2) 17. Okt. („Nächsten Freitag reise ich nach Nizza").

Nizza pension de Genève 1) 12. Nov. 2) 23. Dez. (Karte). 3) 28. Dez. (Karte).

1888

Nizza Pension de Genève 1) 4. Jan. (Karte). 2) 3. Febr. 3) 22. Febr. 4) 3. März. 5) 22. März (Karte).

Turin (ich hatte poste restante zu schreiben) 1) 10. Apr. 2) 18. Apr. (Karte). 3) 3. Mai. 4) 27. Mai.

Sils Maria 1) 12. Juni (Karte). 2) 26. Juni (K.). 3) 4. Juli. 4) 20. Juli. 5) Undatiert nach einer Angabe des Briefes wenige Tage vor dem 18. Sept., von welchem Tage an Briefe nach Turin erbeten werden.

Turin (zunächst poste restante) 1) 10. Okt. (Karte). 2) 18. Okt. 3) 13. Nov. (gibt die Adresse Via Carlo Alberto 6 III an). 4) 28. Nov. 5) 20. Dez. 6) 22. Dez. 7) „Weihnachten". 8) Undatiert, erhalten am 28. Dez. 9) Undatiert, erhalten am 31. Dez. — Erhielt nur noch am 7. Jan. 89 einen kurzen wahnsinnigen, Dionysos unterschriebenen Erlaß, der mich, nebst einem am Tag vorher von Jak. Burckhardt erhaltenen Brief veranlaßte, noch am Abend des 7. (Montag) nach Turin zu reisen. Donnerstag den 10. traf ich mit dem wahnsinnigen N. hier ein. —

Dieses Aktenstück bekräftigt Overbecks sachliches Interesse um so mehr, als bereits vorher, ins Frühjahr 1894, sein persönlicher Bruch mit Nietzsches Schwester anzusetzen ist. Bei allem besten Willen zum Frieden und zur Förderung von Nietzsches Sache stieß Overbeck auf vorgefaßte Meinungen und unannehmbare Umgangsbedingungen. Nie ist es ihm einen Augenblick eingefallen, Nietzsche öffentlich nicht kennen zu wollen; aber die Schwester nahm das von vornherein als selbstverständlich an. Wie sehr es bei ihr zur fixen Idee geworden war, das Interesse an Nietzsche müßte für Overbeck kompromittierend sein, geht aus ihrem Brief an diesen vom 20. Novbr. 1893 hervor, wo sie schreibt: „Es versteht sich ganz von selbst, daß Ihr Name möglichst wenig im Zusammenhang mit meinem Bruder genannt wird (außer als sehr guter Freund), weil es sich für einen Professor der Theologie nicht sehr gut macht. Darin bin ich besser unterrichtet als Sie selbst. Ich

Frau Försters „Rücksicht" auf Overbeck

schrieb Ihnen doch die Geschichte mit Goltz in Berlin? oder nicht?" Frau Förster war eben, ehe sie sich später durch die Mitarbeiter des Archivs in die Denkweise ihres Bruders einführen ließ, noch überzeugte Christin. Überdies war Overbeck gewohnt, einen Briefwechsel von grundsätzlicher Bedeutung mit der Gründlichkeit des Exegeten zu führen, die ihm auch im Leben zur zweiten Natur geworden war. Nun mußte er es erleben, nicht nur nicht verstanden, sondern sogar nicht gelesen zu werden. Am 12. Januar 1894 teilte ihm Frau Förster mit: „Gestatten Sie mir folgende Bemerkung: Mamachen hatte einen an mich gerichteten Brief während meiner Abwesenheit aufgemacht, und als ich von der Reise zurückkehrte, sagte sie mir, daß Sie mir wieder allerhand Unangenehmes schreiben. Da habe ich mir allerdings erlaubt, den Brief ungelesen zu verbrennen. Verzeihen Sie mir! Ich habe so viel Schweres, so viel unbeschreibliches Herzeleid erduldet, mich so durch die tiefste Seelennot durchkämpfen müssen, daß mir nun ein paar freundliche Lebensabendstunden zu gönnen sind und ich sie mir nicht unnötig durch Unannehmlichkeiten verbittern will."

Verbrannte und nicht empfangene Briefe

Angesichts einer solchen Überraschung schrieb Overbeck Frau Förster zunächst überhaupt nicht mehr und ließ ihr dann, als sie weitere Zuschriften an seine Frau richtete, durch diese sagen (14. April 1894): „— — der Grund, weswegen mein Mann allerdings seine Korrespondenz mit Ihnen für *gänzlich* stillgestellt erachtet. Vielmehr läßt er Sie durch mich wissen, daß Ihre *Verbrennung* seines von Ihnen nicht, oder doch nicht selbst gelesenen Protestes gegen eine von Ihnen für angemessen gefundene Einmischung in seine persönlichsten Angelegenheiten sein ferneres Verhalten in dieser Korrespondenz bestimmt. Gegen die Vorstellung, die andere oder Sie selbst sich von der Form oder vom Inhalt dieses Protestes machen mögen, ist er sich zu vertreten durch Ihr Verfahren für immer außer Stand gesetzt. Denn er hat, auf solche Abenteuer seiner Antwort nicht gefaßt, keine Abschrift davon genommen. Er bittet Sie aber ablehnen zu dürfen, sich *fernerhin* auf die eigentümlichen Gefahren einer so einseitigen Korrespondenz, deren eine Hälfte kaum zur Kenntnis genommen wird und einfacher Vernichtung verfällt, einzulassen." Das war aber nur ein Streitpunkt unter mehreren. Frau Förster erklärte nämlich briefliche Anfragen für dringlich und sofortiger Antwort bedürftig, die Overbeck gar nie erhalten hatte[71]. Darauf

blieb Overbeck nichts anderes übrig als einen Briefwechsel von so fragwürdiger Form zu suspendieren; in seinem Auftrag erklärte Frau Overbeck Nietzsches Schwester am 20. April 1894 folgendes: „Es scheint ein parti pris bei Ihnen zu sein, unsere Briefe, die Antworten sind auf Ihre Briefe und weiter nichts, nicht zu lesen; andererseits Äußerungen von uns uns vorzuhalten, wie z. B. in der von mir heute erhaltenen Karte etwas von einem „Feindsein", dessen wir uns nicht im geringsten bewußt sind. Anfragen wie die von Ihnen auf derselben Karte genannten: „Ihr Vermächtnis an die Basler Universität, Heußlerschen Fond, etwaige vorhandene Schulden" betreffend, sind niemals an meinen Mann gelangt. Ich habe die von Ihnen an ihn gerichteten Briefe des vorigen Jahres, vom 14. November, vom 20. November und 1. Dezember nochmals genau durchgelesen und nichts derartiges gefunden. Im Dezember ist meinem Manne mit Ausnahme eines von Ihnen einem Briefe Ihrer Frau Mutter an ihn angehängten Grußes, nicht eine Zeile weiter von Ihrer Hand zugekommen. — Soweit kann ich also Ihre Frage auf der heute empfangenen Karte, ob mein letzter Brief „endlich" eine Antwort auf jene „5 bis 6 sachlichen Fragen von Anfang Dezember" enthält, nur mit nein beantworten, da er sie auch beim besten Willen nicht enthalten konnte. Mit dieser Erklärung kann ich Ihnen nun anheimgeben, ob Sie dem angedrohten Entschluß Folge geben und meinen Brief vom 14. des Monats ungelesen lassen und vielleicht, wie früher einen meines Mannes vernichten wollen. Unserseits füge ich jedoch sofort hinzu, daß wenn Sie dabei bleiben mit unsern Briefen die einzig mögliche Grundlage einer vernünftigen Verständigung aus der Ferne zu beseitigen, auch wir auf Verständigung verzichten, und nun auch ich es tue. Solange von Ihrer Seite keine Anzeige erfolgt, daß jener mein Brief von Ihnen gelesen worden ist, hat überhaupt irgendwelche von ihnen an einen von uns beiden gerichtete Anfrage, insbesondere auch eine Wiederholung jener uns unbekannt gebliebenen Anfragen keine Aussicht auf Berücksichtigung." Unter diesen Entwurf schrieb Overbeck eigenhändig den Zusatz: „Vielleicht finden Sie mit der Zeit die Ruhe wieder, welche Ihnen mit uns einen Verkehr gestattet in den schlichteren Formen, wie wir sie wenigstens vorziehen würden, und in den rücksichtsvollern, die wir fordern müssen." In dieselbe Rubrik der geradezu lustspielartigen Mißverständnisse, von denen die Ent-

Notgedrungener Verzicht auf Verständigung

ſtehung des Nietzſche-Archivs begleitet war, gehört es, wenn Frau Förſter (S. 16/17 ihrer Broſchüre) ausführlich berichtet, Freiherr von Gersdorff habe Overbeck aufgeboten, gegen eine Schmähung Nietzſches in den poſthum veröffentlichten Briefen des Wiener Chirurgen Billroth Stellung zu nehmen. Die Briefe Gersdorffs an Overbeck liegen wie alle Briefe der Freunde vollſtändig vor: Gersdorff hat ſich niemals über irgendwelche feindlichen Kundgebungen nach dem Tode Billroths an Overbeck gewendet, der von dieſen Vorgängen überhaupt ohne Kenntnis geblieben iſt. Iſt Gersdorff wirklich im Archiv über ein Verſagen Overbecks „ganz außer ſich" geraten, ſo muß er ſich, freiwillig oder unfreiwillig, über irgend jemand luſtig gemacht haben. Gersdorff war noch weit mehr als Rohde nicht gegen Nietzſches Schickſal, aber gegen ſein Lebenswerk indifferent geworden. Als Overbeck ihm ſofort über die Turiner Kataſtrophe Mitteilung gemacht hatte, ſchrieb er ihm von Oſtrichen den 13. Januar 1889: „Ich wage nichts mehr zu hoffen, als daß der Ärmſte nicht viel und lange möge zu leiden haben" und fügte am 13. Juli 1889 bei: „Was macht unſer armer Freund Nietzſche? Was für ein trauriges Ende! Etoile qui file, file et disparait! Was werden die Menſchen mit ſeinen Gedanken anfangen? Im beſten Falle ſtehlen." Geringer kann man doch von Nietzſches geiſtiger Nachwirkung nicht wohl denken! Gersdorff hat ſich zu Overbeck nie anders als in freundſchaftlicher und dankbarer Erinnerung geäußert, und dieſe ſelbe Erinnerung an die Zeiten von Baſel und Bayreuth ließ Overbeck nach Jahr und Tag auf die erſchütternde Nachricht von Gersdorffs gewaltſamem Ende das ſchöne Wort finden, wer ihn gekannt habe, für den ſpreche die von jenem gewählte Todesart „nicht gegen ihn, ſondern er für ſie".

Gersdorffs Nietzſche-reſignation

Nun hat ſich Frau Förſter vor Gericht durch die Unterſchrift von Overbecks Witwe beſtätigen laſſen, die Zeitungsangriffe auf den toten Overbeck ſeien „herausgewachſen nicht etwa aus einer perſönlichen Animoſität". Da möchte ich denn doch dieſem in aller Form verbrieften und beſiegelten Mangel an Animoſität ein authentiſches Schriftſtück unterlegen: Im Frühjahr 1896, als ſich das Archiv eines bereits mehr als zweijährigen Beſtandes erfreute, ſprach ſich Frau Förſter abfällig und erzürnt über das Ehepaar Overbeck im Gelzerſchen Hauſe zu Jena aus; obwohl nun Profeſſor Gelzer Overbeck keineswegs ſo nahe ſtand, um geradezu freundſchaftlich für ihn zu empfinden, veranlaßte ihn

doch der Respekt vor Overbecks wissenschaftlichem und persönlichem Ansehen, Frau Förster derartige Äußerungen zu verwehren, worauf diese in einem Briefe an dessen Gattin ihre Vorwürfe schriftlich darlegte. Frau Geheimrat Gelzer hat mir aus freien Stücken Einsicht in diesen Brief gewährt und stellt mir auch anheim, ihn als an sie gerichtet im Wortlaut öffentlich bekannt zu geben. Der zweite Teil ist ausgefüllt von den Anklagen an Overbeck und lautet (22. März 1896):

„Dein lieber Mann deutet mir an, daß ihm Overbecks alles erzählt hätten, und er machte ein ganz mitleidiges Gesicht für Overbeck!! Wenn aber Dein lieber Mann die Wahrheit hörte und mit allen Belegen sähe, wie Overbeck mir gegenüber gehandelt hat, so würde Dein lieber Mann weiter nichts sagen als „die arme arme Frau Förster", daß ich es bis jetzt nie gesagt habe, wenigstens nie ausführlich, wie schauderhaft sich Overbeck benommen hat, so nur deshalb, weil ich immer sage: die Frau ist es, die den Mann beherrscht, er kann nichts dafür. Ich kann Dir nur sagen, daß es eine empörende Grausamkeit von Overbeck war, mich arme Frau im Stiche zu lassen, die ich mich in der Angst meines Herzens in allen Schwierigkeiten mit der innigen Bitte an ihn gewandt habe: er möge dem Freund, seinem Werk, seinen pekuniären Verhältnissen hilfreich zur Seite stehen, und für all diese Bitten hatte er die kälteste Abweisung, nie ein Wort der Liebe und Freundschaft für meinen teuren Bruder, und nie ein Wort der Entschuldigung, daß er krank sei oder dergleichen. Sondern aus allem was er schrieb ging leider nur zu deutlich hervor: „laßt mich mit dem Namen Nietzsche in Frieden." Das hat er aber nicht nur gegen mich, sondern auch gegen andere ebenso getan. Er hat meinen Bruder geradezu verleugnet. Peter Gast sagte im Herbst 1893: Overbeck will nichts mehr von Nietzsche wissen. Bis, ja bis die andern Freunde sich so ausgezeichnet benahmen und all ihr Wissen und Können mir zur Verfügung stellten. Nun schämt sich Overbeck und tut als ob er nur deshalb nicht mittun könnte, weil ich sein zartes Gemüt gekränkt habe, aber die Sache ist geradezu umgekehrt: ich verlor endlich die Geduld, weil er sich zu feige, zu kläglich benahm, aber wenn jemand wüßte, wie ich mich in der Stille geängstigt und betrübt habe, weil ich all diese furchtbar schweren Verantwortungen allein zu tragen hatte und wie ich durch das Benehmen von Overbeck allen Glauben an meines Bruders Freunde

„Die arme arme Frau Förster"

verloren hatte und wie nur der edle Rohde und der tapfere Gersdorff mir ihn erst wiedergegeben haben, der würde begreifen, daß mir das Herz vor Zorn ordentlich schwillt, wenn ich an Overbeck denke. Ich habe mich um meines Bruders willen zu schlecht behandeln lassen. Hier war meine Demut nicht am Platze! Ich arme Frau war so weltfremd und wollte doch nichts als meines Bruders Werk so gewissenhaft wie möglich in seinem Sinne durchführen, ich quälte und ängstigte mich; ich meine mein hartes Geschick hätte ein wenig Hilfsbereitschaft verdient! Gewiß, mein Ruhm ist jetzt größer, da ich alles allein durchgesetzt habe, aber ich gäbe mit Freuden diesen ganzen Ruhm dahin, wenn ich sagen könnte: „seine Freunde haben diese herrliche Ausgabe gemacht." Das wäre im Stil meines Bruders! — Na schließlich bin ich es auch nicht, sondern ich fand nur dieses Juwel: Dr. Fritz Kögel, das ist mein einziges Verdienst! Und dieses Juwel wollte Overbeck nicht einmal empfangen, damit er nur ja nichts mit der Ausgabe zu tun hätte. Nein, bitte sage Deinem lieben verehrten Hausherrn: er möchte sein Mitleid für Overbeck sparen und mir es gönnen! Es ist ja wahr, daß schließlich auch diese Angelegenheiten sehr günstig für mich ausgegangen sind, aber darüber vergesse ich nicht die Angst, die ich inzwischen ausgestanden habe. Wie leicht konnte ich mich in dieser Ausgabe grenzenlos blamieren, und eine schauderhafte Blamage wäre es jedenfalls geworden, wenn ich mich an Overbecks Rat gekehrt hätte! Überhaupt alles wäre mißraten, wenn ich auf ihn gehört hätte. Als ich den Kampf mit dem Verleger hatte, stellte sich Overbeck, ohne die Sache irgendwie zu prüfen, sogleich auf die Seite des Verlegers, und mein Bruder wäre jetzt ganz unbemittelt, wenn ich mir nicht die grenzenloseste Mühe gegeben hätte, damals alle Irrtümer aufzuklären. Als ich den Kampf mit Peter Gast hatte, gab sich Overbeck wiederum nicht die geringste Mühe, die Sache zu untersuchen, sondern ohne jedes nähere Wissen dekretierte er: Peter Gast habe recht, ich unrecht. Und jetzt diesen Herbst tobte er gegen Peter Gast, — hätte Overbeck vor zwei Jahren die Sache ernstlich geprüft und Peter Gast klar auseinandergesetzt, so wäre jeder Bruch mit Peter Gast vermieden worden, aber er machte ihn nur verstockt — mehr als ich es je getan habe. Vor zwei Jahren hätte mir diese wohlbegründete gelehrte Entrüstung unendlich wohl getan, jetzt war sie überflüssig. Aber vor zwei Jahren hat Frau Over-

„Dieses Juwel Dr. Fritz Kögel"

beck in München zu einem Herrn gesagt: „ich sei so albern, mich um Dinge zu kümmern, die ich absolut nicht verstünde." Aber siehe da, meine „Albernheit" hat eine Musterausgabe zustande gebracht und entpuppt sich als peinliche Gewissenhaftigkeit. Und jetzt wieder im Herbst wende ich mich in der größten Angst wieder an Overbeck, damit das Archiv und die Gesamtausgabe nach meinem Tode nicht in falsche Hände komme. Er stellt sich sogleich auf meiner Mutter Seite und verhinderte dadurch den Abschluß mehrere Wochen lang. Aber das Schicksal kehrt sich nicht an den kläglichen Overbeck und seine Frau und gibt mir immer den Sieg. Übrigens hätte ich die Sache mit O. nicht selbst erlebt, ich würde sie nicht für möglich halten!! Ich sagte ihm auch: die Person, die ich in meiner Erinnerung als „Prof. Overbeck" gekannt habe, sei etwas so vollkommen anderes als wie ich ihn jetzt kennen lerne, daß ich gar nicht wisse, wen ich vor mir habe. — Na ich höre endlich auf, liebstes Herz! Ich bin von beiden Overbecks zu schlecht behandelt worden, aber es kommt auch mein Tag! — Mit den allerzärtlichsten Grüßen an Deine Lieben Deine alte treue Elisabeth F.-N. (augenblicklich racheschnaubend)."

„Augenblicklich racheschnaubend"

Daß Overbeck es aber zu keinem Ausbruch irgendeiner Feindschaft, ja nicht einmal zum dauernden Abbruch der Beziehungen mit Frau Förster kommen ließ, ja daß er ihr sogar auf ihr dringendes Anliegen noch eine mündliche Konferenz gewährte, darf doch gewiß als Beweis für seine Besonnenheit und überlegende Langmut gelten. Je mehr Frau Förster mit dem Plane einer Biographie ernst machte, desto mehr mußte sie inne werden, wie sehr sie eben doch in einigen Hauptstücken auf Overbeck angewiesen war. Nach fünfvierteljährigem Stillstand jeglichen Verkehres erhielt Overbeck Anfang September 1895 aus Turin eine Zuschrift, in der ihm Frau Förster ihren bevorstehenden Besuch in Basel ankündigte; Overbeck befand sich aber damals in Dresden. Sie versuchte nicht ohne Erfolg Overbeck bei seiner Ritterlichkeit zu fassen und gab ihm zu verstehen, er möchte sich doch um Nietzsches Schwester ein bißchen kümmern, und bedenken, was für eine von allen Seiten verwöhnte Frau sie sei. Sie bat ihn um eine Zusammenkunft in Leipzig, zu der sich Overbeck einfand. Bei der Wichtigkeit dieses Ereignisses für seine Beziehungen zum Nietzsche-Archiv setzte er sich gleich nachher hin, um für seine Privatzwecke ein Protokoll davon auf-

zuzeichnen. Wir geben hier deſſen Anfang, um eine Probe davon zu bieten, im Wortlaut wieder:

Die Zuſammenkunft in Leipzig

„Zuſammenkunft mit Frau Dr. Förſter. Donnerstag, 19. September 1895. In Leipzig, Roßſtraße 14, im evangeliſchen Vereinshaus

von 3 Uhr bis nach 6 Uhr.

Sie, prachtvoll in ſchwarzer, modiſch aufgebauſchter Seidenrobe angetan auf dem Sofa thronend, ſucht uns nach freundlichſter Begrüßung — unter bekümmerter Niobemiene — über die Pein des erſten Moments mit einem Redeſchwall wegzubringen — Taſchentuch bereit für eventuelle Tränen! — Worunter auch ein Vortrag über den neuen Gebrauch von Chloral in Verbindung mit Alkohol. Wir kommen damit zur erſten direkt mit unſerm Hauptgegenſtand in Zuſammenhang ſtehenden Frage: Wann ich zuerſt etwas davon bemerkt, daß Nietzſche Chloral oder dergleichen nehme.“[72] Laut Overbecks Aufzeichnungen lief das Reſultat jener Zuſammenkunft ſeinerſeits auf die Erklärung hinaus, „der Biographin Nietzſches mit Auskunft auf beſtimmte an mich gerichtete Anfragen ſtets bereit zu ſein. Sonſt verbat ich mir jede mit direkter Einmiſchung in meine perſönlichen Angelegenheiten verbundene Berückſichtigung meiner Perſon in der Biographie und baute mit Beziehung auf den nahe bevorſtehenden Beſuch bei Frau Paſtor N. in Naumburg jeder Berührung mit dem Archiv vor. Dr. Kögel betreffend, war ich ohnehin ſchon bisher prinzipiell jeder durch Frau Dr. Förſter vermittelten Anbahnung unſerer Beziehungen ausgewichen.“

Overbecks Beſuch in Naumburg

Fünf Tage ſpäter, am 24. September, fand Overbecks Beſuch in Naumburg ſtatt. In das Archiv hatte er keinen Fuß geſetzt, er war nur zu Nietzſche und deſſen Mutter gekommen. Damals hat er den Kranken zum letztenmal geſehen. Für die Folgezeit gelang es ihm aber nicht, ſeinem Wunſche entſprechend, von den Angelegenheiten des Archivs nicht behelligt zu werden und ſich mit ſeinen Freundſchaftsgefühlen mit Nietzſche ſtill abſeits zu halten. Es war alſo vorauszuſehen, daß, wenn ſeine Beziehungen zum Archiv nicht von nun an gänzlich unterbleiben konnten, ſie ſich dann ganz ſicher nicht verbeſſerten. Mit der für die ſpätere geſellſchaftliche Entwicklung des Archivs entſcheidenden „Neuordnung“, die ſich noch in jenem Herbſt 1895 anbahnte und über dem wochenlangen, hartnäckigen Widerſtande der Frau Paſtor erſt gegen Ende des Jahres zur Vollziehung gelangte,

hat Overbeck nichts zu tun gehabt. Vorher hatte die lebhafte Phantasie der Frau Förster bei dem Einfall verweilt, es sei Ehrensache, die von Basel Nietzsche nach seiner Amtsniederlegung zugeflossenen Zuwendungen durch entsprechende Gegenstiftungen zu erwidern; ihr Gedanke, mit dem Verzicht auf einen weiteren Bezug des Basler Ehrensoldes die sämtlichen nachgelassenen Handschriften ihres Bruders der Universität Basel zu stiften, nahm keine irgendwie greifbare Gestalt an; rätselhafte Andeutungen an Overbeck und Anfragen beim damaligen Rektor der Universität, der sich dann zuständigen Ortes nach Nietzsches materiellen Verhältnissen vertraulich erkundigte, führten dazu, die Pension nach wie vor Nietzsche als erkranktem Basler Emeritus zukommen zu lassen; über die Annahme oder Ablehnung einer Nietzsche betreffenden Gedächtnisstiftung kamen die einschlägigen Behörden gar nicht in die Lage schlüssig zu werden. Nach Frau Försters eigener Darstellung (S. 17—20 ihrer Broschüre) hingen derartige Pläne, die Verwaltung von Nietzsches Hinterlassenschaft auf eine neue Grundlage zu stellen, mit der Befürchtung zusammen, Nietzsches Mutter sei der Verantwortung, die ihr als Vormünderin des Sohnes in dieser Hinsicht zustehe, nicht gewachsen. Da also Overbeck in diesen Dingen nicht nur für seine eigene Person auf der Hut zu sein, sondern auch auf die Mitleidenschaft dritter Personen Rücksicht zu nehmen hatte, konnte es ihm natürlich nicht einfallen, solche in den abenteuerlichen Anfangsstadien stecken gebliebenen Großmutsanwandlungen von Nietzsches Schwester ernst zu nehmen und gar sich zu deren Fürsprecher an amtlicher Stelle aufzuwerfen. Unter den zahllosen Verdächtigungen, denen er zum Opfer gefallen ist, ist vielleicht die unglaublichste, Overbeck hätte auch nur die geringste Veranlassung gegeben, das Andenken von Nietzsches Mutter, als eines nachträglichen Schutzes bedürftig erscheinen zu lassen (S. 37 und 38 der Broschüre „Das Nietzsche-Archiv", Schluß der Anmerkung). Overbeck hat das Vertrauen der schlichten alten Dame in hohem Maße besessen; in mancher Stelle ihrer vierteljährlichen Briefe hat sie ihm ihr beschwertes Herz von Grund aus ausgeschüttet. Wie aus den mitgeteilten Stellen hervorgeht, besaß sie eine natürliche Gabe für scharfe Beobachtung und treffenden sprachlichen Ausdruck. Ihr Neffe gibt bekannt („Das Nietzsche-Archiv" S. 79): „Sie hat nie das Bedürfnis empfunden, ihre Fähigkeiten aktiv zum Ausdruck zu bringen; nur gegen

Die Basler Pension und angebliche Stiftungspläne

das Ende ihres Lebens begann sie, ihre eigene Lebensgeschichte aufzuzeichnen. Übrigens waren einfach ihre Vorbildung und die von ihrer Umgebung ausgehenden Anregungen (wenigstens in ihrer Jugend) nicht derart, daß ihr das Hervortreten mit eigenen Gestaltungen natürlich erschienen, überhaupt nur nahegelegt worden wäre." Hierbei wird aber verschwiegen, daß Frau Pastor Nietzsche wenigstens in einer Hinsicht allerdings ein ausgesprochenes Bedürfnis nach schriftstellerischer Äußerung verspürt hat, in Hinsicht auf die Lebensgeschichte ihres Sohnes. Sie hat die beiden ersten Bände der Tochterbiographie erlebt; in mancher Beziehung wäre sie zur Kritik kompetent gewesen. Sie schreibt an Overbeck über die Darstellung der Jugendgeschichte (den 8. Juli 1895): „Meine Tochter schwelgt jetzt in der Anerkennung der Biographie, welche ihr von allen Seiten zuteil wird und auch Ihnen gefallen hat, wenn ich auch gern gehört hätte, was Ihnen nicht gefallen hat, wer weiß, ob wir nicht übereinstimmten, auch unser guter Doktor hat dasselbe Urteil." Frau Pastor N. war von diesem ersten Teil so wenig erbaut, daß sie sich mit dem Gedanken einer von ihr zu verfassenden Gegenschilderung ernstlich getragen hat;

Das Urteil der Mutter über die Tochterbiographie

Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom 27. Mai 1908 ist hier der Text gekürzt worden

Der Ausfall einer solchen wertvollen Ergänzung ist um so aufrichtiger zu beklagen, je mehr sich die Verdachtgründe gegen eine allzu reichliche Subjektivität selbst der Jugendbeschreibung mehren (vgl. S. 61 dieses Bandes). Über das Erscheinen des zweiten Teiles der Biographie erzählt sie Overbeck am 31. Dezember 1896: „Sie (Frau Förster) war so glücklich, den zweiten Band der Biographie in die Welt geschickt zu haben, wird aber gewiß einen schlimmen Wagner-Anhänger-Kampf zu bestehen haben. War in dieser wie in manch anderer Beziehung überhaupt eine derartige Detaillierung nötig? Ich habe nur wenig davon gelesen, dann bin ich nicht mehr stark genug, ohne mich aufzuregen beim Lesen . . Mir selbst geht es nicht besonders, mag es das Alter und so vieles sein, was das Leben mir gebracht, ich fühle mich müde!" Es hat Nietzsches Mutter an Selbständigkeit im Urteil und Auftreten nicht gefehlt, sie vermochte aber gegen die Tochter nicht aufzukommen. Frau Förster selbst erwähnt zwei Lager, von denen sich das eine um ihre Mutter, das andere um sie selbst

gebildet habe, und spricht von einem wunderlichen Kampf, durch den die Mutter und sie „ungefähr zwei Jahre lang geplagt und gegenseitig feindlich gestimmt" worden seien. Sie erzählt von der Notwendigkeit, weshalb jede Verfügung über die Manuskripte der Mutter entzogen und ausschließlich in ihre Hände gelegt werden mußte, und teilt auch eine offiziöse gleichzeitige Erklärung aus der Feder Kögels mit („Das Nietzsche-Archiv" S. 17 bis 20). Über diese Vorfälle wurde Overbeck damals durch sich überstürzende Briefe der Frau Pastor ausführlich auf dem Laufenden gehalten. Ich verzichte darauf, ihren Inhalt, zu dem auch die namhafte Erwähnung der Frau Förster damals sekundierenden Persönlichkeiten gehört, des näheren hier wiederzugeben. Ich stelle aber fest, daß Frau Pastor N. die von ihr geforderte Namensunterschrift als eine ihr gewaltsam abgerungene ansah, (im Briefe vom 26. Dezember 1895): „So kam denn anderen Tages mit meiner Tochter der Notar hierher, weil ich leidend war und habe die mir *blutsauer* gewordene Unterschrift getan." Frau Förster meint (S. 20): „Späterhin ist unsere liebe Mutter ganz glücklich gewesen, daß sie durch dieses Arrangement aller Verantwortung für den Nachlaß überhoben worden war. Frau Pastor N. schreibt Overbeck am 2. April 1896: „Das Ganze ist eine Komödie, aber man muß zum schlimmen Spiel gute Miene machen, wenn man sich nicht die wenigen Jahre, welche einem vielleicht noch beschieden sind, verderben will und will mich mit daran freuen, wenn alles glückt." Nachdem es nun Frau Förster geraten war, den Widerstand der Mutter zu brechen, scheint sie nicht gezweifelt zu haben, sie werde mit Zeit und Gelegenheit auch Overbeck ihren Absichten und Wünschen gefügig zu machen vermögen. Wie wenn nichts geschehen wäre, fing sie mit ihren Freundlichkeiten von vorne an. Sie trachtete gewiß ernstlich, aber eben unter dem schlecht verhehlten Zwang ihrer Zwecke, die Beziehungen zwischen Overbeck und ihr zu verbessern; statt dessen verschlechterten sie sich immer mehr infolge weiterer „Zumutungen", wie Overbeck die noch folgenden vom Archiv an ihn ergehenden Anfragen nannte. Gelegentliche Höflichkeitsaustausche, so seine Kondolation zum Tod der Mutter (20. April 1897) oder die eigenhändige Dedikation von Nietzsches Gedichten durch Frau Förster „mit den herzlichsten Grüßen" vermochten hier nichts zu ändern.

Der Verzicht der Mutter auf den Besitz des Archivs

Die wissenschaftliche Durcharbeitung von Nietzschebriefen

Von den Zwischenfällen der zehn Jahre 1895—1905 ist zu erwähnen das Ansinnen des Archivs, Overbeck möge seine Briefe, die Nietzsche an ihn gerichtet hatte, dem Archiv zur wissenschaftlichen Durcharbeitung überlassen. Nun wußte aber Overbeck hinreichend, sowohl was Wissenschaft war, als was er von der angeblichen Betätigung dieser seiner eigensten Lebensgewohnheit im Nietzsche-Archiv zu halten hatte; außerdem war er gerade in diesem Punkt von Rohde gewarnt worden. Rohde hatte es Overbeck direkt als „Unsinn" bezeichnet, daß Frau Förster stets so sehr auf die Kenntnisnahme der Brieforiginale dringe, es ihr also nicht so sehr auf den Inhalt ankomme, als auf eine Erforschung der äußeren Briefmerkmale (Tinte, Papier, Handschrift), zu Datierungszwecken. Wenn auch damit Rohde die sachliche Begründetheit des im Archiv erstrebten methodischen Verfahrens unterschätzt haben mag, da es auf inhaltliche Vergleichungen des abgeschickten Briefes mit der entsprechenden Konzeptstelle der Notizbücher abgesehen war, — so waren doch die Rohdeschen Äußerungen für ihn jedenfalls nicht ermunternd. Und überdies besaß ja das Archiv bereits an den ihm eigenen ererbten und zusammengekauften Briefschätzen eine beträchtliche Forschungsbasis, um durch Stellenvergleichungen die Notizbücher, in denen die Konzeptstellen zwischen andere Entwürfe verstreut waren, richtig zu datieren. Die sehr zahlreichen Briefe an Mutter, Schwester und Peter Gast konnten da, nachdem auch die Rohdeschen verglichen waren, von andern zu schweigen, doch gewiß schon sehr viel ausrichten. Wenn nun Overbeck nach Jahr und Tag immer wieder um die Briefe gebeten wurde mit der ausdrücklichen Versicherung, es sei dem Archiv durchaus nicht um die Kenntnis des Inhalts zu tun, vielmehr lediglich um jene Feststellungsmöglichkeiten, so mußte er nach dem, was er von Rohde wußte und auch sonst sich etwa zusammenreimen konnte, den auf Herausgabe seiner Briefe bezüglichen Anfragen gegenüber verdrossen und mißtrauisch werden. Angesichts der ungeheuerlichen Behauptung der Frau Förster (Neue Zürcher Zeitung, 2. Oktober 1905), Overbeck habe sich deshalb geweigert seine Briefe zu leihen, damit sich das Nietzsche-Archiv in der Gesamtausgabe einiger Irrtümer schuldig machen sollte, ist auf die Erklärung Overbecks an Peter Gast, der kurz vor Nietzsches Tod wieder ins Archiv eingetreten war, zu verweisen (vom 11. Sep-

Overbecks Nietzschebriefe und das Archiv

tember 1901): „Der Schatz meiner Nietzsche-Briefe bleibt mein ausschließliches, persönliches Eigentum. Was ich ihm nicht um meinetwillen, sondern um seinetwillen schulde, nämlich Erhaltung für die Mitwelt, weiß ich vollkommen, dazu brauche ich aber jenes Archiv nicht — ihn anderweitig zu versorgen, habe ich die ersten Schritte schon getan — das Nietzsche-Archiv ist vielmehr der letzte Ort der Welt, dem ich ihn überlassen werde. Es bleibt aber noch heute dabei, daß ich gegen Frau Förster und das Archiv insbesondere aus meinen Nietzsche-Briefen auf jede einzelne und bestimmte an mich gerichtete Anfrage zur Auskunft erbötig bin. . . . Im übrigen soll gegenwärtige Aufrechterhaltung meiner alten Dienstwilligkeit nur die Unbequemlichkeiten, welche mein ganzes Verhalten zu Frau Förster für sie als Prophetin ihres Bruders vor der Öffentlichkeit haben mag, nach Möglichkeit beschränken. Ich bin ihr Feind nicht und will es nicht sein. Indem ich ihr und dem Archiv meine Nietzsche-Briefe für immer und vollständig vorenthalte (nicht ein Stück ausgenommen), verfolge ich nur die Absicht . . . von mir jede Möglichkeit eines persönlichen Konflikts so gut, und solange es noch geht, fern zu halten. . . . Das ist es, was ich Ihnen als derzeitigem von der Stifterin anerkanntem Leiter des Nietzsche-Archivs und zu jeder Ihnen gutdünkenden Weiterbeförderung an Ihre Auftraggeberin hier mitteile. Mit Anrufung unserer alten Freundschaft bitte ich zugleich dringend darum, mir in dieser Angelegenheit des Archivs endlich Ruhe zu schaffen, dem ich diese möglichst wenig zu stören unablässig eingedenk bin."

Overbecks Interesse am Archiv

Harmloser waren die Berührungen mit dem Archiv, sofern sie Overbecks Initiative entsprangen. Er meldete sich aus Anlaß des ihm zugesandten Nachberichts von Dr. Arthur Seidl zum 8. Band mit seinem Ausweis als Empfänger der Jakob Burckhardt zugeschriebenen Widmungsverse zu „Menschliches, Allzumenschliches" (vgl. Anmerkung 36).

Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom 27. Mai 1908 ist hier der Text gekürzt worden

Er selber lag freilich im Zwiespalt mit sich selbst. Ein

Das Vorwort zu Overbecks Nietzsche-Erinnerungen

Blatt vom 2. Mai 1899, das als Vorwort zu gelten hatte, lautet: „Ob ich je noch dazu komme, mich über Nietzsche öffentlich auszusprechen? Ich bin nicht unempfindlich gegen die Macht der Triebfedern, die es mir als unerläßliche Pflicht aufzuerlegen scheinen: Freundschaft und Dankbarkeit. Nur arbeitet leider eine nicht minder zwingende Not zur Zeit besonders dagegen. Ich bin mit mir selbst noch viel zu beschäftigt, als daß ich mich mit andern zu beschäftigen vermöchte. Über sechzig Jahre alt, wie ich gegenwärtig bin, habe ich kaum noch Aussicht, alles, was mir da zur Bereitschaft noch fehlt, nachzuholen. Je weniger z. B. ich so zu sagen für Nietzsche noch Zeit habe, am allerwenigsten könnte ich bei der Beschäftigung mit ihm der Aufzeichnungen über das mit ihm Erlebte entraten, die mir übrigens für mich selbst, so auch für ihn, noch so gut wie ganz fehlen. Ich tue in der Sache wirklich nicht, was ich will, sondern was ich kann. Was ich da tue und lasse, mögen andere, die sich dazu berufen fühlen, würdigen, meinetwegen muß ich sie da loslassen, ganz sich selbst überlassen. In dieser Hinsicht etwas zu vertreten, habe ich vollends keine Zeit mehr. Der Freund nehme auf jeden Fall alles was geschieht und unterbleibt als sich dargebracht an, er geht auf keinen Fall leer aus, und wer sonst ganz leer ausgeht, kann mir gleich sein. Mit mir selbst fertig zu werden, geht seinetwegen und meinetwegen natürlich voran und ist für mich nicht weniger problematisch als für ihn." Fünf Jahre später, am 24. Oktober 1904, schrieb er: „Ich habe ernstere Gründe, zu meinen, daß ich an der Schwelle meines Lebensendes stehe, als daß mich die Meinung anderer Leute darüber noch groß zu bekümmern hätte, und so ist mir denn selbst nicht unüberwindlich geworden, fast mich daran zu gewöhnen, als toter Mann behandelt zu werden." Overbecks Aufzeichnungen über Nietzsche erfolgten in zwei Anläufen; das erste Mal wollte Overbeck für Gast, dem er seine Nietzsche-Briefe zu vermachen gedachte, einen persönlichen Kommentar zu diesem Vermächtnis anfertigen, wurde dann aber unmittelbar darauf durch Gasts unerwartete Schwenkung von diesem Vorhaben abgebracht; dann war es wieder das Erscheinen des Schlußbandes der Schwesterbiographie, die ihm abermals die Feder in die Hand drückte. Aus dieser Doppelserie meist kurzer, nur durch alphabetische Stichworte lose zusammengehaltener Notizen konnte nach durchgreifenden Leitgedanken ein Heft Erinnerungen zurechtgerückt wer-

Zwei Serien 1900/1901 1904/1905

den, selbstverständlich nur durch Schiebung und etwa notwendige Kürzung, jedoch natürlich ohne Eingriff in den Wortlaut. Was diese Blätter auch zu wünschen übrig lassen — eine kalte Hand hat sie nicht beschrieben. Als Overbeck mir im Januar 1902 eine erste Partie davon vorlesen wollte, kam er keine dreißig Zeilen weit. Bei den Worten: „— für mich, der ich ihn doch so innig liebe und zu lieben wohl nie aufhören werde, —" brach er, von einer übermächtigen Erregung am ganzen Leibe geschüttelt, in ein heftiges Schluchzen aus, warf das Papierhäufchen mit einem Ruck auf den Tisch und stammelte: „Ich bin's nicht imstande."

„Nietzsches Tod"

Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom 27. Mai 1908 ist hier der Text gekürzt worden

Die Nachricht von Nietzsches Tod traf Overbeck auf Drei Ähren in den Vogesen. Am Todestage selbst suchte ich ihn und seine Gattin dort auf, und am andern Morgen lasen wir die Mitteilung in der Frankfurter Zeitung, wie auch zwei Tage später über die Totenfeier in Weimar und über die Bestattung in Röcken.[73] Außerdem trafen damals mehrere telegraphische und briefliche Anzeigen und Einladungen vom Archiv an Overbeck ein, allerdings durch den Umweg über Basel verspätet, so daß seine Teilnahme an der Beisetzung kaum noch zu bewerkstelligen gewesen wäre, auch wenn ihn nicht innere Gründe davon abgehalten hätten. Dafür wurde mir das Glück zuteil, an jenem herrlichen strahlenden Sommersonntag des 26. August gemächlich mit Overbeck durch die Wälder zu spazieren und ihn krampflos, ruhig mir den ganzen Tag von Nietzsche erzählen zu lassen. Dabei ereignete sich folgender heiterer Zwischenfall. Die Kunde

vom Ableben hatte sich mit dem Gerücht von Overbecks Freundschaft mit Nietzsche unter den Gästen des Hotels verbreitet, unter denen sich auch ein hochgestellter süddeutscher Beamter mit seiner schwerhörigen Gemahlin befand. Während wir nun geruhsam auf einer durch Gebüsche versteckten Aussichtsbank saßen, spazierte das geheimrätliche Ehepaar im Rücken an uns vorbei und führte ohne eine Ahnung unserer Zuhörerschaft etwa folgendes Zwiegespräch: — „— Ja, und dann hat er e wüschte Schrift gschriebe geges Christedom — und dann isch er e Narr worde." — „Ha ja," respondierte der andere Teil, „darum isch er e Narr worde." —

Overbecks Rückblick auf den kranken Freund

Overbecks vier letzte Wiedersehen

Die besonders ergreifenden Eindrücke, die ich, von drei unserer letzten vier Wiedersehen davongetragen habe, die sämtlich der Periode, da bei Nietzsche der Wahnsinn schon ausgebrochen war, angehören, beziehen sich auf folgende Erlebnisse:

1. Der Augenblick unseres ersten Wiedersehens in Turin (8. Januar 1889). Ich trete in sein Zimmer ein, erblicke ihn mit einem Blatt in der Hand, in halb liegender Stellung auf seinem Sofa und eile auf ihn zu, auch er erblickt mich, bevor ich ihn erreicht, springt heftig auf, stürzt mir entgegen, wirft sich in meine Arme und bricht in einen konvulsivischen Strom von Tränen aus, sonst, bis auf die wiederholte, verzweifelnd zärtliche Nennung meines Namens, keiner andern Sprache mächtig, als des Zitterns aller seiner Glieder, das immer wieder in leidenschaftliche Umarmungen auslief. Ich hatte mich nur auf den Beinen zu erhalten und auf die Wiedergewinnung meiner Fassung bedacht zu sein, um ihn sanft und sicher auf seinen Sitz zurückzuführen, was alles kläglich mißlungen wäre, wenn für mich schon die Möglichkeit bestanden hätte, den Augenblick zu übersehen und ihn als das krampfartige flüchtige Wiederaufleben einer in Nietzsche erloschenen Menschlichkeit zu erfassen, das er in Wirklichkeit war, und als welcher er mir nur zu bald auch zu dämmern wenigstens begann, aber nur sehr allmählich in nachträglicher Erfahrung ganz aufging. Wir saßen nun nebeneinander auf dem Sofa, ich in gewissem Sinne wohl auch wieder aufatmend, doch in anhaltendster, peinlichster Spannung, Nietzsche sich allmählich wieder

beruhigend, doch wozu sich „beruhigend"? Zum Zustande von Tobsucht, der ihm zurzeit habituell war, und den nur jener erste Augenblick des Wiedersehens in so wunderbarer Weise niedergehalten hatte. Die Beruhigung in Turin

2. Nietzsche war, für mich unsichtbar, acht Tage der Insasse des Basler Irrenhauses gewesen, als er am Abend des 17. Januar sich mit seiner Reisebegleitung auf dem Zentralbahnhof einfand, um nach Jena geschafft zu werden. Auch ich war auf dem Bahnhof und beschloß, mich ihm vor der Abreise noch zu nähern. Kurz vor Abgang des Zuges begab ich mich in sein Kupee. Soeben war Nietzsche auf mein Erscheinen vorbereitet worden — daß er mich erkannt hätte, gestattete die Beleuchtung im Wagen schon kaum, — wiederum erhebt er sich, um mich stürmisch an sein Herz zu drücken, und mich stöhnend zu versichern, daß ich „der Mensch gewesen wäre, den er am meisten geliebt hätte". Was ich dann später vom weiteren Verlauf der Reise hörte, überzeugte mich vollends, daß es sich bei Nietzsche nur um ein ebenso leidenschaftliches als vorübergehendes Aufflackern der Erinnerung gehandelt hatte. Das Geständnis auf dem Basler Bahnhofe

3. Unter total veränderten Umständen wurde ich denn bei unserem nächsten Wiedersehen auch in entsprechend verschiedener Weise der Anhänglichkeit Nietzsches inne. Dieses Wiedersehen fand im Februar 1890 in Jena statt, als Nietzsche in der Pflege des dortigen Irrenhauses zwar nicht seinen Verstand, aber doch Befreiung vom Zustand eigentlicher Raserei wiedergefunden hatte, in den er beim ersten Ausbruch seines Wahnsinns geraten war. Mit Erlaubnis des Arztes konnte ich mit ihm nun außerhalb des Irrenhauses stundenlang verkehren, zusammensitzen, essen, und selbst in der Nähe der Stadt allein spazieren gehen. In diesem Verkehr hätte ein uns ganz fremder Dritter, abgesehen von einigen Narreteien in Nietzsches Gebaren — bei Tische oder draußen auf der Straße, wenn er nach Hunden oder selbst Menschen, die plötzlich auftauchten, zu schlagen suchte u. dergl. — kaum zu irgend welchen befremdenden Beobachtungen Anlaß finden mögen. Für ihn konnten wir zwei alte Freunde sein, und nur ich wußte, daß unser Verkehr nur noch ausschließlich von einer Vergangenheit lebte. Nietzsche hatte mich sofort bei unserer ersten Begegnung in der Wohnung seiner Mutter in Jena begrüßt, als hätte nichts unsere alten Beziehungen erschüttert, und so ging es bis zu meiner Abreise von Jena. Nietz- Der Besuch in Jena

sches Mitteilsamkeit war in unsern Gesprächen fast nur gesteigert, aber ihren Inhalt schöpften diese Gespräche fast ausschließlich aus der Zeit vor Ausbruch seines Wahnsinns. Meinerseits fehlte es nicht an Versuchen, seine Gedanken auf seine jüngsten Erlebnisse zu lenken, aus denen mich besonders sein erst vor kurzem abgebrochener Verkehr mit dem Dr. Langbehn interessierte. Vergebens: Wohl verstand sich Nietzsche zuweilen, und dies auch ohne Veranlassung durch mich, zu verworrenen Mitteilungen über seine gegenwärtigen Erlebnisse, z. B. über seinen Verkehr im Irrenhause, von dem ihm Bewußtsein durchaus nicht fehlte, im ganzen schien er Erinnerungen aus seiner jüngsten Vergangenheit gar nicht zu haben, bisweilen ihnen wie geflissentlich auszuweichen — den Dr. Langbehn z. B. wollte er kaum überhaupt gekannt haben; worüber wir uns, und zwar ganz in der alten vertraulichen Weise, unterhielten, stammte so gut wie ausschließlich aus der hinter jenem Moment des Wahnsinnsausbruches liegenden Vergangenheit. Zwar waren die Erinnerungen auch aus dieser Zeit bei Nietzsche nichts weniger als zuverlässig, so detailliert und scheinbar sicher sie sich auch gaben. Denn mit denen, die auffallend bestimmt luzid und vollkommen korrekt waren, mischten sich andere, die verworren und zum Teil selbst ganz phantastischer Art waren. Aber im ganzen ließ sich sagen, daß Nietzsche aus jener hinter dem Moment seiner Geisteszerrüttung liegenden Periode noch einen bedeutenden Schatz von wirklichen Erinnerungen hatte, und über diesen ganz unbefangen verfügte, während was jünger war, für ihn gleichsam wie erloschen war, ja gleichsam nie von ihm erfaßt worden zu sein schien. Unter diesen Umständen gestaltete sich unser Verkehr damals — er währte drei Tage — so wie wenn er von zwei verschiedenen Planeten aus stattgefunden hätte. Ich war auf dem alten einst, d. h. bis zum Ausbruch seines Wahnsinns gemeinschaftlich bewohnten geblieben, Nietzsche befand sich auf dem neuen, wir konnten uns aber nur noch über Dinge austauschen, die jener früheren Periode angehörten, und auch von diesen hatte Nietzsche nur noch gebrochene Erinnerungen. Unter diesen veränderten Bedingungen aber verkehrten wir, als wäre zwischen uns nichts geschehen, als die alten Freunde. Als Beispiel aus diesem Verkehr erwähne ich nur die Besprechung der Rückkehr Nietzsches in seine Basler Stellung, auf die er immer wieder zurückkam, indem er seiner Wiederherstellung nahe zu sein wähnte. Mir

Das hinter den Wahnsinnsausbruch zurückgedrängte Gedächtnis

schon damals ein besonders starkes Symptom seiner Geistes- zerrüttung, wenn ich bedachte, welches Gewicht er in seinen noch gesunden Tagen seit Jahren darauf gelegt hatte, sich aus jener Stellung herausgelöst zu haben! Demnächst trat mir als solches Symptom in unsern damaligen Gesprächen der Umstand entgegen, daß sie sich meist auf äußere Verhältnisse Nietzsches bezogen, daher auch vornehmlich Personen, zu denen Nietzsche Beziehungen gehabt hatte, betrafen (Wagner u. a.) und hier nun jene wunderbare Mischung von Helligkeit und Verworrenheit der Erinnerung zeigten, während Nietzsche auf seine Schriften und zumal auf die noch unerledigten schriftstellerischen Pläne, welche die ihn jedenfalls ganz absorbierende Sorge seiner letzten hellen Tage gewesen waren, kaum je sich einließ. Nicht zwar, daß es auch in den hier beschriebenen Unterredungen in Jena an Geistesblitzen gefehlt hätte, die an Nietzsches höchste Aspirationen noch erinnern konnten, manches vielmehr überraschte mich damals in diesem Sinne; im ganzen war dergleichen auffallend spärlich geworden, und ich hatte den Eindruck, als könne sich Nietzsches Geist nur noch ausnahmsweise erheben, ohne ins Phantastische sich zu verlieren, während ich dem übrigen ganzen Tenor seines Gebarens überhaupt nur noch den Grundzug einer bis zur Herabstimmung oder Erschlaffung gehenden „Beruhigung" abnahm. Auch zeigte Nietzsche jetzt keine Spur von jener in Turin an den Tag gelegten Widerspenstigkeit, da er vielmehr nun auch für mich bei allen schon erwähnten Narreteien sich lenksam wie ein Kind zeigte — besonders dadurch, daß die Richtung seiner Gedanken sich sofort verrücken ließ und jedem andern, der mit ihm zu tun hatte, sofort preisgegeben war, — insbesondere, ganz gegen meine nur vor der Erfahrung weichende Besorgnis, sich auch, bei unserer etwa auch erst gegen Abend erfolgenden Rückkehr vom Spaziergang, ohne die geringste Schwierigkeit seinem Quartier im Irrenhaus wieder zuführen ließ. So ist mir denn, wenn auch erst in spät nachträglichem Rückblick auf meine Erlebnisse mit Nietzsche, auch dieses mein drittes Wiedersehen mit ihm seit seiner Geistesumnachtung erschienen als ein Anzeichen dafür, wie nachhaltig zugetan er mir war. Freilich als ich nach Ablauf der zu meiner damaligen Reise nach Jena benutzten Fastnachtsferien wieder heimkehrte, waren es ganz andere und viel traurigere Eindrücke, die mich ganz einnahmen, als der der noch bestehenden Quasi-Integrität unserer Freundschaft. Doch wie dem

Das mangelnde Freiheitsgefühl des Kranken

Nietzsches kindliche Lenksamkeit

auch sein mag, auf jeden Fall war der Eindruck der letzte seiner Art, den ich überhaupt noch haben sollte. Ja ganz entgegengesetzter Art war derjenige, der mir aus dem vierten und letzten Wiedersehen mit Nietzsche, das mir noch beschieden gewesen ist, zuteil wurde. Von diesem letzten Wiedersehen noch ein Wort.

4. Von 1890—1895 sah ich Nietzsche nicht wieder, und die Quellen, welche mir noch unmittelbare und authentische Kunde von seinem Ergehen vermittelten, beschränkten sich auf die Berichte seiner ihn pflegenden Mutter und die zufälligeren, selteneren und wenig ergiebigen, die Köselitz dazu zu tun in der Lage war. Auf der Rückreise von einem mehrwöchentlichen Aufenthalt in Sachsen besuchte ich von Leipzig aus am 24. September 1895 Frau Pastor Nietzsche in Naumburg, bin dort mehrere Stunden ihr Gast und sehe dabei auch ihren Sohn wieder. Welch fürchterliche Veränderung war mit Nietzsche seit 1890 vor sich gegangen! Ich sah ihn am bezeichneten Tage vormittags und nachmittags wiederholt wieder. Er verließ die ganze Zeit nicht seinen Krankenstuhl, sprach mit mir kein Wort, ja richtete auf mich nur noch bisweilen einen gebrochenen, halb feindseligen Blick und machte mir überhaupt den Eindruck eines todeswunden, edlen Tieres, das sich in den Winkel zurückgezogen, in dem es nur noch zu verenden denkt. Ob er mich überhaupt noch wiedererkannt, blieb mir ganz verborgen, ja, ob er überhaupt noch der Sprache mächtig, zweifelhaft, wobei ich mich scheute, meinen Zweifel durch Erkundigungen bei der armen Mutter zu beseitigen. Diese selbst hatte nur noch bis zum April 1897 zu leben. Seitdem blieb ich persönlich vollkommen abgeschnitten und auf die Berichte der Zeitungen und, um von sonstigem Gerede nichts zu sagen, auf Köselitzens spärliche Meldungen reduziert. Ich lasse jeden andern mit sich ausmachen, was er von Nietzsche hält, lediglich um den eigenen Besitz des Andenkens bekümmert, den er mir an sich hinterlassen.

Der Abschied in Naumburg

Nun ist Nietzsche am 25. August 1900 gestorben, endlich gestorben, und ich bin seinem Grabgeleite fern geblieben, obwohl ich am Tage darauf und am 27. telegraphische und briefliche Aufforderungen vom Nietzsche-Archiv im Namen von Frau Förster und selbst von Köselitz erhalten habe, mich, sei es in Weimar, sei es in Röcken einzufinden. Unmöglich, weniger noch wegen der äußeren Umstände, unter denen mich jene Aufforderungen trafen, so nahezu unüberwindlich auch diese waren — ich

Oberbecks Andenken an Nietzsche

befand mich mit meiner Frau auf Drei Ähren in den Vogesen — als um der Scheidewand willen, welche zwischen mir und Nietzsche schon bei seinen Lebzeiten das Archiv gezogen hatte.

Nietzsche ist der Mensch, in dessen Nähe ich am freiesten geatmet und demgemäß auch meine Lungen für den Gebrauch im Bereich menschlichen Daseins, zu dem in Beziehung zu treten mir überhaupt beschieden gewesen ist, am erfreulichsten geübt habe. Seine Freundschaft ist mir im Leben zu viel wert gewesen, als daß ich noch Lust verspürte, sie mir durch irgendwelche posthume Schwärmereien zu verderben. Ich habe den lebendigen Menschen lieb gehabt, man kann auch was er hinterlassen hat lieb haben, wird unter Umständen nur davon erfüllt sein, wo man nämlich nichts anderes hat. Unter diesem „Anderen" möchte ich für mich durchaus nicht das Christentum verstehen, woran manche noch leicht bei meinen Worten denken werden, eher ein etwas verschiedenes Verhältnis zum Modernen, zum Stück Welt, das wir als Zeitgenossen gemeinschaftlich erlebt haben. Ich leugne die allgemeine Möglichkeit nicht, beruht doch die Möglichkeit aller menschlichen Kultur nur darauf, daß man auch von Nachgelassenem leben kann, auf jeden Fall ist indessen beides anderes, das Lieben des lebendigen Menschen und seines Nachlasses.

Der „Mensch der späten Zukunft"

Nietzsche hat sich für den Menschen einer späten Zukunft gehalten. Das Archiv, das seinen Namen trägt und über seinem Grabe errichtet worden ist, noch bevor es sich schloß, scheint mir eben dadurch seinen Namen zu verdienen. Denn es erscheint nun wie nur darum gegründet, um jene Meinung Nietzsches von sich zu bestätigen. Man darf nie vergessen, daß Nietzsche als Mensch der Zukunft in Zarathustra eine Gestalt gewollt hat, die nicht aus unserer Welt ist und zu der deshalb noch niemand eigentlich innere Beziehungen haben kann. Es ist eine Phantasie- und Traumgestalt, über deren einst möglichen realen Inhalt der Maßstab fehlt. Dasselbe gilt für die Lehre der Wiederkunft, so phantastisch sie ist und aus allen möglichen Elementen sie besteht, mit so vielen Elementen in Nietzsches Denken im Widerspruch stehend. Was hat nicht alles vorbildlich gewirkt in der Welt, bloß durch die starke Persönlichkeit, die so viel Zweifelhaftes zusammenhielt, und durch das entgegenkommende Bedürfnis einer Jüngerschaft!

Overbecks Gesinnung gegen das Archiv

Die wenig übrigens Overbecks zunehmende Vereinsamung die äußere Fortdauer korrekter Beziehungen zur offiziellen Verwaltung des Nietzsche-Nachlasses beeinträchtigte, geht aus mehr als einem Zuge seines Verhaltens hervor. Einmal besuchte er kurz nach Nietzsches Tode aus Anlaß einer Dresdener Reise Peter Gast in Weimar; dessen Rückkehr ins Archiv kam für ihn nur in Betracht, insofern etwa seine eigene unabhängige Stellung zum Andenken Nietzsches davon irgendwie ablenkend beeinflußt werden sollte. Alle derartigen Nachwirkungen, für die es an Anzeichen nicht fehlte, hat er sich verbeten und sie zu verhüten gewußt. Sonst aber hat er Gast, so oft er von dessen „Übertritt" zu andern zu reden hatte, stets auf eine Weise gerechtfertigt, die seine edle Gesinnung im schönsten Lichte zeigt. „Gast", pflegte er zu sagen, „nehme ich das gar nicht übel; er hat es eben einfach nicht ausgehalten, nichts mehr für Nietzsche zu tun," — deshalb habe Gast eben das Archiv aufgesucht als den einzigen Boden, auf dem er sich für Nietzsche betätigen konnte. Aber ethisch noch größer wirkt das Wort, das Abschiedswort, das er für Nietzsches Schwester gefunden hat. Diese hatte ihm noch im Todesjahre ihre Betrübnis darüber ausgesprochen, daß er bei seiner Anwesenheit in Weimar nicht eben doch sie aufgesucht habe: „Wie wohl hätten mir in meinem tiefen Schmerz einige herzliche Trostesworte eines alten treuen Freundes meines Bruders getan!" Overbecks Antwort darauf gipfelt im folgenden Schlußabschnitt:

Basel, 6. Dezember 1900

. . . „Aber auch sonst wollen Sie mir gestatten den ganzen Vorgang, der uns zur Zeit Ihres (was ich doch wohl nicht anzuzweifeln denke) vollkommen legitimen Eingreifens in die Regelung des literarischen Nachlasses Ihres erkrankten Bruders entzweite, hier vollkommen unaufgewickelt lasse und nur zum Zweck unserer augenblicklichen Verständigung nun mit den Worten kurz zusammenfasse, daß sein Kern jene Regelung war und sein Resultat unser Auseinandergehen. Uns aber noch weiter in die Einzelheiten der sehr fatalen Formen, welche unsere damalige Differenz alsbald annahm, zurückzuversetzen, hat zurzeit darum gar keinen Sinn mehr, weil der Verlauf dieser Differenz zum allergeringsten Teil das ist, was uns gegenwärtig noch angeht. Auch ich wüßte manches Hemmnis unserer Beruhigung über

das damals Geschehene aus dem Weg zu räumen, z. B. daß es damals in den Hauptsachen, wie Sie wollten ging und nicht wie ich zu raten mir erlaubte, indem ich Sie in aller Schicklichkeit zu überzeugen suchte von der Geringfügigkeit der Nachempfindung, die ich von meiner damaligen ‚Niederlage' behielt. Zudem all dergl. kann uns gleich gelten, denn wie wir auch über die Steine unseres damaligen Anstoßes wegkämen, schwer oder leicht, wie sehr ominös uns auch jene Formen noch erscheinen möchten oder nicht, darauf käme doch wenig an, im Verhältnis zu den Folgen, die der ganze einstige Vorgang gehabt hat und auch ohne unsern Willen haben mußte. Inzwischen hat Ihr Archiv seine ‚Geschichte' gehabt, und diese hat sich nun einmal so gestaltet, daß ihm fern zu bleiben ein Entschluß wurde, der in mir früh keimend, allmählich zur Unwiderruflichkeit heranreifte und eine umgekehrte Entwicklung mit der Zeit, und bei dem mich nur doch die wehmütige Erinnerung uns noch weiter aufzuhalten bewegen kann, daß es, wie eben angedeutet, leider nicht das erste Mal ist, daß wir in einer mutmaßlich für uns beide so unliebsamen, schroffen Art voneinandergehen. Gewöhnung wird, nach meiner Erfahrung wenigstens, uns bei solchem Verfahren miteinander nicht helfen können. Machen wir's so weiter, so könnte es immer gleich unfruchtbar bleiben und doch für uns nur immer schwerer. Darum weiß ich für die Zukunft keinen andern Rat als den folgenden. Lassen Sie uns aus der Ferne in der Hochhaltung Ihres Bruders einig bleiben, aber in ihr jeden im übrigen seinen Weg gehen. Den Ihrigen, so sehr er der Öffentlichkeit angehört, meinerseits nicht zu kreuzen, soll mir, hoffe ich, nicht so schwer werden. Nicht nur weil ich den Ihrigen zu richten nicht den geringsten Beruf in mir fühle und auch dies wiederum nicht nur, weil Sie für mich nie aufhören werden die Schwester Ihres Bruders zu sein. Auf jeden Fall schon unter seinem Schutze nur sollten Sie sich, meine ich, sicher genug fühlen, um sich's leicht werden zu lassen, mich meinen Privatgedanken über das Archiv, von dem Sie doch für mich nicht ablösbarer sind als für jedermann, zu überlassen und, wenn Sie es tun, sich mit mir in der Überzeugung zu vereinigen, daß wir, uns gewähren lassend, am besten uns den Schatz der Erinnerung, den wir teilen, auch unverletzt erhalten. Vermissen Sie hier aber noch das erbetene Wort des ‚Trostes', so seien Sie gebeten, auch darin nur ein Zeichen der Achtung

Die Nachempfindung seiner „Niederlage"

„Meine Privatgedanken über das Archiv"

zu finden, die der Größe des von Ihnen in diesem Jahre erlittenen Verlustes erwiesen wird von

Ihrem sehr ergebenen Fr. Overbeck."

So durfte Overbeck nur dann schreiben, wenn diesem Stolz höflicher Ablehnung jedes Zusammengehens das bestimmend zugrunde lag, was, wie wir sahen, Nietzsches sonst geistig ebenbürtigstem Freunde, Rohde, gefehlt hatte: ein planmäßig überlegter, mit Überzeugung eingenommener und behaupteter Standpunkt, wie er für einen Denker unerläßlich ist, der sich einem Problem gegenübergestellt sieht. Und darin bestand der Rückzug von Overbecks unverbrüchlicher Freundschaft aus der Welt der Tatsächlichkeit in die Welt der Idee, daß der persönlich erlebte und erfahrene Freund für ihn allmählich sachlich wurde, zum „Problem Nietzsche" wurde.

Overbecks Lebensabend

Overbecks wissenschaftliches Trachten sollte dann gegen Ende seines Lebens eine eigentümliche Quittung erfahren, insofern sein Traum von einer idealen, gelehrten Betätigung zwar für ihn selbst nicht mehr zur Wirklichkeit werden sollte, er aber doch dessen Möglichkeit für künftige Geschlechter absah und selber einen kleinen Grundstein legen durfte. Im Sommer 1900 erhielt er den heimlichen Besuch eines alten, reichen Basler Herrn, der sich ihm als Freigeist und pessimistischen Laienphilosophen zu erkennen gab und ihn bat, ein Vermächtnis in die Wege zu leiten, da er die Universität mit zwei Lehrstühlen für unangewandte, kritische Forschung zu bedenken wünsche. Im Nachlasse jenes Herrn fand sich der Entwurf eines Ende der siebziger Jahre an Nietzsche gerichteten Briefes, der bereits in derselben Richtung vorläufige Andeutungen enthielt. Als dann mit dem Tode des Gönners die provisorische Organisation der „Freien akademischen Stiftung" (1901) ins Leben gerufen werden mußte, übernahm Overbeck das Präsidium für die notwendigen Vorarbeiten; der Genuß einer solchen Stiftung hätte ihn vor dem großen Dilemma bewahrt und ihn instand gesetzt, sein Werk wirklich aufzurichten; so freute er sich denn, das Steuer für eigene, schwer empfundene Lebensnot wenigstens denjenigen zur Wohltat zurechtzuzimmern, die einmal ähnlichen Hemmungen ausgesetzt sein sollten.

Allen menschlichen Dingen, besonders wo sie ihm persönlich vermittelt nahe traten, brachte er ein hohes Maß von Güte

entgegen, und erst die schmerzliche Einsicht in den Schaden, den Überhebung und mangelnde Tüchtigkeit anzurichten pflegen, machte aus ihm den unerbittlichen Kritiker und Kämpfer, als der er gefürchtet war. Unbestechlich und kurz angebunden, sobald die Wahrheit auf dem Spiele stand, überzeugte er sich zusehends von der Unzulänglichkeit der Welt, während sein warmes lauteres Gemüt bis zuletzt den Schönheiten der Erde offen stand. Dieser Art der Lebensansicht sollte nun bei dem mit Freundschaften schon so Verwöhnten noch ein wohltuendes und empfängliches Verständnis zuteil werden im Umgang mit einem ähnlich gesinnten, aber in der Lebensbetätigung gänzlich anders gearteten Altersgenossen, Herrn Geheimrat J. von Eckardt, der 1897—1900 kaiserlich deutscher Generalkonsul in Basel war. Dieser welterfahrene Diplomat, dessen persönliche Erholung immer schon die Teilnahme an historischen und theologischen Forschungen gebildet hatte, erwies sich dem alternden Gelehrten für den willkommensten Zuhörer, um sich so manches noch vom Herzen zu reden. Overbeck konnte hier in einer edeln Verkörperung noch einmal die Bedürfnisse eines Hochgebildeten, der sich in den letzten Fragen an einen Theologen um Rat wendet, anschauen und dabei spüren, hier werde mehr als sein reicher Geist, der Adel und die Güte seines Herzens hochgeschätzt, — „auf der einsamen Höhe, auf die er sich" — nach dem Ausdruck dieses seines Freundes — „zurückgezogen hatte".

Overbecks Freundschaft mit Geheimrat von Eckardt

War es ihm im Leben nicht leicht gemacht gewesen, so noch weniger im Tode. Er, der unerbittliche Skeptiker und doch so weiche und gemütvolle Mensch, sah dem langsamen Zerfall seiner Kräfte, der fortschreitenden Auflösung seiner Persönlichkeit mit allem Bewußtsein zu. Man hat die Wehmut und Verdüsterung seiner letzten Lebenszeit gröblich mißverstanden, wenn man ihm steigende Verbitterung andichtete; als ob der Neid und die Mißgunst, die ja dann hätten im Spiele sein müssen, sich irgend wohin hätten richten können! Nein — er wollte mit niemandem tauschen, und wenn er sich rückblickend höchstens etwas mehr von dem durchschlagenden Ehrgeiz seiner besten Freunde wünschte, so hätte er es doch nicht anders haben mögen. So sehr ihm modern theologische Manier den Geschmack an Goethezitaten verdorben hatte, schrieb er doch noch im letzten Jahre die Verse auf:

„Da ist's dann wieder wie die Sterne wollten,
Bedingung und Gesetz; und aller Wille

Ist nur ein Wollen, weil wir eben sollten,
Und vor dem Willen schweigt die Willkür stille."

Overbecks Altersleiden

Ein schweres Altersleiden setzte unter steigenden Ängsten und Beklemmungen einen Körperteil um den andern außer Funktion, ehe dieses weiche Herz Gnade fand und dieser feine Geist endlich entlassen wurde. Die immer knappere Freiheit zwischen den Anfällen blieb unentwegt den gewohnten Beschäftigungen seiner Solitüde gewidmet: etwas Lektüre, ein bißchen am Schreibtisch oder ein Viertelstündchen mit einem Besuch. Ein solches schloß er kurz vor dem Ende, unnachahmlich in Geste und Gesichtsausdruck, so echt, als hebe er eine Audienz auf und sage es leibhaftig der Alte Fritz selber (dessen Augen er in diesem Augenblick hatte!): „Nun hätten wir eine Bavette tailliert." Fast möchte man glauben, seine Geduld sei deshalb so sehr auf die Probe gestellt worden, damit es zu der sinnbildlichen Abrundung komme. In die Hände des Sterbenden gelangte die Urkunde über seine anfangs des Jahres erfolgte Promotion zum Doctor of Divinity durch die schottische Universität Saint Andrews. Damit hatte seine bloß gegenständliche, persönlich unbeteiligte Beschäftigung mit dem Christentum — sein deutscher Doktorhut reicht für eine derartige Beziehung allzu weit zurück — die ausdrückliche Anerkennung durch eine geschlossene gelehrte Körperschaft gefunden; zugleich war, dank der großbritannischen Herkunft der Kundgebung, in zwölfter Stunde die Knüpfung erfolgt zwischen dem Ursprung und der Bestimmung seines Lebens.

Overbecks Tod

Er entschlief den 26. Juni 1905, und seinem Wunsche entsprechend vereinigte sich um sein Grab die erlesene und andächtige Trauerversammlung zum „Gebet um die ewige Ruhe seiner abgeschiedenen Seele". Das Andenken, das er hinterläßt, fordert zunächst zu keinerlei Nachfolge auf; er ließ sich bei Lebzeiten die Mahnung besonders angelegen sein, man möge sich doch ja an ihm kein Beispiel nehmen. Dennoch sind die Zeiten im Anzuge, wo man sich seiner mit Dank und Stolz wird erinnern müssen. Er glaubte, der Größe des Christentums dadurch gerecht zu werden, daß er ihm Grenzen zog und sich selbst außerhalb dieser Grenzen hielt: „Das Christentum ist eine viel zu erhabene Sache, als daß in einer im ganzen ihm entfremdeten Welt dem einzelnen so leicht gestattet sein sollte, sich ohne weiteres damit zu identifizieren." Und wäre es nur um dieses einen tiefen Wortes aus seiner Jugend willen, daß er einmal Liebe

verdienen wird von den Bürgern jenes sogenannt dritten Reiches, das uns kommen soll, dem Kind und Erben und Willensvollstrecker von Griechentum und Christentum, so widersprechender Eltern! Einer seiner Kollegen äußerte einmal, Overbeck stehe so weit links, daß er im Kreislauf der Dinge schon längst wieder auf eine neue Weise rechts stehe. In der Tat hatte sein unerbittlich scharfes Messer zugleich die Eigenschaften eines Meißels in einer Künstlerhand: es ließ hinter allem Weggeschnittenen die Konzeption eines schöpferischen Gebildes ahnen. Und so ist denn dieser scheinbar unheimliche Ausbund von Verneinung in Wahrheit ein durch und durch positiver Mensch gewesen, wenigstens für den Maßstab aller derjenigen, deren Gesetze auf neuen Tafeln eingezeichnet stehen. Einer dieser zukünftig Gesinnten sagte am Sarge: „Franz Overbeck hat schwer darunter gelitten, sein stolzes Münster nicht mehr vor uns auftürmen zu können. Aber vielleicht ist dieses vergebliche Ringen mit dem Spröden, der rührende Anblick dieses feinen alten Mannes, der mühselig und bestaubt die Steine herbeischleppt und auf ihre Tragkraft abklopft und dabei sich zum großen Baumeister berufen fühlt — vielleicht ist das fruchtbarer in der Geschichte der Wissenschaft als ein noch so gutes Buch. Mir jedenfalls wird dieser Theologos, zum Himmelreich und zur Welt gelehrt, der am Schluß wie ein unnützer Knecht zusammenpackt, mein ganzes Leben lang zum Segen sein."

7. „Ecce Femina!"

Mehr als ein Grund mußte uns bewegen, Nietzsches Schicksal auch nach dem Ausbruch des Wahnsinns auf einer breiten psychologischen Grundlage darzustellen. Der Wahnsinn hatte das Herzstück von Nietzsches Wesen ausgebrochen: den Willen. Auch vor dem Zusammenbruch war Nietzsche, was man so zu nennen pflegt, reichlich überspannt gewesen; aber doch hatte er das Steuer bis zuletzt nicht fahren lassen. Das aber war der Punkt, in dem die Katastrophe von Turin unheilbaren Wandel geschaffen hat. Jede Regung einer Aktivität war wie ausgetilgt; das Gedächtnis war nicht erloschen, ein Bruchteil der dialektischen Fähigkeit nicht erstorben — aber auch der letzte Rest einer Widerstandskraft war in Wegfall geraten. Da die Hemmungen umsanken, war Nietzsches Seele in das Stadium unbe-

dingter Lenksamkeit eingetreten. Wie genau und ins Schwarze treffend Overbeck sein Wesen während seiner Schaffenszeit erfaßt hatte, macht uns nichts deutlicher, als die Bitterkeit des Schmerzes gerade über diese Wahrnehmung: „So weit ist es mit diesem Freiheitshelden gekommen, er denkt nicht mehr an seine Freiheit!" Aber auch dieses Unglück empfing noch seine Komplikation durch den Ersatz, zu dem sich ein fremder Wille anstatt des ausgeschiedenen Schöpferwillens anbot. Man hätte dem Experiment nicht von vornherein weissagen dürfen, es werde mißlingen. Getrieben von einem Schuß desselben Blutes hatte der Schwesterwille vor allem die Ebenbürtigkeit des Vitalinstinktes für sich. Aber der Fluch, den Nietzsche am Weibe freigelegt haben will, scheint sich auf die ihm von Natur am nächsten stehende Frau wie auf eine erste wehrlose Beute geworfen zu haben. Es läßt sich im Handeln der Schwester mehr als eine Parallele mit dem Werke des Bruders ziehen. Der Wille zur Macht ist in ihr elementar, um schließlich vor blindem Überschwang zur meisterlosen Herrschsucht zu entarten. Die individualistische Herrenmoral, die keine andere Rücksicht gelten läßt als auf die Genesung der eigenen Zwecke, entgleist hier zum skrupellosesten Tyrannengelüste, weil die überschauende Besonnenheit, die bei Nietzsche hinter aller sprengenden Willkür doch immer wirksam geblieben war, bei der Schwester bis auf die letzte Spur fehlt. Derselbe Ehrgeiz, über sich selbst hinaus zu schaffen, sich einen Platz in der Geschichte zu sichern, dieselbe impressionistische Spritzader nie versagender Erfindung haben den Schein der Kongenialität zu wecken vermocht, den man ihr vorschnell und, wie sich leider nun herausstellt, völlig mit Unrecht nachgesagt hat. Sehr zu statten kam diesem Irrtume die emphatische Betätigung der weiblichen Empfindsamkeit angesichts eines ebensosehr zur Reue, als zur Ausnützung persönlicher Vorteile aufmunternden Sachverhaltes. Frau Förster hat an Nietzsches Ruhm nicht geglaubt, bevor dieser Ruhm mit Händen zu greifen war. Die faustdicke Tatsache, daß sie fortan wirklich die Schwester eines berühmten Mannes sein sollte und dazu das lebhafte Wechselspiel von Unverstand und Unterwürfigkeit, das wir früher schon als den Nerv ihrer geschwisterlichen Beziehungen erkannt haben, stachelten den Naturtrieb ihrer Schwesterliebe zu ungewöhnlicher, eines Anfluges von Größe nicht ganz entbehrender Leidenschaftlichkeit an. Außerdem verstand sie die dankbare Rolle der Büßerin, die ihr

Der Schöpferwille ersetzt durch den Schwesterwillen!

zufiel, auf das geschickteste auszunützen. Aber sie versagte völlig in der Hauptsache, nämlich in der Nacheiferung jener urechten und unverlierbaren Sittlichkeit, die den goldenen Adel von Nietzsches Persönlichkeit ausmacht. Was bei ihm, dank seines Charakters sich zuletzt einfach zur Genialität erhob, versank bei ihr in der genau entgegengesetzten Richtung. Das „Ecce homo" sollte sein Gegenstück finden in einem „Ecce femina".

Es stand in den Sternen geschrieben, daß Overbecks Sinnen und Trachten mit allem Aufwand seines Restes an Kraft Nietzsche gewidmet war. Nach der Lektüre und dem ihr folgenden näheren Studium des im Herbst 1904 erschienenen Schlußbandes der Schwesterbiographie wußte Overbeck, was er zu tun hatte. Wenn Overbeck der Ansicht war, die Schwester habe dem Bruder mit dem Schlußsteine ein „geradezu schauerliches Denkmal" gesetzt, so tat er das nach seiner gründlichen, über Monate sich erstreckenden Prüfung. „Man hört wohl oft und mit Grund: mundus vult decipi! Immerhin selten wird ein Lesepublikum gründlicher hinters Licht geführt werden, als das des Försterschen Buches. Das tritt bisweilen gerade da, wo die Verfasserin den Schein der intimsten Eingeweihtheit durch das Detail ihrer Angaben um sich zu breiten weiß, besonders hell hervor. Manchmal sieht's in dem Buche aus, als wolle Frau Förster den Lesern beweisen, im Grunde sei *sie* ihrem Bruder an Weisheit immer voraus gewesen. ‚Nietzsche von einer Köchin beschrieben' — möchte ich als Überschrift vorschlagen. Geht in die Küche, sagt Nietzsche. Ja, das ist es! sagt die Schwester (II, S. 571), da ginge ich selbst gleich am liebsten mit! Nur leider hat sie statt dessen die Biographie geschrieben, deren Aufgabe sie dazu verleitet hat, ganz andere Gebärden als die ihr stehenden und anstehenden zu affektieren. Sie wird zur Prophetin des Bruders, ohne sich, resolut wie sie ist, weiter darum zu kümmern, daß auf dieser Bahn der Weg für sie nur über Stock und Stein geht. Mit meinem Interesse an der Unterscheidung des Gegenstandes der Biographie von deren Verfasserin wird kaum sonst jemand das Buch lesen. Der Geschmack der Zeit ist unnatürlichen Aufgaben günstig. Für einen Sohn das Leben des Vaters, eine Schwester das ihres Bruders zu schreiben, das sind eben um der Unnatürlichkeit willen Aufgaben von fast unüberwindlicher Schwierigkeit. Doch die Zeit ist auf Biographien versessen und auf unnatürliche nicht am wenigsten. Statt sich

Die Lektüre des Schlußbandes der Biographie

das zu überlegen, ehe sie an die Arbeit ging, zog die Schwester vor, nur um so herzhafter vorzugehen. Kein Wunder, daß dieses Vorgehen mit der Zeit ihr nicht besser bekommen wird, als ihrem Helden. Sie wird wohl jetzt noch als eine Heilige unter den Schwestern gepriesen. Das wird umschlagen. Sie kann einmal eine Hauptfigur im Typus der gefährlichen Schwestern werden. Nur möge man dann nicht vergessen, daß sie auf die Bahn der Biographin Nietzsches durch diesen selbst ebensosehr gedrängt worden ist, als sie selbst sie aus eigener Macht beschritten. Sie hat sie nur auffallend leichtsinnig betreten." Es wird denn auch darauf hinauslaufen, daß die schwesterliche Leistung nur als biographischer „Steinbruch" Anspruch auf Wert erheben kann.

Das „öffentliche Geschäft mit Nietzsche"

Overbeck hat sich nicht dazu verstehen können, den Betrieb des öffentlichen Geschäftes mit Nietzsche, wie er das nannte, selbst mit organisieren zu helfen und war allerdings so frei, sich mit Nietzsche für hinreichend wahlverwandt zu halten, um der Blutsverwandtschaft den geforderten Tribut, wie auch sonst der Brauch in diesen Dingen lauten mag, aus eigenem Recht zu verweigern. Gegen alle Mahnungen an seine „Freundespflicht" hat er sich sehr schwerhörig gestellt; um Bescheid zu wissen, wie er es gerade mit der „Freundespflicht" zu halten habe, brauchte es für ihn keiner Vorschriften, und um etwa Nietzsches Ruhm nachzuhelfen, dazu fühlte er sich erst recht nicht berufen, es sei denn höchstens dadurch, daß er sich mäuschenstill verhielt. Nicht weil Nietzsche größer war als er, nicht weil man sich die Reputation verdarb, wenn man zu Nietzsche stand, nicht aus Mangel an Mut und Liebe blieb Overbeck der zähe Schweiger, sondern weil der Nietzsche des Archivs nicht sein Nietzsche war. Er sah ihn anders; es wollte sich nicht decken, was man dort ausbot und wie er ihn gekannt hatte. Er war ein Anhänger und Bewunderer von Nietzsches Philosophie, soweit sie Kritik und Kampf und Luftreinigung bedeutete; sie sei besonders zu schätzen als Skeptizismus, wenn auch nicht so zu bezeichnen. Jede Charakteristik von Nietzsche als Denker, die sich auf Nietzsches angeblich krankes Hirn berief, und daraus entspringende Darstellungen, wonach Nietzsche der weibliche, bestimmbare, schwankende, willensschwache und darum desto inbrünstigere Verherrlicher der Starken zum Propheten aller neurasthenischen Männer und hysterischen Weiber prädestiniert gewesen sei, nannte Overbeck ein wohlfeiles Gassenurteil, nur verbrämt mit dem Anstand, den man dem Professoren-

„Ein wohlfeiles Gassenurteil"

talar schuldig zu sein meine. In Overbecks Urteil über Nietzsche sprachen gar nicht so sehr die Grenzen seines Wesens mit, als vielmehr die Vorzüge, vor allem Overbecks eine, beherrschende Eigenschaft, die ihn allein schon des Herzensbundes mit Nietzsche würdig zeigt: sein prononciertes „intellektuales Gewissen". Durch dieses verschärfende Augenglas betrachtet, verkleinert sich das Bild des Freundes um eine Handbreit, gegen den Denkmal-Nietzsche der Nietzscheaner gehalten. Aber man meine doch ja nicht, daß es sich um Abstriche handelt, an denen Mißgunst und getäuschte Eitelkeit auch nur den leisesten Teil gehabt hätten. Hingebender, bewundernder kann kein Bruder den andern lieben, als Overbeck Nietzsche liebte — nur daß Overbeck gerade als Liebender niemals Enthusiast war und statt ihn auszuschalten, doppelt genau am Freund Maß nahm. Die Abstriche, die das für eine absolute, vergötternde Wertschätzung mit sich brachte, hat Overbeck mit dem vollen Preis bezahlt, er ganz allein: oder glaubt man denn, er habe zu seinem Vergnügen sich als alter Mann dem mitleidig-spöttischen Achselzucken der Leute ausgesetzt und sich selbst noch im Grabe die Ruhe geschmälert? In einem Streithandel von kleineren Verhältnissen wäre es vielleicht statthaft von einer präziösen Affektierung einer Bescheidenheit zu reden, die dadurch ins Gegenteil umschlage. Aber man vergesse nicht, was hier auf dem Spiele stand. Wenigstens Overbeck unterlag der Angst, wenn man es mit Nietzsche frischweg immer so forttreibe wie bisher, so sei man in zwanzig Jahren so weit, daß für die von ihnen beiden doch wahrhaftig nicht verhätschelte öffentliche Meinung keinerlei Verpflichtung mehr bestehe, sich um Nietzsche überhaupt noch zu kümmern. Und so wollte denn auch er, so unzeitgemäß er sich verhalten hatte, vor der Ewigkeit nichts versäumt haben, und an dem Schatze seiner Nietzschebriefe, dem er für sein Empfinden einen andern Zweck nicht beizumessen brauchte, als den längst in Erfüllung gegangenen, daß er sein Empfänger und Leser gewesen sei, denn doch nicht über sein Leben hinaus als Großsiegelbewahrer zu handeln. Die Briefe sollen veröffentlicht werden. Aber allein, nicht als Briefwechsel mit den Antworten zusammen, es käme ja doch nicht zum Zwiegespräche. Nietzsches Briefe an Overbeck spotten jeder Adresse. Sie sind der Monolog einer Heimsuchung, wie sie erschütternder wenigen auferlegt worden ist, aber auch einer Seelenkraft, mit der nur selten ein Unglück getragen wird. In

In zwanzig Jahren kein Interesse an Nietzsche mehr

ihnen wird kein Himmel gestürmt und kein Gott erschlagen; aber über alles Maß übermächtig vollzieht sich die Prüfung eines bis zur Selbstvernichtung Wahrhaftigen, so daß der Freund, an dessen Ohr diese Klage schlug, noch nach Jahr und Tag in die Worte ausbrach: „Was hat da ein armer Mensch leiden müssen!"

Das Testaments-kodizill

Diese Briefe bestimmte er in einem zu Anfang seines Todesjahres errichteten wohlüberlegten Testamente zur Veröffentlichung. Nur sollte der Briefband vor jeder Verfügung und Mitwirkung der Schwester Nietzsches zu schützen sein.

Öffentlich angesagt hat er diesen seinen Entschluß in einer Kundgebung an die Frankfurter Zeitung, daselbst erschienen im Morgenblatt des 10. Dezember 1904, unter dem Titel „Meine Antwort auf Frau Dr. El. Förster-Nietzsches neueste Publikation, ihren Bruder betreffend." Der Anfang lautete: „Ich bin im Besitze einer Briefsammlung, welche eines Tages der Diskussion der Frage, was denn Nietzsche selbst wohl zum Treiben mit seiner Person und seinem Nachlaß sagen würde, das sich zurzeit in Weimar in dem nach ihm benannten Archiv etabliert hat, an ihrem Teile in fruchtbarer Weise zum Ausgangspunkt dienen kann. Diese Sammlung sind meine eigenen Nietzschebriefe, d. h. Nietzsches Anteil an unserm in den Jahren 1871—1872, 1875—1888 geführten Briefwechsel, eine Reihe von 225 Nummern lückenlos und von absolut sicherer chronologischer Ordnung." Mit seiner letztwilligen Verfügung versucht Overbeck nach seinen eigenen Worten für Nietzsche „als sein Freund noch etwas zu tun, wovon ich hoffen kann, es werde seinem Andenken bei den Zeitgenossen gegen die Gefährdung durch eine irrende Schwester noch einmal zugute kommen".

Das „Problem Nietzsche"

Diese letztwillige Verfügung ist alles andere als kleinliche Ranküne. Overbeck hat damit den sozusagen metaphysischen Beweggrund freigelegt für die von vornherein vorliegende Unmöglichkeit, mit der Schwester jemals einig zu gehen. Für sie wurde der Bruder, je mehr er für Overbeck aufhörte, fühlbare Wirklichkeit zu sein, die alles andere verdrängende fundamentale Tatsache ihres realen Lebens, wie er früher bis zur Rückkehr aus Paraguay im Jahre 1893 für sie nicht gewesen war. Schon äußerlich nicht; denn wenn sie in der Biographie geltend macht, es sei wohl niemand so viel mit ihm zusammen gewesen wie sie, so gilt das nur für den Gesamtumfang des Lebens, unter Zurechnung der doch gerade für eine derartige Erwägung belang-

losen Kindheits- und Wahnsinnsjahre. Sollte aber die schriftstellerische Tätigkeit der Schwester in Ausgabe und Biographie für einen Beweis dafür ausgespielt werden, daß auch sie auf ihre Weise und mit weit größerer Energie als Overbeck der geistigen Bedeutung des Bruders begrifflich habhaft zu werden getrachtet habe, so trifft dies nur scheinbar zu; denn gerade das „Problem Nietzsche" hat Frau Förster immer nur zum Vorwand gedient.

Overbeck über Nietzsches Schwester

Unter den Gefahren, die ihn bedrohten, ist die, „sensationell" zu werden, eine gewesen, der er mit besonderer Besorgnis entgegensah. Niemand hat mehr dazu getan, ihn in diese Gefahr nun auch wirklich zu stürzen, als seine Schwester mit ihrer Biographie, überhaupt mit dem ganzen von ihr organisierten Betrieb des öffentlichen Geschäfts mit Nietzsche. Denn ihr Erfolg läßt wenig zu wünschen übrig. So ist es aber mit Nietzsches Verhältnis zu seiner Schwester sein Leben lang gewesen, so weit ich wenigstens dieses Leben übersehen kann. Es ist ein beständiges Oszillieren zwischen Anziehung und Abstoßung gewesen. Es löste sich in eine Reihe von intermittierenden einzelnen Versuchen mit und ohne einander zu wirtschaften auf, auch im eigentlichen Sinne des Wortes. Wobei wohl zu beachten ist, daß Nietzsche bei dieser Abwechslung das allein agierende Subjekt war. Darin liegt, meiner Ansicht nach, für alle Mißgriffe Frau Försters die wahre Entschuldigung, soweit solche verlangt wird. Sie hat sich von klein auf überhaupt nur im Schatten ihres Bruders entwickelt, oder vielmehr als eigene Persönlichkeit ist sie nie zum Dasein gelangt, weil vollkommen von seinem Lichte aufgezehrt. Das gilt wenigstens von allem, was im Menschen sein Intellekt heißen mag. Denn der Asbest des Willens hat sich auch bei Frau Förster behauptet. Im Verhältnis beider Persönlichkeiten mag es aber vor allem bedeutsam gewesen sein, daß sie in Hinsicht auf den genannten Asbestbestandteil sich wirklich wenig unterschieden haben, dagegen vollkommen verschieden gestellt waren in Hinsicht auf den Intellekt, der ihnen fürs Leben mitgegeben war. Der Überschuß war bei ihm ebenso enorm, wie bei ihr das Manko. Ich denke dabei allerdings nicht an Intellekt in gröberem Sinne,

Bruder und Schwester

an welchem Frau Förster kein Manko spüren läßt. Das Verhältnis zwischen Nietzsche und seiner Schwester findet Analogien in besonders großer Zahl auffallenderweise in der französischen Literatur, und hier zwar in der katholischen. Man denke an Jacqueline Pascal, Eugénie de Guérin, Henriette Renan und vielleicht andere, die mir nicht gleich einfallen (ich finde auch die genannten in Sainte-Beuves Port Royal, Paris 1878, III, S. 360, beisammen). Doch fürchte ich, daß mindestens die eben genannten Parallelen für Frau Förster gefährlich sind, vielleicht selbst für Nietzsche. Es ist, als ob das Verhältnis in unserer deutsch-protestantischen Welt nicht zu Hause wäre. Beide Geschwister haben sich Leben und Welt nur verdorben. Der Bruder der Schwester, indem er sie in die für sie gefährlichste und insofern ganz falsche Bahn der schriftstellernden Frau drängte, die Schwester dem Bruder, indem sie das Andenken, das er sich mit großer Mühsal erarbeitete, ihm gefährdet hat.

Berühmte Geschwisterverhältnisse

Mit allem, was ich gegen Frau Förster zu sagen hätte und etwa zu sagen je in den Fall käme, möchte ich doch nie so verstanden sein, als käme es mir auf ihre moralische Verurteilung an. In dieser Hinsicht meine ich vielmehr, was ich schon oben zu ihrer „Entschuldigung" vorbringe, so ernst wie nur möglich. Namentlich alle Frauen, die über sie herfallen, möchte ich nur eindringlich mahnen, an sich selbst zu denken und sich zu fragen, was aus ihnen unter den Bedingungen geworden wäre, unter denen Frau Förster als Mädchen herangewachsen und als Frau herangereift ist.

Der Grundschade der Anmaßung, deren sich Frau Förster schuldig machte, als sie die Aufgabe einer oder gar der geistigen Vertreterin ihres Bruders aufnahm, und dessen Gefahr für Nietzsche ich sofort erkannte (so daß ich mich sofort von Frau Förster und ihrem Treiben zu ihr lossagte) hat ganz unzweideutig für die Öffentlichkeit zu eklatieren begonnen mit Steiners Artikel, das Nietzsche-Archiv betreffend (im Magazin für Literatur 1900, Nr. 6 vom 10. Februar, Sp. 145 ff.), natürlich auch sofort in der skandalösen Weise, in der nun einmal solche Schäden zu eklatieren pflegen, ja eklatieren müssen. Für Nietzsches Sache und Ansehen scheint in der Öffentlichkeit (wie mir zumal der Verlauf des Förster-Steinerschen Streits immer klarer macht) kein Heil zu erwarten, bevor die Sache den Händen der Frau Förster voll-

kommen wieder entrissen ist. Ich spreche dabei aus persönlicher Erfahrung, sofern diese Frau bisweilen nahe daran ist, mir das Andenken, in dem ihr Bruder bei mir steht, vollkommen zu verleiden. Je mehr sie um sich schlägt und „leuchtet", um so fataler ist das Licht, das von ihr auf den Nietzsche meiner früheren Tage zurückfällt. Ich wenigstens muß sie für nichts halten, um ihn, ihr zum Trotz, noch nach wie vor für „etwas" zu halten. Zum Glück wenigstens handelt es sich dabei um keine Enttäuschung, die ich mit ihr erleben könnte. Mein lebendiger Verkehr mit ihr, solange ihr Bruder daneben noch „etwas" war und sie weiter nichts als sein nun einmal gegebenes Anhängsel, hat mir nie einen andern Eindruck hinterlassen als den einer quantité négligeable. Ihr Bruder mußte für Europa „untergehen" und sie aus Paraguay wieder auftauchen, bevor ich die Vorstellung überhaupt faßte, daß sie *auch* in Betracht käme.

Die Schwester steht dem Bruder im Licht

Nietzsche hat selbst sich seiner Schwester als seiner Schülerin gerühmt und insofern auch selbst den Wahn in ihr großgezogen, sie sei diese Schülerin, mit welchem sie in der Biographie ihres Bruders aufgetreten ist. Nimmermehr ist aber diese Schwester in Hinsicht auf die Lehren ihres Bruders seine Schülerin gewesen, d. h. was man ernst geredet so nennt. Weder war Nietzsche ihr Lehrer, noch hat sie diesen Lehrer nötig gehabt. Denn Schülerin ist sie nicht *Nietzsches* gewesen, sondern nur *seines Naturells*. Sie hat von Nietzsche nur gelernt und zu lernen gehabt, was sie von Natur von ihm im Leibe gehabt hat. Ihre Lehrer in der Weisheit ihres Bruders sind vielmehr lediglich ihre Amanuenses am Archiv gewesen, *Fr. Kögel*, *Rud. Steiner* und Genossen usw., und diese haben ihr jene Weisheit beigebracht. Und was sie von diesen Lektionen behalten — quantitativ recht viel und selbst qualitativ keineswegs verächtlich — hat sie namentlich im Schlußband ihres biographischen Werks weiter der Welt aufzubinden Gelegenheit gehabt und genommen.

Um wirklich Schülerin ihres Bruders zu sein, stand sie ihm *zu nah*, dagegen ihre Lehrer über Nietzsche diesem zu fern, um sie als Schülerin Nietzsches ernst nehmen zu lassen. Zur Zeit der Lou-Affäre (1882/83) sprach er selbst einmal von der Prätension seiner Schwester, seine Biographie zu schreiben, und fügte hinzu: „Das werde aber *einen schönen Salat* geben, nur könne *er* sich das leisten und sei stark genug, um den Salat, den es geben werde, zu vertragen." Würde Nietzsche auch jetzt sich noch *ganz*

Nietzsche über die Schwester-Biographie

zu dieſem Glauben bekennen, auch dazu, wie vollkommen er dieſer Biographie gewachſen ſei, wie ſie ihm ſo gar nichts anhaben könne? Ich glaube dagegen, ſeine an mich einſt gerichteten Briefe beweiſen, daß er es nicht mehr täte.

Zu den unwahren Ausſtreuungen über Overbeck gehört auch die Behauptung, ſchließlich habe ſich um Overbeck alle gegen Nietzſche und ſeine Schweſter gerichtete Unzufriedenheit und Feindſeligkeit geſammelt; um zu zeigen, wie haltlos auch dieſe Angabe iſt, ſind hier noch einige gedruckte Äußerungen über Nietzſches Schweſter zuſammenzuſtellen, deren Verfaſſer mit Overbeck bei Lebzeiten nicht die geringſte Fühlung genommen haben. Im „Magazin für Literatur" hat Rudolf Steiner (10. Januar 1900) in einem zur Verteidigung Kögels verfaßten Artikel: „Das Nietzſche-Archiv. Eine Enthüllung" folgende Charakteriſtik von Nietzſches Schweſter gegeben: „Die erſten Anzeichen, daß Frau Eliſabeth Förſter-Nietzſche eine Änderung in dem Verhältniſſe Dr. Fritz Kögels zur Herausgabe der Nietzſche-Ausgabe eintreten laſſen wolle, traten zutage ganz kurze Zeit nach der Verlobung des letzteren im Herbſt 1896. Wenige Tage nach dieſer Verlobung mit einer Dame aus dem Freundeskreiſe der Frau Förſter-Nietzſche ſagte die letztere zu mir, dieſe Verlobung bereite ihr Schwierigkeiten. . . Sie ſchätze ihn ja außerordentlich als Künſtler und ‚Äſthetiker', ſagte ſie, aber er ſei kein Philoſoph. Deshalb könne ſie ſich nicht denken, daß er fähig ſei, die letzten Bände der Ausgabe, in denen die ‚Umwertung aller Werte' veröffentlicht werden ſollte, entſprechend zu bearbeiten. Sie halte dafür, daß ich, der ich Philoſoph ſei und in Nietzſches Gedankenkreis ganz eingeweiht, zur Ausgabe zugezogen werden müſſe. . . Ich kam damals in jeder Woche zweimal zur Frau Förſter-Nietzſche. Sie hatte ſich von mir Privatſtunden über die Philoſophie ihres Bruders geben laſſen. Ich hätte gewiß nie über dieſe privaten Angelegenheiten geſprochen, wenn ſie nicht geeignet wären, in der Öffentlichkeit ein richtigeres Bild über die Qualitäten der Leiterin des Nietzſche-Nachlaſſes zu geben, als dies durch die heute erſcheinenden offiziellen und offiziöſen Kundgebungen des Archivs erlangt werden kann. Das, was ich vorbringe, iſt geeignet, zu zeigen, in welchen Händen Nietzſches Schriften ſind. Und darüber etwas zu erfahren, hat man heute ein Recht, da Friedrich Nietzſches

„Eine Enthüllung" über Frau Förſter

Lehre einen so großen Einfluß in der Gegenwart ausübt. Die Privatstunden, die ich Frau Förster-Nietzsche zu geben hatte, belehren mich vor allen Dingen über das Eine: daß Frau Förster-Nietzsche in allem, was die Lehre ihres Bruders angeht, vollständig Laie ist. Sie hat nicht über das Einfachste dieser Lehre irgendein selbständiges Urteil. Die Privatstunden belehrten mich noch über ein anderes. Frau Elisabeth Förster-Nietzsche fehlt aller Sinn für feinere, ja selbst für gröbere logische Unterscheidungen; ihrem Denken wohnt auch nicht die geringste logische Folgerichtigkeit inne; es geht ihr jeder Sinn für Sachlichkeit und Objektivität ab. Ein Ereignis, das heute stattfindet, hat morgen bei ihr eine Gestalt angenommen, die mit der wirklichen keine Ähnlichkeit zu haben braucht; sondern die so gebildet ist, wie sie sie eben zu dem braucht, was sie erreichen will."

Ernst Horneffer, gegen den sich der obige Artikel Steiners richtete, bestätigt aus eigener Erfahrung diese Auffassung von Nietzsches Schwester („Nietzsches letztes Schaffen", S. 57—60): „Ursprünglich habe ich wie alle Welt geglaubt, daß es eine herrliche Sache sei, daß Frau Förster-Nietzsche den ganzen literarischen Nachlaß ihres Bruders in ihren Händen vereint. Aber die eigentümliche Hast, die nervöse Eile, um jeden Preis alles, alles zu erhalten, muß Besorgnis erregen. Man überlege: ist es wirklich gut, daß der gesamte Nachlaß eines großen Mannes, einschließlich aller Briefe, die er je geschrieben, sich in den Händen eines einzigen, verwandtschaftlichen Erben befindet, der ein absolut unbeschränktes Recht über diesen Nachlaß hat, zumal, wenn der Erbe eine impulsive Schwester ist? Der Zweifel ist doch wohl berechtigt, ob dies etwas schlechthin Wünschenswertes ist. Das Verhältnis Nietzsches zu seiner Schwester hat sehr schwere Krisen durchgemacht. Es war ein fortwährendes Sichabstoßen und Wiedersuchen. Das Verhältnis ist niemals zu einer wirklichen Stetigkeit gelangt. Nietzsche hat bisweilen sehr an seiner Schwester gelitten. Sie auch an ihm; kurz es war kein ungetrübtes Verhältnis. Unter diesen Umständen scheint es im Interesse der Wahrheit, wie Nietzsche sein Leben gelebt hat, welche Beförderungen, welche Hemmungen sein Leben erfahren hat, nicht eben zweckdienlich, daß der gesamte Nachlaß unter die Kontrolle einer einzigen, verwandtschaftlichen Beziehung gerät. Overbeck hat das offenbar empfunden. Ich kann mich genauer hierüber nicht aussprechen. Nur das eine sei gesagt, daß Overbeck, ohne Zweifel in der

Der gesamte Nachlaß in den Händen eines einzigen Erben!

späteren Zeit (abgesehen von dem andersartigen Verhältnis zu Peter Gast) Nietzsches einziger Freund, durch den Nietzsche allein noch mit dem Leben zusammenhing, die unbedingte Verpflichtung hatte, seinen Schatz Nietzschescher Briefe zurückzubehalten. Er mußte, wenn die Wahrheit über Nietzsche nicht einzig und allein dem subjektiven Urteil und Ermessen der Schwester anheim gestellt werden sollte, seine Briefe Nietzsches als Gegenüberlieferung sichern, für jetzt und die Zukunft. Overbeck hat es auch hier ganz anders gemacht als andere Freunde Nietzsches. Diese haben größtenteils, wie ich von Frau Förster selbst weiß, die Freundesbriefe Nietzsches gegen hohe Geldzahlungen an die Schwester Nietzsches abgetreten. Wie weise hat sich auch hier Overbeck gezeigt! Frau Förster-Nietzsche hat es nicht an Versuchen fehlen lassen, auch diese Briefe in ihren Besitz zu bekommen. Ihre Bemühungen sind an dem Charakter Overbecks gescheitert. Man begreift, daß sie ihn hassen muß. Sie sieht durch ihn ihr ganzes Lebenswerk zerstört. Ein Mann hätte ihr noch gefährlicher werden können, Peter Gast. Aber sie hat es auf wunderbare Weise verstanden, diesen Mann in ihren Einfluß zu ziehen. Seine Stellung bleibt bei dem Ganzen am rätselhaftesten. Er ist mit Overbeck fast ebenso befreundet gewesen wie mit Nietzsche. Daß er, als Gefolgsmann von Nietzsches Schwester, diesen Feldzug gegen seinen ehemaligen Freund mitmachen kann, ist unbegreiflich. Da ist die Gutmütigkeit, die Nachgiebigkeit, die Geduld, das laisser faire, laisser aller, das Peter Gast kennzeichnet, zu weit getrieben. Peter Gast sollte überlegen, ob er hier nicht eine schwere Schuld auf sich lädt. Er setzt hier durch Geschehenlassen seinem Namen ein schlimmes Denkmal. Denn im stillen weiß er, daß sein ehemaliger Freund Overbeck nicht der Mann ist, wie ihn Frau Förster-Nietzsche darstellt und durch ihre Freunde darstellen läßt."

Hohe Geldzahlungen für Nietzschebriefe

Man mag die persönliche Befangenheit der ehemaligen Mitarbeiter des Archivs einwenden, und wirklich ist in der ganzen deutschen Presse nie von einem Unbeteiligten auch nur das mindeste Fragezeichen hinter das Archivwesen der Frau Förster geschrieben worden. Erst vor kurzem hat Carl Otto Erdmann im „Kunstwart" diesen Mißstand in einem mutigen Artikel öffentlich zur Sprache gebracht: „Vom Monopol auf Nietzsche" (2. Juniheft 1907, S. 294—299): „Meines Erachtens muß jedem, der die schriftstellerischen Leistungen der Frau

Förster verfolgt, der beträchtliche Mangel an kritischem Vermögen, an psychologischer Spürkraft, an Kongenialität mit ihrem Bruder sofort in die Augen springen. So uneingeschränkt sie ihn als Halbgott behandelt, so naiv sie sich immer gerade auf den Standpunkt stellt, den Nietzsche in der jeweilig besprochenen Phase seiner Entwicklung einnimmt: so konventionell und durchaus ‚unnietzschisch' sind ihre Urteile, sobald sie selbständig wertet oder gar glaubt, ihren Bruder ‚verteidigen' zu müssen. Es umweht einen da die Atmosphäre einer gewiß braven, aber völlig spießbürgerlichen Moral. . . Und schwer erträglich wirkt die Art ihrer Verteidigung, bei der man immer wieder versucht wird, von ‚gouvernantenmäßigem' Ton und ‚tantenhaftem' Standpunkte in der Beurteilung zu sprechen. Was würde wohl Nietzsche zu einer solchen Art von Apologie gesagt haben! . . Sollte hier wieder einmal ein eklatanter Fall von der Feigheit der Presse vorliegen? Sollte wirklich Frau Förster, die Hüterin der Archiv-Schätze, in allen Nietzsche betreffenden Dingen eine Art Monopol haben, gegen das niemand anzukämpfen wagt?" Aus Anlaß der sechzigsten Geburtstagsfeier hat Alfred Kerr (unter seinem Pseudonym Peter) im „Tag" (27. Juli 1906) ein Spottgedicht veröffentlicht, das man in Weimar „charmant" fand:

„Unnietzschisch", „gouvernantenmäßig", „tantenhaft"

Die Übermenschin

Nietzsches Schwester sechzigjährig.
Aktus. Feiert sich gehörig.
Jubel-Dame, Bild geschenkt,
Festlich ins Archiv gehängt.

Im Hotel ist unterdessen
Großes Gala-Nietzsche-Essen.
Oben um den Lüster schwebt
Friedrich. Hätt' er's doch erlebt!

Komplimente. Wundersame
Blumenspenden. Telegramme.
Toaste. Reden. Dank. Sperenzchen.
Übermenschenkaffeekränzchen.

Doch — alles das sind Gefühle; es mag es jeder halten, wie er will. Aber das Recht auf Meinungsverschiedenheit hört auf vor der unumstößlichen Tatsache. Mit der Prätension einer königlichen Akademie setzt das Nietzsche-Archiv notorische Pfuscharbeit in Umlauf. Frau Förster spricht z. B. selbst im Hinblick auf einen von ihr zurückgezogenen Band der großen Ausgabe von einer

Die Prätension einer Akademie

„wunderlichen und dürftigen Veröffentlichung, die jeden aufrichtigen Nietzscheverehrer enttäuschen mußte". Deshalb, meint Th. Ziegler (S. VIII), mißtraut man von vornherein jeder weitern um den Eindruck bei Nietzscheverehrern sich ängstlich sorgenden Mitteilung aus dem Nachlaß. Neuestens („Zukunft", 1907, S. 355) macht Frau Förster Miene, sich mit Glimpf aus der Sache zu ziehen: „Bei den früheren Bänden war ich nötig, um den Inhalt zu erklären und nachzuweisen, worauf sich die verschiedenen Bemerkungen bezogen, und wo die dazu gehörigen Dokumente zu finden seien; nur ich weiß ja in dem ganzen Leben meines Bruders genau Bescheid! (!!) Auch existieren die Gründe nicht mehr, die mir früher zur Pflicht machten, für die Veröffentlichung des Archivs als verantwortlich zu zeichnen. Daß mein Name bei den Werken meines Bruders und bei den Briefbänden bisher genannt wurde, hatte nämlich nur den Grund, daß ich für alle Veröffentlichungen der Werke und Briefe die Verantwortung tragen und durch Nietzsches kühne Ansichten keinem andern Unannehmlichkeiten bereiten wollte. (!!) Vor zwölf, vierzehn Jahren wollte niemand die Verantwortung übernehmen. Jetzt, wo über die Größe und den Charakter Nietzsches kein Zweifel mehr herrscht, ist jede Gefahr verschwunden." In Wahrheit hat sich Frau Förster im Verhalten zu ihrem Bruder und dessen Sache stets durch kräftig egoistische Beweggründe leiten lassen. Die widerspruchsvolle Reihe der von ihr in der Archivleitung getroffenen Verfügungen führt sich unschwer auf einen einheitlichen Ursprung zurück, wenn man auf die kaum zu verkennende wohlberechnete Einträglichkeit dieser Verfügungen achtet. Erst fünfzehn sehr teure Bände, dann fünfzehn immer noch nicht billige und schließlich zehn zu normalem Preise — innerhalb zwölf Jahren drei Gesamtausgaben! Als jedoch in der letzten man sich in der vereinbarten Zahl der subskribierten Bogen getäuscht hatte, läßt man das Publikum darunter leiden, indem man einfach den „Fall Wagner", die letzte der von Nietzsche selbst noch herausgegebenen Schriften, wegließ mit der Vertröstung, sie würde später zusammen mit „Nietzsche kontra Wagner" als extra käuflicher Band nachgeliefert werden. Das Archiv hätte längst die Verpflichtung gehabt, einem für jede methodische Benützung Nietzsches empfindlichen Mangel der systematischen Orientierungsmöglichkeit abzuhelfen durch Erstellung eines genauen Generalregisters; die Arbeit war auch bereits geleistet durch Heinrich Driesmans;

Der „Fall Wagner" nicht in der Taschenausgabe!

die bitterbösen Erfahrungen, die er bei dieser Gelegenheit mit dem Archiv zu machen hatte, trotzdem der allgemeine deutsche Schriftstellerverein durch Übernahme der Gerichtskosten ihm beizuspringen suchte, hat er in der „Feder" (1906, 15. August, Nr. 172) geschildert: „Im Sommer 1903 bot ich der Frau Förster-Nietzsche den Entwurf zu einem Register für die Gesamtausgabe von Friedrich Nietzsches Werken an. . . . Ich schickte ihr darauf das Manuskript, und sie erklärte sich befriedigt bis auf einiges, das ihr wichtig erschien und sie mich noch nachzutragen bat. Ich unterzog mich auch noch dieser Arbeit, und überhändigte ihr das solchermaßen vervollständigte Manuskript wieder auf ihren ausdrücklichen Wunsch im Frühjahr 1904, worauf sie sich mit Schreiben vom 24. April für befriedigt erklärte, was sie in anerkennenden Worten aussprach, indem sie die Annahmebedingungen wiederholte, womit ich mich in Rückäußerung wiederum einverstanden erklärte. Ich hatte also im Auftrag von Frau F.-N. eine Arbeit von etwa dreiviertel Jahr in das Manuskript gesteckt. Die Drucklegung wurde zu Ende Mai in Aussicht gestellt und Druckproben einstweilen hergestellt. . . . Ich besuchte Herrn C. G. Naumann Ende August auf der Durchreise in Leipzig, um mich über den Stand der Sache zu erkundigen. Da hörte ich, daß er (C. G. N.) vor ein bis zwei Jahren überhaupt nicht an die Drucklegung denke, da er erst nach Fertigstellung der Gesamtausgabe von Nietzsches Werken kontraktlich verpflichtet sei und vorher gar kein Interesse daran habe. Nach meiner Rückkehr ersuchte ich Frau F.-N. im Hinblick auf diese bei unserer Vereinbarung unvorhergesehene lange Wartezeit um einen einstweiligen Vorschuß, der auch zugesagt wurde. Dabei äußerte sich aber Frau F.-N. in einer mit ihrer früheren Beurteilung im Gegensatze stehenden Weise „abfällig" über meine Arbeit. Sie habe diese inzwischen neu geprüft und gefunden, daß sie nicht den Anforderungen des Archivs entspreche, und legte mir nahe, einen eigenen Verleger dafür zu suchen. . . . Nun behauptet sie, sie habe die Arbeit Herrn Peter Gast zu nochmaliger Prüfung übergeben (Brief vom 7. September), der zu der Ansicht gekommen, die Arbeit sei verfehlt! Aus dem „Gutachten" des Herrn Gast, das vorliegt, geht aber hervor, daß Herr G. die Arbeit in ihrer fertigen Gestalt überhaupt nicht in Händen gehabt hat! . . . Der einzige, der meine fertige Arbeit inzwischen einer erneuten Prüfung unterzogen, war Dr. Ohler in Halle, Neffe der Frau F.-N.

Das Generalregister zur Gesamtausgabe

und Mitarbeiter im N.-Archiv. Dieser Herr erklärte mir in einer persönlichen Zusammenkunft, die er im Auftrag seiner Tante nachgesucht hatte, daß er den Standpunkt des Herrn Gast meiner Arbeit gegenüber nicht zu teilen vermöchte, indem er diese vielmehr für brauchbar und druckfähig halte... Ich unterbreitete die Angelegenheit zunächst dem Allgemeinen Schriftstellerverein in Berlin, der meinen Standpunkt vollkommen teilte, und den Prozeß für mich zu führen beschloß. Ein Vergleichsvorschlag von der andern Seite war unannehmbar, da dieser in einer Form und Ausdrucksweise abgefaßt erschien, womit ich mein literarisches Todesurteil unterschrieben hätte. Es hieß darin etwa, daß meine Arbeit zwar minderwertig sei, und kaum Aussicht auf Erfolg verspreche, daß man aber doch den Versuch mit ihr wagen wolle! So mußte denn die gerichtliche Entscheidung angerufen werden, die jüngst gefallen ist und dahin lautete, daß meine gesamten Ansprüche abgewiesen und ich auf Grund der Wiederklage der Frau F.-N. verurteilt wurde, anzuerkennen, daß kein Verlagsvertrag bestehe, und endlich, das vor Jahr und Tag entrichtete Honorar mit Zins und Zinseszins zurückzuzahlen. . . . So das Landgericht in Sachsen-Weimar. Wir haben nach dieser Erfahrung auf die weitere Rechtspflege in diesem deutschen Bundesstaate verzichtet. . . . Frau F.-N. hat noch vor Ablauf der Berufungsfrist das Urteil unnachsichtlich vollstrecken lassen. Der Vorstand des Allg. Schriftstellervereins wandte sich an Frau Förster-Nietzsche, die Mitglied des Vereins ist, und bat seinerseits um Nachlaß von Kosten, da durch Schwächung der Vereinskasse die allgemeinen schriftstellerischen Interessen geschädigt würden. Die Antwort erfolgte durch den Rechtsanwalt der Frau Förster-Nietzsche und war gänzlich ablehnend."

Der Prozeß mit Heinrich Driesmans

Das Verfahren einer möglichst lukrativen Ausbeutung hat den Veröffentlichungen des Archivs überhaupt den Stempel aufgedrückt. Frau Förster hat vor sieben Jahren in einem ausführlichen Feuilleton über das Recht an Briefen es als eine besondere Wohltat verkündet, daß die publizistische Verwertung von Briefen ausschließlich und strengstens den Rechtsnachfolgern des Briefschreibers zustehe. Auf diese, wie sich nun zusehends herausstellt, ganz willkürliche Auffassung baute sie manchmal geradezu terroristische Ansprüche; so verirrten sich einmal in das Feuilleton einer der größten deutschen Zeitungen wenige Zeilen aus einem Originalbriefe Nietzsches, und Frau Förster begnadigte die schuldige

Die lukrative Ausbeutung der Manuskripte

und reumütig zu jeder Abfindung erbötige Redaktion zu einem stattlichen Weihnachtsgeschenk an einen dem Archiv befreundeten deutschen Dichter. Die hauptsächlichsten Briefbestände, an Rohde, an von Gersdorff, zieren in reichlicher Auslese die Biographie und füllen zugleich die Separatbände; die Auszüge aus dem „Willen zur Macht" erstrecken sich im Schlußband der Biographie zur Broschürenstärke von hundertsechsunddreißig Groß-Oktav-Seiten. Das Tollste aber hat Frau Förster geleistet mit der Verwurstung des Ecce homo. Dieses letzte Originalwerk aus Nietzsches Hand, in dem sich allem Anschein nach sein Wille zur Konzentration und streng thematischen Durchführung erfolgreich verwirklicht hat, verzettelte die Schwester nach ihrem eigenen Geständnis (Anmerkung zu II, S. 891) durch den zweiten Biographieband in nicht weniger als vierundzwanzig größeren und kleineren Fetzen; sie wiederholte und erweiterte diese Ausschnitte gelegentlich in den Vorreden zur Taschenausgabe und in ihren polemischen Artikeln (z. B. „Zukunft" 1907, S. 357). Ja, noch mehr, sie schloß diese Schrift vom Generalkontrakt mit der Firma C. G. Naumann aus und verkaufte sie dem Inselverlag, wodurch sie ein- für allemal die Möglichkeit verwirkt hat, Ecce homo in demjenigen Zusammenhang herauszugeben, für den es Nietzsche bestimmt hat. Die kühne Vermutung Ernst Horneffers, der „Antichrist" sei für Nietzsche nicht mehr das erste, sondern schlechthin d a s Buch der Umwertung gewesen, ist abgesehen von ihrer eigenen Evidenz durch die urkundliche Gegenprobe zur völligen Gewißheit geworden. Von diesem Buche erwartete er die radikale Zerstörung der gegenwärtigen Geisteswelt, und zur Sicherung dieser Wirkung wollte er seine Autobiographie vorausschicken. In einer Ausgabe, die nur von ferne und nur den allgemeinsten Intentionen des Verfassers entspräche, wäre es somit unerläßlich, das Ecce homo mit dem „Antichristen" in einem Schlußbande zu verschwistern. In diesen beiden Gipfelbüchern hat sich Nietzsche mit vollem Bewußtsein als Fanatiker pur sang ausgegeben: er, dem vor nichts mehr graute, als vor Verwechslung, wollte in voller, erschreckender Nacktheit angeschaut sein. Was er seit dem Zarathustra verfaßt hatte, galt ihm nur als Trabanten um das Zwillingshauptstück Ecce homo-Antichrist. Das war das Buch, das hätte bleiben müssen, wenn Nietzsche selbst oder sonst ein Schiedsgericht vor die Wahl gestellt gewesen wären, ein einziges aus der den übrigen bestimmten Vernichtung retten zu dürfen! Und wie hatten seine beiden ersten

Die Verzettelung des „Ecce homo"

Nachlaßverwalter gerade diese beiden Hälftenstücke instinktiv in ihre ängstliche Hut genommen: Peter Gast hat Ecce homo abgeschrieben und Overbeck Antichrist! Was tut das Archiv, die wissenschaftliche Zentralstation aller Nietzscheforschung? Sie bringt Nietzsche um seinen Hauptakzent; sie knickt die Pointe, auf die nicht nur ihm, sondern überhaupt alles angekommen wäre! Und doch hat Frau Förster diese unglaubliche Anordnung aus allem andern als aus Gedankenlosigkeit getroffen. Nie ist sie überlegter und berechnender zu Werke gegangen, als bei dieser Eskroquierung des Ecce homo von der Gesamtausgabe. Zum guten Glück hatte Overbeck den Druck sistiert! Mit diesem Prachtstück konnte sie ja der dicksten Biographie den Rücken stärken! So wenig sie sonst vom Bruder tatsächlich wußte — mit diesem einen Manuskript hatte sie alles in der Tasche. Nur galt es zu geizen; erst wenn alles andere unter Dach war, sollte diese Schrift als Ganzes heraus. Wenn sie diesen eigentlichen Schlüssel zum Verständnis Nietzsches für sich behielt, so konnte sie den Bruder möglichst lange in — Verschluß behalten und fesselte die authentische Nietzscheinterpretation unausweichlich an ihre Person! Sowohl die jahrelange Sequestration, als auch die nun bevorstehende Luxusausgabe begründet Frau Förster mit Geheimstellen. Deshalb weil auf einem Titelblatt bemerkt ist „Nur für meine Freunde", so erscheint Ecce homo nur in einer Connoisseuredition von sechshundert Exemplaren, „die wahrscheinlich Bankdirektoren, Börsenspekulanten und andern Männern der Bildungselite zugänglich sein wird". („Kritik der Kritik" 1907, Heft 9, S. 159.) Sobald diese kostbare Erstausgabe abgesetzt ist, wird sich wohl das Schwesterherz erweichen und etwa eine Mittelstand- und schließlich vielleicht gar noch eine Volksausgabe veranstalten, denn sie äußerte einmal, von Ecce homo sei der Zarathustraabsatz zu erwarten: achtzigtausend Exemplare! Sie hat das Recht dazu; sie kann mit ihrem Eigentum anstellen, was sie will; wo etwas durch das Urheberrecht unantastbar verbrieft und versiegelt ist, würden sich sittenrichterliche Anwandlungen lächerlich ausnehmen. Also: habeat sibi! Ecce homo und Antichrist werden nie unter einen Hut kommen, sie, die für Nietzsche so verwachsen waren wie zwei Finger an einer Hand. Hingegen darf man füglich gespannt sein, wie lange sich das gebildete Deutschland noch vormachen läßt, es gehe im Nietzsche-Archiv wissenschaftlich zu. Der schönste Köpenikerstreich! Eine Krähwinkelei sondergleichen! Fünf-

„Antichrist" und „Ecce homo" auseinandergerissen

Die Connoisseurausgabe des Ecce homo

zehn Jahre lautes Gelehrtengetue — und nun läuft es aus, wie das Hornberger Schießen! Diese Operation, durch die das Ecce homo vom Antichrist weggeschnitten wird, wie der eine siamesische Zwilling vom andern, ist das dumm-dreisteste, blamabelste Schildbürgerstück, dem je die deutsche Wissenschaft zu Gevatter stand!

Man muß sich nur fragen: Wie ist so etwas möglich? Als Antwort gelte die weitere Frage: War wirklich Overbeck so sehr auf dem Holzwege, als er in Nietzsche kopfschüttelnd einen sublimen Pechvogel sah? Der Eiferer für das „Taceat mulier" rettungslos ausgeliefert an Frauenlogik und Frauenrhetorik! Und das von dem „alten Weiblein", das (laut Biographie II, S. 561) Zarathustra den Rat gab, die Peitsche nicht zu vergessen! Wie es möglich war? Nun — diese Frau beherrscht vollkommen alle Dehors; sie hat tausend dünne Schnürchen in den Händen, und mit jedem lenkt sie irgendeine kleine Äußerlichkeit. Es ist schwer, sich ihrem Hasse, unmöglich jedoch, sich ihrer Huld zu entziehen. Hundert Schritte von ihrer Schwelle — und man ist eingeladen! Man unterschreibt eine Adresse, die gegen sie gerichtet ist, — und erhält zur Strafe ihr neustes Opus geschenkt! Und dann vor allem — die Pythia auf dem Dreifuß! Sie bringt fertig, was sie will, nur allein durch die Macht des Orakels. Ernst Horneffer berichtet über die Arbeitsbedingungen, unter denen die Sachverständigen des Archivs Wissenschaft zu treiben haben (S. 16/17): „Mir hat den Aufschluß gegeben die Publikation der Briefe Overbecks an Peter Gast, die durch Bernoulli in der ‚Neuen Rundschau' jüngst erfolgt ist (Januarheft 1906). Dort habe ich zum erstenmal Kenntnis von der Gestalt des Druckmanuskriptes des Antichrist erhalten, die alles erklärt. Der Antichrist ist, wie sich daraus ergibt, mit einem völlig falschen Titel bisher von Kögel und Seidl ediert worden. Ich selbst habe das Manuskript des Antichrist nie gesehen, sonst hätte ich den Zusammenhang wohl auf den ersten Blick erkannt. Man darf nicht glauben, daß die Herren, die im Nietzsche-Archiv tätig gewesen sind, auch nur unter den primitivsten Voraussetzungen gearbeitet haben, die wissenschaftliche Arbeit erfordert. Wir bekamen weder die Manuskripte der Werke, die nicht unmittelbar zu edieren waren, noch auch das Briefmaterial in die Hand. Nach der wissenschaftlichen Einsicht von Frau Förster-Nietzsche war das unnötig. Wenn wir nicht die von Brandes publizierten Briefe Nietzsches an ihn gehabt hätten, so hätten wir überhaupt nichts machen können.

Die Geheimbestände des Archivs

Das ganze Bestreben von Frau Förster-Nietzsche war immer darauf aus, im Übergewichte zu bleiben, ihre Herausgeber ja nicht zu klug werden zu lassen. Dem wurde alles andere geopfert, auch die wissenschaftliche Feststellung der wichtigsten Tatsachen."

Nietzsches Absichten durchkreuzt durch die Absichten der Schwester

Dem Scheine nach soll das Archiv die Absichten und Hoffnungen Nietzsches bis in die feinsten Fältelungen hinein verwirklichen; in Wahrheit durchkreuzt und knechtet Frau Förster Nietzsches geistige Hinterlassenschaft durch die Tyrannei ihres eigenen Willens. So unüberlegt oder scheinbar unüberlegt sie im einzelnen wirtschaftet, handelt sie doch nach einem geschlossenen Plane, der von langer Hand vorbereitet ist: ihr Bruder soll nicht in der Nachwelt fortleben wie er wirklich war, sondern wie sie es für ihre eigene Unsterblichkeit am vorteilhaftesten findet, daß er gewesen sein müßte. In der skrupellosen Ummodelung des historischen Tatbestandes hat sie es schon sehr weit gebracht. Gelegentlich wurden vereinzelte Befürchtungen laut, in was für einem Zustande sie wohl einmal die Geheimpapiere ihres Archivs zurücklassen würde. Als diese Warnrufe nicht mehr leicht zu überhören waren, trat natürlich wieder Peter Gast in die Lücke und spielte das neugeborene Kind (Kritik der Kritik, 1907, Heft 9, S. 151/52): „Frau Förster-Nietzsche hat, im Gegenteil, mit der pietätvollsten Gewissenhaftigkeit, selbst mit großen Opfern gesammelt und behütet, was von ihres Bruders Hand nur irgend erreichbar war. Nietzsche war es, den hie und da die Vernichtungslust anwandelte; seine Schwester war es, die ihm dann dies oder jenes Heft abzulisten wußte und in Verwahrung nahm. Ohne ihren heiligen Eifer besäßen wir nicht die Hälfte des jetzigen Bestandes an Notizbüchern, Blättern, Heften, Mappen, Folianten, Briefen. Und diese Bestände sind durchgehends numeriert, paginiert, mit Inhaltsangaben versehen, mit allen Beschreibungen in Kataloge eingetragen und in diebs- und feuersicherm Schranke untergebracht. Nur wer die intime Geschichte des Archivs und seine Einrichtung kennt, kann die eminenten Verdienste von Frau Förster-Nietzsche um die Erhaltung, Sichtung und Edierung von Nietzsches Nachlaß schätzen, und alle, die Nietzsche verehren und lieben, sind ihr deshalb den größten Dank schuldig." Kann man schwerer von Begriffen sein! Ist da der springende Punkt nicht geradezu umgangen? Gibt Gasts Lobpreis irgendwelche Gewähr, daß nicht doch richtunggebende Dokumente des Nietzsche-Nachlasses den willkürlichen Zwecken der Archivleitung zum Opfer

fallen? Es besteht hier nicht die Absicht, diese Befürchtung als solche auszusprechen, sondern nur eben festzustellen, daß ehemalige und zwar unter sich ganz unterschiedlich geartete Mitarbeiter der großen Gesamtausgabe von dieser Befürchtung sehr peinlich befallen worden sind. Man muß sich nur wundern, wie wenig das öffentliche Vertrauen in die Wissenschaftlichkeit, deren sich das Archiv, unter geflissentlicher Zurschautragung methodischer Allüren, zu rühmen pflegte, erschüttert ist. Erste deutsche Zeitungen stehen den Erlassen der Archivleiterin unbesehen offen; Hardens „Zukunft" ist ihr gefügiges Rezeptakel, und im französischen Schriftwesen herrscht ihr Einfluß durch den „Mercure de France". Dies wird auch so lange vorhalten, als Frau Förster sich auf die Gutmütigkeit anerkannter deutscher Philologen berufen darf; Kurt Wachsmuth, der Schwiegersohn Ritschls, ist inzwischen verstorben, dagegen wirkt die doppeldeutige Stellung, die Rohde zum Archiv eingenommen hat, in der öffentlichen Diskussion doch recht beklemmend nach, insofern Frau Förster unter ausdrücklicher Nennung der Herren Crusius, Schöll und Holzer auf die fortdauernde „unbefangene" Zuneigung des Rohdeschen Kreises unwidersprochen sich berufen kann (neuestens „Zukunft" vom 8. Juni 1907, S. 355). Alle die Nachsicht und gelegentliche Beihilfe, auf die Frau Förster sich stets mit Erfolg zu verlassen versteht, gehen zurück auf die Hochachtung vor Nietzsche und auf die sentimentale Sensation, die das Walten der Schwester zu wecken versteht, wie wenn man es hier eben doch mit einer modernen Iphigenie zu tun hätte, die den von Furien verfolgten Heldenbruder von dem Bann seines Wahnes errettete! Ernst Horneffer fährt fort (S. 65/66): „Frau Förster-Nietzsche stellt es immer so dar, als ob sie als Frau und Schwester Nietzsches die schwer Verfolgte sei, als ob ihre Stellung die denkbar schwierigste sei, die sie gegen eine Welt von Feinden behaupten müsse. Die Wahrheit ist auch hier wieder das Umgekehrte. Sie hat durch die Gunst der Umstände sich eine uneinnehmbare Stellung erobert, oder vielmehr, diese sichere Stellung ist ihr wie ein Geschenk von oben gekommen. Nietzsche ist dahingegangen, kurz bevor sein Ruhm begann. Alle die Ehrfurcht, die Liebe, die Begeisterung, die man ihm schenken möchte, aber nun nicht mehr schenken kann, überträgt man ganz unbewußt und unwillkürlich auf die Schwester, zumal sich diese um ihren Bruder und dessen geistiges Erbe so bemüht zeigt. Sie hat alle Gelehrten, Künstler, Kritiker als

Das Interesse deutscher Gelehrten und der Presse am Archiv

treue Gefolgschaft. Die literarische Öffentlichkeit in Deutschland wagt kaum gegen sie das Wort zu erheben. Sie hat die Verhältnisse glänzend zu nutzen gewußt. . . . Man treibt mit der Schwester Nietzsches einen Kult, der gefährlich wird. . . . Erst wollte man Nietzsche nicht aufnehmen, nun betet man bedingungslos an alles was von Nietzsche, ja nicht einmal von ihm, sondern nur von seiner Verwandtschaft kommt. . . . Die Vielgeschäftigkeit, mit der Nietzsche den Zeitgenossen in nervöser Hast vorgeführt worden ist, hat ihn nicht verdeutlicht, sondern verdunkelt."

„Ein Kult, der gefährlich wird"

Zum Schluß ein kulturgeschichtliches Beispiel, wie unerschöpfliche Nachsicht und ehrlicher Unwille heutzutage sich in das öffentliche Urteil über das Nietzsche-Archiv und seine Stifterin zu teilen haben. Nietzsche hatte in der Umwertungszeit, wie wir wissen, mit dem Feuilletonredakteur des Berner „Bund" J. V. Widmann und dessen Freund und hervorragendsten Mitarbeiter Carl Spitteler sich vorübergehend ausgetauscht und zwar gegenseitig in einem Halbgemisch von Hochachtung und Antipathie. Diese charakteristische Berührung wurde von beiden Seiten zwanzig Jahre lang beschwiegen; auf die Veröffentlichungen der Frau Förster im „Morgen" vom 27. September 1907: „Friedrich Nietzsche und die Kritik" haben beide Beteiligten öffentlich quittiert. Widmann (im „Bund") so artig und säuberlich wie möglich, indem er von der „feinsinnigen Frau mit dankbarer Anerkennung" spricht für die Mühe, die sie sich gegeben, „den verbindenden Text zu den von ihr mitgeteilten Briefen ihres Bruders in wohlwollender Weise zu schreiben; es ist wirklich eine glättende, mild versöhnliche Frauenhand, die man da spürt, wo in den Briefen ihres Bruders die Stimmung gegenüber den beiden Schweizer Dichtern in Unmut umschlägt." Anders Spitteler; ihm reißt die Geduld und er zieht vom Leder („Die Zeit", Wien, 24. Oktober 1907, Nr. 1826): „Das walte Gott vor! Sie (die Tatsache, daß Nietzsche in Spitteler einen Nachbarn, einen Vorläufer erhielte) liegt unbequem, weil dadurch möglicher-, ja wahrscheinlicherweise dem blindeifrigen Treiben des Weimarer Nietzsche-Tribunals ein Dämpfer aufgesetzt würde. Nun, was das betrifft, so gestehe ich offen, den Dämpfer würde ich begrüßen, und viele andere mit mir. Nämlich die Unduldsamkeit, die Händelsucht dieser heiligen Nachlaßinquisition ist nachgerade zu einer förmlichen Landplage geworden. Ist doch kein Mensch, der je mit Nietzsche ein Wort oder eine Feder gewechselt hat, seines

„Die Händelsucht dieser heiligen Nachlaßinquisition"

Friedens und seines ehrlich erworbenen literarischen Leumundes mehr sicher. Das ist Überpietät. Überhaupt — finden Sie nicht auch? — der Deutsche raucht einen bösartigen Weihrauch. Er hat immer die Sucht, während er vor dem Gottlieb auf dem Bauch liegt, den Gotthold ins Bein zu beißen. . . Während mein Name bis vor kurzem im Verborgenen blieb, genießen Nietzsches Werke, wie Sie wissen, schon seit zwanzig Jahren den verdienten Ruhm. Wie dann allmählich der Ruhm zum Weltruhm ausartete, hernach zur Religion und zur Mode, das haben Sie ja alle miterlebt; Sie haben Nietzsche-Fanatiker und Zarathustra-Zeloten aufwachsen sehen und Nietzsche-Gigerl, Sie haben gesehen, wie schließlich eine förmliche Kirche daraus hervorgedieh, garniert mit dem ganzen Zubehör von Zänkereien und Ketzergeschichten, mit Anathemen gegen manichäische, unbotmäßige Nietzscheaner."

Nietzsche wäre unfehlbar einer mörderlichen Kulturlüge meuchlerisch zum Opfer gefallen. Sein schlichter Freund Overbeck hat einigen Charakter besessen — und siehe da! Das Kartenhaus der Archivherrlichkeit stürzt über Nacht zusammen! Dieser alte Mann, über dessen vorbehältliches und zögerndes Wesen man zusehends den Kopf schüttelte wie über einen, der nicht bis drei zählen kann, hat sich mit dem lautlosen Stolze seiner zähen Renitenz ein Kulturverdienst erworben, das ihm die Nachwelt wahrscheinlich noch besser danken wird als die Mitwelt. Was Nietzsche wirklich not tat, war gar nicht so sehr ein Freund, der in Treu und Glauben zu ihm Ja und Amen sagte. Die Lehre kommt bei Nietzsche erst in zweiter Linie; er hätte das wahrscheinlich selbst kaum wahr haben wollen, und doch ist es so. Mit Nietzsche kommt unter uns die neue Sorte Philosoph auf, der nicht Gegenstand des Wissens, sondern Gegenstand der Anschauung zu sein hat. Deshalb bedurfte Nietzsche eines Beistandes, der über ungenierte kritische Ellenbogen verfügte, um Raum zu schaffen für Nietzsches Biographie. Das hat Overbeck getan. Die Sympathie für die Verkörperung einer epocheschaffenden Übergangserscheinung, wie Nietzsche es war, lag in Overbecks Natur durchaus vorbereitet. Seine Begabung zum Historiker ließ ohne eigene Willkür nur nach der Skala der Weltgeschichte menschlichen Anspruch auf Ruhm gelten. Wenn Overbeck Nietzsche sozusagen nur auf Probe Größe zuspricht, so ist damit, in Anbetracht der hohen Warte, von der aus geurteilt wird, Nietzsche in keiner Weise herabgesetzt. Ja dieses Urteil verträgt sich sogar mit einer ganz

Overbecks Renitenz ein Kulturverdienst

tüchtigen Portion Glauben an Nietzsche. Overbeck war fest davon überzeugt, daß die Zukunft, und zwar nicht bloß die nächste, durch Nietzsche hindurch müsse. Luther ist wahrhaft groß, und Goethe ist wahrhaft groß, und Bismarck ist wahrhaft groß; sie alle haben ein gewaltiges Werk hinterlassen, an dem niemand hinterher mehr rütteln kann; ihre eigene Hand hat ihrer Schöpfung ihr festes Gesicht gegeben, das nun einmal so und nicht anders ist. Anders steht es einstweilen noch mit Nietzsche. Sein Werk ist auf die Mitwirkungen der Empfänger angewiesen, es ruht nicht auf eigenen Füßen, es kann sich nur halten, wenn es durch die ihm entgegengebrachte Liebe gestützt wird. Diese Abhängigkeit braucht aber Nietzsches Ruhm nicht verhängnisvoll zu werden. Im Gegenteil, nichts wird diesen Ruhm, wankend wie er zur Zeit noch ist, besser zu festigen imstande sein, als der Zwang zur Mittätigkeit, zur reiflichen Ausbrütung der erhaltenen Empfängnisse, den Nietzsche in den ehrlichen seiner Leser zurückläßt. Nietzsche hat in sich einen unüberwindlichen Stachel gespürt. Er hat sich dadurch umgebracht, daß er mit wütendem Willen sich diesen Stachel aus dem Leibe riß — und nun steht er da und stößt diesen Stachel jedem freien und geistigen Menschen ins Herz: Hinweg Kirche und Skepsis, sage Ja zur Welt, liebe das Leben, recke dich empor nach Ziel und Vollendung! Nietzsches Tat an uns ist die Mitteilung nicht einer neuen Wahrheit, sondern eines neuen Lebensgefühls. Er ist der Mann, an dem sich jeder einzelne von uns orientieren kann über das, was ihm fehlt und was er hat. Damit er uns diesen Dienst leisten kann, müssen wir seine Werke lesen mit einem lebhaften und intimen Gefühl für das dahinter stehende Leben. Ohne den aufrichtigen Sinn für die Biographie kann es mit der Lektüre von Nietzsches Schriften niemals weit her sein.

Nietzsches Werk auf den Empfänger angewiesen

Die Nietzsche-Archive in Naumburg und Weimar bezeichnen ein Vorstadium in der öffentlichen Wirkung Nietzsches. Frau Förster gibt selber bekannt (S. 67 ihrer Broschüre): „Sobald das ‚Ecce homo', die neue Ausgabe des ‚Willens zur Macht' in den beiden großen Gesamtausgaben (groß und klein Oktav) und die philologischen Bände veröffentlicht sein werden, was noch ungefähr zwei Jahre in Anspruch nehmen wird, ist die dem Nietzsche-Archiv gestellte Aufgabe eigentlich beendet. Das Archiv ist ja nur für den literarischen Nachlaß begründet worden und war ein Notbehelf." Sicher ist, daß der europäische Wille zur Kultur

sich von nun an erst recht mit Nietzsche auseinanderzusetzen haben wird. Und sicher ist ferner, daß bis jetzt das Nietzsche-Archiv uns am meisten gehindert hat, die entscheidende Abrechnung mit Nietzsche an Nietzsche selbst zu vollziehen. Im Archiv fand man immer alles gleich „komisch". Dieses Wörtchen spielt eine führende Rolle im Sprachschatz der Archiverlasse. Von nun aber soll es um Nietzsche herum ernst werden; jetzt muß es sich weisen, wie der Würfel fallen wird, ob für ihn oder gegen ihn.

8. Die gegenwärtige Nietzschekrisis

Nietzsches Wirkung in Deutschland

in Würdenträger deutscher Wissenschaft, der von hochoffizieller Stelle aus einmal sein Anathem gegen Nietzsches „Gottlosigkeit" geschleudert hat, soll im kleinen Kreise sein Urteil über Nietzsche in die lächelnde Befürchtung gefaßt haben: „Wenn nur unser Kaiser nie hinter Nietzsche kommt!" Seine Eigenschaft, im deutschen Geistesleben als Explosivstoff zu wirken, hat Nietzsche bereits bewiesen. Im Königslande Preußen zumal, auf dem Mutterboden des Friederizianischen Denker- und Krieger-ideals, könnte dem Sohne dieses Landes eine Auferstehung beschieden sein. Er war an Königsgeburtstag geboren und trug den preußischen Königsnamen Friedrich Wilhelm. Aber ist er jetzt „zeitgemäß?" Der Nietzsche befreundete Professor Heinrich Gelzer erzählt: „Als im Frühjahr 1897 Band XI und XII von Nietzsches Schriften erschienen, hatten fünfzig Reichsboten der Reihe nach auf das Exemplar der Reichstagsbibliothek pränumeriert. Kaufen konnte es natürlich keiner dieser führenden Geister auf dem Gebiete des Staatslebens." Der deutsche Katholikentag hat Nietzsches Namen, sobald er anfing lebendig zu werden, der Ordnung halber gleich in Acht und Bann getan. Eine ebensolche offizielle Verurteilung Nietzsches wäre sich der kirchliche Protestantismus eigentlich schuldig. Aber eines seiner Häupter, darauf aufmerksam gemacht, wehrte ab mit dem Bedeuten: „Das Beste ist, man spricht von Nietzsche so wenig als möglich." Ein preußischer Oberlehrer wiederum, Walter Jesinghaus („Nietzsches Stellung zu Weib, Liebe und Ehe", 1906, S. 25) erzählt, der hervorragende Pädagoge Dr. Mathias, vortragender Rat im Ministerium, habe in seiner Gegenwart geäußert, es wäre sehr vorteilhaft, wenn sich in einem Lehrer-

kollegium einmal ein Vertreter fände, der privatim mit den Primanern den „Zarathuſtra" leſen könnte. Alle dieſe unter ſich nicht zuſammenhängenden und ſich ſogar widerſtreitenden Vorfälle ſind doch ebenſoviele Symptome für die fermentative Wirkung Nietzſches im heutigen Deutſchland, die, ſo ſporadiſch und ſubkutan ſie ſich im öffentlichen Leben noch äußern mag, doch eines Tages den deutſchen Kulturprozeß in Gärung verſetzen wird.

Der Ausbau der Wirkung Nietzſches durch Organiſation

Dem militäriſchen und bureaukratiſchen Ordnungsſinn der Reichsdeutſchen entſpricht es ebenſoſehr als es der lockeren, brüchigen, deutungsbedürftigen Geſtalt von Nietzſches Werk entſpricht, die Pflege ſeiner Gedanken, den Ausbau ſeines Syſtems zum Gegenſtande einer Organiſation zu machen. Die Gründung des Archivs war ein ernſter Verſuch, aber ſchon heute nicht mehr der einzige in dieſer Richtung. Die Wirkſamkeit des Privatgelehrten und Schriftſtellers Dr. Ernſt Horneffer in Leipzig fällt durchaus unter dieſen Geſichtspunkt. Man hat dabei zu bedenken, daß der örtlichen Stabilierung der chriſtlichen Religionsbeamten als Diener an einem beſtimmten Kultuslokale die Wanderpredigt der antiken Bettel- und Barfüßerphiloſophen entgegenſteht, die von Dorf zu Dorf und von Stadt zu Stadt reiſen, um ihre Weisheit an den Mann zu bringen. Es ſpricht für Nietzſches Ausnahmeſtellung, daß auf ihn unter uns eigentlich zum erſtenmal wieder dieſe Art der Verkündigung und Anhangswerbung Anwendung gefunden hat, zunächſt mit Horneffers „Vorträgen über Nietzſche, Verſuch einer Wiedergabe ſeiner Gedanken", die auch durch den Druck in mehr als zehntauſend Exemplaren verbreitet ſind, beſonders aber mit der bereits (S. 193) erwähnten Vortragstrilogie: „Die künftige Religion", mit der er nun ſchon im dritten Jahre in den bedeutenderen Städten Deutſchlands zum Kampfe um eine öffentliche Sinnesänderung im Geiſte Nietzſches aufgerufen hat. Dabei iſt von Bedeutung, daß ſich dieſe großzügige Propaganda gänzlich unabhängig vom Nietzſche-Archiv entfaltet hat, daß ſie aber überhaupt auf eigenen Füßen zu ſtehen ſich beſtrebt und deshalb auch unabhängig von Nietzſche ſelbſt, von dem ſie nur eben den belebenden Anſtoß empfangen haben will, ihre Weiterentwicklung anſtrebt. Wir haben es ſchon bei Schlafs Überwindungsverſuch beobachtet und an Ernſt Horneffer tritt es noch deutlicher zutage: die von Nietzſche ergriffenen Geiſter, die ſich zu ſchöpferiſcher Betätigung berufen fühlen, ſind alsbald auf ihre Abhängigkeit von ihm beinahe

eifersüchtig und glauben es ihrer Selbständigkeit schuldig zu sein, soviel wie möglich über den einstigen Befreier und Erlöser hinauszustreben, wahrscheinlich ohne zu ahnen, wie sehr sie gerade mit diesem Triebe nach Verselbständigung Wirkungen von ihm sind. Ernst Horneffers Nietzschemission erfuhr übrigens eine interessante Ergänzung durch die auf denselben Gegenstand gerichtete, aber gänzlich anders geartete Mitarbeit seines Bruders Dr. August Horneffer. Diese beiden Gelehrten beweisen sich mit der rein erfahrungsmäßigen, manchmal fast nüchternen Robustheit ihrer Moral- und Gesellschaftskritik als gute Söhne ihrer pommerschen Heimat, der sie wohl vor allen Dingen den guten, unbeirrbaren, trockenen Kämpfermut verdanken. Natürlich hat Overbeck mit seiner standhaften aber doch nur passiven Ehrlichkeit nur die erste Hand angelegt; soll nun wirklich die Sache Nietzsches als Gegenstück zur religiösen Befangenheit und zur skeptischen Ratlosigkeit unserer Tage durchgeführt werden, so verlangt das derbe Arbeit und breite Hände. Mit einer festen und kontrollierten akademischen Tätigkeit ist eine mutige Parteinahme für Nietzsche in Deutschland vorerst wohl nicht vereinbar; die Paradepublika, die die Mehrzahl der deutschen Universitätsphilosophen Nietzsche widmen, sind einstweilen weit eher erwünschte Gelegenheiten, hinter ihm Verstecken zu spielen, als sich zu ihm zu bekennen. Besonders da, wie mehrfach festzustellen war, die offizielle deutsche Wissenschaft die Mißhandlung, der Nietzsches Hinterlassenschaft in seinem Archiv zunehmend ausgesetzt ist, ohne jeden Protest mit freundlicher Nachsicht, ja zum Teil sogar mit ausdrücklicher Zustimmung begleitet hat. Da wäre es denn noch ein Ehrentitel für das Archiv, wenn auch ein unfreiwilliger, daß in seinem Schoße sich zwei Arbeiter für Nietzsche geschult haben, die nun Manns genug sind, auf eigene Gefahr für ihn einzustehen. Die nötige Kritik und der nötige Enthusiasmus finden sich in diesem leiblichen Brüderpaare verkörpert vor. Frau Förster spricht („Nietzsche-Archiv" S. 67) von Ernst Horneffers „unglaublich geschmackloser und konfuser Religionsgründerei, die dem Geiste meines Bruders so vollständig entgegengesetzt ist und sicherlich auch von Overbeck abgelehnt worden wäre"; sie erwähnt zudem ein Urteil von Julius Hart: „Ernst und August Horneffer bekennen sich vor allen andern zu Nietzsche und sehen in ihm den eigentlichen Begründer einer neuen Weltanschauung. Dann aber sagen sie sich auch wieder in den

Derbe Arbeit und breite Hände

allerentscheidendsten, wichtigsten und grundlegenden Fragen von Nietzsche los und stehen ihm durchaus gegensätzlich gegenüber, und man versteht gar nicht recht, warum sie überhaupt Wert und Gewicht darauf legen, als Nietzschepropheten zu gelten." Wenn Julius Hart so urteilt, so hat er eben nicht erwogen, daß Nietzsches Philosophie, so wie zur Zeit die Dinge liegen, auf die deutschen Kulturverhältnisse praktisch einfach nicht anwendbar ist, daß also, wer sich gedrungen fühlt, für Nietzsche etwas zu tun und in seinem Sinne Hand anzulegen, dies fürs erste nur auf dem Wege der Transposition und Anpassung erreichen kann. Auch mir sind die zum Teil fundamentalen Nietzschemißverständnisse der Gebrüder Horneffer nicht entgangen; ich will daher, um mich vor jedem Vorwurf der Parteilichkeit oder Überschätzung zu sichern, dies näher ausführen. In dem von ihm verfaßten ersten Teil der gesammelten Reden und Aufsätze: „Das klassische Ideal" vertritt August Horneffer den ästhetischen Grundsatz des strengen, formal gebundenen, womöglich in die langgezogene Satzperiode oder Strophe gebannten Stiles; wer an Nietzsche lernen will, kann dies zwar gelten lassen, wird es aber nicht zur strikten Forderung erheben; denn bei Nietzsche war sowohl Gedanke als Ausdruck so sehr dem Glücksfall der momentanen Impression überlassen, daß wahrscheinlich eine seiner Wirkungen, die ästhetische, eben doch auf die Legitimation des denkerischen und sprachlichen Impressionismus hinauslaufen wird; für die von August Horneffer geforderte stilistische Strenge wäre Spittelers Kunstübung ein günstiges Beispiel; aber gerade gegen ihn hat Nietzsche (in der schon Bd. II S. 106 bezeichneten Stelle) das grundsätzliche Recht des Impressionismus unzweideutig betont. Eine weitere Grenze in August Horneffers Nietzscheverständnis ist ein Versagen vor dem Fanatikerstadium; gewiß wird jedem für sein unmittelbares Empfinden der mittlere Nietzsche genießbarer und willkommener sein; kein Widerstreben darf uns indessen für den Anlauf zu weltgeschichtlicher Größe blind machen, den Nietzsche im „Antichrist" nimmt. Endlich exemplifiziert August Horneffer gegen Nietzsche mit Bismarck als Willensmenschen und kettet damit Nietzsche nur noch fester an den Machtbegriff, von dem er besser zu befreien wäre. Überhaupt ergibt sich das, was beide Horneffers mit Nietzsche anzufangen trachten, als ein nationalistisch bedingtes Segment aus dem Vollkreise des überhaupt für die Erhöhung des europäischen Typus

verwendbaren Nietzscheschen Gedankenrepertoirs. Noch viel ausgeprägter zeigt sich die Rücksichtnahme auf die gegenwärtigen reichsdeutschen Zustände bei Ernst Horneffer, der vor allem mit Nietzsches Demokratenhaß ernst macht und die Volkserziehung auf streng monarchische Grundlage stellt; ja er geht noch einen Schritt weiter in der Berücksichtigung aktueller Bedürfnisse, indem er in Anbetracht, daß mit dem Niedergang des nackten Materialismus Religiosität sozusagen Trumpf wurde, den Gewaltstreich nicht scheut, Nietzsches Sache auf den Begriff der Religion festzunageln.[74] Wie viel schärfer und klarer blicken auch hierin die Franzosen! Ernst Horneffer tauft seine Kulturkonzeption „Die Religion der Zukunft", — Jean Marie Guyau dagegen die seinige: „L'irreligion de l'avenir". Damit büßt Ernst Horneffer denn wohl oder übel gerade diejenige Präzision ein, auf die es Nietzsche am meisten ankam: der Gegensatz gegen allen und jeden Obskurantismus. Der Nietzsche, den Ernst Horneffer verkündet, wird sich die Kameradschaft des Verfassers der „Deutschen Schriften", Paul de Lagardes und des Reichsherolds Heinrich von Treitschke gefallen lassen müssen — ein Bündnis, das von vornherein einem beträchtlichen Abstrich, einer starken Verdünnung der ursprünglichen Essenz Nietzsches gleichkäme. Man kann also — und dieser Ansicht war wohl Julius Hart — den Gebrüdern Horneffer einen Vorwurf daraus machen, wenn es ein Vorwurf ist, daß sie unter dem Gesichtswinkel einer nachweisbaren Opportunität sich ihren eigenen Nietzsche zurechtrücken. Aber um der Absicht willen, die sie damit verfolgen, sind sie eben nicht zu tadeln, sondern zu beglückwünschen. Was wäre mit einem Nietzsche geholfen, der, wie es der Lebende war, immer nur Wechsel auf die Zukunft ausstellt? Einmal muß ein Anfang gemacht und Nietzsche in das Triebwerk des Zeitlaufs eingestellt werden; er muß aufhören, unzeitgemäß zu bleiben selbst um den Preis einer gewissen Entstellung und Verrenkung seines Wesens. Mit ungeheucheltem Pathos ruft Ernst Horneffer aus („Ideal" S. 286): „Aber eine tiefe Enttäuschung, fürchte ich, wird meine Hörer befallen, wenn ich sie nur auf die Zukunft verweise. Wir halten es in dieser Dürre und Armut nicht länger aus. Wir wollen etwas unmittelbar Greifbares in Händen haben. Ich weiß, ich kann das Ersehnte nicht bieten. Aber ich will auch nichts verschweigen. Mich heißt die Not der Zeit die Lippen öffnen." Richtig und unrichtig ist Nebensache, sobald das Akademische Nebensache ist und Sein

„Die Religion der Zukunft" und „L'irreligion de l'avenir"

oder Nichtsein des drängenden Lebens ohne Aufschub eine Entscheidung fordert. Ernst Horneffer setzt wirklich seine ganze Kraft daran, einen realen Kontakt herzustellen zwischen den Wünschen, Träumen und Befehlen Zarathustras und den sehnsüchtigen, erwartungsvollen, ungewiß harrenden Volksmassen. Sein Bruder August geht zwar nicht so massiv vor, bleibt aber gerade im Wesentlichen, nämlich in der Herausarbeitung Nietzsches zu einer Tagesfrage, zu einer unaufhaltsamen Aktualität, nicht zurück. Seine Kritik an Nietzsche bringt das Problem wirklich vom Fleck, und seine Prolegomena zu einer Musterausgabe der Werke Nietzsches, die er im Novemberheft der „Süddeutschen Monatshefte" 1907 gegen Ernst Holzer zu verteidigen hatte, werden eben doch dazu angetan sein, den Editionsfatalitäten des Archivs zu steuern und eine wirklich wissenschaftliche Textgestalt von Nietzsches gesamtem Werk zu ermöglichen.

Die Notwendigkeit, aus Nietzsche eine Tagesfrage zu machen

Kann Nietzsche für uns irgendwie Realität werden? Wird er den Übergang überstehen? Wird er nicht über die Schwelle straucheln, die unsere heutige religiös verdumpfte und skeptisch entnervte Zeit von der noch unentdeckten, unerlebten, unerfahrenen Menschenzukunft trennt, wie er sie uns aus seinen Visionen heraus geschildert hat? Da es nun aber Eingeweihte und Sachverständige sein müssen, die die öffentliche Diskussion über Nietzsche durch die gegenwärtige entscheidende Kritik hindurchsteuern, so bin ich nach wie vor der Meinung, zur Aufrichtung einer fruchtbaren Nietzschewissenschaft hätten Außenseiter und nicht abgestempelte Gelehrte die freiere und glücklichere Hand als die führenden Inhaber der offiziellen Philosophenwürde an den heutigen Universitäten in Deutschland. Auch glaube ich alles Wesentliche aus den Schriften der Gebrüder Horneffer leicht und anschaulich zusammenstellen zu können, was mir zum Zweck einer klaren Schlußübersicht auch auf die Gefahr, bereits mehrfach Gesagtes zu wiederholen, gestattet sein mag. Seinen Doppelessay „Nietzsche als Moralist und Schriftsteller" (Jena 1906) leitet August Horneffer mit den Worten ein: „Man hat eingesehen, daß Nietzsche nicht so leicht zu beurteilen ist, wie es anfangs schien. Wirkliche Untersuchungen sind nötig, um über die vieldeutige Erscheinung ins klare zu kommen und die Tragweite von Nietzsches Gedanken ermessen zu können; . . . wir müssen suchen, Nietzsche wirklich und ganz kennen zu lernen." Schon der Titel auf der Broschüre August Horneffers bedeutet

Die Schwierigkeit, Nietzsche zu verstehen

ein Verdienst; er unterscheidet deutlich den inhaltlichen und den formalen Bestandteil am Begriff „Nietzsche" und zwar unter dem unterstreichenden Vortritt des inhaltlichen. Nietzsche in allererster Linie als Moralisten aufzurufen, ist für seine richtige Einschätzung entscheidend — und um so gebotener, als das öffentliche Pauschalurteil Nietzsche gerade als den Zertrümmerer der Moral an den Pranger stellt oder dann, wo es ihn nicht verdammt, sondern schätzt, in den Himmel hebt, das Gedankliche an Nietzsches Werk in den Hintergrund treten läßt, aber ihn dafür als virtuosen Handhaber des Deutschen, als unerreichten Sprachmusiker feiert. Daß man es bei Nietzsche mit einem ursprünglichen und begnadeten Künstler zu tun habe, wird bei den verschiedenst gearteten Lesern der einmütige Eindruck einer Lektüre etwa des „Nachtliedes" im Zarathustra oder der „Siebenten Einsamkeit" sein; jedoch wird die nähere Beschäftigung mit Nietzsches poetischer Anlage jeden Unbefangenen der sicheren Erkenntnis zuführen, auf was für enge Grenzen sein Künstlertum sich angewiesen sah. Seine Gestaltungskraft, das untrüglichste Merkzeichen wirklicher Produktivität, bewährte sich, seine von ihm immerhin gelinde ernst genommenen Tonschöpfungen sowieso ungerechnet, auch auf seinem eigensten Gebiete, dem der Gedankenlyrik, nur unter streng bedingten Voraussetzungen. Hingegen ist ein gutes Teil seiner Ausdrucksfähigkeit der unmittelbare Erguß seiner nach außen drängenden Gefühlsinbrunst, die in dieser ihrer Eigenschaft als Rhetorik besser nicht artistisch zu rubrizieren ist, sondern eben auch ihrer Form nach als pathetisch mitgeteilter Inhalt eingereiht wird. August Horneffer unterscheidet sehr glücklich von Nietzsche, dem Moralisten, den Moralprediger Nietzsche. Dessen zu äußerstem Raffinement ausgefranste Wohl- und Vielredenheit ist nicht so sehr, wie er es wohl haben wollte, auf Bluts- und Wahlverwandtschaft mit antideutschem (polnischem und französischem) Kunstgeschmack zurückzuführen, als vielmehr auf Nietzsches hochgradig erbliche pastorale Belastung.

Mehr Denker als Künstler

So läuft denn jede Bemühung um eine gerechte Einwertung Nietzsches darauf hinaus, festzustellen, inwiefern seiner Gedankenarbeit Gewicht beizumessen sei. Dies abzuwägen, ist bei der schließlich uferlos zerfließenden Subjektivität Nietzsches besonders schwierig. Man kann daher, da man bei jeder Nietzscheerklärung doch zur Hypothese greifen muß, über die durchdachte und tiefgründige Auffassung keineswegs hinweggehen, die Ernst Hor-

neffer in seinem Vortrag „Nietzsche und die Staatsphilosophen als Erzieher" vertritt („Das klassische Ideal", Leipzig 1906). Danach wäre Nietzsche allerdings ein Wendepunkt in der Entwicklung der Menschheit, etwa der fortgesetzte Luther, der umgekehrte Kant. Der kategorische Imperativ muß sich verwandeln in den freien Wert. Wir müssen uns nicht nur selber an den höchsten Wert binden, wie Kant es wollte, sondern wir müssen auch den höchsten Wert erst selbst bestimmen, an den wir uns binden wollen. Wenn der Mensch das Gute, das Ideal sich selber wählt, so wird er es auch von ganzem Herzen lieben, die selbstgewählten Pflichten auch frei und freudig mit jedem Atemzug erfüllen. Wir wollen nicht die Schergen der Tugend sein, sondern deren freie Künstler. „Du kannst, denn du sollst!" so tönte es einst mit rauher Stimme. „Du wirst, denn du willst!" so tönt es jetzt mit freudigem Klange. Immer wird Nietzsche mit Luther und Kant zusammen als der dritte große Gewissensbefreier zu nennen sein. Man darf sich durch Nietzsches großen Haß auf beide Männer nicht beirren lassen. In Stunden der Selbstbesinnung war er sich dieser seiner Verwandtschaft bewußt. Ohne Zweifel, er war ihres Geistes. Dieselbe sittlich ernste Leidenschaft, derselbe glühende Freiheitsdrang. So ward Europa frei. Fürchten wir den freien Wert nicht! Die Menschheit war bisher in all ihrem Reichtum arm. „Unerschöpft und unentdeckt ist noch immer Mensch und Menschenerde." Ob das Ideal, das Nietzsche aufstellt, ein mögliches, berechtigtes, heilsames Ideal ist, ist eine andere Frage. Dies Ideal mag mangelhaft, einseitig, gewaltsam sein. Man bedenke, daß es ein erster Versuch ist. Nicht wie Nietzsche wertet ist das Entscheidende, sondern daß er wertet. Nietzsche ist ein Eroberer, Abenteurer, ein Kolumbus des Geistes. Er kennt keine Grenzen. Er hat sich nicht im Zaume. Wir müssen Nietzsche viel nachsehen. Er weiß es selbst, daß er der Nachsicht bedarf, gesteht er doch freimütig: „Töricht ist mein Glück und Törichtes wird es reden, zu jung noch ist es, so habt Geduld mit ihm."

Der Schöpfer des freien Wertes

Aus solchen Erwägungen allein kann das rechte Verständnis für Nietzsche erwachsen. Wenn er uns nicht eine ungeheure Hoffnung bedeutet, wenn wir vielmehr von irgendwo sonst her satt sind, so lohnt es sich schon gar nicht, über ihn zu reden. Wer nicht nach den ersten Seiten einen Gewinn für sich wittert, der lasse ihn ungelesen. Nietzsche vollbringt — wenn er's voll-

Nietzsches eigene Unzulänglichkeit

bringt — ein Titanenwerk; nämlich er setzt Gott ab, weil er sagt, wo noch ein Gott geliebt wird, da werden die Menschen um eine Liebe verkürzt, die von Rechts wegen ihnen gehört, und schafft den Himmel ab, weil er sagt, der Himmel verdünnt und verwässert die Erde, und wir Menschen, die Erdenkinder, haben ein Anrecht auf den ungebrochenen, kraftgesättigten, hundertprozentigen Mutterboden. Nun ist aber das Seltsame: an dieses Titanenwerk legt ein Mann die Hände, der, je näher man ihn ansieht, zunehmende Bedenken erregt, ob es nicht eine tadelnswerte Vermessenheit von ihm sei, sich diesen Schöpferberuf anzumaßen. Wer ehrlich Nietzsche sich als Menschen auf seinen Charakter und seine Körper- und Geistesbeschaffenheit ansieht, der muß sich gestehen: er ist schwach gewesen und ist krank geworden. Und das soll unser Führer werden zur Kraft und unser Lehrer zur Gesundheit! In diesem mißtrauensvollen Erstaunen ruht der Angelpunkt für das offene Tor unseres Verständnisses für Nietzsche. Man hat ihn zum Schlagwort geprägt, man hat ihn zu einem Modepropheten ausgeschrieen, man hat ihm vorzeitig Altäre und einen Tempel errichtet; aber mit allem Weihrauch und allen Kultusgebärden hat man ihn noch lange nicht verstanden. Es muß auffallen, wie gerade die vermeintlichen Hüter seines Ruhmes ängstlich darauf bedacht sind, *seine* Allzu-Menschlichkeiten zu vertuschen und womöglich sogar die Krankheit und den Wahnsinn zu leugnen. Es mag aus einem natürlichen Gefühl begreiflich erscheinen, ist aber das Gegenteil vom Gehorsam gegen Zarathustra. Zarathustra hat die Größe besessen, von seinen Freunden nicht Glauben zu fordern, sondern Mißtrauen; Nietzsche besaß die Größe nicht ganz, dem aus sich heraus gestellten Vorbilde sich selbst nachzuformen. Ein klaffender Riß geht durch sein Werk; der Laut, den es wirklich von sich gibt, ist der Ton der in Scherben zerspringenden Urne. Dennoch will er nicht anders genommen sein, als er war; es hieße unwürdig an ihm handeln und wäre ein grobes Unrecht, hinterher nun fälschlich an ihm herumzuidealisieren. *Nietzsche verstehen heißt Verständnis haben für seine Schwäche.* Das ist auch weit schwerer, als für ihn mit geblähten Backen in die Posaune stoßen. „Verirdenung", nicht Verhimmelung ist das Geheimnis Zarathustras.

Verständnis für Nietzsches Schwäche

Es wird Nietzsche zum Heile ausschlagen, daß wir seine Schwäche aufdecken: ist es doch unsere Schwäche! Etwas universal Stell-

vertretendes haftet diesem Manne an: „Ecce homo!“ Vorab das Heer von Krankheiten des Willens. In alledem erkennen wir uns selbst. Darin aber geht er uns vorauf, daß er trotzdem einen Überschuß an Kraft besaß. Bei allem Inbegriff der Dekadenz, als den er sich selber vorkam, wußte er doch ganz genau: ich bin ein Anfang, ein Erstling derer, die da leben. So tief er sich auch hatte niederziehen lassen, immer vermochte er kraft einer wunderbaren, ihm ausgezeichnet eigenen Reaktionsenergie, selber sich wieder hochzustampfen. Hat er sich auch überfordert, wollte er über sich selber hinaus und blieb dabei in sich selber stecken, so blies jedenfalls ein unaussprechlicher Ernst seinem Willen die Segel auf. Wieviel schlug ihm fehl — aber was er auch verfehlte, immer hat er mit seiner Person den Schaden gedeckt. Und als es zur Katastrophe kam, hat er noch mehr als mit seinem Blute —, hat er mit seinem Verstande bezahlt! So undankbar ist die Menschheit nicht, ihm das zu vergessen. Tun wir heute unsere kritische Pflicht und legen sein Bild frei und schlackenrein, so wird schon morgen Nietzsche unter den Gesegneten thronen, von denen die Menschheit ein neues Glück empfing. Wenn wir nämlich nicht davor zurückscheuen, seine Schäden von ihm wegzunehmen, so enthüllen wir am Ende unter diesen Decken eben doch die Stümpfe seiner Kraft und die Strünke seiner Gesundheit.

Ein Anfang und Erstling

Einen paradoxen Hinweis zum Schluß, um es ganz deutlich zu machen, wie das Heroische an Nietzsche zu begreifen sei. — Vor kurzem hat Thomas Mann den denkwürdigen Kontrast zwischen dem Magnifico und dem Prior von San Marco in einer schönen Dichtung dargestellt; der Renaissance hat ihr Verchristlicher das Grab gegraben. Wie steht heute dieselbe Unerbittlichkeit und maßlose Strenge einem Eiferer des Antichristlichen an! Ist Nietzsche nicht ein entgegengesetzter Streitmönch? Passen auf ihn nicht die tiefen Worte des Dialogs:

> — Du bist kein Held. Du bist nur stark. —
> — Nur stark? Nur stark? Ist denn, wer stark ist, kein Held —
> — Nein, sondern wer schwach ist, aber so glühenden Geistes,
> daß er sich dennoch den Kranz gewinnt, — der ist ein Held.

In diesem Sinne Nietzsche für einen Helden zu halten, hat Overbeck nie einen Augenblick gezaudert. Er ist der berufene Mann, unserer Zeit zu sagen, in welchem Betracht Nietzsche

für sie das „Ereignis" bedeutet. Er zwingt uns diejenige Relativität der Betrachtung auf, die davor bewahrt, sich Nietzsche hinzugeben wie einem Opiumrausch. — Eine Nüchternheit, die jedenfalls kein schales angeekeltes Aufwachen zur Folge hat! Noch kennen wir nur ein geschraubtes, gewaltsam aufgetriebenes Bekenntnis auf den Namen Nietzsche. Möglich, daß man nach uns sich einmal auf ihn berufen wird als auf den Buddha Europas. Es aber schon bei seinem Leichenbegängnis zu tun, war um Jahrhunderte verfrüht. Ist es nicht insgeheim eine Mißachtung Nietzsches, krampfhaft seine möglichen Wirkungen auf die Nachwelt schon für uns vorwegzunehmen? Es ist Overbecks Verdienst, uns bei der Frage festgehalten zu haben: was ist Nietzsche für uns? Die schlichte Antwort lautet: Uns in unserm seltsam obskurantistisch aufgeklärten Zeitalter ist er der Bruder, der der Erde treu bleibt.

Wem nun Nietzsche das geworden ist: ein Führer zur grünen Au und zum frischen Wasser, zu tieferen Anfängen und zu heimlichem Entdeckerglück, der wird in seiner Dankbarkeit ganz von selbst einen Teil Overbeck zuwenden, wenn anders dieses Buch in dem Geiste aufgenommen wird, wie es gegeben ist. Overbeck hat sich in Nietzsches Leben im Hintergrund gehalten. Nietzsche selbst hat ihn nicht unter die glänzenden, in die Augen springenden Erlebnisse gerechnet, mit denen die Vordergründe seines an menschlichen Beziehungen reichen Daseins bevölkert waren. Aber Overbeck war derjenige Mensch, an den sich Nietzsche, wie sonst an niemanden, ständig angelehnt hat. Unsere Auffassung von der bleibenden Bedeutung des einen für den andern ist somit dahin zusammenzufassen: Overbeck war der Rücken für Nietzsches Schaffen und wahrscheinlich wird er die Stütze seines Andenkens.

Die Forderungen der nächsten dreißig Jahre

Was gehen uns die Jahrtausende an? Kümmern wir uns um die nächsten dreißig Jahre! Gedenken wir Nietzsches, wie er geworden ist — wie er die vier großen Staffeln hinansprang, von der Schulbank gleich zum Erzieher, vom Lehrstuhl zum Kritiker, vom Begriffslaboratorium zum Dichter und endlich aus der Tempelhalle zum gefährlichsten Bohr- und Steinklopferdienst droben in schwindelnder Höhe! Ecce homo! Bewunderung ist wohlfeil; teuer wird uns Nietzsche erst, wenn er uns nicht mehr losläßt. Nietzsche muß Feinde haben, und einstweilen werden seine Feinde in der großen Mehrheit sein. Zu ihm gibt es keinen

Massenübertritt, sondern nur Einer um den Andern und Jeder von sich aus! Ob wir zu ihm gehören oder nicht, beantwortet sich mit der Frage: Sind wir zufrieden oder unzufrieden, genügsam oder ungeduldig mit den Dingen um uns herum — wollen wir das Alte oder etwas Neues? Wenn das Neue, so heißt es — Nietzsche, allerdings nicht irgendwie als bindender und abschließender Bescheid, sondern rein pauschal und summarisch als Kardinalantwort eben auf jene Kardinalfrage, ob wir selbst uns recht sind, so wie wir sind, oder ob wir uns anders wollen. Die ewige Wiederkunft und auch den Übermenschen schenken wir ihm; seine Rangordnung und den guten Europäer wollen wir abwarten; aber wonach wir mit beiden Händen ausgreifen, das ist ganz ins Allgemeine jene sonnensucherische, lebenbejahende, schicksalliebende Tendenz des menschlichen Daseins, die er den Griechen zuliebe Dionysos getauft hat und in der Verdichtung des vitalen Instinktgefühls zum tragischen Heroismus verkörpert wissen wollte. Damit hat er in uns, seinen unsicher und müde gewordenen Zeitgenossen, auf einmal jene neue Sensibilität aufgeweckt, die ihm über alles ging. Aus ihr — das war seine Botschaft — kann uns neu und tausendfach reicher alles das wieder erstehen, was uns, in allem unserem Überfluß des Neuen, gegen vergangene Geschlechter arm erscheinen ließ. So war Nietzsches Lebenswerk freilich auf Hoffnung und unter die ungewissen Vorbedingungen einer Prophetie gestellt. Nietzsche verfiel mit seiner Erwartung in ein heftiges und maßloses Ungestüm; das weise Maßhalten war Sache Overbecks, des warmherzigen Skeptikers. Er hat seine gute Zuversicht bezeichnenderweise in einem Konditionalsatz ausgesprochen: „Wenn einmal die Kultur da ist, die wert sein wird, gegen das Christentum recht zu behalten!" Mit diesem Vorbehalt, mit dem er den Ungeduldigen zur Vorsicht mahnte, hat sich Overbeck das Recht gesichert, Nietzsche auch auf seiner Wanderung durch künftige Schicksale zu begleiten. Er wird, genau wie bei Lebzeiten, bescheiden hinter ihm zurücktreten und doch dicht an seiner Seite sein.

„Die Kultur, die wert ist, gegen das Christentum Recht zu behalten"

Statt einer Widmung

Die Freundschaft, die ich beschrieb, wurde in meiner Vaterstadt geschlossen, die das Andenken an Nietzsche und an Overbeck gleich der Erinnerung an andere Lehrer ihrer Universität in Ehren hält. Als Nietzsche Basel verlassen hatte und Einsiedler geworden war, hat er ein gutes Teil dieses zweiten Jahrzehntes in dem andern, dem nordwestlichen diagonal entgegengesetzten südöstlichen Grenzwinkel der Schweiz, im Engadin zugebracht. Basel war seiner Verfassung nach seit den Zeiten des alten Humanismus, zu dessen fruchtbarsten Pflanzstätten es gehörte, die wohl am meisten demokratisch verwaltete Stadt Europas gewesen; in den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts hat es eine zweite Epoche des Humanismus erlebt, bis der ihm seit alters innewohnende Trieb nach vollständiger Gleichberechtigung sich in seine äußersten Folgerungen auswuchs, so daß es um das angestammte ehrwürdige Kulturerbe vielleicht auf Nimmerwiedersehen geschehen ist. Sofern das Problem Nietzsche zur praktischen Umgestaltung der menschlichen Gesellschaft anspornt, setzt es ein Fragezeichen hinter die Demokratie. Nicht daß man sie deswegen durch eine andere Staatsform zu ersetzen brauchte, bewahre —; aber das Interesse an der Politik wird überhaupt auf Pflichtteil gesetzt. Im monarchischen Deutschland neigt die Entwicklung einstweilen noch einem Fortschritt im Sinne des demokratischen Liberalismus zu; da könnte Nietzsche bis auf weiteres stören. Anders in der Schweiz, wo seit Jahrhunderten die Demokratie zu Hause ist und ihre Grenzen und Schranken allen denen fühlbar werden, die das letzte und beste Heil in keinem noch so vollkommenen Staatssozialismus jemals werden finden können. In einem kleinen Schweizerblatt stand kürzlich zu lesen: „Von seiner theologischen Vergangenheit her hat der Staat noch immer die Meinung, das geistige Leben auch besorgen zu müssen. Aus dem Pfaffenstaat sind wir heraus, stehen aber mitten im Kulturpfaffenstaat, denn der Staatsfetisch ist die Bildung, seine besondere Modenuance die Kunst. Man nimmt die ‚Circenses' so ernst, daß die ‚Panes' zu kurz kommen. Und die allein sind Aufgabe des Staates. Nicht das Wahre und Schöne, nicht einmal das Gute, nur das Nützliche hat er zu schaffen, alles andere verbitten wir uns von ihm, dafür sind seine Finger zu plump." Unabhängig, ja im Gegensatz zu ihrem politischen Tun und Trei-

Nietzsches Wirkung in der Schweiz

ben, erzeugt die Schweiz heute, wie schon seit Jahren, eine für die Kleinheit ihres Territoriums ansehnliche Künstlerschar von mehr als durchschnittlichen Talenten. Diese mag sich aber mit dem rein ästhetischen Schönheitskultus des Meisters Spitteler nicht zufrieden geben. Einer der Jungen, Rudolf Willy, hat Nietzsche angerufen. Vor allem aber hat ein Anführer der jüngsten schweizerischen Erzählergruppe, Paul Ilg, mit einer Seite Verse das „Ereignis Nietzsche" prächtig zu erfassen vermocht: die unaufhörliche Lust der Aufklärung, in alle Fernen, in alle Tiefen lauter Licht, lauter Glück zu tragen — und dazu das dunkle Urmysterium der tragischen Erkenntnis, daß unsere letzte Zukunft die Finsternis ist, daß auch in die Sonne schwarze Risse brechen werden! (Gedichte, Berlin 1907, S. 87):

An Friedrich Nietzsche

Die junge Sonne warf ihr Strahlenrad,
Dem Reich der Geister neues Licht zu bringen
Und neues Land dem Hades abzuringen,
Der ewig streut des Unheils schwarze Saat.

Die Sonnenkinder, reine Glanzgesandten,
Sie sehnten sich in nie erreichte Weiten,
In nie erhellte Weltendunkelheiten.

So wuchs das Licht in immer neue Sphären.
Und wo die Strahlen ihre Leuchte spannten,
Da schoß das Leben aus den toten Leeren.

Allein in fernen Unermeßlichkeiten,
Da walten — unentwirrbar — ungeschwächte,
Dem reinsten Licht verschlossne Grabesnächte.

Noch reichten Läufer jener Tagesquelle
Dorthin und warfen ihres Glanzes Welle
An die verlornen Seelenfinsternisse,

Da ahnten sie die Grenzen eigner Helle,
Und in die Sonne brachen dunkle Risse.

Der Park Europas

Was geschähe, wenn in der Schweiz Nietzsche wirklich verstanden würde? Jedenfalls noch lange kein Freischarenkulturkampf und Bildersturm! Das Land der Hotels und der Fremdenindustrie hat die Bestimmung, der Park Europas zu sein. Wie, wenn es diesem seinem Beruf einen tieferen Inhalt zu geben vermöchte, wenn es sich zum Garten einer Kultur herauszuwachsen vermöchte, für die auch die beste Religion erst eine Halbstufe wäre? Bisher

ist aller Internationalismus heimatlos und wohl geradezu heimatfeindlich; die Kosmopoliten, soviel sie wert sein mögen, sind Pilgrime und Gäste; wer irgendwie und irgendwo heimisch ist, der sieht sie scheel an und heißt sie nicht willkommen. Muß es so sein? Bedingt die tiefe Wurzel nur Unterholz und Zwergbestände? Soll nicht gerade Wurzelechtheit den Hochwald zur Folge haben? Zur Zeit der Renaissance war die Schweiz bodenständig vor allem auch in Dingen der Kultur. Die Schweizer sind, so eckig und ungehobelt sie sich vor Fremden benehmen, untereinander nicht ohne Anstand und Vornehmheit und wegen dieser Verbindung tüchtiger und gutmütiger Eigenschaften gewissermaßen ein Herrenvolk zu nennen, auch wo die Hirten und Bauern und Arbeiter nur unter sich sind. Außerdem leistet sich die Eidgenossenschaft den Luxus, die sehr großen Ausgaben für Volkserziehung auch denen zukommen zu lassen, die nachher — und es ist ein ansehnlicher Bruchteil — auswandern, um ihre Arbeitskraft andern Staaten zugute kommen zu lassen; manche von ihnen freilich setzen sich später wieder in der Heimat zur Ruhe oder ihre erweiterte Weltauffassung wirkt auf ihre daheim gebliebenen Verwandten und Freunde zurück, so daß tatsächlich auch im ursprünglichen, durch keinerlei übermäßigen Akademismus angekränkelten Volksganzen die Heimatliebe von den Gefühlen europäischer Solidarität durchsetzt ist. Bedenkt man nun gar die dreifältig landsmännische Beschaffenheit des Schweizervolkes, die uns im Tessin italienische, im Welschland französische und am Rhein süddeutsche Rassenluft atmen läßt, während doch alle diese Gebiete von ein und demselben politischen Grenzbann umschlossen werden, so liegt ja doch das Ziel unserer geistigen Volksentwicklung deutlich vorgeschrieben da: als gute Schweizer gute Europäer! Da aber die Bedingungen für Aristokratenkultur und Mäcenatentum ein- für allemal vorbei sind, so will aus dem Gegeneinander- und Ineinanderspiel von geistigem Nomadentum und volkswirtschaftlicher Massenbewegung etwas wie eine schweizerische Kultur wirklich werden. Ab und zu ein rechter Sonderbündler und Müßiggänger in einem Knäuel schwitzender und gestikulierender Bürger, Bauern oder Arbeiter — dann wird auch eines Tages unversehens der gute Europäer unter uns weilen. Möchte die Schweiz ihre Gastfreundschaft, die Nietzsche, als er schuf, litt und kämpfte, zu schätzen wußte, auf sein unsterbliches Teil übertragen! Bereits genießt sie in staats-

Als gute Schweizer gute Europäer

und völkerrechtlichen Dingen das Ansehen einer brauchbaren und zuverlässigen Mittelinstanz und ist deshalb der Sitz zahlreicher internationaler Ämter und Geschäftsstellen. Es steht ihr frei, die Vorzüge ihrer Neutralität in die Religion der Ideale emporranken zu lassen durch die treue und unerschrockene Wartung des Gedankens vom guten Europäer als eines unter uns aufzurichtenden Paniers, dessen Losung auf nichts anderes hinaus will, als auf den allmählich anzubahnenden, schrittweise zu verwirklichenden Zusammenschluß des zwischen- und übernationalen mitteleuropäischen Kulturkreises.[75] Nietzsche selbst hat uns in dieser Hinsicht nicht wenig zugetraut; sein Wort hierüber, das schönste und bedeutendste, das überhaupt je der schweizerischen Kultur gewidmet worden ist, mag uns Schweizern von heute zum ehrenvollen Ansporn gereichen (Werke XII S. 199): „Kühnheit nach innen und Bescheidung nach außen, nach allem „Außen" — eine deutsche Vereinigung von Tugenden, wie man ehemals glaubte —, habe ich bisher am schönsten bei schweizerischen Künstlern und Gelehrten gefunden: in der Schweiz, wo mir jetzt überhaupt alle deutschen Eigenschaften bei weitem reichlicher, weil bei weitem geschützter, aufzuwachsen scheinen als im Deutschland der Gegenwart. Und welchen Dichter hätte Deutschland dem Schweizer Gottfried Keller entgegenzustellen? Hat es einen ähnlichen, wegesuchenden Maler wie Böcklin? Einen ähnlichen weisen Wissenden wie Jakob Burckhardt? Tut die große Berühmtheit des Naturforschers Haeckel der größeren Ruhmwürdigkeit Rütimeyers irgendwelchen Eintrag? — um eine Reihe guter Namen nur zu beginnen. Immer noch wachsen dort Alpen- und Alpentalpflanzen des Geistes, und wie man zur Zeit des jungen Goethe sich aus der Schweiz selbst seine hohen deutschen Antriebe holte, wie Voltaire, Gibbon und Byron dort ihren übernationalen Empfindungen nachzuhängen lernten, so ist auch jetzt eine zeitweilige Verschweizerung ein ratsames Mittel, um ein wenig über die deutsche Augenblicklichkeits-Wirtschaft hinauszublicken."

Der mitteleuropäische Kulturkreis

„Eine zeitweilige Verschweizerung"

Ende des zweiten Bandes

Anmerkungen zum zweiten Bande

[48] Viktor Hehn ſpricht in ſeinem nachgelaſſenen Buche „De moribus Ruthenorum“ (Zur Charakteriſtik der ruſſiſchen Volksſeele. Tagebuchblätter aus den Jahren 1857—1873, herausgegeben von Theodor Schiemann, Stuttgart 1892, S. 142) von einem „Radikalindividualismus nach amerikaniſcher Weiſe“ im äußerſten Gegenſatz zu den uraſiatiſchen Abhängigkeits- und Devotionsinſtinkten der echten Ruſſen. Man kann alſo eine letzte Steigerung des europäiſchen Weſens, wie Nietzſche ſie anſtrebt, als extremen Gegenpol zu den Idealen des Orients, durch den wir von unſern Religionen her noch erblich ſchwer belaſtet ſind, ſehr wohl in dieſen Hehniſchen Ausdruck zuſammenfaſſen und Nietzſche einen Radikalindividualiſten nennen. Es iſt überhaupt intereſſant, wie Viktor Hehn in ſeinem Ruſſenbuche, das Nietzſche nicht hat kennen können, bereits in den Jahren, da Nietzſche noch Student oder ganz junger Profeſſor war, am Kollektivexempel des ruſſiſchen Volkes ziemlich dieſelben moraliſtiſchen Geſichtspunkte herausarbeitet, die Nietzſche von „Jenſeits von Gut und Böſe“ an in den Mittelpunkt ſeines Syſtems gerückt hat. So ſteht S. 96, zwiſchen 1864 und 1866 aufgezeichnet, bei Hehn folgendes zu leſen: „Die Anlage zu ſozialiſtiſcher Geſtaltung der Geſellſchaft iſt nichts als herdenartiges Zuſammenhalten, da jeder Einzelne ſich verloren fühlt. Kaſte — zum Halt, h e r d e n a r t i g e s Artel — zur Wirkung durch Maſſe. Der Sozialismus im Oſten iſt Herdengefühl.“ Eine ſpätere Aufzeichnung von Anfang Dezember 1871 lautet geradezu: „Artels, wo ſie blühn, ſind immer ein Zeichen noch nicht erwachter Individualität.“ — Wenn nun auch Nietzſche gerade zu denjenigen Gedanken Hehns, die den ſeinigen nahe kamen, nachweisbar keinen Zugang gefunden haben kann, ſo kannte und ſchätzte er an Hehn den Liebhaber und feinſinnigen Erklärer Goethes. Fräulein von Salis erzählt (S. 48/49 ihres Buches), Nietzſche habe während des Silſer Zuſammenſeins im Jahre 1887 bei ihr Goethejahrbücher liegen ſehen und in dem von 1885 den Aufſatz Hehns über Goethes Vers beſonders genoſſen. Sie fährt dann fort: „Bei Hehn ergab ſich für uns beide, daß Dr. Förſter ihn „entdeckt“ und uns auf ihn aufmerkſam gemacht hatte . . Von Hehn ſchätzte er auch das geiſtreiche Buch über Kulturpflanzen und Haustiere.“

[49] Dieſe Krötengeſchichte von Sils-Maria verdient aus mehr als einem Grunde eine nähere und grundſätzliche Beleuchtung. In ihrem (als Nachtrag zu dem kurz vorher erſchienenen Schlußbande der Biographie) in der Zukunft vom 28. Januar 1905 veröffentlichten Artikel „Nietzſche-Legenden“ flickt Frau Förſter auch dem wackeren Hauswirt Durisch am Zeuge (S. 179): „Aber auch luſtige Erlebniſſe pflegt der treffliche Mann in wunderlichſter Weiſe zu verdrehen; zum Beiſpiel: die Geſchichte mit dem Froſch, den mein Bruder für eine engliſche Malerin zu einem Stilleben geſucht und gefunden hatte, der ſich aber zum allgemeinen Ergötzen durchaus nicht als lebendes Modell behandeln laſſen wollte und aus dem Stilleben herausſprang. Der Hauswirt erzählt nun dieſes Vorkommnis, das er nicht miterlebt hat (er hatte nur eine Schachtel für den Froſch zu liefern), als ein eigenes Erlebnis. Es taucht aber in ſeiner Erinnerung in einem vollſtändig falſchen Zuſammenhang auf, und die Erzählung klingt nun, als ob Nietzſche mit

Eifer Frösche gesammelt habe, um ängstliche Damen damit zu erschrecken und dann auszulachen. Einem Zeitungsschreiber ist das noch nicht pikant genug, und so macht er aus den Fröschen schleunigst Kröten. Auf solche Weise entstehen Anekdoten, die für Geschichte ausgegeben werden." Dieses angeblich zur Steuer der Wahrheit vorgetragene Verdikt verleiht auf einmal einem scheinbar unansehnlichen Blatt in Overbecks Nachlaß den Wert eines Dokumentes. Nietzsches Mutter hat nämlich in der ersten Zeit nach der Turiner-Katastrophe ihrem unauslöschlichen Dank gegen Overbecks Freundesdienst nicht nur durch zahlreiche Briefe Ausdruck verliehen, sondern auch durch gelegentliche Mitteilung ihr zugekommener Schriftstücke (z. B. über die Försterschе Kolonie Neu-Germanien) oder Freundesbriefe. Diese hat sie dann eigenhändig für Overbeck abgeschrieben. Unter diesen Originalkopien findet sich nun auch ein ausführlicher Brief der Nietzsche befreundeten Irländerin Mrs. E. Fynn an Frau Pastor in recht gutem Deutsch und mit dem Datum: Genève, den 31. März 1889; ich habe seinen Inhalt schon meiner Textschilderung dieser Silser Kurbekanntschaft zugrunde gelegt, und gebe hier die entscheidende Stelle im Wortlaut. Frau Fynn schreibt: „Auch interessierte er sich gütigst für die Malereien meiner Tochter und sagte ihr immer, sie müsse auch etwas Häßliches hinzumalen, um die Schönheit ihrer Blumen noch zu erhöhen, und überbrachte ihr denn auch eines Morgens, als Modell, eine lebendige hüpfende Kröte, welche er selbst eingefangen hatte: und ergötzte sich herzlich über den ihm so gelungenen Spaß! — Als Gegenstück schickten wir ihm nach einigen Tagen einen scheinbaren Konfituren-Topf, als er denselben aber sorgfältig aufmachte, sprangen ihm Heuschrecken entgegen!" Man sieht, die Darstellung der nächstbeteiligten Zeugin deckt sich vollständig mit der von Diederichs in seiner „Berliner Tageblatt"-Skizze vom 8. August 1906 formulierten Durischschen Tradition. Durisch wird ohne jedes Recht auf seine Zeugenzuverlässigkeit verdächtigt und abgekanzelt; dabei besitzt Frau Förster in den Briefhinterlassenschaften ihrer Mutter — und gerade die Briefschätze werden ja nach den Versicherungen des Archivs besonders genau und getreu verwahrt, durchforscht und benützt! — auch dieses schriftliche Zeugnis, wonach, schwarz auf weiß, es sich keineswegs um einen Frosch, sondern um „eine lebendige hüpfende Kröte, welche er selbst eingefangen hatte", gehandelt hat und zwar wohlverstanden in Verbindung mit der ausgesprochenen Absicht, der Malerin ein Modell für „etwas Häßliches" zu verschaffen. Vielleicht ist gerade dieses harmlose kleine Beispiel dazu angetan, den allzuvielen Gutmütigen die Augen darüber zu öffnen, in welcher Industriegegend die „Nietzsche-Legenden" fabriziert werden!

Diese gewaltsam entstellenden Eingriffe des „Naumburger Tugend"-Instinktes fallen deshalb so peinlich belastend ins Gewicht, weil gerade solchen sehr charakteristischen Anekdoten die psychologische Spitze abgeknickt wird. Nun erhöht sich auch die Bedeutung jenes Traums, den Nietzsche in seiner ersten Basler Zeit einer jungen Dame erzählte (Band I, S. 72). Diese — damals Fräulein Clara Thurneysen, jetzt Frau Geheimrat Gelzer in Jena — bestätigt mir abermals jenes Gespräch in seinem symbolistischen Gepräge. Der Sinn des Gesichtes war für Nietzsche: er empfand die Durchsichtigkeit seiner Hand als ein schweres Leiden, von dem er nur geheilt werden konnte, wenn er eine lebendige Kröte verschluckte. Das läuft auf die tiefernste Deutung hinaus: die Selbsterkenntnis kann nur dadurch gebüßt werden, daß ich auch vor dem Allerwiderwärtigsten nicht zurückschrecke. Eine doktrinäre Erklärung müßte schwankend bleiben, ob sie hier eine

Anwandlung von krassem Naturalismus oder von mysteriösem Symbolismus zu erkennen habe — man würde aber Nietzsche unrecht tun, wollte man nur geistreichen Tiefsinn in dieser gesellschaftlichen Konversation mit seiner Tischdame erblicken. Es war da etwas aus dem urgründigen Unterbereich seines Geisteswesens ihm mit diesem Traume ins Bewußtsein emporgestiegen, und wahrscheinlich hatte eine hysterische Anlage seiner Selbstspiegelung diese besondere, auf Ekel-Lust abgestellte Bildgestalt verliehen.

[50] Für die genaue Einschätzung Nietzsches in seiner Bedeutung für die Geschichte der Philosophie gibt zweifellos seine Kritik der Moral als eines unbewiesenen Glaubenssatzes und blindlings angebeteten Denkfetisches den Ausschlag. Der leidenschaftliche Nachdruck, mit dem Ernst Horneffer in seiner Nietzsche-Interpretation den Finger gerade auf diesen Punkt legt, macht dessen unbestreitbares wissenschaftliches Verdienst um Nietzsche aus. In der Tat kann man gerade hierin nicht argwöhnisch und mißtrauisch genug denken, wenn nicht das alte scholastische Verhältnis, wonach die Philosophie zwar nicht mehr in den Problemen der Metaphysik, wohl aber in denen der Moral die Magd und Schleppenträgerin der Religion ist, für uns noch fernerhin bindend bleiben soll. [Horneffer bekennt sich (S. 302, Anm.) in seinen Einsichten beeinflußt und gefördert durch die kleine Schrift von Felix Krueger: Der Begriff des absolut Wertvollen als Grundgedanke der Moralphilosophie (Leipzig 1898); Horneffer sieht in Kruegers Schrift eine Wirkung Nietzsches, obschon sie selbst ihren Ausgang von Kant nimmt.] Daß wir in der Annahme eines absoluten Sittengesetzes die Achillesferse der europäischen Philosophie zu sehen haben, hat Ernst Horneffer sowohl an Kant als an den neueren Vertretern der Schulphilosophie überzeugend nachgewiesen. Die Wichtigkeit dieser seiner Untersuchungen und Aufstellungen veranlaßt mich, einige wichtige Ausschnitte im Wortlaut zusammenzustellen („Das klassische Ideal", S. 213—218).

Kant. „Es ist eine ausgemachte Tatsache, daß Kant sehr ferne von dem Gedanken war, eine neue, selbständige Sittlichkeit einzuführen oder auch nur zu umschreiben. Er wollte nur die überkommene und allgemein gültige Sittlichkeit, die im Ernste noch nicht bezweifelt war und die er selbst am wenigsten zu bezweifeln gedachte, auf einen erschöpfenden Ausdruck bringen. Er wollte sie in ihrem tiefsten Wesen begreifen, ihre wahre Quelle aufdecken, wodurch sie seiner Meinung nach erst ihre volle Sicherheit und unerschütterliche Festigkeit bekommen sollte, wodurch erst ihre wahre Heiligkeit und Unantastbarkeit gewährleistet wäre. Und dementsprechend erwidert Kant auf den Vorwurf eines Kritikers, daß er ja nur eine neue Formel und keine neue Sittlichkeit selbst brächte, in einer Anmerkung der Kritik der praktischen Vernunft (Ausgabe Reclam S. 7) folgendes: ‚Ein Rezensent, der etwas zum Tadel dieser Schrift [gemeint ist die Metaphysik der Sitten] sagen wollte, hat es besser getroffen, als er wohl selbst gemeint haben mag, indem er sagt: daß darin kein neues Prinzip der Moralität, sondern nur eine neue Formel (von Kant gesperrt) aufgestellt worden. Wer wollte aber auch einen neuen Grundsatz aller Sittlichkeit einführen, und diese gleichsam zuerst erfinden? gleich als ob vor ihm die Welt in dem, was Pflicht sei, unwissend oder im durchgängigen Irrtum gewesen wäre.' (Von E. Horneffer gesperrt.) Kant stellt es demnach so dar, als ob ein Zweifel an dem Werte und Rechte der gültigen Sittlichkeit etwas Unerhörtes sei, als ob die über-

kommene Sittlichkeit gar keiner Kritik zu unterstehen habe, als ob das allgemeine Urteil über die Pflicht in Vergangenheit und Gegenwart gar nicht fehl gehen könne, sondern ganz von selbst das Rechte treffe."

Schopenhauer. „Er nennt (Werke, Ausgabe Reclam III, S. 517) ‚das Prinzip, den Grundsatz, über dessen Inhalt alle Ethiker eigentlich einig sind, in so verschiedene Formen sie ihn auch kleiden (von Schopenhauer gesperrt): neminem laede immo omnes quantum potes juva.' ‚Dies ist eigentlich der Satz, fährt Schopenhauer fort, welchen zu begründen (von E. Horneffer gesperrt) alle Sittenlehrer sich abmühen, das gemeinsame Resultat ihrer so verschiedenartigen Deduktionen.' Nach Schopenhauer ist also nur die Begründung des obersten Sittensatzes fraglich, die Quelle nur, aus der das Sittengesetz stammt, unterliegt dem Zweifel. Über den Inhalt hingegen des Sittengesetzes, was das Gute sei, was die Menschen zu tun und zu lassen haben, darüber sind nach Schopenhauer die Denker einig."

Lotze. „Lotze sagt: (Kleine Schriften III, S. 521) ‚Über die Gesinnungen, die unser Handeln beherrschen sollen, und über die Pflichten, die allgemein der Mensch dem Menschen schuldig ist, besteht unter zivilisierten Nationen in der Theorie wenigstens erfreuliche Übereinstimmung (von E. Horneffer gesperrt) und die praktische Philosophie findet wenig Veranlassung (von E. Horneffer gesperrt), hierüber die Welt zu belehren, sie würde nur ermüden durch Wiederholung dessen, dem die allgemeine Anerkennung längst gewiß ist und sie würde nicht Glauben finden für das, wodurch sie diesem öffentlichen Gewissen widerspräche.' Der Philosoph fühlt sich also nach Lotze in der Moral mit der Masse einig."

Wundt. „Der berühmte Professor Wundt in Leipzig erklärt (Ethik, III. Aufl. I, S. 40), ‚daß aus den übereinstimmenden sinnlichen Anlagen des menschlichen Bewußtseins schließlich übereinstimmende sittliche Anschauungen sich wirklich entwickelt haben.' (Von E. Horneffer gesperrt.) Die Behauptungen über Verschiedenheiten der sittlichen Anschauungen beruhen nach Wundt auf Übertreibungen, und Wundt fährt fort: ‚Kein Unbefangener kann sich der Überzeugung verschließen, daß die Unterschiede hier schließlich nicht größer sind als auf intellektuellem Gebiete, wo trotz aller Mannigfaltigkeit der Anschauungen und Denkrichtungen doch die Allgemeingültigkeit der Denkgesetze feststeht.' (Von E. Horneffer gesperrt.) Die Sittengesetze sollen also so fest stehen, wie die Denkgesetze, mit denen Wundt die Sittengesetze auf eine Stufe stellt. Eine ungeheuerliche Behauptung! Den Denkgesetzen und ihrer unvermeidlichen Bestimmtheit und Notwendigkeit wäre doch nur die Art und Weise vergleichbar, wie die Willenshandlungen psychologisch zustande kommen."

Liebmann. „Am ehrlichsten bekennt die Abhängigkeit der philosophischen Moral von der religiösen Professor Liebmann in Jena (Analysis der Wirklichkeit, III. Auflage, S. 710 f.). Dieses Bekenntnis ist so drastisch, daß ich es dem Leser nicht vorenthalten will. Liebmann sagt, daß es eine objektive Ethik, eine allgemein herrschende moralische Anschauung gebe. Diese allgemein herrschende Ethik hätten die bekannten Religionsstifter geschaffen. ‚Konfucius und Buddha, Moses und Zoroaster, Christus und Mohammed sind Träger und Begründer dieser objektiven Ethik.' Wenn diese ‚Koryphäen der Menschheit' auch in Einzel-

heiten sich widersprächen, so seien sie doch im wesentlichen einig. Und Liebmann fährt fort: ‚Diese große weltgeschichtliche Tatsache steht zum Heil des Menschengeschlechtes fest, und wir alle befinden uns bei aller Selbständigkeit des persönlichen Gewissens von Kindesbeinen auf bewußter und unbewußter Weise unter ihrem maßgebenden Einfluß.‘ Ich war immer der Meinung, daß der Philosoph unter keines andern Menschen ‚maßgebendem‘ Einfluß stehen dürfe. Die Philosophie hat nach Liebmann in der Ethik nichts Schöpferisches mehr zu leisten. Sie findet die von den Religionsstiftern geschaffene Ethik als eine Tatsache vor. Ganz ebenso, nach der eigenen Äußerung Liebmanns, wie der Naturforscher die Körperwelt als Tatsache vorfindet. Die Philosophie sucht die von den Religionsstiftern geschaffene Moral nur aus einem obersten Prinzip abzuleiten.“

Riehl. „Mit großer Emphase schließt Professor Riehl sein Buch über Nietzsche, das verbreitetste Professorenbuch über Nietzsche, das, von den Fachgenossen in allen Tonarten gelobt, deren Auffassung und Stimmung wohl am reinsten wiedergibt. Riehl erklärt am Schlusse (Nietzsche, der Künstler und der Denker, III. Aufl., S. 170): ‚Diese Werte aber, die das Handeln des Menschen leiten und seine Gesinnung beseelen, werden nicht erfunden, oder durch Umwertung neugeprägt. Sie werden entdeckt und gleich wie die Sterne am Himmel treten sie nach und nach mit dem Fortschritte der Kultur in den Gesichtskreis des Menschen. Es sind nicht alte Werte, nicht neue Werte, es sind die (von Riehl gesperrt) Werte.‘ Ich möchte Riehl die Frage vorlegen, wo denn diese seine absoluten, unbedingten Werte eigentlich geschrieben stehen. In der Bibel etwa? Und dabei widerspricht sich Riehl in seinem pompösen Satze selbst. Er sagt: ‚Nach und nach treten die Werte mit dem Fortschritt der Kultur in den Gesichtskreis des Menschen.‘“

Was Horneffer hier als das irrtümliche Moral axiom unserer neuen Philosophie hinstellt, war für die Griechen in der Tat ein Moral problem, an dem sie herumrieten und das sie zu lösen suchten. Der tragische Fall der sophokleischen Antigone ist ein Schulfall einer Nietzscheschen Moralschürzung; der Widersacher Kreon beruft sich auf sittliche Gebote und Gebräuche, die seit Ewigkeit unter Menschen Geltung hätten, Antigone jedoch erkennt nur diejenige Sittlichkeit als für sie bindend und bestimmend an, die im Widerspruch mit jenem allgemein und öffentlich gültigen Sittengesetz aus einer streng persönlichen Lagerung der Umstände ihrem Gewissen erwachsen ist. Bei einer derartigen Anknüpfung Nietzschescher Postulate an die Sittenprobleme der griechischen Dichter und Denker enthüllt sich uns abermals die geheime uneingestandene Verwandtschaft Nietzsches mit Sokrates, weil Nietzsche der bisherigen gedankenlosen Moralübung ein Ende setzen und die glückliche Einfalt des gemeinen Menschenverstandes für unsere Verantwortlichkeit im praktischen Handeln gründlich zerstören will. Unser Rücken war in dieser Hinsicht bisher Kant. Hieran knüpft Ernst Horneffer eine weitere Erörterung (S. 215): „Kant geht in der Wertschätzung des moralischen Urteils des gemeinen Menschenverstandes noch weiter als Lotze. Philosophie in der Moral sei nicht nur überflüssig, sondern direkt schädlich. Kant zieht an einer Stelle der Metaphysik der Sitten (Ausgabe Reclam, S. 34) den Schluß, ‚daß es also keiner Wissenschaft und Philosophie bedürfe, um zu wissen, was man zu tun habe, um ehrlich und gut, ja sogar weise und tugendhaft zu sein.‘ Und er macht ausdrücklich den Unterschied: Während im theoretischen Gebrauch der Vernunft der

gemeine Verstand gänzlich versage, bewähre er sich durchaus im praktischen. Hier werde er, wie Kant sich ausdrückt, ‚subtil'. Und Kant fährt über ihn fort: ‚Er kann ... sich ebenso gut Hoffnung machen, es recht zu treffen, als es sich immer ein Philosoph zu versprechen vermag, ja ist beinahe noch sicherer hierin als selbst der letztere, weil dieser doch kein anderes Prinzip als jener haben, sein Urteil aber durch eine Menge fremder, nicht zur Sache gehöriger Erwägungen leicht verwirren und von der geraden Richtung abweichend machen kann.' Und im Anschluß hieran gibt Kant den Rat: ‚Wäre es demnach nicht ratsamer, es in moralischen Dingen bei dem gemeinen Vernunfturteil bewenden zu lassen (von E. Horneffer gesperrt) und höchstens nur Philo-sophie anzubringen, um das System der Sitten um so vollständiger und faßlicher, imgleichen die Regeln derselben zum Gebrauch ...bequemer darzustellen, nicht aber um selbst in praktischer Absicht den gemeinen Menschenverstand von seiner glücklichen Einfalt (von Horneffer gesperrt) abzubringen und ihn durch Philosophie auf einen neuen Weg der Untersuchung und Belehrung zu bringen?' Im Vergleich zu dieser Stellung Kants, die ja aus dem Gesamtcharakter der Aufklärungszeit verständlich wird, erscheint uns der alte Sokrates wie ein radikaler Neuerer mit seiner Gleichung Tugend = Wissen, während Kant ja mehr oder weniger auf dem Standpunkt steht, die Tugend sei dem Wissen ein noli me tangere. Nietzsche bringt das sokratische Prinzip einer philosophischen Mäeutik wieder zu Ehren mit seinem Sittengebot: Werde, der du bist.

Während so Nietzsche sich im strengen Gegensatz zu der heute führenden Schul- und Staatsphilosophie befindet, berührt er sich mit mehr als einer Position zeitgenössischer Soziologen und volkswirtschaftlicher Theoretiker — eine Feststellung, auf die Ernst Horneffer nichts anzukommen scheint, da er so gar nicht darauf eingeht. Es kann daher nichts schaden, wenn ich diese für Nietzsches künftige Wirkung schwerwiegende Berührung kurz skizziere. Ich gebe es als die Zusammenfassung eines mündlichen Gedankenaustausches mit meinem Freund Herrn Professor Charles Andler in Paris über das Thema: Ce qu'il y a de durable dans Nietzsche. Er wird diese Gedanken in seinem Nietzschebuche näher ausführen. Für uns ist folgendes an dieser Stelle von Belang: Nietzsche hat seine originale Begabung zuerst als Philologe bekundet durch eine neue und sehr interessante Art, die Griechen zu lesen — darin gewiß zu einem guten Teil, aber keineswegs vollständig abhängig von Jakob Burckhardt. Von da aus erfaßte er mit Ernst und Umsicht zunächst das Problem der Kultur. Burckhardt hat ihm gezeigt, worin eine umfassende Kultur besteht, und dann ist Voltaire für ihn das Muster eines eingefleischten Kulturkämpfers geworden. Im Gegensatz zu den verschiedenen Finsterlingsmächten, wollte Nietzsche für das heutige Deutschland verwirklichen, was er bei den Griechen und bei den Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts gelernt hatte. In dieser Hinsicht war er viel bestimmter von einer ausgesprochenen Kulturanschauung besessen als dies selbst bei Goethe und Schiller der Fall gewesen ist. Aber gerade durch die Tatsache einer solchen leidenschaftlichen Kulturanschauung tritt er in einen gedanklichen Kontakt zum gegenwärtigen Sozialismus. Mit Ausnahme von F. Lassalle lassen die sozialistischen Denker das Kulturproblem in ihrer Desideratenecke liegen und entgelten damit gewissermaßen die soziologische Mangelhaftigkeit in Nietzsches System durch die sozialistische Vernachlässigung des Kulturproblems. Dabei finden sich bei Nietzsche unbestreitbare Ansätze, Philosophie, Kunst und Literatur überindividualistisch, soziologisch

aufzufassen. Eine Gesellschaft unterliegt immer einer doppelten Form der Begriffsbildung. Die Dauer einer Stadt oder eines Reiches ist nur denkbar, weil die sie erfüllende Gesellschaft ein lebendiges Wesen ist, durch beständigen Wechsel, durch fortwährende Schiebungen in der allgemein gültigen sittlichen Vorstellung. Aber eben diese herrschende Gesamtsitte hat außer ihrer eigenen Veränderung stets noch die Privatmoralität der ausgereiften Individualität gegen sich. Diesem Sonderrechte einer der Allgemeinsittlichkeit feindlichen Individualsittlichkeit hat Nietzsche das Wort geredet und damit der historisch längst nachgewiesenen und anerkannten Wandelbarkeit der Sittengesetze auch philosophisch, als praktischer Moralist, Rechnung getragen. Das führte zur Neusetzung des Idealproblems. Jede Philosophie kommt von einem Bedürfnis her und vermittelt dieses Bedürfnis durch die Folge ihrer Gedanken. Indem man so hinter die Idee auf das ihr zugrunde liegende Motiv zurückgreift, gelangt man zu einer Methode der Umkehrung und nennt sie die psychophysiologische. Danach erscheint die Moral als Summe aller der Gesetze, die wir unwillkürlich als zum Leben erforderlich aufstellen, die also nichts anderes darstellen als biologische Notwendigkeiten. Dementsprechend hat auch die Philosophie keineswegs die Aufgabe, die verschiedenen Sittenzustände darzulegen oder den Aufgang und Niedergang der Kulturen zu erklären. Das ist Sache der Wissenschaft und zwar einer neuen Wissenschaft, die eben Nietzsche unter uns gegründet hat. Er hat zugunsten der Wissenschaft eine Menge Gebiete säkularisiert, die bis dahin zur Metaphysik gehört haben. Im Unterschied zu dieser neuen Wissenschaft ist hingegen die neue Philosophie eine Gedankenrichtung, die zur Auswahl zwischen verschiedenen Idealen führt und sich für eines darunter entscheidet. Die Wissenschaft beleuchtet diese Wahl, aber gibt im letzten Grunde nicht den Ausschlag. Philosophie ist eine Stufenleiter der Werte.

Das ist sehr wichtig. Die Philosophie vor Nietzsche glaubte erklärend zu sein und maßte sich damit eine Aufgabe an, die nur der Wissenschaft gestellt ist. Sie legte sich die wesentliche Frage vor, was mit dem Sein sei; sie unterschied Wesen, die nur in der Erscheinung sind, von andern, die wirklich und substantiell sind; indem sie das tat, erklärte sie aber bei Licht besehen nichts. Das Sein ist ein gefühlsmäßiger Koeffizient, den wir gewissen Vorstellungen oder gewissen Denkergebnissen beilegen; es gibt eine Reihe anderer gefühlsmäßiger Koeffizienten derselben Art: sein — sollen; Unmöglichkeit — Möglichkeit; Notwendigkeit — Zufall; Vergangenheit — Gegenwart — Zukunft; Furcht — Hoffnung. Sein oder Nichtsein sind deshalb eine einfache Stellungnahme unserer Fähigkeit der Zusammenfassung, ein Jasagen oder Neinsagen angesichts einer sinnlich erfahrenen oder ideal gefühlten Wirklichkeit. Man kann die Philosophien einteilen nach dem, was sie bejahen oder verneinen. Jede Philosophie geht auf ein psychologisches Verhalten zurück und gibt sich daher als ein soziales und psychologisches Faktum. Nun erscheint bei Nietzsche das Problem, die menschliche Energie zu werten, in der vorschnellen Verallgemeinerung der Herren- und Sklavenmoral. Dieselbe Übereilung haben in anderem Zusammenhange eine Anzahl moderner Theoretiker ebenfalls begangen: Saint Simon, Rodbertus, Marx; ihnen erscheint die ganze Geschichte als ein Klassenkampf, durchaus einseitig, weil damit eine andere Tatsachenreihe außer acht gelassen wird, — das was Krapotkin biologisch und sozial „Mutual aid" nennt. Auch die Theorie der Dekadenz und ihr Gegenspiel, die Theorie der übermenschlichen Neuzeugung, sind verbesserungsbedürftig. Dagegen ist wahrscheinlich und ist neu, daß jede Kultur bedingt ist durch einen vorherrschenden

seelisch-leiblichen Zustand, den man beschreiben kann, und daß alle ernsten philosophischen Systeme sich zurückführen lassen auf eine Skala von Werten, die bestimmt wird durch seelisch-leibliche Notwendigkeiten. Auf diese Weise kommt es zu einer Methode des Rückschlusses, wonach jede Moral, jede Philosophie als ein Symptom betrachtet werden muß für tiefliegende Bedürfnisse im Seelenleben des Einzelnen sowie auch der Gesamtheit, so daß moralische Ideale eigentlich als Tastversuche zu betrachten sind, um uns den gegebenen Umständen und den realen Machtverhältnissen besser anzupassen. Es kann also wohl geschehen, daß ein gegebenes Ideal, bei den Einzelnen, wie bei den Völkern, durchaus nicht auf die entsprechende Eigenschaft schließen läßt, sondern vielmehr auf deren Mangel, indem sich jene Völker und Einzelnen, bewußt oder unbewußt, vornehmen, jene Lücken in ihrem Temperament auszufüllen und so eine vollständigere Menschenart darzustellen, als dies früher bei ihnen der Fall war. Dies und nichts anderes hat Nietzsche vorgeschwebt bei seinem zentralen Postulat der menschlichen Typuserhöhung, und deshalb hat er, der Radikalindividualist, in seinem System das unentbehrliche Gegenstück zu den bereits vorhandenen Soziologien geliefert. Hand in Hand mit dieser seiner grundlegenden Bedeutung für die gegenwärtige Gesellschaftswissenschaft geht sein Beitrag zu einer Erneuerung der Erkenntnistheorie. Hierin ist er Vorläufer einer pragmatisierenden Philosophie, wie sie in der Gegenwart von William James und Bergson betrieben wird: Eine Logik hat nur Geltung, insofern sie sachgemäß ist; logische Ideen sind nur dann wahr, wenn sie der Natur der Dinge entsprechen und sozusagen den praktischen Ertrag der sinnlichen Erfahrung auf eine Formel bringen; sie sind dann freilich weiter nichts als Werkzeuge, wie sie ja auch schon Marx genannt hat. Endlich läuft auch Nietzsches Auffassung von der Kunst in soziale Folgerungen aus. Kunst ist ein Anlauf, uns mit dem Leben abzufinden, eine Betätigung unserer Pfadfindertriebe, ein Trostmittel im Hinblick auf die Hoffnungen, mit denen wir uns für eine neue Menschheit tragen. — Aus allen diesen Gedankengängen geht hervor, daß im Sinne Nietzsches die Philosophie fortan die Religion abzulösen hat in der Führerrolle der Menschheit zur Kultur, deshalb weil sie die Kultur, die sie fordert, zugleich auch restlos zu erfüllen imstande sein wird.

[51] Es gibt persönliche, biographische Konfrontationen, die einer prinzipiellen Begriffpaarung gleichkommen. Das ist z. B. der Fall bei Goethe und Napoleon, wie Andreas Fischer in einem besonderen Buche dargelegt hat (Goethe und Napoleon, Frauenfeld 1899); es ist auch der Fall bei Bismarck und Nietzsche, obschon hier die Zeitgenossen sich nicht persönlich begegnet sind und Bismarck wohl kaum von Nietzsche persönlich Notiz genommen hat. Dafür ist aber Bismarck Nietzsche als ein sehr spürbares, wenn auch rein innerlich gebliebenes Erlebnis auf den Leib gerückt. Im Hefte der Zukunft vom 9. November 1898 (S. 321) sind unter dem Titel „Bismarck und die Deutschen" einige Nachlaßaphorismen über Bismarck aus den Jahren 1884 und 1885 von Frau Förster bekannt gegeben worden. Auf die mehrfachen Erwähnungen Bismarcks in Nietzsches Werken und Briefen ist unsere kleine Übersicht im Text zusammengestellt worden. Eine genauere Durchführung der Parallele nach grundsätzlichen Leitlinien wäre lohnend. Als eigentlicher Vergleichspunkt ergäbe sich wohl die individuelle Präzision im Gegensatz zur sozialen Zerflossenheit in der Verfolgung derselben Tendenzen — dies gilt für die Politik bei

Bismarck und für die Kultur bei Nietzsche. Vielleicht ist in diesem Zusammenhange der französischen Bismarckauffassung zu gedenken, weniger der populären Darstellungen von Charles Benoit und Welschinger oder auch des dreibändigen Werkes von Paul Matter, „Bismarck et son temps“ (1907) als etwa des Werkes von Ernest Denis „La fondation de l'empire allemand“ (1906). Charles Andler hat in seinem Bismarckbuch, das kurz nach dem Tode des Fürsten erschien (Le Prince de Bismarck, Paris 1899) als Kerngedanken seiner Auffassung vorangestellt (VIII des Vorworts, von mir übersetzt): „Bismarck war der ‚stellvertretende Mann‘ zuerst Preußens und dann des geeinigten Deutschlands. Ich versuchte zu beschreiben, wie seine Gedankenwelt genau in gleichem Maße sich verschob als die soziale und politische Schichtung seines Werkes sich verschob. Denn seine persönlichen Gedanken sind nicht abstrakte Wahrheiten. Sie sind Werkzeuge, die er sich schmiedet, um die Wirklichkeiten in seine Hand zu bekommen und Propagandamittel, die er wählt, um die Menschen zu gruppieren. Sie entspringen der politischen oder sozialen Situation und wirken in ihrer Weise auf sie bestimmend zurück. Wahrscheinlich hätte Deutschland auch ohne Bismarck seine Einigkeit vollendet. Die bürgerliche und konstitutionelle Verfassung, die er gründete, hätte auch ohne ihn sich durchzusetzen gewußt. Der Kampf mit dem organisierten Proletariat wäre ebenfalls ohne ihn ausgebrochen. Aber Bismarck hat den Anbruch des bürgerlichen und soldatischen Kaiserreichs beschleunigt, wie er die Organisation einer Proletarierpartei beschleunigt hat. Er hat in deutlicher Erkenntnis und aus einem machtvollen Antrieb Deutschland den Weg gewiesen, den er sich selber nur im dunkeln Drange und unsicher tastend gesucht hat.“ Die Frage ist berechtigt, ob Nietzsche nicht auf dem Gebiete der Kultur unter dem so eingestellten Gesichtswinkel den Vergleich mit Bismarck aushält, ob er nicht tatsächlich dem deutschen Geistesleben den elementaren Stoß nach vorwärts versetzt hat, der seit den Tagen Goethes und Schillers durch eine ganze Reihe von Instinkten in der breitesten Öffentlichkeit vorbereitet war, ohne daß aus eigener Kraft eine millionenköpfige öffentliche Meinung den Schritt von sich aus jemals hätte tun können. Um diese ungeheure Stoßkraft in sich aufzusammeln, mußte sich Nietzsche als Individuum vollständig erschöpfen und preisgeben, weshalb die Hauptaufgabe für eine gerechte biographische Nietzscheauffassung auf den Nachweis hinauszulaufen hat, daß sein grausamer Fanatismus gleichbedeutend war mit einer großen sittlichen Tat.

[52] Es ist indessen festzustellen, daß Frau Wagner in dem Erinnerungsbilde, das ihre Persönlichkeit in Nietzsches Seele zurückgelassen hatte, als ein schöpferisches Wesen dastand, wenn anders eine briefliche Mitteilung der Frau Pastor Nietzsche an Overbeck urkundlichen Wert beanspruchen kann. Nietzsche hatte nämlich in den zwei ersten Jahren seines Wahnsinns bis und mit Turin eine auffallend reichhaltige und ziemlich ungetrübte Erinnerung an sein früheres Leben; selbst nur ganz flüchtige Erlebnisse, die gegen zwei Jahrzehnte zurücklagen, erwähnte der Kranke mit völlig richtiger Namengebung. Dabei lief gelegentlich auch eine Enthüllung eines rein innerlichen Erlebnisses mit unter und bei dieser Gelegenheit erfahren wir, daß er Frau Cosima Wagner tatsächlich für produktiv und für die Verfasserin einer Wagnerbiographie gehalten hat. Am 29. Juni 1891 schrieb Nietzsches Mutter an Overbeck aus Naumburg, sie pflege, um Nietzsches Gedächtnis nicht einschlafen zu lassen, es durch Fragen über seine eigene Vergangenheit

anzustacheln und bei dieser Gelegenheit habe ihr Nietzsche von Overbecks „Besuch" in Turin erzählt (nach der einem Diktat gleichkommenden Nachschrift der Frau Pastor): „Er nahm mein Geld damals an sich und auch ein Kästchen mit Wagners Biographie und Briefen, Frau Cosima hat die Biographie mit großer Delikatesse geschrieben, ich habe die Kritik in die ‚Norddeutsche Zeitung' gemacht, es war etwas schwer. Bonfantini in Basel hat sie gedruckt; außerdem noch viel für Wagners." Ich messe dieser Phantasieausbiegung des Gehirnkranken das Gewicht eines psychologischen Aufschlusses insofern bei, als daraus hervorgeht, daß nach Nietzsches Auffassung Wagners Gattin ihrem Gemahl tatsächlich ebenbürtig, wenn nicht gar überlegen gewesen ist und er sie deshalb instinktiv von der bloß rezeptiven in die produktive Sphäre versetzt hat.

[53] Die Rolle, die Hippolyte Taine nicht faktisch, sondern rein subjektiv in Nietzsches Seele gespielt hat, verlangt eine nähere Ausdeutung durch einen raschen Überblick über das tatsächliche wissenschaftliche Ansehen Taines in der heutigen französischen Geschichtsschreibung. Taines „Origines de la France Contemporaine" fanden alsbald eine ebenbürtige Erwiderung in dem bedeutenden Buche von Albert Sorel, L'Europe et la Révolution Française. Diese acht Bände (1885—1892) sind der Leistung Taines bereits überlegen. Sorel zeigte klar und deutlich die Kapitaltatsache auf, die Taine übersehen hatte, daß nämlich das Werk der französischen Revolutionäre sich vollziehen mußte unter dem Druck des äußeren Kriegszustandes, wobei sogar das Dasein des Landes auf dem Spiele stand — daher dann die Notwendigkeit der innern Schreckensherrschaft. Die Unzulänglichkeit der Taineschen Leistung ist dann aber noch viel genauer aufgedeckt worden und zwar hinsichtlich der Lücken seiner Arbeitsweise durch Aulard, „Taine, historien de la Révolution française" in der Zeitschrift, betitelt: „La Révolution française", die ausschließlich dem Studium dieses Zeitabschnittes gewidmet ist und bereits 27 Jahrgänge zählt. Aulard begann seine nun bereits zahlreichen Artikel über Taine in der Nummer des 14. März 1906; er weist unwiderleglich nach, daß Taine, der dem Uneingeweihten als ein Ausbund von Belesenheit erscheint, in Wirklichkeit recht spärlich informiert war und sehr wenig gelesen hat, — außerdem entstelle er den Sinn der wenigen Urkunden, die er studiert habe. Über Taines Art, Schlüsse zu ziehen, äußert sich Paul Lacombe „Note sur Taine" in der Revue de Synthèse historique 1907 (fünf Artikel sind erschienen), außerdem in der Revue de Metaphysique et Morale, Septembre 1907: De l'esprit classique dans la Révolution française selon Taine. Paul Lacombe ist der ehemalige Generalinspektor der französischen Staatsarchive — eine durchaus überragende Persönlichkeit, nur hat er spät angefangen zu schreiben; er weist nach, daß Taine sich nicht einmal um die Voraussetzungen einer Moralwissenschaft gekümmert hat. Über Taine als Literarhistoriker hat Lacombe bereits vorher ein Buch geschrieben: Taine, historien des littératures 1905. Um übrigens einen Begriff davon zu geben, was für ein Umfang des wissenschaftlichen Betriebes bei einer Kritik von Taines Revolutionsgeschichte in Frage steht, lasse ich noch eine tabellarische Zusammenstellung über die Teilgruppen der gegenwärtigen französischen Gelehrsamkeit in bezug auf diesen Gegenstand folgen:

Erforschung der französischen Revolution

1. Kriegsgeschichte. Die Arbeiten der geschichtlichen Abteilung im französischen Generalstab zu Paris; außerdem Arthur Chuquet, Les

guerres de la Révolution (11 Bände erschienen) und Chassin über die Kriege der Vendée (1812—1900, ebenfalls 11 Bände).

2. Wirtschafts- und Verwaltungsgeschichte. Die Arbeiten von Levasseur, Gomel, René Stourm, Brette, Sagnac, Charléty; außerdem die Tätigkeit der Kommission, die besonders für die Veröffentlichung der volkswirtschaftlichen Dokumente aus der Revolutionszeit eingesetzt ist und deren Vorsitz Jaurès führt. Dieser hat auch persönlich vier Quartbände veröffentlicht in der Histoire socialiste. Hierher gehören auch die sechs- und fünfbändigen Werke von Wallon über das Revolutionstribunal und die Volksvertretung.

3. Religionsgeschichte. Die Werke von Sicard, Delarc, Debédour über Kirche und Klerus sowie Aulard „Le Culte de la Raison et de l'Être suprême" und Mathiez, „Le Culte décadaire und la Théophilanthropie".

4. Politische Geschichte. Vor allem bearbeitet durch Aulard, Professor an der Sorbonne, und seine Schüler; er veröffentlicht die Protokolle des Comité du Salut public, der jakobinischen Gesellschaft; die Urkunden des Comité de l'instruction publique gab James Guillaume heraus usw. Die einzig wissenschaftliche Zusammenfassung dieser Studien ist das Werk von Aulard, Histoire politique de la Révolution française, Paris 1901, 800 Seiten Großoktav.

5. Biographien und lokale Monographie. Robinet über Danton (1889), Madelin über Fouché (1901), Daudet über Pichegru (1901) usw., Vidal über die Revolution in den Ostpyrenäen, Rouvière im Gard, Bussière im Périgord, Wahl in Lyon, Vignier in der Provence, Leduc im Ain, Bremeau im Cher u. s. w.

Es ist natürlich unmöglich, auf einer halben Druckseite einen Begriff zu geben von der ungeheuren wissenschaftlichen Bewegung, die um Taine herum begann, aber in der er nicht inbegriffen ist. Sein berühmtes Geschichtsbuch ist das Werk eines hochbegabten Rhetors; als wissenschaftliche Leistung tritt es in eine Linie mit hundert andern gleichzeitigen Büchern, die als nützliche Beiträge zur französischen Geschichtswissenschaft zu gelten haben. In Frankreich erscheinen seit ungefähr zwanzig Jahren jährlich 4—5000 Veröffentlichungen zur französischen Geschichte seit 1500, von diesen entfallen ungefähr 1500 Bände, Aufsätze und Urkundendrucke auf die Revolutionszeit und das erste Kaiserreich. In keinem andern Lande der Welt werden die vier letzten Jahrhunderte so methodisch und so vollständig erforscht, wie im heutigen Frankreich; selbst Deutschland kann hier nur für das Zeitalter der Reformation Schritt halten. Diese moderne Geschichtsliteratur hat Taine zu einem guten Teil noch erlebt, aber von ihr so gut wie keine Notiz genommen, ganz ähnlich wie sich Jakob Burckhardt als Kenner der griechischen Kulturgeschichte zu der religionsgeschichtlichen Philologenschule gestellt hat. Lehrreich für die Psychologie Taines ist der Essay „Les deux Taine" von Paul Bourget (Études et Portraits III, Sociologie et Littérature, 1906, S. 82—113). Für die kulturelle Mythologisierung, die Nietzsche vor sich selbst mit Taine als einem Typus des lateinischen Genies vorgenommen hat, ist es nun bezeichnend, daß er in Taine gerade den Skeptiker und Traditionalisten feiert, den er doch aus seinen innersten Jasage-Instinkten heraus hätte bekämpfen müssen.

Der Ruhm Taines ist gemacht worden durch die französischen Konservativen und durch deutsche Historiker. Im intellektuellen Frankreich unserer Tage wird

die ſyſtematiſche Verleumdung der franzöſiſchen Revolutionsgroßtat der deutſchen Geſchichtsforſchung des 19. Jahrhunderts beinahe wie ein Verbrechen zur Laſt gelegt, da ja doch Scharnhorſt, Hardenberg, Stein und Theodor von Schön weſentliche Beſtandteile ihrer ſtaatsmänniſchen Schöpfungen von dem revolutionären Frankreich entliehen und derartige ſtille Anleihen ſich durch das ganze Jahrhundert hindurchgezogen hätten; auch hat die deutſche Geſchichtswiſſenſchaft ſyſtematiſch den Ruhm der reaktionären Franzoſen gepflegt. Eine leiſe Anwandlung zu einer Korrektur im Sinne der Wahrheit läßt ſich in der jungdeutſchen Hiſtorikerſchule wahrnehmen; aber dieſe Sinnesänderung iſt noch nicht wiſſenſchaftliches Allgemeingut geworden. In Overbecks Exemplar des erſten Bandes von Taines Origines hat Overbeck ſelber eines der früheſten berichtigenden Urteile eigenhändig abgeſchrieben, nämlich die Stelle aus einem Aufſatz über „Die franzöſiſche Revolution und die Kirche“ von Max Lenz (Cosmopolis, Revue internationale, Tome 1. p. 587): „Nichts iſt verkehrter als die Tragödie der Revolution, die in jedem Szenenwechſel eine furchtbare Verflechtung von Schuld und Schickſal, ein angehendes Getümmel von Intereſſen, Leidenſchaften und Notwendigkeiten und den Kampf einer 1000jährigen Vergangenheit mit der gärenden Gegenwart darſtellt, rein räſonierend und abſtrakt aus den Ideen der franzöſiſchen Philoſophie des Jahrhunderts ableiten zu wollen; als ob ſie nicht gekommen wäre, wenn Voltaire und Rouſſeau nicht gelebt hätten. Das iſt der Grundirrtum in T a i n e s großem Werk, ſo reich an Geiſt und Wiſſen es ſein mag, daß er ſeine Philoſophie nicht los werden kann und die Geſchichte der Revolution, das Ergebnis von Jahrhunderten, behandelt wie einen dialektiſchen Prozeß. So gelangt er dazu, ſie als das Werk einer kleinen Sekte aufzufaſſen.“ Es iſt daher ſchade, daß Rohde ſeinen Brief an Nietzſche, der eine Kritik Taines enthalten hat, ſelber vernichtete — es wäre lehrreich jetzt noch feſtzuſtellen, ob ſeinem geringſchätzigen Urteile nur ein allgemeiner Widerſpruch zugrunde lag, oder doch auch ſchon etwas von einer ſachlichen Einſicht, mit der man jetzt einer Überſchätzung Taines entgegentritt; übrigens hat bereits im Jahre 1887 Jérôme Napoléon Bonaparte in ſeinem Buche Napoléon et ses détracteurs, das Nietzſche wenigſtens dem Namen nach bekannt war, ſich gegen Taine erhoben (Briefe II, 584): „Nota bene über Mr. Taine bitte ich Dich zur Beſinnung zu kommen. Solche grobe Sachen, wie Du übrigens ſagſt und denkſt, agacieren mich. Dergleichen vergeb ich dem Prinzen Napoleon; n i c h t meinem Freunde Rohde. Wer dieſe Art von ſtrengen und großherzigen Geiſtern mißverſteht (— Taine iſt heute der Erzieher aller e r n ſ t e r e n wiſſenſchaftlichen Charaktere Frankreichs), von dem glaube ich nicht leicht, daß er etwas von meiner eigenen Aufgabe verſteht.“ Dieſe Zeilen gehören auf das letzte Briefblatt, das Nietzſche an Rohde gerichtet hat; die beiden früheren Briefe vom 21. und 23. Mai 1887 enthalten Nietzſches eigentliche Verteidigung Taines ſowohl in ſeiner Eigenſchaft als Denker wie auch als perſönlichen Dank für die Nietzſche brieflich bekundete Anteilnahme Taines.

Ergänzend iſt beizufügen, daß die von Nietzſche ſo hoch geſchätzte perſönliche Empfehlung des franzöſiſchen Schriftſtellers Jean Bourdeau ſich, wenn ſich dieſe Beziehung verwirklicht hätte, kaum zu Nietzſches Zufriedenheit bewährt haben würde. Taine ſchrieb Nietzſche am 14. Dezember 1888 (Briefe III, S. 206): „Puisque vous souhaitez un lecteur compétent, je crois pouvoir vous indiquer le nom de Mr. J. Bourdeau, rédacteur du Journal des Débats et de la Revue des deux mondes; c'est un esprit très cultivé, très libre, au courant

de toute la littérature contemporaine; il a voyagé en Allemagne, il en étudie soigneusement l'histoire et la littérature depuis 1815, et il a autant de goût que d'instruction." Wie weit her es jedoch mit dieser von Taine gerühmten Kenntnis der deutschen Kulturzustände bei J. Bourdeau ist, mögen folgende Feststellungen lehren: Bourdeau schrieb über Deutschland drei Bände „Socialistes allemands et nihilistes russes 1895", „L'Évolution du Socialisme", 1901; „Poètes et humoristes de l'Allemagne", 1906. Alle diese Bücher sind nur Sammlungen von periodischen Artikeln. Von gröberen Verstößen und Irrtümern sind zu nennen: Im Buche über die deutschen Sozialisten behauptet er, das „Kapital" von Karl Marx habe „unzählige Auflagen" erlebt; tatsächlich sind es ihrer genau vier gewesen und jede bedeutete ein bibliographisches Ereignis und ist von den vorhergehenden stets wesentlich verschieden. Im Artikel über Gottfried Keller sind vergessen oder übersehen die „Züricher Novellen", „Das Sinngedicht", „Martin Salander", die „Gedichte" und der „Nachlaß"; auch kennt er Baechtolds Biographie nicht. Bourdeau, heute anfangs der Fünfzig, war im Jahre 1888 intellektuell und freigeistig; seitdem ist er aber wieder zu seiner Religion zurückgekehrt und der Vertreter einer durchaus reaktionären und klerikalen Sinnesrichtung. In sozialer und politischer Hinsicht hat er überhaupt von jeher auf dem heute vertretenen Standpunkt gestanden. Er ist noch heute Redakteur am Journal des Débats und Schwiegersohn von Elme Caro, dem 1887 verstorbenen Philosophieprofessor an der Sorbonne von streng katholischer Observanz, der dem Salonweisen in Paillerons Lustspiel „Die Welt, in der man sich langweilt" zum Modell gedient haben soll.

[54] Neuestens ist das literarische und persönliche Verhältnis Nietzsches und Karl Spittelers mit lang zurückgehaltenen brieflichen Dokumenten endlich zugänglich geworden in seiner Veröffentlichung von Nietzsches Schwester: „Friedrich Nietzsche und die Kritik" in der Wochenschrift „Morgen", 1907, No. 16 S. 488—493. Dort sind sechs Briefe und Postkarten abgedruckt, die Nietzsche in seinen beiden letzten Schaffensjahren an J. V. Widmann gerichtet hat. Der erste dieser Briefe aus Sils den 28. Juni 1887 nimmt Bezug auf Widmanns Artikel über „Jenseits von Gut und Böse". Frau Förster vertritt die Ansicht, daß dieser „Dynamit"-Artikel „meinem Bruder offenbar Vergnügen bereitet hat", — scheinbar mit Recht, weil in wörtlichem Anklang an die Eingangsworte von Nietzsches Brief; aber gerade hier galt es mit Vorbehalt und zwischen den Zeilen zu lesen. Tatsächlich brachte es Nietzsche eben doch nur über sich, Widmanns Anzeige als „jedenfalls bei weitem die intelligenteste Besprechung" zu registrieren, „die dieses unsympathische Buch bisher erfahren hat". Die folgenden Briefe beschäftigen sich mit Widmanns Freund und Mitarbeiter Carl Spitteler als dem Verfasser der Gesamtwürdigung von Nietzsches Schriften (die „Genealogie der Moral" wurde noch in der kleinen, etwas absprechend gehaltenen Nachnotiz erwähnt). Diese Zuschriften an Widmann sind, als Zusammenhang gewertet, ein sprechendes Beispiel für Nietzsches gewaltsame Stimmungsumschläge, in denen sich seine Verlegenheit und Unfreiheit angesichts einer zugespitzten Situation verrät. Die Analyse dieser Briefe möchte ich auf den Kommentar der an Overbeck gerichteten Briefe versparen, woselbst dieser Vorfall eine weit ruhigere und ungezwungenere Berichterstattung durch Nietzsche selbst erfahren hat.

Weit wichtiger sind für uns an dieser Stelle die öffentlichen Erklärungen, die Carl Spitteler jüngst persönlich abgegeben hat, zunächst mündlich als Gast

des Neuen Vereins in München am 25. Oktober 1907 und zu gleicher Zeit in einem Feuilleton der Wiener „Zeit", 24. Oktober 1907 (1826). Diesen Kundgebungen sind folgende tatsächliche Punkte zu entnehmen: 1. Spitteler hat sich aus einer ausgesprochenen Antipathie, die ihm aus der Lektüre der ersten unzeitgemäßen Betrachtung erwuchs, vor Nietzsche gehütet und zurückgehalten — hierin genau von denselben Empfindungen geleitet, die Gottfried Kellers ersten Eindruck von Nietzsche bestimmt haben: „Ich hatte gegen Nietzsche ein altes tiefes Vorurteil, eine ungünstige Meinung von seinem Charakter wegen seiner Schmähschrift gegen den vereinsamten, von der gesamten Christenheit grimmig gehaßten Strauß (den „Leben Jesu"-Strauß). Ich hatte einst als Student in Basel den Jubel der Frommen über die unverhoffte Unterstützung durch einen freigeistigen Philologen mitangehört. Das hatte ich ihm noch nicht vergessen. Hier liegt der Grund, warum unser Briefwechsel spärlich und oberflächlich blieb: ich befliß mich der Zurückhaltung, ich ließ den Briefaustausch absichtlich immer wieder einschlafen." — 2. Die große Generalcharakteristik von Nietzsche als Schriftsteller im Sonntagsblatt des „Bund" (Januar 1888) erfährt auf ihr Zustandekommen hin von ihrem Verfasser folgende nähere Beleuchtung: „Es wurde mir versichert, daß Nietzsche (damals außerhalb Basels noch ganz unbekannt) eine Besprechung dringend wünsche, und daß ihm eine unzulängliche Besprechung immer noch einen viel größeren Dienst leiste als gar keine. So ergab ich mich denn schließlich opfermutig in die Herkulesaufgabe, zehn dicke philosophische Bände binnen vierzehn Tagen (denn auch diese Frist war mir gegeben) zu besprechen. Ungefähr so, wie man an eine Feuerspritze eilt, wenn es brennt und ein Feuerwehrmann plötzlich ohnmächtig geworden ist; hoffend, man werde ob dem hilfreichen Werkeifer allfällige unrichtige Schwenkungen entschuldigen, und wohl wissend, daß ich mich Unannehmlichkeiten aussetzte, falls jemals ein übelwollender oder beschränkter Inspektor dahinter geraten würde. Nietzsche hat übrigens meine Besprechung, obschon sie ihm durchaus nicht in jedem Punkte mundete, nicht bloß gut, sondern sogar mit heller Freude aufgenommen, da er vernünftig genug war, um nicht zu erwarten, daß ich den Freimut, den er an mir schätzte, nun plötzlich ihm gegenüber abdanken sollte, und zu gescheit, um über die Wahrnehmung, daß ich seine Werke erst jetzt, in übereilter Hast, kennen gelernt hatte, empfindlich zu werden." — 3. Erst sehr spät wurde Spitteler inne, daß auf Nietzsches Seite Bekanntschaft und warmes Interesse an ihm seit langem vorhanden sei, wie ich persönlich vermute, überhaupt schon seit Nietzsches erster Basler Zeit infolge der Mitteilungen Overbecks und anderer Kollegen über den originellen, künstlerisch stark veranlagten Predigeramtskandidaten Spitteler (vgl. Band I, S. 43). 4. Der erste Anlaß zu einem Briefwechsel zwischen beiden ergab Nietzsches Anerbieten, Spitteler einen Verleger zu suchen: „Der Briefwechsel wurde im Herbst 1887 in zuvorkommendster Weise von Nietzsche eröffnet. Er hatte Vergnügen an meinen ästhetischen Aufsätzen im Berner „Bund" gefunden, er hatte von J. V. Widmann erfahren, daß ich seit langen Jahren keinen Verleger finden konnte, nun bot er sich mir in liebenswürdigster Weise freiwillig an, mit zu einem Verleger behilflich zu sein. Er lieh mir dann auch wirklich seine Fürsprache, leider nützte sie nichts. Es war mithin ein doppeltes Motiv, das ihn zu mir führte; einmal das sachliche Interesse: er wünschte, daß jene Aufsätze gedruckt würden, weil sie mit seinen ästhetischen Ansichten und Urteilen übereinstimmten, dann ein menschenfreundliches Motiv, seine Gutartigkeit, die ihn antrieb, mir einen

Dienst leisten zu wollen. Zugleich erhielt ich den Eindruck, er würde einem näheren Verhältnis zwischen uns, also einem Gedankenaustausch, vielleicht der Freundschaft, nicht abhold sein." — 5. Nietzsche hat sich bei dem Begründer des „Kunstwart" Ferdinand Avenarius um die Aufnahme Spittelers in den Kreis der Mitarbeiter verwendet. Spitteler blieb davon ohne jede Ahnung: „Freilich hätte ich damals gewußt, was ich heute weiß, hätte ich erfahren, wie oft und wie herzlich Nietzsche sich über mich gegen Dritte äußerte, hätte ich vor allem davon Kenntnis gehabt, daß ich die Einladung des „Kunstwart" zur Mitarbeit seiner eindringlichen Fürsprache verdankte, so würde mein Dankgefühl mein Vorurteil durchbrochen haben, ich hätte auch das Bedürfnis empfunden, mich ihm persönlich vorzustellen, um ihm meinen Dank in warmen Worten auszusprechen, und damit wäre wohl vieles anders geworden. Allein von dem allem wußte ich ja nichts und konnte ich nichts wissen, und so blieb es bei meiner Zurückhaltung." 6. Über den Ausbruch von Nietzsches Unwillen, der sich von Peter Gast zu einer nachträglichen Beschwerde bei Widmann gegen den Schlußsatz Spittelers hatte bewegen lassen, äußert sich dieser folgendermaßen: „Nachträglich ließ sich dann Nietzsche von seinem Anhang gegen meine Besprechung aufhetzen, und nachdem er sich erst sattsam gegen Widmann über mich ausgetobt, schrieb er an mich über jene Besprechung einen durch und durch verdrehten Brief, sich bei mir erkundigend ob ich vielleicht die Besprechung seiner Werke von Spitteler im „Bund" zu sehen bekommen habe, und dergleichen Kunststücklein mehr. Nach einer Menge von gereizten Protesten erklärte er sich mir zum Dank verpflichtet „und hoffentlich nicht zum letzten Male". Solches verdrehte Zeug nannte Nietzsche „Ironie" und war über die Maßen stolz darauf. Nachher kam er von selber wieder zu sich. Ich habe noch zu erwähnen, daß Widmann bei diesem Anlaß sich überaus taktvoll benahm; er führte zum Beispiel einen Auftrag Nietzsches, mir eine entrüstete Kritik, die ein dritter gegen meine Kritik geschrieben, zuzusenden, einfach nicht aus. Es gibt Menschen, welche Verstimmungen vergiften, und Menschen, welche sie versöhnen; Widmann gehört zu diesen letzteren. Ihm hauptsächlich ist es zu verdanken, daß Nietzsche später bloß von einem „Wölklein" zwischen ihm und mir sprechen konnte." — 7. Spitteler blieb zuletzt einer derjenigen, auf die Nietzsche bei seinen Agenten- und Propagandaplänen des letzten Monats bestimmt rechnen zu können meinte. Nietzsche wollte nach dem „Fall Wagner" die für nötig erachtete Duplik nicht allein führen. — Die zweite verschärfte Äußerung seines Wagnerressentiments sollte ursprünglich nicht ausschließlich von ihm selbst, sondern auch von seinen philosophischen Trabanten ausgetragen werden. Spitteler war zur Mitarbeit an „Nietzsche contra Wagner" ausersehen gewesen; sein Bericht hierüber lautet: „Er hatte seinen Krieg gegen Wagner offenbar mit großen Siegeshoffnungen begonnen, im Glauben, den Papst, den er eingesetzt, auch wieder absetzen zu können. Das schlug fehl. Seine Schrift „Der Fall Wagner" traf überall auf weise Gesichter, ich war meines Wissens der einzige, der freudig und uneingeschränkt zustimmte. Nun hatte aber Nietzsche gegen Wagner einen maßlosen, ja geradezu tollen Haß. Gestand er mir doch zum Beispiel, die Oper „Carmen" nur aus Bosheit („Bosheit" ist sein eigener Ausdruck) so unbändig gelobt zu haben, weil er damit Wagner grün und gelb zu ärgern hoffte. Dieser Haß erlaubte ihm nicht, die Erfolglosigkeit seiner Schrift „Der Fall Wagner" zu verwinden. Er plante daher einen zweiten, noch viel schärferen Feldzug; und da er allein nicht zum Ziel gekommen war, schaute er sich nach einem Bundesgenossen um. Den

glaubte er in mir zu sehen. Er schlug mir deshalb eine Art Zweibund gegen Wagner vor und unterbreitete mir folgenden eigentümlichen Kriegsplan: Wir sollten, meinte er, beide zusammen, gemeinschaftlich eine Schrift herstellen, die den Titel führen sollte: „Nietzsche kontra Wagner" und den Untertitel: „Aktenstücke aus Nietzsches Werken". In dieser Schrift sollte nachgewiesen werden, daß er, Nietzsche, keineswegs wie die deutsche Kritik behauptete, eine späte, plötzliche Sinnesänderung gegenüber Wagner vorgenommen habe, sondern daß er tatsächlich schon seit zehn Jahren gegen Wagner Krieg führe. Das könne und wolle er beweisen. Die Beweisstellen wolle er selber zusammentragen, eigenhändig abschreiben und mir zusenden. Das Ganze solle ich unter meinem Namen herausgeben und eine fulminante Vorrede dazu schreiben, die einer Kriegserklärung gegen Wagner und gegen die ganze moderne Musik gleichkäme. Darauf konnte ich selbstverständlich nicht eingehen. Ob er mich schon inständig bat, nicht nein zu sagen, so mußte ich doch bündig ablehnen." Nach dem Scheitern dieses Planes machte Nietzsche in derselben Richtung einen letzten Versuch, in seinem Prinzipienkampf gegen Wagner gewissermaßen öffentlich Schule zu machen, indem er seinem Freunde Dr. Carl Fuchs vorschlug, gemeinsam mit Peter Gast eine antiwagnersche Streitschrift herauszugeben, betitelt: Der Fall Nietzsche von Peter Gast und Carl Fuchs (Briefe I, No. 241, S. 540). — 8. Endlich gehörte Spitteler auch zu der kleinen Gemeinde derer, die beim Ausbruch des Wahnsinns von Nietzsche einen der Grußzettel erhielten. „Bald darauf erfolgte Nietzsches Umnachtung, die er, beiläufig gesagt, auch mir durch einige bedauerliche und mitleiderregende Zeilen offenbarte."

Zum Schluß ist hervorzuheben, daß Spitteler in seinen ausführlichen Darlegungen auf seine ehemals im „Kunstwart" abgegebene Erklärung, Nietzsche habe den Epimetheus gekannt, ehe er den Zarathustra schrieb, nicht mehr zurückkommt, also diese wichtigste Behauptung weder bestätigt noch durch die noch schuldigen Belege stützt. Statt dessen erscheint im „Kunstwart" (1. Novemberheft 1907) die Frage nach dieser Abhängigkeit im Gewande einer ausgesprochenen literarischen Gewissensnot (S. 179—181), wobei Epimetheus als ein verkannter „Ur-Zarathustra" hingestellt und nach erfolgter Summierung der Berührungen das Urteil gesprochen wird: „Das ist nicht nur Beeinflussung, das ist Entlehnung." Der Artikel bringt einige neue Gesichtspunkte für die bestehende Ähnlichkeit: bei beiden die „Löwin Weisheit" als Mutter, ferner bei Spitteler die „strenge Herrin", bei Nietzsche die „furchtbare Herrin", als Bezeichnung von Seele und Gewissen, ferner die gemeinsame Gestalt eines kranken Gottes als Schöpfers dieser Welt. Im Dezemberheft der „Rheinlande" 1907 hat dann die Verfasserin T. Wilisch ihren Gedankengang noch erweitert, die Belegstücke noch vermehrt. Aber allein schon die Meinung, als sei Spittelers Dichtung die einzige Parallele für den Psalmenstil Zarathustras, ist einseitig und unhaltbar. In „Arthur Rimbaud, Leben und Dichtung", Leipzig 1907 schreibt Stephan Zweig (Seite 10): „— Eine Prosa, die an Kunstwert das höchste der Poesie ist, groß wie die Zeilenkatarakte des Walt Whitman, wie die dionysischen Extasen Nietzsches. Innerlich kulturbefreit, wird er, den stammelnden Urlauten wieder nahe, religiös in einem tieferen Sinne, rhapsodisch und predigerhaft; kaum gibt es eine merkwürdigere Stilähnlichkeit des Zufalls, als die beiden, fast gleichzeitigen Bücher der einsam Gewordenen, Weltbefreiten, als Une saison en enfer und der Zarathustra." Wenn also behauptet wird, das plötzliche Auftreten des hieratischen

Stils bei Nietzsche erkläre sich nur durch die Abhängigkeit von Spittelers Epimetheus so ist dagegen an die anerzogene Bibelkenntnis des Pastorsohnes und Pfortenserzöglings, besonders aber an das klösterliche Bibelstudium von Sorrent zu erinnern. Jedenfalls war die Anwendung der Hieratik in ihm beträchtlich vorbereitet und, wenn sie auf einen äußern Einfluß zurückzuführen ist, nur die Erwiderung auf einen empfangenen Reiz, keineswegs aber eigentliche Nachahmung. Der Psalmenton wirkt bei Nietzsche entschieden spontaner und ungezwungener als bei Spitteler, bei dem er von vornherein als gewollter Stil und deshalb nicht immer mit zwangloser, unbeabsichtigter Freiheit auftritt. Obwohl nun Spitteler der bilderschwere Stil einer visionären Überwelt näher liegen und tiefer wurzeln mag, da er überhaupt der Grundstil seines ganzen Schaffens ist, so erscheint dieser Stil bei Nietzsche, das eine Mal da er ihn anwendet, von vornherein als ein viel natürlicheres und dem Inhalt angepaßteres Ausdrucksmittel Dies wäre aber der Punkt, wo in erster Linie ein abschließendes Schiedsgericht einzusetzen hätte, und seit Weingartners Heroldsruf hat es überhaupt den Anschein, als ob nicht um die Priorität, sondern um die Superiorität des Epimetheus gekämpft werden soll. Man fährt aber so lange mit der Stange im Nebel herum, als der vernünftige Ausgangspunkt für diese Kontroverse, nämlich Nietzsches Epimetheus-Lektüre vor Abfassung seines Zarathustra, durch eine urkundliche Aussage nicht tatsächlich verbürgt ist. Ich selbst habe eifrig mehrere Spuren verfolgt, die mir eine dokumentarische Ausbeute zu verheißen schienen (Anfragen bei Frau Professor Overbeck und bei Frau Professor E. Stromboli geb. Rohr in Florenz, die, damals in Basel wohnhaft, durch einen dem Widmannschen Kreise angehörenden Berner Literaturfreund auf Epimetheus aufmerksam gemacht worden war und das Buch unter ihren Bekannten empfahl; die sehr bestimmt lautenden Aussagen der beiden Damen setzten mich leider nicht in Stand, wie ich gehofft hatte, Spittelers Aussage im „Kunstwart" XVI, 3, S. 134: „Nietzsche kannte den Epimetheus, ehe er den Zarathustra schrieb" durch einen stichhaltigen Beleg zu stützen). Sollte dieser Beweis anderweitig noch erbracht werden, oder auch nur der Nachweis der äußeren Wahrscheinlichkeit etwa durch die dankbare und anerkennende Erwähnung des Epimetheus in noch unveröffentlichten Briefen Nietzsches, sei es an Spitteler selbst, sei es an sonst jemanden, so läge auch dann nur ein weiteres allerdings besonders eindrückliches Beispiel für Nietzsches beinahe schrankenlose Rezeptivität vor; aber gerade dieses Beispiel würde besonders deutlich zur Anschauung bringen, daß die fremden Einwirkungen, die Nietzsche auf sich zugelassen hat, vorwiegend evokativer und nicht eigentlich substanzieller Natur gewesen sind, so daß die auswärtige Bereicherung schließlich darin gipfelt, Nietzsches unanfechtbaren, also eigenen Reichtum zur Geltung gebracht zu haben. In der vergleichenden Tätigkeit sowohl der Natur- als der Geisteswissenschaften wird es längst als vorlauter Dilettanteneifer belächelt, auffallende Analogien durchaus auf Abhängigkeit zurückführen zu wollen. Will also derjenige Zweig der Literaturgeschichte, der sich am zeitgenössischen und zum Teil sogar noch lebenden Objekt zu schaffen macht, nicht für rückständig gelten, so hat für ihn die Fragestellung einfach folgendermaßen zu lauten: Aus was für Ursachen ist es zu erklären, daß zu Anfang der achtziger Jahre in verschiedenen abseits stehenden schöpferischen Persönlichkeiten der hieratische Lyrismus zum Durchbruch kommt? Was Spitteler betrifft, so hat er seinen Ruhm voll erleben dürfen, und er, der sarkastische Pathologe des Enthusiasten-

unwesens, wird es wohl kaum für nötig erachten, sich als „verkanntes Genie" ausgraben zu lassen, wie das seine „Gemeinde" offenbar nun allen Ernstes im Sinne hat.

[55] Jener Brief Nietzsches an Jakob Burckhardt, der am 6. Januar 1889 in Basel eintraf und für den Irrenarzt den Ausbruch des Wahnsinns dokumentierte, ist von seinem Empfänger Overbeck zum bleibenden Besitz überwiesen worden in der zutreffenden Annahme, er könnte für diesen ein wertvolles Beweisstück zu seiner Rechtfertigung werden. Dieser Brief ist somit ein Bestandteil von Overbecks Nietzsche-Nachlaß geworden; ich habe ihn seinem wesentlichen Inhalte nach dreimal für meine Darstellung benützt: Band I, S. 284 und Band II, S. 81, 230.

Wenn Overbeck in seinen allgemeinen Erörterungen über Nietzsches Freundschaften das Verhältnis zu Jakob Burckhardt an erster Stelle nennt, so hat er damit Nietzsche in dessen zweitem Schaffensdezennium aus dem Herzen gesprochen. In den achtziger Jahren richtete sich, wie wir ausgeführt haben, Nietzsches Freundschaftsempfindung nach seinem Freundschaftsbedürfnis, das sich, je einsamer er sich als Kulturbringer vorkam, desto leidenschaftlicher vor allem den ihm in seiner Kulturkonzeption verwandtesten Naturen zukehrte. Nietzsches Initiative zur Freundschaft, die er aus Anlaß jedes neuen Buches mit einem herzblütigen Briefe an Burckhardt ergriff, spricht eine beredte Sprache. Doch ist auch ein indirektes Zeugnis dafür nicht zu übersehen. Neben Burckhardt und Taine hat der Historiker und Publizist Carl Hillebrand, dessen Deutschtum sich durch merkwürdige Schicksale (Achtundvierziger, Sekretär Heines in Paris, französischer Graduierter und staatlicher Deutschlehrer an der Militärschule von St.-Cyr, sowie ordentlicher Professor der ausländischen Literaturen an der Universität Douai, sodann nach dem Kriege als Times-Korrespondent in Rom und endlich als Privatgelehrter in Florenz) mitteleuropäisch überwachsen hatte, auf Nietzsche eine starke Anziehungskraft ausgeübt. Dieser hat es ihm nie vergessen, daß er nach dem Erscheinen der ersten unzeitgemäßen Betrachtung das leuchtende Gegenstück zu dem bösen Grenzboten-Artikel durch eine äußerst verständnisvolle Besprechung in der „Augsburger Allgemeinen" geliefert hatte. Noch im Ecce homo gibt Nietzsche dieser dankbaren Erinnerung einen umfassenden Ausdruck (Biographie II, 134): „Bei weitem am besten gehört, am bittersten empfunden wurde eine außerordentlich starke und tapfere Fürsprache des sonst so milden Karl Hillebrand, dieses letzten h u m a n e n Deutschen, der die Feder zu führen wußte. Man las seinen Aufsatz in der „Augsburger Zeitung"; man kann ihn heute, in einer etwas vorsichtigeren Form, in seinen gesammelten Schriften lesen. Hier war die Schrift als Ereignis, Wendepunkt, erste Selbstbesinnung, allerbestes Zeichen dargestellt, als eine wirkliche W i e d e r k e h r des deutschen Ernstes und der deutschen Leidenschaft in geistigen Dingen. Hillebrand war voll hoher Auszeichnung für die Form der Schrift, für ihren reifen Geschmack, für ihren vollkommenen Takt in der Unterscheidung von Person und Sache: er zeichnete sie als die beste polemische Schrift aus, die deutsch geschrieben sei, — in der gerade für Deutsche so gefährlichen, so widerratbaren Kunst der Polemik. Unbedingt jasagend, mich sogar in dem verschärfend, was ich über die Sprach-Verlumpung in Deutschland zu sagen gewagt hatte (— heute spielen sie die Puristen und können keinen Satz mehr bauen —), in gleicher Verachtung gegen die „ersten Schriftsteller" dieser Nation, endete er damit, seine Bewunderung

für meinen M u t auszudrücken — jenen „höchsten Mut, der gerade die Lieblinge des Volkes auf die Anklagebank bringt". Hillebrand, der 1884 nur fünfundfünfzig Jahre alt starb, erlebte nur noch den Zarathustra und schrieb nach der Lektüre des ersten Teils aus Gersau den 16. September 1883 an Hans von Bülow (Bülowbriefe Bd. IV, Leipzig 1907, S. 221/222): „Mit dem Zarathustra ist mir's wunderbar ergangen. Im Mai, ehe ich Florenz verlassen, schickte mir's Nietzsche, und dabei einen Brief, so seltsam ergreifend, daß ich mich der Tränen nicht enthalten konnte. Ich habe ihn nur einmal flüchtig gesehen, aber auch er hat zu mir das sonderbar magnetische Vertrauen, das mir mein Leben über so oft von Unglücklichen entgegengebracht worden. Er traut nur mir und Burckhardt, schreibt er: sagt, was er alles gelitten usw. Ich schrieb ihm sofort ein paar Zeilen nach Rom, wo er sich gerade aufhielt, und dachte sein Büchlein mit auf die Reise zu nehmen; aber meine Frau hatte es, in ihrer Weise versteckt, weil sie fürchtete, es möchte mich aufregen. Das tat's nun gar nicht. Ich finde wirklich Bewundernswertes, geradezu Großes darin; aber die Form läßt keine rechte Freude daran aufkommen. Ich h a s s e das Apostoltum und die Apostelsprache; und gar d i e s e Religion, als der Weisheit letzter Spruch, bedarf der Einfachheit, Nüchternheit, Ruhe im Ausdruck. Auch hab' ich keine rechte Sympathie mit Menschen, die nach dem 40. Jahre noch wertherisch an sich herumlaborieren, anstatt frei und frank vor sich in den Tag hinein zu leben; deshalb bedaure ich solche Geisteskranke, denn das sind sie nicht minder. Aber Nachdenken über sich selber und nicht Herauskönnen aus sich selbst ist eine böse Kinderkrankheit; sie sollte man mit dem 30. Jahre überwunden haben." Nicht von ungefähr spricht aus diesem letzten Urteile Hillebrands über Nietzsche genau dieselbe Stimmung, wie aus dem Verhalten Burckhardts: ein gewisses überdrüssiges Interesse, ein zwiespältiger und deshalb unerquicklicher Anteil. Das Schlußergebnis auch des Verhältnisses von Hillebrand zu Nietzsche, dem doch auch seinem kühleren Teile nach ein aufrichtiges und unerschüttertes Wohlwollen zugrunde lag, ist ein neuer Beleg für den unbeirrbaren Scharfblick, mit dem Overbeck das tragische Schicksal von Nietzsches heißem Freundschaftsbedürfnis zu ergründen wußte (Band II, S. 118): „Der arme Nietzsche mochte allemal ausnehmend, viel weniger bis gar nicht mochte man ihn."

[56] Für eine Biographie Rohdes war Overbeck ein kompetenter Beurteiler. Er hat das Lebensbild Rohdes aus der Feder von dessen Heidelberger Nachfolger Geheimrat Professor Dr. Otto Crusius, jetzt in München, seinem Buchwerte nach sehr hoch eingeschätzt und öfters die Gelegenheit wahrgenommen, die Lösung des rein formalen Problems, das mit der schriftstellerischen Aufgabe einer abzufassenden zeitgenössischen Biographie gegeben vorliegt, als durchaus nach seinem Geschmacke zu bezeichnen. Indessen hat auch Overbeck selber schon an Crusius' Darstellung inhaltliche Kritik zu üben sich veranlaßt gesehen. Es betraf die Auffassung des Verhältnisses zwischen Nietzsche und Rohde durch den Biographen, an der er insofern nicht unbeteiligt war, als er eine Auswahl seiner von Rohde an ihn gerichteten Briefe Crusius zur freien Benützung, die denn auch ausgiebig erfolgte, überlassen hat. Nach Einsicht in dessen Versuch, über das Verhältnis Rohdes und Nietzsches „das letzte Wort zu sagen" schrieb er sich auf: „Bei dem Anteil, den ich (auf Grund der Gewähr, die mir Frau Rohde für das Buch leistete) durch Auslieferung eines Teiles meiner Rohdebriefe am Buche des Prof. Crusius genommen, zöge ich bei aller aufrichtigen Anerkennung, die ich für Crusius' Arbeit habe, sehr vor, der Verfasser hätte sich bei ihrer Abfassung mehr vom

instinktiven Gefühl leiten lassen, zu dem er sich selbst in seinem Briefe an mich vom 11. Februar 1902 bekennt, anstatt daß er sich bei der Aufgabe „das Verhältnis (nämlich zwischen Rohde und Nietzsche, insbesondere ihren Bruch) aus dem Fundament darzustellen", übernommen hätte. Solche Darstellung ist ihm ohne Zweifel nicht gelungen und konnte ihm gar nicht gelingen, weil er viel zu sehr außerhalb des Konflikts stand, den er darstellen will. Weswegen er denn auch viel zu sehr sich in die Lage versetzt hat, sein Unternehmen in den Anstandsschleier zu hüllen, der sich bei öffentlichen Produktionen Autoren derart stets auferlegt. Es fehlt ihnen die wünschenswerte Freiheit in der Sache. Wirkliche Freunde Nietzsches sind hier ganz anders gestellt, aber wer unter ihnen ist imstande und auch willens, sich schon in dieser noch so lebenswarmen Sache vernehmen zu lassen? Demgemäß habe ich denn auch bei der Verwendung, die Crusius dem ihm von mir gelieferten Material hat angedeihen lassen, hauptsächlich nur auszusetzen, daß sie die Unvollständigkeit dieses Materials verhüllt, d. h. nichts davon merken läßt, daß was er von mir erhalten hat, nur ein Teil dessen ist, was ich liefern konnte, wovon ich ihn doch in aller Unzweideutigkeit von Anfang unserer Beziehungen in Sachen seiner Biographie an, in Kenntnis gesetzt habe. Womit zusammenhängt, daß von der besonderen Anerkennung, die er meinem Material in Briefen zuteil werden läßt, in das Buch nichts hinübertranspiriert ist. Eben dadurch tritt mein Material in ein geradezu falsches Licht, nämlich in das einer Unzulänglichkeit, die es nicht hat. Soviel es, absolut gesprochen, zu wünschen übrig lassen mag. Auch Crusius ist, wie so viele Autoren von Büchern, deren Stoff an allzu großer Aktualität leidet, ein Opfer dieser Qualität seines Stoffes. Er ist in seiner Behandlung nur im halben Besitz seiner Freiheit. Nietzsche hat gewußt, wessen er bedarf, um in Fällen dieser Art den Vollbesitz seiner Freiheit sich zu sichern. Weder für Freunde noch gar für „Publikum" hatte er noch Reverenzen übrig." — Von den im ganzen einundfünfzig Nummern Rohdescher Briefe hatte Overbeck etwa zwei Drittel (34 Stück) im Frühjahr 1901 nach Heidelberg geschickt und sie am 11. Februar 1902 wieder zurückerhalten. Nachträglich erhielt dann Crusius von Overbeck auch die vorher zurückbehaltenen Briefe zugesandt (27./28. April 1902, zurückerhalten am 25. Oktober 1904). Overbeck wollte dem Verfasser der Rohdebiographie seine Bereitwilligkeit kundgeben, ihm zu einer gelegentlichen Neubearbeitung des Verhältnisses zwischen Rohde und Nietzsche auch die streng vertraulichen Stücke seines Materials uneingeschränkt zur Verfügung zu halten — offenbar als ein Zeichen seiner Genugtuung, die das Crusiussche Rohdebuch nach der Lektüre in ihm zurückgelassen hat.

In den Aufzeichnungen Overbecks über seine Freundschaft zu Rohde und Nietzsche wird der aufmerksame Leser eine gedankliche Naht verspüren, da hier die beiden zeitlich im äußersten Abstand etwa um vier Jahre auseinander liegenden Schichten, aus denen die Erinnerungen Overbecks an Nietzsche zusammengeschoben worden sind, hier auch die Spuren einer kleinen Auffassungsverschiebung an sich tragen. Diejenigen Stellen, in denen von der Ungeduld des Rohdeschen Temperaments die Rede ist und wo Overbeck sich unverhohlen auf die Seite Rohdes stellt, mit diesem sich in den Anspruch teilend, daß selbst ein Freund wie Nietzsche nicht berechtigt gewesen sei, ihnen aus dem Versagen der philosophischen Gefolgschaft einen empfindlichen Vorwurf zu machen, stammen von Anfang September 1901. Nach der Lektüre des Briefbandes Nietzsche-Rohde, der ihm

am 29. November 1902 vom Mitherausgeber Prof. Fritz Schöll und Erwin Rohde, dem Sohne, mit freundlichem Widmungsgruße überreicht worden war, schrieb Overbeck einen Nachtrag dazu auf, dem zum Beispiel der Abschnitt S. 158/159 (Mihi ipsi scripsi usw.) angehört. Hier überwog bei Overbeck offenbar noch die Ansicht, daß die ideale Annahme eines geistigen Wiederfindens zwischen den beiden entzweiten Freunden in den Bereich der Möglichkeit gehöre. Dann fanden sich aber, von seinen Nietzsche-Aufzeichnungen getrennt, unter dem Stichwort „Rohde" einige Blätter in seinem handschriftlichen Privatlexikon, wo der pessimistische Eindruck von einem unheilbaren Bruche den Ausschlag gibt. Wenn damit auch ein leiser innerer Widerspruch im Gedankengang sich nicht vermeiden ließ, so sah ich mich doch verpflichtet, nicht etwa durch Unterdrückung des einen Gesichtspunktes eine gewaltsame Einheitlichkeit zu erzielen, in der Erwägung, gerade durch eine derart zwiespältige Gestalt dieses kleinen Freundschaftsnachrufes zu beweisen, wie vielfach und ernsthaft Overbeck sich die Erinnerung an diese Erlebnisse hat durch den Sinn gehen lassen, als er von dem ehemaligen Dreibunde noch der einzige Überlebende war.

[57] Im September 1905 lernte ich in Berlin die Witwe Kögels, Frau Dr. Emily Kögel geb. Gelzer, kennen. Eben waren die ersten Artikel zwischen Frau Förster-Nietzsche und mir gewechselt worden, Frau Dr. Kögel versicherte mich ihres aufrichtigen Interesses an meiner Aufgabe, deren Schwierigkeit sie besser als irgendwer ermessen konnte: das Andenken eines Toten gegen die Ausstreuungen von Nietzsches Schwester zu schützen. Nach einigen Monaten näherer Bekanntschaft schenkte sie mir das Vertrauen, mich von einem Bündel Notizblätter, die ihr Gatte von seiner Tätigkeit an der großen Ausgabe her aufbehalten hatte, Einsicht nehmen zu lassen. Darunter fanden sich auch einige wichtige Exzerpte zur Geschichte der Umwertung, und ihnen entnehme ich nun, durch die Umstände veranlaßt, die wenigen, im Texte mitgeteilten Zeilen.

Nun hat seitdem Frau Förster-Nietzsche im Novemberheft 1907 der „Neuen Rundschau" eine Anzahl Nietzschebriefe aus dem letzten halben Schaffensjahr bekannt gegeben. Sie bieten des weiteren ein stichhaltiges Beweismaterial für die Unmöglichkeit, daß Nietzsche nach „Antichrist" und „Ecce homo" noch irgendeine größere selbständige Schrift verfaßt haben kann. Aus diesen Briefen geht nämlich das Gegenteil von dem hervor, was die Herausgeberin offenbar damit beweisen will. Im Sommer 1888 bis und mit dem September vermochte Nietzsche sich in der Tat das Menschenmögliche abzufordern: er schrieb die „Götzendämmerung" und den „Antichrist". Er hatte sich noch in der Hand; die Schwungkraft seines Geistes strebte noch der Synthese zu. Die Wucht und Fülle der Gedanken, die er in diesen Werken entfaltet, untersteht freilich der Einschränkung, daß der Stoff für Nietzsche selbst wie auch für den eingeweihten Leser ein alter, vielfach durchdachter, sogar im Hinblick auf das Moralproblem umfassender durchdachter war, als er ihn hier nur in der Richtung der Synthese hin gesteigert, abermals vortrug. Diese Richtung ist mit einem Willen und einer Erhöhung des Temperamentes verbunden, die sich je länger je mehr als fieberndes Selbstgefühl entfalten mußte und damit eine hervorragende Eigenschaft gesunder Produktionskraft, nämlich die Selbstbesinnung und Selbstbeherrschung, gefährlich bedrohte. In der Tat beginnen denn auch nach dem Abschluß des Antichrist mit dem letzten Quartal die Anzeichen einer rapiden Auseinandersplitterung in Nietzsches geistiger Kraft. Sofern Nietzsche nun doch produziert, gilt dieses

Schaffen nicht mehr seinen Zielen, sondern beschränkt sich auf die Genugtuung und Selbstberuhigung durch autobiographische Rückblicke. „Ecce homo" ist der Versuch einer Selbsterfassung im ganzen Umfange, „Nietzsche contra Wagner" die Wiederholung dieses Versuches für denjenigen Lebensausschnitt, den Nietzsche für den autobiographisch wichtigsten hielt, für sein Verhältnis zu Wagner. Deshalb gibt sich diese seine allerletzte Schriftstellerei, sofern sie auf das geschlossene Buch oder Heft abzielt, instinktiv als ein Abschiednehmen. Die jüngst bekannt gewordenen Briefe, die sich als Begleiterscheinung für diesen Werkabschluß darbieten, bestätigen auch für eine bewundernde Teilnahme an Nietzsches letztem Schaffen doch jenen schmerzlichen Eindruck, daß die bisherige Geschlossenheit des schöpferischen Willens bereits der heimlichen Auflösung verfallen ist, daß die konzentrierte Schwungkraft sich zusehends mit sprunghafter Unruhe durchsetzt.

Die Briefe des August und September sind noch ruhig und voll der Anzeichen, daß Nietzsche arbeitet, schwer arbeitet. In den Briefen vom 22. August 1888 an Fräulein von Salis und dem vom 30. August an die Mutter klagt er, diesen Sommer nicht so viel fertig gebracht zu haben, als er sich vorgenommen habe, alles sei ins Wasser gefallen und doch alles zu einer bestimmten, großen Aufgabe vorbereitet gewesen. Nun holte er zum neuen Wurfe aus und mit Erfolg. Am 7. September teilte er Fräulein von Salis mit, daß er die Vorrede zu seiner Umwertung aller Werte geschrieben habe. Auch an seinen Verleger Naumann schreibt er ebenfalls am 7. September von der begonnenen Arbeit, die sich ihm und uns im weiteren Verlaufe als „Antichrist" darstellt. Diese relative Identifizierung von Umwertung und Antichrist läßt Nietzsche von allem Anfang an mit unterlaufen. Er bezeichnet Brandes die „Umwertung" schlechthin als fertig und meint damit den fertigen „Antichrist"; er ließ sogar im „Ecce homo", das am 7. September zum zweiten und letzten Mal in die Druckerei geschickt wurde, die „Umwertung" stehen. Diese Tatsache, daß Nietzsche „Umwertung" und „Antichrist" eins fürs andere als Bezeichnung ein und desselben Werkes braucht, steht einmal für sich, beweist aber zugleich, daß sich ihm selbst keine weitere Vorstellung über das Verhältnis von „Umwertung" und „Antichrist" aufgedrängt hat; mit andern Worten: er hat niemals die Gestaltung eines zweiten Buches der „Umwertung" in Angriff genommen. Obwohl er sich immer mehr an eine große Anzahl von Korrespondenten in Mitteilungen über die laufende Arbeit gefiel und zwar mit eingehender Erwähnung von Anfang, Fortsetzung und Schluß, hat er sich doch niemals über einen neuen Titel oder auch nur darüber vernehmen lassen, daß ein neuer Plan in ein vorbereitendes Stadium getreten sei. Wohl hat sich in seinem Nachlaß der Zettel vorgefunden, der den Aufriß zu einer Vierteilung der „Umwertung" darstellt. Gewiß hielt auch Nietzsche an der Absicht dieses Planes fest, so oft er den „Antichrist" als erstes Buch der „Umwertung" bezeichnete, was ja besonders, nachdem der „Antichrist" wirklich geschrieben war, häufig geschehen ist. Mochte er also noch lange, wohl bis Ende November, den Plan vor Augen haben, vier Bände zu schreiben, so hat daneben für ebenso ausgemacht zu gelten, daß er an die Gestaltung auch nur des zweiten dieser vier Bücher niemals Hand angelegt hat, während zugleich das rückblickende Bedürfnis, sich noch einmal seines Lebens bewußt zu werden, den Rest seines schöpferischen Vermögens ganz von selbst auf das autobiographische Gebiet hinüber umschaltete — und schließlich bedeutet die im letzten Quartal das bisherige schon nicht geringe Maß noch ansehnlich überbietende ausgedehnte Privatkorrespondenz von zum

Teil peinlicher und aufreibender Beschaffenheit, eine weitere nicht unbeträchtliche Ausgabe an Zeit und Kraft.

Am 14. September schrieb Nietzsche seiner Schwester, von der „Umwertung" sei beinahe wenigstens das erste Buch fertig. (Zwischenfrage: Wie kann da das Archiv, dessen Besitzerin aus den allerletzten Tagen, die Nietzsche in Sils zubrachte, eine solche Nachricht erhalten hat, noch mit einigem Ernste den Schein einer Möglichkeit vertreten, es könnte vielleicht ein späteres dieser Bücher, und gar noch das vierte, „Dionysos", in Sils zurückgeblieben und nachher abhanden gekommen sein?!) Mehrmals teilt Nietzsche seinem Verleger mit, daß zwischen seinen bisherigen Veröffentlichungen und dem Erscheinen der „Umwertung" eine lange Pause sein müsse; die „Umwertung" — am 6. November bezeichnet er sie ihm als erstes Buch der „Umwertung" — dürfe erst Ende 1889 erscheinen, damit ihre Wirkung nicht wie die des Zarathustra seinerzeit geschmälert werde. Er verbindet diese vom 7. und 18. September am 6. November sich wiederholende Mitteilung nirgends mit der Idee der Vierteiligkeit, die Frau Förster diesem Briefe des 6. November mitzugeben sich berechtigt fühlt. Am 14. November meldet Nietzsche Fräulein von Salis, daß das erste Buch der Umwertung fertig und daß ihm inzwischen ein neues Stück Literatur erstanden sei, das Ecce homo. Am 19 November spricht er zu Naumann wieder allgemein von der Umwertung. Der identische Gebrauch des allgemeinen und des speziellen Titels gehen harmlos nebeneinander her. In den Briefen an Peter Gast präzisiert Nietzsche zweimal die „Umwertung". Am 27. September schreibt er „mitten im Fertigmachen des ersten Buches der Umwertung". Am 30. Oktober spricht er von der „Umwertung" als dem verwegenen Akt seiner Philosophie, im konkreten Fall vom ersten Buch der „Umwertung". Dann im Brief vom 13. November sagt er bei Gelegenheit der Ausstattung des Ecce homo, er habe dieselbe gewählt wie zur Umwertung, dessen Vorspiel das Ecce homo sei. Hieraus geht deutlich hervor, daß er unter der „Umwertung" den „Antichrist" versteht; denn es handelt sich um die bereits gewählte Ausstattung zu einem Buche, das für das Ecce homo zum Muster genommen werden konnte, weil es vor ihm fertig war, und das kann nur der Antichrist gewesen sein.

Seit Oktober, besonders gilt dies aber vom Dezember, lassen die Briefe auf einen unheimlichen Zustand der Exaltation schließen. Fieberhaft erregt, lobt Nietzsche alles, was ihm vorkommt. Der Affekt belegt jeden Eindruck, jede Erinnerung mit Beschlag. Er ist voll des höchsten Wohlgefühls, liest seine eigenen Sachen, glaubt sich jetzt erst zu verstehen — und wie! Er hört Musik, jede Musik wird ihm zum Ereignis und Meisterwerk. Er fühlt sich dem höchsten Weltruhm nahe, er sieht eine ungeheure Veränderung seiner Existenz voraus; er denkt daran, seine eigene Literatur in Regie zu nehmen und sucht nach Übersetzern. Bald soll „Nietzsche contra Wagner" gedruckt werden, bald nicht; einmal soll mit Ecco homo gewartet werden, dann wieder nicht. Es findet sich im Dezember keine Spur, daß Nietzsche noch an sein Werk der „Umwertung" denkt, sofern unter diesem Titel vier Bände zu verstehen sind und vor allem keine Spur dafür, daß er damals für die Gestaltung des Umwertungsstoffs auch nur einen Finger gerührt hat. Aus guten Gründen nicht; denn im Dezember hat sich für ihn die bisherige Ambiguität einer parallelen Titelgebung endgültig dahin entschieden, daß der „Antichrist" für ihn sich vollkommen deckt mit der „Umwertung aller Werte". Aus diesen Briefen, die einen so intimen Einblick in seine Arbeit und seine Geistes-

verfassung in den letzten Monaten vor dem Ausbruch des Wahnsinns geben, geht überzeugend hervor, daß Nietzsche in jener Zeit andere Werke als die von ihm selbst noch druckfertig gelegten, unmöglich verfaßt haben kann.

[58] Hebbel ist nach der großen Ausgabe von Richard Maria Werner zitiert; die Nummern beziehen sich auf die Randziffern der vier Tagebuchbände. Die Zusammenstellung von Hebbels Aussprüchen aus den Tagebüchern gibt seine nichtchristliche Gesinnung noch in einem milden Durchschnitt. Die eigentlichen Ausbrüche seines Hasses enthalten die Briefe (I. Ausgabe Werner S. 163): „Ich beuge mich jedem Höheren und also gewiß dem Höchsten. Aber nur dadurch, daß ich ihn möglichst zu entbehren suche, kann ich mich in ein würdiges Verhältnis zu ihm setzen. Er will nicht die Krücke des Menschen sein, darum hat er ihm Beine gegeben. Fordert das Leben von mir das Unmögliche, so erdrückt es mich entweder, oder — es ist nicht das Unmögliche gewesen. In jedem Fall soll ich alles aufbieten, was an Kraft in mich gelegt ist; diese Kraft macht mich gewiß frei, ist es nicht nach außen, indem sie das Hindernis überwältigt, so ist es nach innen, indem sie die Körperketten zerreißt. — Das Christentum verrückt die Demut und die Gnade. Christliche Sünde ist ein Unding, christliche Demut die einzig mögliche menschliche Sünde, und christliche Gnade wär' eine Sünde Gottes. Dies ist um nichts zu hart. Die edelsten und ersten Männer stimmen darin überein, daß das Christentum wenig Segen und viel Unheil über die Welt gebracht hat." Die Gegenüberstellung Hebbels und Nietzsches ist kürzlich erfolgt in der Schrift Ernst Horneffers: „Hebbel und das religiöse Problem der Gegenwart" (Jena 1907), die ich erst nach Niederschrift meines Textes zu Gesicht bekommen habe.

[59] Der Inhalt dieses Absatzes, der Nietzsches Ideenchaos im Augenblick, da seine Gedankenwelt in Stücke brach, wohl ziemlich erschöpfend wiedergibt, ist eine sinngetreue und zum guten Teil sogar auch wortgetreue Umschreibung des enggeschriebenen vierseitigen Briefes an Jakob Burckhardt vom 4. oder 5. Januar 1889. Der Umstand, daß Jakob Burckhardt der einzige war, der (außer einem Dionysoszettel) überdies noch mit einem umfassenden Schreiben bedacht wurde, bestätigt abermals die Annahme, Nietzsches Sehnsucht nach geistiger Gemeinschaft habe besonders nach einer engen Freundschaft mit Persönlichkeiten begehrt, deren Leben eine intensive Bemühung um eine der seinigen ähnliche Kulturkonzeption gewesen war. Karl Hillebrand in Florenz hatte aus Anlaß des Zarathustra einen ergreifenden, flehentlichen Brief erhalten; das leidenschaftliche und man kann sagen blinde Vertrauen, das Nietzsche auf Taine setzte, ist ebenso zu erklären; vor allem aber rückt das Verhältnis Nietzsches zu Jakob Burckhardt in den Bannkreis erschütternder Tragik durch die immer deutlicher zutage tretende Tatsache, daß der klug ausbiegenden, aber insgeheim sich immer mehr zur schroffen Antipathie auswachsenden Höflichkeit Burckhardts auf Nietzsches Seite eine unbedingte, rückhaltlose Verehrung und Liebe entgegenstand von einer Ursprünglichkeit und Echtheit, wie sie Nietzsche — in dieser besonderen Färbung freundschaftlicher Ehrerbietung vor dem Älteren, Reiferen, Angeseheneren, — sonst überhaupt nur Burckhardt gespendet hat (vgl. Anmerkung 55). Diese eingewurzelte Anhänglichkeit Nietzsches an Burckhardt hatte ihren sehr ethischen Beweggrund in Nietzsches Überzeugung, daß er sich einst in seiner Jugend an der Persönlichkeit dieses Mannes über die Generalbegriffe seiner Kulturtheorie klar geworden war. Unter Ausschluß des „Dionysismus", über dessen noch mögliche Aktualität er sich an der Person Wagners orientiert hatte,

lernte er bei Burckhardt, daß der Ausgangspunkt für eine fruchtbare Kulturkonzeption durchaus bei dem Pessimismus der Griechen zu nehmen sei. Vor allem aber wurde er sich an Burckhardts deutsch-romanischer Denkweise klar, daß der Basler Geschichtsphilosoph die Verkörperung der mitteleuropäischen Synthese zwischen lateinischer und germanischer Kultur darstelle. Diese seine Grundeigenschaft wird Jakob Burckhardt auch einen dauernden Namen in der Kulturgeschichte des neuen Europa sichern. (Vgl. dazu den Aufsatz von Charles Andler „Jakob Burckhardt et Nietzsche" in der Revue de Synthèse historique, Oktober- und Novemberheft 1907).

Der Brief an Burckhardt ist, obwohl die Kundgebung eines Wahnsinnigen, doch ein ansehnliches biographisches Dokument, weil es deutlich einerseits die Bewußtseinsstützen und andererseits die Wahnvorstellungen erkennen läßt, zwischen die sich Nietzsches Selbstempfindung im Augenblick der Katastrophe zu teilen hatte. Die Trümmer seines Wirklichkeitsgefühls ließen ihn seiner Bedürftigkeit lächelnd eingedenk sein und sich erinnern, daß er einst Basler Professor gewesen war, mit Jakob Burckhardt in ungezwungenen Zusammenkünften hinter dessen Lieblingswein, dem Veltliner, gesessen und sich der gütigen Freundschaft von Frau Cosima Wagner erfreut hatte. Aber diese Reste realer Empfindung wurden überflutet durch ungeheure Einbildungen, zu denen sich die Wunschzentren und theoretischen Hauptpunkte seiner philosophischen Denkweise aufbauschten. Aber nicht nur empfand sich Nietzsche als Inkarnation berühmter und großer Herren, ja als Fürst und sogar als Gott; die Eigenart seines Größenwahns spricht sich in seinem Ehrgeiz aus, auch die sensationellen Verbrecher des Tages leibhaftig in sich zu verkörpern. Er hat in Turin über das Mittagessen im Restaurant regelmäßig die Pariser Tageszeitungen gelesen und war deshalb genau über die beiden Mordprozesse unterrichtet, die beide im November 1888, der eine in Paris, der andere in der Kolonie Algier, zum Austrag kamen. Bei dem Interesse, das Nietzsche an diesen Mordtaten nahm — er bezeichnete Burckhardt sowohl Prado wie Chambige als „anständige Verbrecher" —, wird es nicht überflüssig sein, den Verlauf dieser beiden Kriminalfälle hier kurz zu schildern.

Der Prozeß Prado

(Vgl. Gazette des Tribunaux, Jahrgang 1888: 29. Juni, 4., 22., 23.—24. Juli; 5. August; 10.—11. September; 10. u. 18. Oktober; 1., 5.—6., 7., 8., 9., 10., 11., 12.—13., 14., 15. November; 29. Dezember.) — Der Prozeß kam am 5. November 1888 vor dem Pariser Schwurgericht zur Verhandlung; am 14. November wurde Prado zum Tode verurteilt. Er war spanischer Untertan. Er behauptete Linska von Castilon zu heißen, war erst in Peru gewesen, dann in Spanien, nachdem er seinen Angaben nach das Vermögen seiner Frau in der Höhe von 1 200 000 Franken durchgebracht hatte. Mit Schulden überhäuft kam er nach Frankreich; dort lebte er mit einem Mädchen namens Eugenie Forestier. Seit 1886 waren die beiden von allen Mitteln entblößt. Am 28. November 1887 wurde Prado verhaftet wegen eines Diebstahls, den er in Paris begangen hatte. Die Untersuchung ergab, daß er auch in einen früheren auswärts erfolgten Diebstahl verwickelt gewesen war. Im Verlauf des Zeugenverhörs gesteht Eugenie Forestier, Prado sei der Mörder einer öffentlichen Person namens Marie Agriétant, ermordet in Paris Rue Caumartin in der Nacht vom 14. Januar 1886. Diese Gerüchte bestätigten sich. Die Verhandlungen der Assisen ergaben im Laufe des

November, daß Prado, in dem man bis dahin nur einen Dieb gesehen hatte, außerdem noch Mörder war.

Der Prozeß Chambige

(Vgl. Gazette des Tribunaux 31. Oktober, 9., 10., 11., 12.—13., 15., 17. November 1888). — Der Prozeß kam vor die Assisen von Constantine in Algier am 8. November 1888; am 11. November wurde Chambige zu sieben Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Henri Chambige, Student der Rechte und einigermaßen Schriftsteller, war der Geliebte einer Mme. Grille geb. Madeleine Jackson, Engländerin von Geburt und bis dahin von durchaus unbescholtenem Rufe. Das Ehepaar Grille bewohnte eine Villa in Sidi-Mabronek bei Constantine. Nach dem vergeblichen Versuch, bei einem seiner Freunde in Constantine zehntausend Franken aufzunehmen, vielleicht in der Absicht mit Mme. Grille sich davonzumachen, wurde Chambige gesehen, wie er in einem Wagen mit Mme. Grille auf deren Villa zufuhr. Kurz nach ihrem Eintritt ins Haus vernahm der Kutscher, der sie geführt hatte, zwei Schüsse; Chambige hatte sich im Laufe des Morgens einen Revolver gekauft. Drei Freunde, die ihm auf dem Fuße gefolgt waren, weil sein aufgeregtes, zusammenhangloses Betragen ihnen aufgefallen war, kamen zu spät. Sie erbrachen die Tür der Villa in demselben Augenblick, als zwei neue Schüsse fielen. Man fand Mme. Grille tot und Chambige verwundet. Diese Tatsachen wurden in ihrem genauen Sachverhalt ermittelt unmittelbar nach erfolgtem Verbrechen am 25. Januar 1888.

Es ist auch durch die innern Umstände in Nietzsches Verhältnis zu Burckhardt vermittelt, daß er, als die Schranke des Schamgefühls fiel, das Bedürfnis verspürte, sich gerade gegen Burckhardt als genialen „Verbrecher" auszuweisen. In Burckhardts „Kultur der Renaissance" heißt es von Cesare Borgia I, 116: „Wenn irgendeiner, so hätte er den Kirchenstaat säkularisiert, und hätte es tun müssen, um dort weiter zu herrschen —" und S. 128/29: „Jene größte Gefahr aber, die Säkularisation, vollends diejenige von innen heraus, durch die Päpste und ihre Nepoten selber, war für Jahrhunderte beseitigt durch die deutsche Reformation." Wie ein Echo dieses Gedankens erscheint die berüchtigte Stelle aus „Antichrist": „Cesare Borgia als Papst —... versteht man mich?... wohlan, das wäre der Sieg gewesen, nach dem ich heute allein verlange —: damit war das Christentum abgeschafft! — Was geschah? Ein deutscher Mönch, Luther, kam nach Rom. Dieser Mönch, mit allen rachsüchtigen Instinkten eines verunglückten Priesters im Leibe, empörte sich in Rom gegen die Renaissance..."

Für die seltsame Zufälligkeit der Assoziation, die sich in den Gedankensprüngen jenes Briefes an Burckhardt vorfindet, gehört der überraschende Ausruf „Astu", mit dem Nietzsche den „Witz" schließt, Alphonse Daudet, der bekanntlich gegen die französische Akademie frondierte und im Jahre 1888 die Satire auf sie, l'Immortel, veröffentlicht hatte, gehöre zu den „quarante". Astu ist wie das Alpa im Zarathustra offenbar ein pathologischer Lallaut, dessen sich Nietzsche aus seinen Chloralträumen her erinnert haben kann — zugleich heißt aber der Held bei Daudet Astier. Die Stelle im Brief lautet: „Ich grüße den Unsterblichen Mr. Daudet gehört zu den quarante. [Darunter auf einer besonderen Linie alleinstehend] Astu."

[60] Im Januarhefte 1906 der „Neuen Rundschau" habe ich auf S. 26—51 eine alle wichtigeren Tatsachen umfassende Auswahl aus den 21 Briefen ver-

öffentlicht, die Overbeck vom 11. Januar 1889 bis zum 13. April 1890 an Peter Gast über die den kranken Nietzsche betreffenden Vorgänge gerichtet hat. Diesen zweiten und endgültigen Abdruck habe ich einer weiteren Sichtung unterzogen, indem ich aus den Briefen des ersten Vierteljahres im ganzen weggelassen habe eine Postkarte vom 8. Februar und Briefe vom 17. Februar, 18. März, 11. April und 26. April 1889. Sonst komme ich in der Darstellung der Langbehn-Episode und der ersten Fürsorge für die Manuskripte auf alle einschlägigen Zeugnisse aus diesen Briefen zurück. Zu diesen Briefen hat Overbeck folgende Aufzeichnung von seiner Hand gelegt: „Basel, 16. September 1901. ... Um ihres eben angegebenen Inhalts sowohl, als auch um ihrer Form willen sind aber unter den überhaupt nur spärlichen Nietzsche angehenden Aufzeichnungen, die es von mir gibt, die vorliegenden die erheblichsten, denen ich selbst wie keinen andern Wert als Dokumenten zur Biographie Nietzsches beilege. Die ersten Tage seines Wahnsinns hat kein einziger ihm, sei es durch Freundschaft, oder durch Verwandtschaft nahe gestellter Mensch gleich mir als Zeuge erlebt, und in nicht minder ausgezeichneter Weise unmittelbar ist aus der Gelegenheit des Augenblicks der beiliegende briefliche Bericht, den ich von meinen damaligen Erlebnissen gebe, geflossen. Nur die Rücksicht auf den Adressaten hat mich bei seiner Abfassung zu leicht mildernder Zusammenziehung der Beschreibung des Zustandes bewogen, in dem ich Nietzsche in Turin vorfand. Und dementsprechend handelt es sich auch bei der zweiten der von beiliegenden Briefen gedeckten und eben bezeichneten Episoden um eine Reihe von Vornahmen, über welche ich mich unverzüglich mit meinem einzigen Genossen dabei austauschte. Zur Beglaubigung der hier vorliegenden Stücke habe ich schon angegeben, daß es Abschriften sind. Die Originale befinden sich noch gegenwärtig im ausschließlichen Besitz ihres ursprünglichen Empfängers. Von diesem entlieh ich sie im Herbst 1897 — der Beleg für dieses Datum liegt mir in einem Brief Köselitzens vom 7. Oktober des Jahres vor — als ich mich einmal mit meinen Nietzscheanis beschäftigte und mir dabei auch der Wunsch gekommen war, die Erinnerung an das hier in Betracht kommende Stück meiner Korrespondenz mit Köselitz wieder aufzufrischen. Bei dieser Gelegenheit hatte ich nun auch unter dem wiedergestärkten Eindruck vom Wert der Stücke den Einfall, Abschriften davon zu behalten. Sie wurden für mich von meiner Frau verfertigt und von mir alsbald auf ihre wörtliche Treue an den Originalen geprüft, die Originale aber Köselitzen wieder zugestellt. Überhaupt dachte ich bei diesem ganzen Vornehmen mit beiliegenden Briefen zunächst noch in gar keiner Weise daran, sie mir in irgendeinem Sinne vorzubehalten. Denn damals galt mir Köselitz noch ohne jedes Bedenken als der einstige Erbe aller meiner Nietzsche betreffenden Papiere, insbesondere aller Briefe Nietzsches an mich und meiner, 1897 übrigens kaum erst vorhandenen eigenen Aufzeichnungen über ihn..."

[61] Von der mündlichen Schilderung Overbecks über den Krankentransport von Turin nach Basel, die er innerhalb seiner vier Wände befreundeten Gästen oder zum Zweck der Information bei ihm eintretenden fremden Besuchern gelegentlich entwarf, sind zwei selbständige Referate an die Öffentlichkeit gedrungen. Das eine von Möbius auf S. 99 seiner Schrift als Niederschlag der ihm von Overbeck am 10. April 1902 gemachten Eröffnungen; dort heißt es: „In Turin fand er (Overbeck) einen jüdischen Mann, der sich als Irrenpfleger anbot (aber keiner war) und der ihm durch sein Eingreifen das etwas kühne Unternehmen durchführen half. Nietzsche lag im Bette und weigerte sich, aufzu-

stehen. Der jüdische Mann redete ihm vor, es seien große Empfänge und Festlichkeiten für ihn bereitet, und Nietzsche stand auf, zog sich an und ging mit zum Bahnhofe." Zu dem Ausdruck „jüdischer Mann" notierte sich Overbeck am Rande: „Er war in Turin Zahnarzt, behauptete indessen schon Irre, insbesondere von Paris her, transportiert zu haben. Die Sache ist hier mit einer mir ganz fern liegenden Färbung wiedergegeben. Daß der Mann Jude und mir als Industrieritter erschien, erwähnte wohl meine Möbius gegebene Erzählung, doch ganz nebenbei und im übrigen mit Hervorhebung der mir vom „jüdischen Mann", dessen Namen ich vergessen, geleisteten, für ihn zwar wohlfeilen, für mich sehr wertvollen und a u s r e i c h e n d e n Dienste, auf jeden Fall mit gänzlicher Enthaltung vom antisemitischen Tone obigen Referats."

Im „Berliner Tageblatt" vom 6. Juli 1905 (abends) hat sodann Ed. Platzhoff-Lejeune in einem Nachruf an den zehn Tage zuvor verstorbenen Overbeck diese Episode, freilich nicht ganz ohne Verzeichnungen, folgendermaßen dargestellt nach Notizen, die er sich von dem beträchtlich früher erfolgten Interview bei Overbeck genommen hatte: „Nun reiste in den ersten Januartagen von 1889 der treue Eckhardt nach Turin und sah sich vor eine Aufgabe gestellt, der nur mit praktischen Talenten beizukommen war, die er kaum besaß. Nietzsche in vollständiger Tobsucht befangen, mit den Ellbogen auf dem Klavier rasend, schreiend und singend; dann wieder in völliger Apathie den Freund erkennend und ungehorsam wie ein Kind seinen Anordnungen widersprechend. Was sollte ein deutscher Professor in solcher Lage tun? Schon war die Turiner Polizei aufmerksam geworden, und nur eine regelrechte Entführung konnte eine Zwangsaufnahme in eine dortige Anstalt verhindern. Da bot sich wunderbarerweise ein Unbekannter, wie es scheint ein deutscher Jude, zum Transport des Kranken an. Overbeck, ebenso verblüfft durch diesen deus ex machina wie mißtrauisch gegen seinen Vorschlag, willigte dennoch ein und hatte seine Zustimmung nicht zu bereuen. Mit staunenswertem Geschick gewann der Fremde sofort einen Einfluß auf den widerspenstigen Kranken, der dem Freunde versagt blieb. Nietzsche gehorchte wie ein Kind, verließ das Bett und kleidete sich an. Ein neuer Anfall machte den Weg zur Bahn für Overbeck zu einer Qual. Rufend und sie verfolgend wandte sich Nietzsche zu der neugierigen Menge, die um ein Haar den Reiseplan vereitelt hätte. Der Zug fuhr ab, während Nietzsche ein neapolitanisches Fischerlied sang, das den erregten Freund tief erschütterte. Dann beruhigte sich endlich der Kranke, und die Begleiter hatten Zeit, ein neues Projekt für die Ankunft in Basel zu entwerfen. Der Wärter versuchte es mit einer Suggestion: „Sie sind ein Fürst. Am Bahnhof Basel erwartet Sie eine festliche Menge. Gehen Sie grußlos an ihr vorüber nach dem bereitstehenden Wagen!" Die List gelang über Erwarten gut. Niemand in Basel bemerkte den Vorgang, und ohne Hindernisse gelangten die drei Reisenden in die Willesche Anstalt. Freundlich, gemessen und wie selbstverständlich begrüßte Nietzsche den früheren Kollegen und ließ sich in ein weitläufiges Gespräch objektiver Natur mit ihm ein, daß Overbeck die Gelegenheit fand, unbemerkt zu verschwinden."

Mir selbst hat Overbeck seine eigene Darstellung von Nietzsches Zustand in Turin, wie sie sich in Briefen an Gast findet, in Hinsicht auf die Art der von Nietzsche nach wieder eingetretener Tobsucht vor ihm aufgeführten orgiastischen Tänze als beträchtlich abgeschwächt bezeichnet. Der einzige lebende Zeuge jener Szenen

ist wohl noch Nietzsches Hauswirt Davide Fino in Turin, der daselbst immer noch Zeitungsverkäufer ist und zwar nun in oder beim Hauptbahnhofe.

[62] Der begleitende Arzt war Dr. med. Ernst Mähly, der älteste Sohn von Nietzsches ehemaligem Nebenkollegen für klassische Philologie Prof. Dr. J. J. Mähly. Er leistete mit dem begleitenden Wärter der für Nietzsches Beruhigung während der Reise ohnmächtigen Mutter unentbehrliche Dienste. Sie schreibt darüber Overbeck Ende Januar 1889: . . „Und doch war dieser Mann (der Wärter) ein *wahrer* Segen, so daß ich, obwohl der *liebe, liebe* Herr Doktor Mähly ihn durchaus von Frankfurt aus zurücksenden wollte, indem er bestimmt glaubte, ihn allein behandeln und beruhigen zu können, [sic!] so habe ich doch flehentlich gebeten, ihn weiter bis nach Jena mitzunehmen und gestern Abend gestand er mir selbst, daß es gut gewesen sei, vorzüglich für die letzte Stunde von Weimar bis Jena, wo er so unruhig und laut gewesen ist, was ich mit den harten Bänken und Unbequemlichkeiten sich zu legen zugeschrieben, da sonst alles zweiter Klasse mit Menschen besetzt gewesen ist... Der gute Herr Doktor hatte selbst Schokolade mit und lehnte alles ab, überhaupt ein rührend guter Mensch!" Overbeck nennt Dr. Mähly im Brief an Rohde vom 22. Januar 1889 „einen früheren Schüler Nietzsches aus dem Pädagogium, der sich in sehr liebenswürdiger Weise zur Begleitung angeboten hat und Binswanger persönlich kennt".

Es ist hier hervorzuheben, daß die Einlieferung des Wahnsinnigen in eine Irrenanstalt tatsächlich von Overbeck gegen den Willen der Mutter durchgesetzt wurde, da er sich bei dem Urteil der Ärzte über Nietzsches Zustand dazu unbedingt verpflichtet fühlte. Nietzsches Mutter ist denn auch in Zeiten ruhiger Überlegung Overbeck für sein unbeugsames Auftreten herzlich dankbar gewesen. Dagegen gehört zu den heftigen Vorwürfen der Frau Förster-Nietzsche gegen Overbeck auch der, er habe ihn vorschnell, unnötig und lieblos in der Anstalt eingesperrt. Sie selbst schrieb mir dies aus Weimar den 26. Juli 1905: „..Nachdem der Freund in einem Irrenhause unschädlich gemacht worden war, wohin *ihn allein* Overbeck gebracht hat, niemand sonst; meine Mutter hat sich mit Händen und Füßen dagegen gewehrt. Es war auch ganz unnötig, die Leute mögen sagen was sie wollen! Sie sollten nur noch Näheres wissen, wie Overbeck meinen Bruder dort untergebracht hat, mit welchem Mangel an Feingefühl gegen alles, was mein Bruder hätte fordern können; ich habe darüber Briefe von einem leidenschaftlichen Nietzsche-Verehrer und auch von anderen; ich muß weinen, wenn ich nur daran denke!" Ich nehme an, dieser leidenschaftliche Nietzsche-Verehrer sei Dr. Langbehn. Die Vorfälle und gelegentlichen Zwischenfälle während des Jenaer Anstaltsjahres haben Herr und Frau Geheimrat Gelzer als unbeteiligte Zeugen aus der Nähe miterlebt, da bei ihnen Frau Pastor während ihren gelegentlichen Besuchen in Jena abstieg. Aus den Briefen der Frau Pastor an Overbeck vom 30. Januar und 13. Februar 1889 geht die große Sorgfalt hervor, die unter allseitigem Rat schließlich für die Unterbringung Nietzsches nicht erster Klasse B., sondern zweiter Klasse entschied. Übrigens hat Overbeck in diesen Dingen der näheren Verpflegung durchaus gar nicht mit gesprochen; auf seinen festen Willen geht allein die Internierung Nietzsches in einer geschlossenen und als ausgezeichnet bekannten Anstalt zurück. — Über das Betragen des Kranken in Basel und bei seinem Eintreten in Jena berichtet Möbius Einzelheiten wohl nach den Mitteilungen, die ihm aus den Anstaltsjournalen und in den mündlichen Berichten der Anstaltsärzte zugänglich gemacht worden waren, auf S. 99—101.

[63] Schlafs Buch ist als eine Wirkung Nietzsches außerordentlich interessant, weil man sich daran klar werden kann, wie Nietzsche seine ehrlichen und ernsten Leser zur Selbständigkeit und damit zur Gegnerschaft gegen ihn selbst heranzieht. Man braucht nur den offenbaren Widersprüchen, die sich in Schlafs Buch finden, mit einiger Aufmerksamkeit nachzugehen. Zuerst wird mit aller Schärfe und gar nicht unrichtig die Ansicht durchgeführt, Nietzsche habe von aller Religiosität abgesehen und sei überhaupt irreligiös gewesen; später wird ein religiöser Kern bei ihm mit Liebe und Sentimentalität behandelt. Er wird ein Christ genannt aus den Gärten Epikurs und doch gerade auf seinen Zarathustra hin, in dem diese Annahme einer Religiosität bei Nietzsche noch am ehesten eine Stütze finden könnte, als Irrsinniger behandelt. Es wird aufs tiefste beklagt, daß Nietzsche sich von seinem religiösen Besitz unter eigenem Widerstreben entfernt habe und Nietzsches Tragik als Humanismus und Irrsinn verspottet, während man doch in dieser Wandlung, wenn es eine war, nur den gewaltigen Willen zum Fortschritt bei Nietzsche anzuerkennen hat, wodurch die religiöse Position zwar als Kulturstation gelten gelassen, aber durch das überhöhende Ideal einer menschlichen Vollkultur allerdings zur bloßen Halbstufe erniedrigt wird. Dieser Zentralsinn in Nietzsches Wirken entgeht Schlaf völlig, und gerade das Ungenügen, das Nietzsche an der reinen Aufklärung und am Positivismus empfand, beweist Nietzsches Bedürfnis nach einem Glauben an kosmische Zusammenhänge, an einen festen Standpunkt auf dem Weltengrunde und an eine immanente Vernunft der historischen Menschheitsentwicklung. Schlaf brauchte also gar nicht Trumpf zu spielen, besonders da er in seinen eigenen Beweisführungen wohl so ziemlich überall an Nietzsche anknüpft und durch dessen Methode der Thesenumkehrung zur Aufstellung einer eignen, alles umfassenden Dogmatik gelangt. Schlafs Abhängigkeit fällt sogleich auf in der Besprechung der „Geburt der Tragödie" (S. 14—58). Das Problem der dionysischen und apollinischen Kunst verdanken wir Nietzsches Gestaltungskraft; es enthält eine wirkliche Auffassung, die durch ihr anhaftende Mängel der Ausführung nicht geringer wird. Schlaf weist der Sprache den Vorrang vor der Musik zu. Es ist kein Zweifel, daß Schopenhauer hier Nietzsche beeinflußt hat, neben dem von ihm als dionysisch empfundenen Musiker Wagner. Schlaf legt Gewicht auf seine chemisch-physiologische Wissenschaftlichkeit und doch rückt er den Problemen einer uranfänglichen Kultur, in der der Trieb vorwaltet und es an geklärtem Bewußtsein mangelt, logisch-ästhetisch zu Leibe. Schon in diesen embryonalen Zuständen liegt eine individualistische Setzung gegeben vor; auch hier schon entscheidet die Kraftbeschaffenheit des Einzelnen. A. lobt seinen Gott mit rhythmisiertem Ton, B. mit rhythmisiertem Laut, und so geht es aufwärts durch alle Stadien der Begabung. Nietzsche steht allein schon durch die Virtuosität seiner relativen Schätzungen als Denker turmhoch über Schlaf. Statt mit der emphatischen Einheitserklärung von Glauben und Wissen scholastische Ideale abzustauben, wie Schlaf das tut, bekundet Nietzsche seine ausgeprägt moderne Denkweise vor allem durch seine feine historische Witterung, durch die Übergänge und Klüfte nicht wegdisputiert, sondern geradewegs aufgespürt werden. Nietzsche wußte im Gegenteil die Antinomien und Diskrepanzen zu schätzen und wies ihnen ihre Werte zu, indem er es für eine Notwendigkeit erklärte, Leben erzeugende Irrtümer dem auflösenden Triebe des Wissens und der Erkenntnis einzuverleiben. Dagegen stülpt Schlaf kunterbunt eins aufs andere im Hochgefühle, damit dem alten Christentum ein modernes

Denkmal zu errichten. Für diese Auswahl seines Materials stehen Schlaf eine ganze Anzahl von Brillen zur Verfügung, aber sie alle sind eben an die Konstruktion eines von Natur kurzsichtigen, nur in die Nähe sehenden Auges gebunden. Wie ganz anders mutet uns doch da an Nietzsches von Schlaf so gering geschätztem Humanismus der weite Blick über die Gefilde der Geschichte an! Es gehört zu den großen Eigenschaften bei Nietzsche, daß er für sich und uns stets die Freiheit des Horizontes zu wahren trachtete, der uns gegeben ist, während die von Schlaf gepriesene Religiosität unrettbar in Unruhe und Verdumpfung ausmündet. Nun schätzt Schlaf Nietzsche als Dichter sehr hoch ein und wirft ihm vor, er hätte überhaupt nur Dichter werden und bleiben sollen. Johannes Schlaf hat selber an manche Türen der Kunst gepocht, und es ist ihm nicht immer aufgetan worden; nun versucht er es mit der Himmelspforte und wendet sich an die Religion. Warum ist seine schroffe Lossage von Nietzsche dennoch ernst zu nehmen? Weil in seinen positiven Forderungen manches echte Gefühl zu Worte kommt und er mit diesen weit mehr als mit seiner angeblich wissenschaftlichen Kritik den Finger auf die wunden Punkte bei Nietzsche legt; die eigentliche Lücke in Nietzsches System rührt, wie wir selbst ausführlich hervorgehoben haben, von der mangelnden Anerkennung der realen religiösen Bezogenheiten im Verkehr von Mensch zu Mensch her. Was in diesem Sinne von Schlaf über Ehe, Familie und Gemeinde vorgebracht wird, sind keine frommen Wünsche allein, sondern tief aus der Wirklichkeit geschöpfte Wahrheit. Wenn Nietzsche hierin ergänzungsbedürftig ist — und in wie weitgehendem Maße er es ist, glauben wir nachgewiesen zu haben —, so ergibt sich für Schlaf die schönste Gelegenheit, seinen bei Nietzsche vermißten Altruismus persönlich zu betätigen, indem er sich nicht pharisäisch über ihn erhebt, sondern ihm in aufrichtiger Nächstenliebe hilfreich beispringt, und wäre es nur als ein Zeichen des Dankes, den Schlaf für den befreienden Anstoß zum selbständigen Denken — wie aus seinem Buche deutlich hervorgeht — Nietzsche offenbar schuldet.

[64] Zu den kleinen Ehrenämtern, die Overbeck in Basel neben seiner Professur bekleidete, gehörte auch der Vorsitz in der Kommission für die Aulavorträge. Auf die an ihn ergangene Einladung Overbecks hin sprach Bunge am 16. November 1886 in der Museumsaula über die Alkoholfrage. Der Vortrag war schwach, von nur etwa fünfzig Personen, besucht, hinterließ aber bei diesen einen gewaltigen Eindruck, so daß die Abstinenz vom Alkohol, die bis jetzt nur in engen, religiösen Gemeinschaften (Blaues Kreuz, Heilsarmee) gepflegt worden war, in gebildeten vorwiegend akademischen Kreisen und zwar ebenso bei Studenten wie bei Dozenten Eingang fand und zur festen Organisation führte. Es wurde damals ein Scherzwort Jakob Burckhardts herumgeboten: „Bunge machen gilt nicht." Auch auf die umliegenden Städte übertrug sich die Anregung, und in Zürich ist es wohl gewesen, daß die studierenden jüngstdeutschen Stürmer diese Wirkung zu spüren bekamen; in Gerhard Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang" finden sich die Worte: „Lesen Sie Bunge!" Das bibliographische Schicksal des Vortrags ist eigenartig genug, um hier kurz erzählt zu werden. Er erschien als Broschüre im medizinischen Fachverlag F. C. W. Vogel in Leipzig und brachte es daselbst zur zweiten Auflage, wurde dann aber zum Zweck einer philanthropischen Massenverbreitung freigegeben. Die erste große deutsche Auflage wurde in Kiel veranstaltet und von da allen deutschen Lehrern zugeschickt; eine weitere deutsche Auflage von mindestens 100 000 Exemplaren kam in Chicago

cf. p. 337

heraus, und außerdem wurde ein dritter Druck in ebenfalls riesigen Umsätzen von der Geschäftsstelle des Alkoholgegnerbundes in Basel vertrieben; auch war schon zu Ende der achtziger Jahre in einer sozialdemokratischen Zeitschrift ein Abdruck erschienen und Separatabzüge davon waren in Parteikreisen verteilt worden. Die fabelhafte Verbreitung des Bungeschen Vortrages erhellt aber besonders deutlich aus einem Überblick über die Übersetzungen, die er erfahren hat. Es sind zu nennen drei französische, drei englische, zwei schwedische und zwei portugiesische. Auf die eine englische, die in Amerika veranstaltet wurde, wurde in Nord- und Süddakota die Prohibition durchgesetzt. Die russische Auflage umfaßte von vornherein 200 000 Exemplare; außerdem wurden im russischen Reichsgebiete noch polnische, esthische, finnische und lettische Ausgaben veranstaltet. Weitere Übertragungen fanden statt ins Dänische, Holländische, Spanische, Italienische, Ungarische, Tschechische, Rumänische, Armenische.

Das Imposante an der Bungeschen Alkoholpolemik ist ihre unerbittliche, vom ersten Tag an nicht um einen Zoll breit zurückweichende Entschlossenheit. Bunge brauchte den auf ihn einstürmenden Vorbehalten und Einreden kein nachgiebiges Gehör zu leihen, da er von allem Anfang seines propagandistischen Auftretens an, die aus jahrelangen eigenen Untersuchungen und Erfahrungen hervorgegangenen Erlebnisse von Experiment und Statistik hinter sich hatte. Er war im Besitz einer in jeder Hinsicht wasserklaren Überzeugung, als er sich anschickte, zu handeln. Die Überwindung des anfänglich vorhandenen Zweifels, die Erstarkung zur unerschütterlichen Gewißheit wird auch bei ihm durch ein ganz bestimmtes Erlebnis lokalisiert, dem im Leben religiöser Reformatoren das Moment der Bekehrung zu entsprechen pflegt. Er sagt in einer Rede vom 17. April 1898: „Ich habe schon als junger Student grenzenloses Elend hervorgehen sehen aus den Trinksitten der akademischen Jugend. Ich hatte auch schon in jüngeren Jahren daran gedacht, dagegen etwas zu tun. Aber ich war resigniert. Ich sagte mir: Die Verführung läßt sich nicht aus der Welt schaffen und, solange die Verführung fortbesteht, wird es immer auch Verführte geben. Da ereignete es sich, daß mir eine Schrift in die Hand fiel, welche die Vorgänge im Staate Maine schildert, wie das Volk dort, wissenschaftlich und gesundheitlich durch den Alkohol völlig ruiniert, sich aufrafft zum Kampf und schließlich die totale Prohibition durchführt. Als ich dieses zum ersten Male las, habe ich mir sofort gesagt: Ja!... ... Wir müssen agressiv sein. Wir müssen unsern Gegnern Vorwürfe machen. Wenn man niemandem einen Vorwurf macht, braucht auch niemand sich zu verteidigen und die Bewegung schläft ein. Wir müssen entschlossen sein, uns Feinde zu machen. Die Leute meinen, man müsse Abstinenzpropaganda treiben, wie irgendeinen harmlosen philanthropischen Sport, wie man Wohltätigkeitsvereinen aller Art sich anschließt, Vereinen „für Verbreitung guter Schriften", „für Suppenverteilung", „für Milchtrinken der innern Stadt", „für Schülertuch", „für Anschaffung künstlicher Glieder" usw., usw., alles Bestrebungen durch die man keinem Menschen in der Welt zu nahe tritt. Die Leute meinen, wenn man nur überall hübsch taktvoll und bescheiden auftrete, so brauche man sich ja auch bei der Abstinenzpropaganda mit niemandem zu verfeinden. Das ist ein Irrtum. Es handelt sich nicht um ein bischen Philanthropie und Wohltätigkeit. Es handelt sich um die Anfänge einer gewaltigen Bewegung, bei der tiefgreifende materielle Interessen auf dem Spiele stehen. Man glaube doch ja nicht, daß Sklaven des Alkohols nur die seien, die im Rinnstein liegen. Es gibt zahllose Menschen, die

immer nur ein mäßiges Glas trinken. Aber an dieses mäßige Glas klammern sie sich ganz so verzweifelt wie der Morphinist an seine Spritze. Will man ihnen ihr mäßiges Glas nehmen oder auch nur den Genuß desselben verleiden, indem man ihnen die Wahrheit sagt, daß die Mäßigen die Verführer sind, — dann ist die Bosheit groß. Diese Leute werden vielleicht gute Miene zum bösen Spiel machen, sie werden sich selbst nicht einmal eingestehen, wie erbost sie gegen uns sind, aber einigermaßen auch nur äußerlich mit uns sich aussöhnen werden sie nur dann, wenn wir so Temperenz machen, daß nichts dabei herauskommt. Sobald wir aber Maßregeln ergreifen, die Erfolg versprechen, dann wird die wahre Gesinnung hervorbrechen. Wenn wir also genau wissen wollen, ob wir mit unsern Bestrebungen auf dem rechten Wege sind, so müssen wir nur aufmerksam darauf achten, wie diese unsre schlimmsten Gegner, die mäßigen Gewohnheitstrinker, über uns urteilen. Wenn diese uns loben und sagen: so ist's recht, ihr seid keine Fanatiker, ihr seid maßvoll, ihr macht niemandem einen Vorwurf, ihr seid bescheiden, ihr seid demütig — dann sind wir auf dem Holzwege. Und wenn diese unsere Gegner wütend werden und sagen: aber das ist zu arg, das darf man nicht länger dulden, das ist Fanatismus, das ist Sozialismus, das ist Atheismus — dann sind wir auf dem rechten Wege."

Eine solche Sprache, die ein eminentes Kulturwerk offen und ehrlich in das Zeichen des Fanatismus rückt, muß als epochemachend bezeichnet werden, weil unsere heutige Kulturschicht, deren Beginn wir in die Aufklärungszeit zu verlegen haben, entstanden ist als Rückschlag auf die Jahrhunderte der Unduldsamkeit und des Faustrechts — und noch heute gilt jedem Bildungsphilister weitgehendste Toleranz als ein untrügliches Zeichen für Kultur. Der Kampf, den Nietzsche als theoretischer Umwerter für den Vollkreis menschlicher Lebensbetätigung und Bunge als praktischer Umwerter für ein partielles Segment gegen Bildungsphilisterium und Zeitgemäßheit führen, ist insofern etwas wesentlich Neues, als hier ein moderner Inhalt mit den robusten Mitteln einer derberen Vorzeit vertreten wird, wobei natürlich im Auge zu behalten ist, daß es sich dabei um einen Kampf für eine Idee und nicht um einen materiellen Lohn- und Klassenkampf handelt. Ein solcher seiner Tendenz nach völlig neuzeitlicher, aber in der Art seiner Durchführung gewissermaßen mittelalterlich vorgeschuhter Idealismus, wie er Nietzsche und Bunge eigen ist, wird wohl zusehends als das eigentliche Merkzeichen für einen wirklichen Fortschritt der Kultur im zwanzigsten Jahrhundert zu gelten haben. Bis zum achtzehnten Jahrhundert hing die Kultur am Fanatismus für die dumpfe Idee; im achtzehnten und neunzehnten galt die Kulturanstrengung der Läuterung der Idee unter Zurückdrängung des Fanatismus, aber damit Hand in Hand auch unter Überhandnahme des Skeptizismus. Von nun an aber besteht der Fortschritt in dem geschlossenen Eintreten für die Durchführung der geläuterten Idee um jeden Preis und deshalb, wenn es sein muß — und es muß sein — rücksichtslos fanatisch. Nietzsches Kulturfanatismus erscheint seiner persönlichen Umstände halber pathologisch verdächtigt; die eben vorgenommene Folgerung läßt sich daher aus Nietzsches Lehre bei weitem nicht so unwiderleglich ableiten, als bei dem notorischen Gesundheitsapostel Bunge, der überhaupt nur im Namen der Vernunft das Wort ergreift und seine Umwertungsbefehle in Form einer wissenschaftlich unwiderleglichen hygienischen Maßregel vorlegt. Aber — und das gibt den Ausschlag — in der großartigen Vergrößerung dieser Maßregel zu einem philosophischen Kultur-

postulat. Dies soll noch an einigen Auszügen aus einem andern Vortrag Bunges deutlich gemacht werden, „Alkoholvergiftung und Degeneration" (Leipzig 1904): „Die Brauereiaktionäre, die Alkoholinteressenten sind die schwersten Verbrecher. Sie sind es, die das ganze Volk systematisch verführen, aussaugen, vergiften, zugrunde richten mit Kindern und Kindeskindern. Solche Grausamkeiten wie eine große moderne Aktienbrauerei sie ausübt, sind unerhört in der ganzen Weltgeschichte. Man hat in früheren Jahrhunderten die Menschen zu Sklaven gemacht. Aber die Sklaven blieben gesund. Man hat die Menschen gemordet zu Tausenden. Aber die Kinder der Gemordeten blieben gesund. Jetzt macht man die Menschen zu Sklaven und mordet sie zugleich. Man mordet sie mit Kindern und Kindeskindern. Man mordet sie langsam. Man quält sie langsam zu Tode. Was soll nun gegen dieses Unheil geschehen? Soll man sich sittlich entrüsten über die Massenmörder, über die Blutsauger? Das wäre ganz und gar unfruchtbar. Man soll sich entrüsten über die Torheit derer, die sich aussaugen lassen. Man soll sich entrüsten über den grenzenlosen Stumpfsinn der Menschen, die gedankenlos die Aktienjauche schlucken, bis sie verblödet und verkommen ins Grab sinken und eine verkrüppelte Nachkommenschaft zurücklassen, die verfault bei lebendigem Leibe (S. 18). Und noch eins bitte ich zu bedenken. Es handelt sich bei der Forderung der totalen Abstinenz um nichts Geringeres als um die Erhaltung der edelsten Menschenrassen. Vergessen wir nicht — wir sind das letzte Aufgebot. Hinter uns stehen nicht wie beim Untergang des Römerreiches Barbarenvölker edelster Rasse, die befähigt waren, das Erbe der Kultur anzutreten. Wenn wir untergehen, so sind unsere Erben inferiore Völker, die niemals imstande sein werden, auf unsere Schultern sich zu stellen und die Kulturarbeit fortzuführen. — Wenn man also dennoch den Trinksitten huldigt und damit die allgemeine Degeneration fördert, so kann man dieses nur noch tun nach dem frivolsten aller Grundsätze — nach dem Grundsatz: Après nous le déluge! — Warum ist dieser Grundsatz so empörend? Einfach deshalb, weil er der Ausdruck ist der häßlichsten, der niedrigsten Regung des Menschenherzens — der Ausdruck der Undankbarkeit. Wir haben die Pflicht, für die Nachwelt uns zu opfern. Die Vorwelt hat sich für uns geopfert. Wir ernten beständig, was wir nicht gesäet hatten. Wir sollen auch säen, was wir nicht ernten werden." (S. 15/16.)

Wenn endlich bei Nietzsche die theoretische Umwertung, für die er seinen Fanatismus einsetzt, vorwiegend auf seine persönlichen Konzeptionen und Missionen sich gründet, so hat dafür die praktische Umwertung der Alkoholfeinde einen Wirklichkeitsflächenraum zur Unterlage von einer kaum mehr übersehbaren Ausdehnung. Die übersichtliche Bewältigung allein des Wissensstoffes, den die Bekämpfung des Alkoholgenusses aufhäuft, hat die Anfertigung eines großen Tabellenwerkes erfordert, dessen Preis (300 Franken) allein schon hinreichend seinen Umfang und die darauf verwendete Arbeit andeutet. Das Werk ist herausgegeben von Seminarlehrer Jakob Stump in Hofwil (Kanton Bern); es enthält vierundfünfzig Tafeln und sieben Gruppen: Alkohol und Verbrechen — Alkohol und Leistungsfähigkeit — Alkohol und Krankheit — Alkohol und Sterblichkeit — Alkohol und Entartung — Alkohol und Volkswirtschaft — Nüchternheitsbewegung.

[65] Ich gebe Datum und Wortlaut dieser Briefstelle nach der Overbeckschen Originalabschrift dieser Gastbriefe wieder, da sie mir da, wo sie von dem Abdruck im Nietzsche-Archiv abweicht, verständlicher zu sein scheint.

[66] Peter Gasts langjähriger Umgang mit Nietzsche, seine partielle Klarsicht

und treffende Urteilsgabe vor dem momentanen einzelnen Falle, sowie seine Fähigkeit, sich auszudrücken, ließen von ihm wertvolle Äußerungen über Nietzsche erwarten. Daß solche jedoch jetzt noch bevorstehen, hat für ausgeschlossen zu gelten, nachdem Gast zum gefügigen Sprachrohr der Archivinteressen geworden ist und sich dadurch um seine Urteilsfreiheit gebracht hat. So hätten wir denn als seine selbständige Beisteuer zur Nietzscheliteratur nur jene drei Vorreden zu den zweiten Ausgaben der von ihm selbständig herausgegebenen Bände anzusehen. Einiges davon ist Gemeingut der Nietzschediskussion geworden. Vor allem die Einteilung von Nietzsches Leben in drei Perioden, von denen er die erste als unbewußten Zarathustrismus, die zweite als die Periode des Moral f o r s c h e r s und die dritte als die des Moral p r e d i g e r s bezeichnet. Gast hat auch mit Nachdruck die Einheit der Tendenz Nietzsches durch alle wechselnden Perioden hervorgehoben. Diese Ansätze zu einer richtigen Nietzscheauffassung hat Dr. Kögel von Gast übernommen, und so sind sie auf das Archiv übergegangen, so daß in dieser Hinsicht das Archiv sein soweit annehmbares Fundament von „Wissenschaftlichkeit" sich von Gast ebensosehr hat schenken lassen, als von Kögel seine Organisation. Aber Gast hat dann doch wieder auch die spätere doktrinäre Starrheit des Archivs in der Interpretation des Systems vorbereitet durch vorlaute Akzentsetzungen. So unbefangen sich Gast gebärdet und so im einzelnen kritisch er auch wirklich sein mag, so hatte er doch von Anfang an für Nietzsche kein einziges ehrliches Fragezeichen übrig, alles deutet doch schon auf die spätere Kanonisierung und Heiligsprechung hin. Zarathustra nennt er die „Bibel für Ausnahmemenschen", zu der sich alle vorhergehenden und nachfolgenden Schriften wie Kommentare zum Text verhielten. Da somit Zarathustra für ihn nicht nur den einen Brennpunkt, sondern das einzige Zentrum von Nietzsches Schaffen bildet, so ist seine Dreiteilung des Nietzscheschen Schaffens erklärt, aber zugleich auch als unvollständig bewiesen. Den selbständigen Wert der Umwertungsperiode, der nach Zarathustra Nietzsche aufs neue Luft schöpfen läßt, um sein Werk noch eine Stufe höher zu führen, haben, wie es scheint, erst die Gebrüder Horneffer bei Bearbeitung der Umwertungsmanuskripte allmählich erkannt. Nietzsches rassezüchterischen Hirngespinsten ist Gast völlig ahnungslos ins Garn gegangen: „Mit tieferen psychischen Faktoren rechnet der Sozialist so wenig wie der Soziolog; in diesem Punkte sind beide gelehrtenhaft oberflächlich, instinktverlassen." (Einleitung zu Zarathustra XXXIV.) Gast übernimmt Nietzsches Machtbegriff ohne Vorbehalt; er setzt Demokratismus und Amerikanismus naiv auf gleiches Niveau; beiden wird der Geist Zarathustras den Garaus machen, sobald er in einigen Auserwählten lebendig geworden ist. „Nur der Geist Zarathustras kann den wachsenden Plebejismus niederwerfen: nur wer sich von Grund aus vom Demos unterscheidet, wird sein Herr, wer aber auf gleichem Boden mit ihm steht, bekämpft ihn vergebens!" Das hochmütige Urteil über Schopenhauer: „Im Kopf Atheist, im Herzen Christ!" (VII), aus dem eine vollkommene Verblendung gegen das altruistische Manko Nietzsches spricht, macht Gast nicht wett durch die richtige Erkenntnis, daß es sich bei Schopenhauer noch um die alte „unangetastete Moral" gehandelt habe, deren Antastung allerdings Nietzsches Verdienst ist. Alles in allem sind Gasts Einleitungen respektable Selbstversuche, sich Nietzsche vor seinem eigenen Bewußtsein zurechtzurücken; aber ein höherer Wert als Wegleitung für andere wohnt ihnen nicht inne, wie das bei Overbecks Erinnerungen an Nietzsche zweifellos der Fall ist. Auch hat Peter Gast in der Einleitung zu den Unzeit-

gemäßen Betrachtungen mit der ergiebigen Ausschlachtung des Ecce homo begonnen (S. VII und X—XV) und damit Frau Förster den Weg gewiesen, der schließlich zu der unwürdigen und verhängnisvollen Mißhandlung von Nietzsches letzter Schöpferleistung führte. Wenn daher gelegentlich (z. B. von Frau Förster in der „Neuen Zürcher Zeitung" vom 2./3. Oktober 1905) geltend gemacht wird, das tiefere Einvernehmen zwischen Peter Gast und ihr sei auch durch das geräuschvolle Zerwürfnis während der ersten Archivjahre nie zerrissen gewesen, so muß das insofern für richtig gelten, als mit Gasts Eifer und Scharfsinn sich immer eine gute Dosis Gedankenlosigkeit vertrug, die ihm auch den Anschluß an die Archivgesinnung ohne große Gewissensbeugungen gestattete.

[67] Zur Gegenprobe von Rohdes mitgeteilten Äußerungen sollen hier einige Stellen aus den Briefen Overbecks an Rohde folgen. Volle siebenviertel Jahre, nämlich vom 14. März 1893 bis zum 27. Dezember 1894 hatte Rohde sich ausgeschwiegen. Am 30. Dezember 1893 schrieb ihm Overbeck: „Ist Ihnen etwas von den (—) Kundgebungen der Frau Dr. Förster, Nietzsches Nachlaß betreffend, zu Gesicht gekommen? Mir wurden sie zum Anlaß eines höchst unerquicklichen Briefwechsels mit der Dame, und für solche Dinge zumal vermisse ich neuerdings die Nervenlosigkeit meiner guten Tage. Welch tragisches Schicksal ist aber die Wehrlosigkeit, mit welcher der arme Kranke so manches erlebt, was zur Zeit ‚um ihn' in doppeltem Sinne vor sich geht." Darauf äußerte sich Rohde am 15. Januar milder, aber doch in durchaus zustimmendem Sinne und betonte seine Abgeneigtheit, seine Nietzschebriefe, die er Frau Förster zur Einsicht und auch zur Abschrift überlassen hatte, dem „Nietzsche-Archiv (auch eine alberne Erfindung)" preiszugeben (vgl. S. 350 dieses Bandes). Er verschwieg aber Overbeck, wie weit er sich nach seinem Besuch im Naumburger Nietzsche-Archiv vergessen hatte, indem er mit einem Briefe an Frau Förster vom 16. Mai 1894 (dessen Schlußteil uns unter dem Datum: Weimar, 2. November 1906 mit den Gerichtsakten bekannt wurde) Nietzsches Schwester in ihren fälschlichen Urteilen über Overbecks Gesinnung und Motive bestärkte: „Overbecks Verhalten, über das Sie sich mit Recht beklagen, ist mir nach seinen Notizen nicht verständlich. Ich will nächstens einmal ihn brieflich darüber koramieren." Dann folgt jene unwürdige Äußerung über die Frau des Freundes, wobei Overbeck als schwächlicher Pantoffelheld figuriert. Rohde „koramierte" aber nicht, sondern schwieg sich aus. Diese Voraussetzung haben die folgenden Briefe Overbecks, der selber bis zu seinem Tode von Rohdes Mentalreservation keine Ahnung hatte:

Basel, den 31. Dezember 1894

Lieber Rohde!

Was ist nur mit Rohde los? fragte ich vor ein paar Wochen bei Gelegenheit Frau (—). Will er von mir nichts mehr wissen, oder geht es ihm so schlecht, daß er nicht mehr schreiben kann oder mag? ... Den Jahresschluß hatte auch ich ins Aug gefaßt, um auf jeden Fall mir die authentischeste Auskunft zu verschaffen, da kommen Sie mir zuvor.... Ferner liegt die Angelegenheit meines Handels mit Frau Förster, in manchem Sinn ist ihre Erörterung an dieser Stelle unpraktischer. Da ich der Meinung bin, daß wir darin nicht eigentlich verschiedener Ansicht sein können, überrascht mich die Zuversicht, mit der Sie auf Grund nur Ihres Besuches in Naumburg davon reden. Ich bin, was doch für uns beide in dieser Sache die Hauptsache ist, darin mit Ihnen vollkommen einverstanden: 1) Köselitz „m u ß t e" die Verfügung der Ausgabe der Nietzscheschen Werke

entzogen werden. 2) Die Aufgabe dieser Ausgabe hat in der nun vorliegenden ersten Abteilung eine sehr ausgezeichnete Lösung gefunden. Die richtige Einsicht über Punkt 1, für mich nicht ohne empfindliche Enttäuschung zu gewinnen, steht mir doch vollkommen fest seit der im Frühjahr erlangten Kenntnis eines auch Ihnen mutmaßlich bekannt gewordenen gegen vierzig Seiten langen Briefes des Dr. Kögel an Köselitz über des letzteren Mißgriffe. Die Unangemessenheit der von Köselitz Nietzscheschen Schriften vorangedruckten Vorreden war schon längst vorher Frau Dr. Förster von mir zugestanden worden, noch früher hatte ich gegen Köselitz selbst meine Unzufriedenheit mit der eingeflochtenen Polemik gegen Frau Andreas ausgesprochen, die noch immer das beste und berufenste Wort gesprochen hat, das über Nietzsche öffentlich laut geworden ist. Es bleiben mithin nur die bei der Ausgabe beteiligten Personen übrig, über die wir uns etwa zu verständigen hätten. Eine Differenz in Hinsicht auf Dr. Kögel ist dabei selbst noch problematisch ... welche schätzenswerten Eigenschaften ihn auch sonst auszeichnen mochten.. So käme Herr Köselitz: wenn Sie ihn Nietzsches Schriften „völlig verballhornt", ja „zu dumm" seinen Stil „korrigiert" haben lassen, so liegt dem eine Auffassung seiner Sünden zugrunde, die mir im Verhältnis zu dem mir bekannten Tatbestande sehr übertrieben erscheint. Auch das werden wir auf sich beruhen lassen können, nach dem was ich schon ohne Vorbehalt zugestanden. Bleibt nun also (—) Frau Dr. Förster, der Sie mich in einer „scharfen, fast feindseligen Art entgegentreten" sehen, als das Opfer eines „Mißverständnisses", das Sie mit der Versicherung zu zerstreuen meinen, Frau Förster sei „von den besten und löblichsten Absichten und Gesinnungen gegen mich erfüllt". In der Tat habe ich auch selbst mich nur über ihre allzugroße Güte zu beschweren Anlaß gehabt, über nichts anderes, als daß man sich mit Fürsorge für die Rücksichten, die mir meine „Stellung" auferlege, in meine allerpersönlichsten Angelegenheiten einzudrängen gestattete. Dies war der erste Anlaß für mich, nicht vielleicht ungern gehörte Meinungen zu äußern, wohl aber ein meinetwegen „scharfes Wort", an das sich ein Briefwechsel schloß, bei welchem meine Briefe teilweise (angeblich wenigstens) das Schicksal der Verbrennung traf, — die der Frau Förster, so hörte ich wenigstens von ihr, das der Ableugnung durch mich. Damit brach unser Verkehr ab, zu dessen Wiederaufnahme keine Veranlassung besteht. Meinen, sich an die Vermittlung der hiesigen Pension anschließenden Briefwechsel mit Nietzsches Mutter habe ich nie eingestellt. Erhielt ich mir doch damit den einzigen Faden, der mich mit dem, was von Nietzsches Person noch unter uns Irdischen weilt, verbindet. Vor meiner „Feindseligkeit" ist aber Frau Förster, so abgeneigt ich ihr auch stets war, und so wenig es mir schon seit langer Zeit (seit ich sie neben ihrem Bruder kenne), ich sage nicht an Anlaß, wohl aber an Gelegenheit fehlte, „Feindseligkeit" gegen sie, lag mir daran, zu entfalten — ist sie stets sicher gewesen und wird sie auch stets bleiben. Denn auch worüber ich mich jetzt beschwere, würde mich, auch wenn ich nicht im Sinne hätte, in ihr stets die Schwester Nietzsches zu respektieren, durchaus nicht dazu reizen und überhaupt zu keinem andern Wunsche, als mit ihr nichts zu tun zu haben. Selbst für die Zwecke der Nietzsche-Biographie steht, soweit aus Erinnerung oder Briefen meine Hilfe ja etwa noch wünschenswert erscheinen sollte, diese, durch berufene Mittelpersonen angerufen, stets zu Diensten, wie ich gegen den freilich auch schon verflossenen, mir übrigens sonst gänzlich unbekannten Dr. Herbst festzustellen und zu bewähren schon einmal Gelegenheit

hatte. — Nur das Material, das ich hier unter den Händen habe, kann Sie über den Verlauf der ganzen leidigen Angelegenheit vollständig aufklären und Ihnen, wie ich hoffe, auch erklären, warum ich darin, sehr gegen meine soziale Neigung, mich so scharf stelle. Da es nun bei der ersten sich dazu bietenden Gelegenheit Ihnen zu jeder Einsicht natürlich offen steht und dann das ganze soviel einfacher unter uns besprochen werden kann, als es hier selbst unvollkommen möglich wäre, so werden Sie jedenfalls darüber mit mir einverstanden sein, wenn ich es bei vorstehenden Andeutungen bewenden lasse. Sehr willkommen wäre es mir freilich gewesen, schon in den Frühjahrs- oder Herbstferien zwischen uns damit aufzuräumen, und im Frühjahr habe ich das Ausbleiben jeder Mitteilung über Ihren Naumburger Besuch, offen gestanden, recht empfunden."

Basel, 17. Januar 1895

„Ich lasse meinen Handel mit Frau Förster heute auf sich beruhen. Sie bleiben dabei, von meiner „feindseligen Behandlung" der Dame zu reden. Solange auch ich so völlig im Dunkeln bin über die eigentlichen Grundlagen dieser „Auffassung", da ich doch nicht annehmen kann, Sie beschränkten sich auf die der Frau Förster — zum Beispiel darüber, wieviel Ihnen von meinen Briefen an sie zu Gesicht gekommen ist —, ist es viel zu umständlich, sich brieflich über die Sache zu verständigen, während Aussicht dazu besteht, es gelegentlich so viel einfacher zu tun. Auch fehlte überhaupt der Erörterung jede eigentliche Aktualität. Daß Frau Förster mich nicht braucht, kann sie für mich und sich bewiesen halten; wie weit sich für sie bei der in Arbeit befindlichen Biographie Unbequemlichkeiten der augenblicklichen Situation empfindlich machen, ist ihre Sache, die meine weniger, als sie vermutlich für wahrscheinlich hält. Meine Briefe hat das abgeschmackte Nietzsche-Archiv keine Aussicht jemals sich einzuverleiben. Überdies kommt es mir bei der ganzen Sache auf keine Apologie meiner selbst an. Ich gebe es zu: in meinen guten Tagen hatte ich vielleicht eine bessere Art, mir Widriges mit aller mir wünschenswerten Nachdrücklichkeit „vom Leibe zu halten". Tempi passati, jetzt bin ich nervös, wie andere Leute, geworden."

Basel, den 31. Dezember 1895

„.. Ich war Ende September einen Tag in Naumburg auf dringende Einladung der Frau Pastor und habe also Nietzschen wiedergesehen. Fünfeinhalb Jahre zuvor hatte ich noch mit ihm stundenlang in den Straßen Jenas allein herumlaufen können, wobei er selbst auf Fragen noch Rede stand und vollkommen wußte, wer ich war, jetzt habe ich ihn nur in seinem Stübchen, halb kauernd, wie ein todeswundes wildes Tier, das nur nach seiner Ruhe verlangt, erblickt und habe buchstäblich nicht einen Laut von ihm vernommen. Er sah gar nicht nach Leiden oder gar Schmerzen aus, es sei denn durch den Ausdruck tiefer Verdrossenheit, der überhaupt allein noch aus seinem erloschenen Auge hervorleuchtete. Überdies kämpfte er, so oft ich eintrat, fast beständig mit Schlafsucht. Er lebte damals seit Wochen in einem Zustande, bei welchem ganz streng ein Tag furchtbarer Aufgeregtheit, die sich bis zum Gebrüll steigerte, mit einem gänzlicher Prostration abwechselte. An einem Tag der letzten Art sah ich ihn. Ins Archiv setzte ich bei meinem Besuch keinen Fuß. Es war dies selbst wenige Tage zuvor ausgemacht worden bei einer persönlichen Zusammenkunft mit Frau Förster in Leipzig, zu der ich incredibile dictu nach allem was vorausgegangen war, durch einen von Turin aus an mich gerichteten Brief ihrer Hand veranlaßt wurde.

Neuestens habe ich noch ganz andere Zumutungen über mich ergehen lassen müssen, aus Anlaß des vorige Woche zum Abschluß gelangten gerichtlichen Vertrags, durch welchen sich Frau F. das unbeschränkte Eigentums- und Verfügungsrecht über das Archiv von der Vormundschaft hat abtreten lassen. Leider hat sich zumal bei diesem Handel die arme Mutter, das unvergleichlich viel bessere Wesen sonst, als die vollkommene Null bewährt, die sie auch im Kampf mit dieser Unglückstochter ist. Aus alledem habe ich vollends den Eindruck davongetragen, daß die Tochter nicht zur Verwalterin der Nachlassenschaft ihres Bruders (—) berufen ist. (—) Sie können sich denken, daß ein verständlicher Bericht über alle die eben angedeuteten Vorgänge auf dieses Blatt nicht geht, ich schließe für heute mit dieser zwischen uns nicht zum ersten Mal verhandelten Tragödie, in der ich ungeachtet früher von Ihnen ausgesprochener Bedenken uns doch für ganz wesentlich einverstanden halte. Ich bin es jedenfalls hinsichtlich Ihrer Andeutungen über die letzte Publikation aus dem Archiv mit Ihnen, wenn Sie meinen, nicht Nietzsches bessere Instinkt habe gesiegt, als er diese Papiere statt dem Feuer der Schwester überließ. Selbst das Schöne und durchaus Bewundernswerte darin kann im großen Publikum in der Hauptsache nur mißbraucht werden."

Alles in allem war Overbeck der Ansicht in seiner ablehnenden Stellung zum Nietzsche-Archiv, in Rohde — wie er sich im Briefe vom 9. März 1895 ausdrückt — einen, „wie ich hoffe, vielleicht nicht ganz unsympathischen Mitinteressierten" zu haben, besonders da er unmittelbar anschließend von diesen seinen „Privatansichten" versichern konnte: „mit denen ich aber die Naumburger irgendwie zu stören gar nicht im Sinne habe." Er lebte eben der festen Zuversicht, Nietzsche werde von dem Archivtreiben um der von seinen Schriften ausgehenden unmittelbaren Wirkung willen doch nicht wesentlich in Mitleidenschaft gezogen werden können. (In eben diesem Brief:) „Je hilfloser Nietzsche zur Zeit „mit ansehen" muß, was um ihn geschieht, um so wirksamer hat er vorher für sich vorgesorgt." Nach der Lektüre des ersten Bandes der Biographie schreibt er Rohde am 5. Juli 1895: „Den ersten Band des Lebens Nietzsches habe ich nun auch gelesen. Von den mancherlei Eindrücken erwähne ich heute nur den, den ich darin zum guten Teil den an Sie gerichteten Briefen danke, daß ich Nietzsche zu spät kennen gelernt, was ich freilich schon bis jetzt, aber ganz subjektiv gemeint." — Seine Zeitungslektüre veranlaßte Overbeck am 8. November 1896 in einem Briefe an Rohde noch folgende Zeilen einfließen zu lassen: „Die unselige Frau hat es nun mit ihrer Reklame so weit gebracht, daß sie und ihr Bruder das Opfer schlechter Witze in den Zeitungen sind. Lasen Sie neulich in der Frankfurter Zeitung die Notiz von einem laut einem Fremdenbuch von Frau Förster samt Bruder dem Hohentwiel abgestatteten Besuch, wobei dem Bruder selbst ein ziemlich alberner Aphorismus untergelegt war? Sie ließ selbst nicht lange auf die Berichtigung warten." [Vgl. dazu Frankfurter Zeitung 1896, No. 299.] Die letzte prinzipielle Auseinandersetzung Overbecks mit Rohde über das Nietzsche-Archiv ist also der große Brief vom 31. Dezember 1895 geblieben; auf diese Darlegung hat Rohde sich gänzlich ausgeschwiegen und sich nie mehr zu Overbeck über Nietzsche geäußert, ihm überhaupt nur noch einen Brief geschrieben am 1. Februar 1897, der ausschließlich ein Aufschrei verzweifelten Schmerzes über den frühen Verlust seines nachgeborenen Söhnchens war. Wenn nun Rohde also wirklich noch 1897 Frau Förster jene weitgehenden Äußerungen getan hat, ohne jemals von Overbecks ausdrücklichem Anerbieten, sein Material einzusehen und mündlich zu verhandeln,

Gebrauch gemacht zu haben, so hat er die freundschaftliche Offenheit, die Overbeck gegen ihn übte und um die er ihn selbst dringend bat, nicht erwidert. Die Aufrichtigkeit, auf die Overbeck Anspruch erhob und unbedingt rechnete, ist ihm Rohde leider schuldig geblieben.

Nach Rohdes Tode zog seine Witwe Overbeck zu Rate, ob sie die Briefe ausliefern solle, die Rohde vom Archiv schon seit Jahren wieder zurückerhalten hatte. Overbeck riet von der Aushändigung ab und notierte sich darüber folgendes: „Die mir durch Frau Rohde im Juni 1900 bekannt gewordenen Briefe Rohdes an Nietzsche — 96 Stück, vom 10. September 1867 bis zum 22. Dezember 1878 reichend (meistens förmliche Briefe, zum Teil sehr lang, zum allerwenigsten Teil bloße Billette oder Karten) — sind ein vorzüglich beredtes Denkmal der Freundschaft, die Nietzsche und Rohde verband (nur die spätesten darunter zeigen schon Spuren des beginnenden Irrewerdens an Nietzsche) und zugleich auch des starken Einflusses, den Nietzsche auf Menschen hatte, die ihm nahe traten. Insofern ist mir der Frau Rohde von mir gegebene Rat, die Briefe der Frau Dr. Förster zur Herausgabe n i c h t zu bewilligen, schwer geworden. Ich habe jedenfalls dabei meine Freundschaft für Nietzsche mehr schweigen lassen, als die für Rohde und seine treue Frau, der es Ruhe zu schaffen galt in der peinlichen Verlegenheit, in die sie durch Rohdes vorzeitiges Dahinschwinden und seine letzten Unsicherheiten in Hinsicht auf das Eingehen auf die Pläne der Frau Förster versetzt wurde. Sie machten es ihr unmöglich, mit gutem Gewissen sich als bloße Vollstreckerin des letzten Willens Rohdes zu betrachten, wenn sie die Briefe zu gemeinschaftlichem Abdruck mit denen Nietzsches hergab. Von jenen Unsicherheiten habe ich selbst in Rohdes Briefen an mich aus dem Jahre 1895 die unzweideutigsten Zeugnisse. Frau Rohde wußte überdies selbst nur von ausdrücklichen Äußerungen ihres Mannes gegen die Veröffentlichung seiner Briefe. Jedenfalls beklage ich lebhaftest ihr Unterbleiben auch um seinetwillen, denn die Briefe bildeten auch sein leidenschaftliches und unruhiges, doch edles, treuherziges und humorvolles Wesen in wunderschöner Weise ab, und ich habe das peinliche Schwanken Frau Rohdes in der Angelegenheit sehr wohl begriffen." Rohdes Witwe starb am 22. August 1901. Ein Jahr darauf war der Briefwechsel zwischen Nietzsche und Rohde druckfertig. Herausgeber waren Frau Förster-Nietzsche und Rohdes Kollege Geheimrat Friedrich Schöll in Heidelberg.

[68] Kögel und Overbeck haben niemals eine Zeile miteinander gewechselt. Sie können also auch nicht über Overbecks Kopie des Antichrist miteinander verhandelt haben. Das Manuskript dieser Abschrift befindet sich offenbar im Archiv und ist wohl auch bei der Edition des Antichrist im achten Bande der großen Ausgabe mit herangezogen worden, ohne daß doch Overbeck dieses von seiner Hand angefertigte Duplikat jemals an das Archiv abgetreten oder nach der Publikation von dorther als sein Eigentum zurückerhalten hätte. Wie er seinerzeit das „Ecce homo" in der Abschrift Peter Gasts kennen lernte, hatte er diesem seine Antichrist-Abschrift zur Einsicht geliehen, und allem Anscheine nach hat sie dann von Gast weg ihren Weg ins Archiv gefunden. Jedenfalls ist diese Aneignung stillschweigend ohne vorherige Verständigung erfolgt, und es ist ein weiteres Anzeichen, daß Overbeck sich gegen das Archiv keineswegs als Querulant betragen hat, wenn er, wie es scheint, auf diese willkürliche Handänderung seines Manuskripts nie mit einem Worte zurückgekommen ist.

Von schriftlichen Äußerungen Kögels, soweit sie nicht gedruckt waren, kannte

Overbeck nur den vierzigseitigen Brief an Peter Gast, mit dem dieser von der Mitarbeit an der Ausgabe entlassen wurde. Overbeck war in seiner Vorliebe für Gast keineswegs so verblendet, das Berechtigte an Kögels Ausstellungen gegen Gast nicht zuzugeben. Er tat das sowohl zu Frau Förster als zu Rohde und schrieb es auch Gast selber. Dieser antwortete ihm darauf:

Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom 27. Mai 1908 ist hier der Text gekürzt worden

[69] Um die Härte und Schroffheit in Rohdes Urteil über Professor Stein zu rechtfertigen, sind einige Angaben über die wissenschaftliche Wirksamkeit und das öffentliche Ansehen Professor Steins unerläßlich. Er ist von Hause aus ungarischer Rabbinatskandidat (geb. 1859 in Benye). Zu Anfang der neunziger Jahre mit dem philosophischen Ordinariat an der Universität Bern betraut, bekannte er sich in der zu Cincinnati vom Rabbiner Dr. Wise herausgegebenen Zeitschrift „Debora" zum Talmud mit folgenden Sätzen: „An sämtlichen Universitäten deutscher Zunge wirken insgesamt fünf Professoren der Philosophie, die dem jüdischen Glauben nicht bloß entstammen, sondern nach wie vor angehören. . . . . Kann es nur bloßer Zufall sein, daß sämtliche Professoren ehemalige Rabbinats-Kandidaten sind? Wohl kaum! — Wenn man bedenkt, wie verschwindend gering die Zahl der jüdisch-deutschen Talmudschüler ist und daß gleichwohl die dem Judentum entsprossenen Professoren der Philosophie an deutschen Hochschulen bisher alle ausnahmslos aus den Reihen der Talmudjünger hervorgegangen sind, so ist dies „auch eine Statistik" und zwar eine für Feinschmecker der Kulturgeschichte recht lehrreiche und für Jung-Israel durchaus beherzigenswerte."

Ludwig Stein ist ein außerordentlich fruchtbarer Schriftsteller, er hat seit 1880 nicht weniger als zwei Dutzend selbständige Veröffentlichungen erscheinen lassen. Im 93. Bändchen der Teubnerschen Sammlung „aus Natur und Geisteswelt", allwo Professor Stein „Die Anfänge der menschlichen Kultur" beleuchtet und sich bestrebt erklärt, „von den Naturwissenschaften auszugehen und eine Brücke zu schlagen zu den Kulturwissenschaften," findet sich auf S. 12 die ungeheuerliche Behauptung: „Die zähesten und widerstandsfähigsten Lebewesen müssen am Nordpol erfrieren, am Südpol verbrennen." Bedenklicher als eine derartige Gedankenlosigkeit und Unwissenheit sind gewisse Gepflogenheiten, die an Steins Arbeitsweise nachgewiesen worden sind. In der Wiener Wochenschrift „Der Weg" vom 1. Oktober 1905 heißt es S. 13: „So geschah es einst dem Professor Tönnies, daß unser Held einem seiner Werke ein Spencerzitat entnehmen wollte, aus Versehen aber daneben griff und eigene Worte Tönnies' erwischte, die überdies schon durch ihren Sinn niemals die Meinung Spencers ausdrücken konnten. Dies hinderte Professor Stein, der sich selbst zum Statthalter Spencers auf Erden gemacht hat, keineswegs, die Stelle als Worte Spencers zu zitieren. Ähnlich lautet die Beschwerde eines jungen Wiener Gelehrten, der darauf hinwies, daß sein Kritiker sein Buch gar nicht gelesen habe, wohl aber den Waschzettel, den der Verleger dem Buche beilegte. Wenigstens hatte er Sätze

als Stellen aus dem Buche zitiert, die besagtem Waschzettel entnommen waren." Über Steins sozialphilosophisches Hauptwerk urteilt Professor Ferdinand Tönnies im „Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik" XIX. Band, 1904, S. 452 bis 460 und gelangt zum Schluß: „Man kann das Buch kaum aufschlagen, ohne auf etwas Nichtiges oder Verkehrtes oder auf Aufgebauschtes und Schales zu stoßen." In dem redaktionellen Artikel des „Weg" heißt es weiter: „Er spekulierte bald mit Gründen, bald in Gründen.. Unsere Einsicht in Steins Psychologie dringt nicht tief genug, um zu erforschen, welcher seiner Anlagen wir die endlosen Artikel verdanken, die in unsern vornehmsten und bestzahlenden Tagesblättern von Zeit zu Zeit auftauchen und dem Leser stets besonderen Genuß bereiten. Wie könnte auch eine Zeitung, und sei sie noch so mächtig, wagen, Professor Stein den Eintritt zu wehren, der heute zu den durch Geist, Besitz und Beziehungen einflußreichsten Männern Europas gehört?" Diese Anspielung bezieht sich auf den gesellschaftlichen Verkehr, den Professor Stein in sehr hohen Kreisen des Deutschen Reiches zu unterhalten in der Lage ist. Sein patriotischer Exkurs in die Diplomatie zur Schlichtung der österreichisch-ungarischen Krisis soll mit dem Ausspruch Kaiser Franz Josephs geendet haben: „Aber das ist ja ein schlechter Witz."

[70] Zur französischen Übersetzung der Götzendämmerung hatte Camille Mauclair das Vorwort geschrieben. Später hat er eine Charakteristik Nietzsches folgen lassen, aus der ich nach der Übertragung von Wilhelm Thal im „Zeitgeist" vom 5. August 1901 folgende Sätze zusammenstelle: „Er war wirklich der Mann, auf den man gewartet hat... Er sollte der Ausdruck ihrer intimsten Wünsche nach moralischer Befreiung sein. Nietzsche ist der absolute Philosoph einer Jahrhundertwende, die der Methoden, des Materialismus, des Kritizismus überdrüssig geworden war, nach allgemeinen Ideen dürstete und das Pathos der Psychologen und Wissenschaftler nicht mehr zu ertragen vermochte, wenn nicht eine herrliche poetische Form ihre Wahrheiten verschönte. Nietzsche, dieser geniale Poet, dieser Stilist ersten Ranges, der mit Goethe und Heine das Jahrhundert beherrscht, dieser unerreichte Sprachkünstler, dieser leidenschaftliche und reine Lyriker, hat eine tiefe Erschütterung hervorgerufen ... Abgesehen von dem literarisch hoch bedeutenden Charakter seiner Werke, ist es vor allem die unglaubliche Lebenskraft des lateinischen Geistes, die uns (Franzosen an Nietzsche) auffällt. Ich will versuchen, alle Ideen, die eine solche Betrachtung französischen Ideologen wie Leon Daudet, Paul Adam, Rémi de Gourmont oder mir einflößt, hier zu synthetisieren. Nietzsche ist nach Wagner gekommen und hat sich gegen ihn gleichzeitig als Protestler des Paganismus gegen den Christianismus, des Realismus gegen den Symbolismus und des Südens gegen den Norden, erhoben.. Er ist in Wahrheit der Protest des Südens gegen den Norden, nicht nur Süddeutschlands gegen Norddeutschlands und gegen alle skandinavischen Ideen, nein, er ist auch der Protest des lateinischen Geistes gegen den germanischen Geist.. Nietzsche ist geschaffen, um an den Ufern des Comersees oder in Sizilien oder wenigstens, wie ich es tat, in Marseille, dieser so griechischen Stadt, oder am Golf von Cannes oder auf den hyerischen Inseln gelesen zu werden. Hier erscheint seine harte und scharfe, mineralhelle und festgefügte Logik in dem absoluten Lichte, in welchem selbst die Schatten verschwommene Klarheiten sind, normal. Nichts ist hellenischer, nichts goethischer im wahren Sinne des Wortes, als Nietzsches Schriften. Er liebt die Pariser Leichtigkeit, den Esprit, die Kunst, ohne pedantische Worte alles zu sagen wie Heine. Nietzsche sucht die

Quintessenz des Lyrismus in den Regionen des direkten Lichtes. Sein ästhetischer Realismus ist von diesem Gesichtspunkt aus durchaus griechisch; er verabscheut das Unendliche. Am meisten macht er es den Deutschen zum Vorwurf, daß sie es an Licht mangeln lassen, während er die Philosophie im allgemeinen beschuldigt, es fehle ihr an Universalität, und sie wäre trotz allem nur eine Frage des Klimas.. Deshalb erscheint er den Franzosen des Südens als ein ihren Tendenzen äußerst sympathischer Geist.. Seine rauhe Moral wird von den jungen provenzalischen Schriftstellern geliebt. Man liest ihn allgemein an den Universitäten, wie Aix, Montpellier, wo Bücher wie die „Götzendämmerung" und „Menschliches, Allzumenschliches" sich in den Händen aller Philosophie Studierenden befinden. Seine poetische Macht wirkt magnetisch; er ist der Philosoph der lateinischen Rassen. Das ist wenigstens die Ansicht, die Nietzsches Bücher in Frankreich hervorgerufen haben. Wir betrachten ihn weniger als einen Schöpfer von Moralsystemen, sondern mehr als einen erstaunlichen Analytiker, der es verstanden hat, eine Art Metaphysik der Chemie zu schaffen, der die Grundbegriffe mit absoluter Geistesfreiheit betrachtet und vor allem mit größter Klarheit zu den Ausgangspunkten zurückkehrt, trotz des dichten Gestrüpps von Kommentaren, die die Jahrhunderte auf ihn aufgehäuft.. Wir wissen diese Zwangslage zu würdigen.. Im übrigen gebietet auch sein Leben Achtung und Respekt, denn es war ganz der Heiligkeit der Arbeit und des Leidens geweiht. Er hat Wege wieder geöffnet, die man verlassen hatte; sein persönlichstes System ist eine große Skizze geblieben, die Skizze eines Mystikers, der bereits annahm, daß man von seiner Vortrefflichkeit überzeugt war. Ein für die Franzosen charakteristischer Zug Nietzsches war es, daß er sich über Emerson lobend ausgesprochen hat; er ist so ziemlich der einzige, den er nicht angreift. Emerson hat in Frankreich leidenschaftliche Bewunderer und übt einen bedeutenden moralischen Einfluß aus."

Für den Einfluß Nietzsches auf die jüngste französische Lyrik ist anzumerken, daß eines der Gedichte der Gräfin de Noailles in „les Eblouissements" die Devise führt: „Car je t'aime, ô Eternité!"

[71] Nach einem, wie ich glaube, durchaus unparteiischen Studium der im Winter 1893/94 von Frau Förster an Overbeck gerichteten Briefe halte ich das Zerwürfnis zwischen ihr und Overbeck, das ich bereits in der Vorrede des ersten Bandes S. XII als etwas Grundsätzliches und Notwendiges hinstellen zu müssen meinte, für unvermeidlich; die näheren Zufälligkeiten, die es tatsächlich herbeiführten, konnten unterbleiben oder hätten können umgangen werden; der Bruch selbst erweist sich als etwas prinzipiell Unvermeidliches, das früher oder später auf alle Fälle kommen mußte. Bei Frau Förster entsprangen die Antriebe, so sehr sie auch das Archiv schon vor ihrer Auswanderung nach Paraguay von langer Hand her vorbereitet haben will, nur momentanen Impulsen, bei Overbeck hingegen wirklicher Überlegung. Für die Gründerin des Archivs waren von vornherein unter den Freunden Nietzsches nur diejenigen als Ratgeber für ihr Unternehmen brauchbar, denen Nietzsches Nachlaß im Grunde ihres Herzens ziemlich gleichgültig war — und das trifft, wie unsere Ausführungen dargetan haben, auf Rohde und von Gersdorff zu. Bei Overbeck dagegen war es von vornherein ausgeschlossen, daß er sich je mit Nietzsches Nachlaß anders beschäftigen sollte, als mit der ihm eigenen erschöpfenden Gründlichkeit; da zu einer solchen Betätigung ihm aber mit Recht weder die Zeit noch die Umstände gekommen schienen

so mußte er die Beteiligung an den Plänen der Frau Förster auf das bestimmteste ablehnen. Frau Förster darf nicht geltend machen, Overbeck hätte sich gegen sie ins Unrecht gesetzt, weil er auf ihr anfänglich gewiß wohlgemeintes, aber schon damals gleich herrisch und ungestüm drängendes Entgegenkommen nicht blindlings einging. Jene Briefe der Frau Förster enthüllten eben neben allerlei löblichen Absichten eine rechthaberische Unbelehrbarkeit. Ihr helfen, hieß ohne weiteres auch, ihr dienen. Als es ihr mit Overbecks Verhalten nicht gleich glatt am Schnürchen ging, stellte sie gleich Termine und Verfallfristen fest. Einen Brief Overbecks will sie auf Andeutungen ihrer Mutter von dessen unliebsamem Inhalte hin ungelesen verbrannt haben; drei Monate später knüpfte sie abermals die Eröffnung erhaltener Briefe an diktatorische Bedingungen (17. April 1894 aus Naumburg): „Nach den Nachrichten von Herrn Dr. Zerbst halte ich es für überflüssig, Ihren letzten Brief zu öffnen und zu lesen. Ich tue es nur unter der einen Bedingung: enthält der Brief endlich die Antwort auf die fünf bis sechs rein sachlichen Fragen von Anfang Dezember betreffend mein Vermächtnis an die Universität, die Heußlersche Stiftung, ob noch Schulden meines Bruders vorhanden ꝛc. ꝛc. oder verweilt er wieder nur auf persönlichen, mir ganz unverständlichen Nebensachen? In diesem Fall bleibt der Brief besser uneröffnet und ungelesen. Ich habe so wenig Zeit, kenne die Präliminarien nicht, welche den ganzen Unsinn hervorgerufen, ich denke, wir ermüden uns nicht gegenseitig mit unfruchtbaren unwichtigen Erörterungen. Wer so wie ich seit neun Jahren mit unbeugsamster Energie selbst dem Tode nahe hohe und höchste Ziele verfolgt, der verlernt es ganz, solche persönliche Dinge wichtig zu nehmen, höchstens humoristisch, das ist aber eine Komödie der Irrungen ohne Humor und Lösung.“ Als nun Overbeck durch die Vermittlung seiner Gattin mit aller Entschiedenheit dabei bleiben mußte, jene Briefe vom Dezember, die mit den bewußten Fragen die Grundlage seiner Stellung ja erst zu liefern hatten, niemals erhalten zu haben, scheute Frau Förster nicht vor der ausdrücklichen Zumutung zurück, Overbeck habe jenen Brief wohl erhalten, verleugne aber den Empfang (Naumburg 18. Juni 1894): „Eigentlich wäre es wohl besser, wenn ich nicht antwortete; denn ich bin so außerordentlich skeptisch in bezug auf verloren gegangene Briefe, und schließlich klingt das wiederum so beleidigend, wenn ich Ihnen das sage. So will ich mal tun, als ob ich das für möglich hielte.. Fragen Sie sich selbst, ob es mir nach dem Vorangegangenen möglich ist, an einen verloren gegangenen Brief zu glauben? Die einfachste Lösung wäre es freilich.“ Nachdem der briefliche Austausch sich auf diesen Gipfel des Mißtrauens verirrt hatte, erfolgte von seiten Overbecks die Einstellung auf die in unserem Text mitgeteilte ruhige und sachliche Weise. Alle späteren Anläufe zur Wiederaufnahme des Verhältnisses gingen auf Frau Förster zurück und wurden von Overbeck stets im weitesten, mit seinen Ansichten überhaupt vereinbaren Umfange berücksichtigt. Alle diese späteren Berührungsversuche endeten aber ebenso erfolglos; es war Frau Förster nun einmal nicht gegeben, realpolitisch sich Overbecks Beistand wenigstens in dem keineswegs unbeträchlichen Bruchteile zunutze zu machen, den er ihr anzubieten in der Lage war. Sie überforderte immer und wurde deshalb immer abschlägig beschieden.

[72] Frau Förster stellt es nun so dar, als sei in ihrem zwölfjährigen Zerwürfnis mit Overbeck der hauptsächliche und ausschlaggebende Streitpunkt immer das Abhandenkommen von Nietzschehandschriften gewesen. Dem widerspricht ihr

völliges Stillschweigen über verloren gegangene Handschriften bis zum Jahre 1901. Vor allem hätte sie dann bei der persönlichen Zusammenkunft mit Overbeck in Leipzig ihm Vorstellungen dieser Art zu machen gehabt; das hat sie aber damals völlig unterlassen. Sie kam eben von Turin zurück und hatte an Ort und Stelle die genauesten Erkundigungen angestellt. Diese bezogen sich aber vorwiegend auf die Medizinfläschchen, die Nietzsche in seinem Zimmer stehen hatte und die daselbst zurückgeblieben waren. Frau Försters Wißbegier konzentrierte sich in Turin auf die Aufhellung der von Nietzsche angewandten Schlaf- und Beruhigungsmittel. Auf den Gedanken, es könnten die Manuskripte Nietzsches überhaupt durch mangelhafte Sammlung wesentlich dezimiert sein, ist sie gar nicht von selbst gekommen, sondern durch den gewissenhaften Zweifel eines ihrer Beamten darauf geführt worden. Ernst Horneffer erzählt (Nietzsches letztes Schaffen S. 27/29): „Ich erwähnte schon, daß ich selbst die Befürchtung hatte, daß etwas von der „Umwertung" verloren gegangen sei, als ich das Material noch nicht genügend überschaute. Damals nun, es war, wenn ich nicht irre, im Jahre 1899 — bestritt Frau Förster-Nietzsche auf das lebhafteste, daß ihr Bruder noch irgend etwas an der Umwertung gearbeitet haben könne. Sie bestritt noch mehr. Als ich der Befürchtung Ausdruck lieh, ob bei der Erkrankung und Überführung Nietzsches nach Deutschland nicht Manuskripte abhanden gekommen sein könnten—ich wußte damals noch nichts näheres über diese Vorgänge —, daß in Turin nichts abhanden gekommen sein könne. Ja, sie erzählte mir, daß sie selbst später in Turin gewesen sei, daß sie dort, an Ort und Stelle Nachforschungen wegen der Manuskripte angestellt habe, daß sie sich durch persönliche Rücksprache mit den Wirtsleuten Nietzsches, die zuverlässige Leute gewesen seien, denen unbedingt zu glauben sei, überzeugt hätte, daß nichts in Turin verloren gegangen sei.. Dessen erinnere ich mich absolut genau und könnte es unter Eid aussagen, daß Frau Förster-Nietzsche mir von Gesprächen, die sie in Turin mit den ehemaligen Wirten Nietzsches gehabt hätte, erzählt hat, und daß sie aus diesen Gesprächen die feste Zuversicht entnommen hätte, daß in Turin alles gerettet sei." Die Anfrage Horneffers fand dann in der Vorrede der Frau Förster zum fünfzehnten Bande einen leisen Wiederhall, indem dort S. XVII die Möglichkeit angedeutet war, daß aus dem zweiten Buche das dritte Kapitel vielleicht abhanden gekommen sei: „Wir beklagen es außerordentlich, können aber nicht bestimmt behaupten, daß das Manuskript dazu niemals geschrieben sei. Es ist möglich, daß diese Aufzeichnungen durch einen unglücklichen Zufall gleich nach der Erkrankung Nietzsches verschwunden und entwendet worden sind, — damals wo sich keiner der dazu Beauftragten ernstlich um die hinterlassenen Papiere des Kranken gekümmert hat." — Was übrigens die nachträgliche Fürsorge um Manuskripte betrifft, so darf nicht übersehen werden, daß das Archiv, mit seinem eigenen Maßstabe gemessen, sich gröbster Fahrlässigkeit schuldig gemacht hat. „Noch nach Jahren, als die in Sils-Maria zurückgebliebenen Zettel längst im Besitze des Archivs waren, wurden in Genua in einer alten Wohnung Nietzsches von Dr. Jesinghaus aus Solingen zwei Notizbücher Nietzsches entdeckt und Frau Förster-Nietzsche zu deren größter Freude überreicht. Das hätte sie also auch wissen müssen. Da sie damals schon jahrelang den Nachlaß Nietzsches verwaltete, träfe sie die gleiche Schuld der Nachlässigkeit, die sie Overbeck in bezug auf Sils-Maria vorwirft." (Ernst Horneffer S. 39.) Aber selbst das strengste Gericht zugelassen — ist es nicht unerhört, daß Frau Förster in Leipzig 1895

über einen Punkt ſchwieg, den ſie zehn Jahre ſpäter nach Overbecks Tode, einem Zeitraum, der ſelbſt Verbrechen Verjährung ſichert — auf einen angeblichen Manuſkriptverluſt ihre ſchmähliche Beſchimpfung Overbecks aufbauen durfte und mit einem ſolchen Vorgehen in der Preſſe immer noch Raum und in der Öffentlichkeit immer noch Gehör findet?

[73] Ein kleines, wohl als Manuſkript gedrucktes Gedenkheft, das ſich auch in Overbecks Beſitz befand, enthält die bei der Totenfeier in Weimar und bei der Beerdigung in Röcken geſprochenen Reden und Abſchiedsworte. Es iſt ein beredtes und in ſeiner Weiſe würdiges Denkmal für die ausgeprägt kultiſche Tendenz einer Nietzſcheverehrung, wie ſie vom Archiv aus geübt und verbreitet wurde. Zwar wurde Nietzſche noch nicht buchſtäblich zum „Buddha Europas“ ausgerufen, wohl aber ganz unzweideutig dem Sinne nach: „Noch kein einzelner Denker hat ſo hohen Anſpruch auf Feldherren- und Herrſcherrecht erhoben wie Nietzſche. Man hat von den heimlichen Kaiſern Deutſchlands geſprochen; hier hat ein Mann noch einen höheren Thron beſteigen wollen, hier iſt ein Bewerber um die Krone des Königs der Menſchheit aufgetreten: nur die großen Erzieher unſeres Geſchlechts, von denen die Religionsgeſchichte erzählt, nur Buddha, Zarathuſtra und Jeſus haben gleich Großes gewollt und haben es in Wahrheit für ganze Völkergruppen und für Aeonen erreicht. Und daß Friedrich Nietzſche dieſen Jahrtauſendmenſchen wie ein Ebenbürtiger entgegengetreten iſt, daß er von ſeinen zu ihren Gipfeln hinüber ſah, gleich als habe ſich alles Dichten und Trachten auf den dazwiſchen liegenden Höhen der Menſchheit im Tale abgeſpielt, hat man ihm mehr verdacht und gehäſſiger ausgelegt als alles andere; aber es iſt zuletzt nicht nur der Ehrgeiz ſeines Wollens, ſondern auch der tiefſte Sinn ſeines Werkes.“ (Rede an Nietzſches Bahre von Prof. Dr. Curt Breyſig S. 27/28). Iſt ſchon dieſer europäiſche Nietzſche-Glaube damals nicht unüberlegt, ſondern mit Beſonnenheit und ſogar mit dem Vorbehalt pietätvoller Befangenheit bekannt worden, ſo iſt auch in eben jener Stunde die Wirkung Nietzſches an die unverhüllte hiſtoriſche Wahrheit über ihn geknüpft worden: „Nietzſches Leben und Schickſal wird ewig der Prüfſtein ſeiner Lehre ſein.“ (Dr. Ernſt Horneffer, Gedächtnisrede S. 15). Noch hat es manchmal den Anſchein, das Zeitbewußtſein wolle Nietzſche gar nicht hiſtoriſch ſehen, es wolle einen idealiſierten Nietzſche haben, nicht einen zerlegten. Aber gerade Nietzſches zunehmende Wirkung wird dieſes Dilemma ausgleichen; denn er hat mit der täuſchenden und irreführenden Unterſcheidung von „wirklich“ und „wahr“ unerbittlich aufgeräumt.

[74] Der Kampf um ein richtiges Verſtändnis Nietzſches wird ſich zu einem guten Teil zu decken haben mit einer Verſtändigung, ob die Anwendung des Wortes Religion auf die „Tendenz Nietzſche“ nicht eben doch ein unſtatthafter Mißbrauch ſei. Soeben hat Ernſt Horneffer in ſeiner Broſchüre „Hebbel und das religiöſe Problem der Gegenwart“ den Haß Hebbels und Nietzſches gegen das Chriſtentum betont, beide als Eröffner einer neuen Zeit geprieſen und doch dabei den Satz nicht geſcheut (S. 2): „Wenn nicht alle Anzeichen trügen, leben wir an dem Vorabend einer neuen Religion.“ (Hierzu hat z. B. J. V. Widmann in ſeiner Beſprechung im „Bund“ ausgerufen: Davor möge uns der Himmel behüten!) Auch die Veröffentlichungen unſeres Diederichsſchen Verlages gruppieren ſich um den zentralen Geſichtspunkt einer im Aufſtreben begriffenen pantheiſtiſch-neureligiöſen Bewegung. Über die S a c h e kann natürlich keinerlei Zweifel beſtehen; aber gerade das W o r t verſchleiert die Sache. Die große Kultur-

strömung, von der wir uns ergriffen fühlen, gibt sich doch deutlich zu erkennen als Ablösung des bisherigen religiösen Gesamtverhaltens durch ein philosophisches Gesamtverhalten. Nietzsches Großtat ist es, die Philosophie aus dem Akademismus herausgeholt und zum Gemeingut gemacht zu haben. Sobald aber die Philosophie zu einem Sozialwert emporwächst und aufhört, nur noch ein Standeswert zu sein für die Gebildeten, sobald sie mit einem Wort nicht mehr bloß Wissen, sondern Lebensbetätigung ist, tritt sie an die Selle der Religion. Woraus erklärt sich dieser hartnäckige Kompromißversuch einer ausgesprochen nicht mehr religiösen Tendenz mit der religiösen Terminologie? Zu einem guten Teil in dem Heimatrecht, den das Wort Religion auf dem Kulturboden Goethes und Schillers angewiesen bekam. Zum Beispiel in der Äußerung Goethes an Riemer vom 26. März 1814: Nur religiöse Menschen besäßen schöpferische Kraft. Dieses „Nur" ist mit dem Geiste Nietzsches unvereinbar; es bezeichnet deutlich den Fortschritt Nietzsches über Goethe hinaus. Er hat eine wirkliche Kultur viel ernster und dringlicher gefordert, wohl verstanden als sozialen Zustand gefordert, als Goethe, der ihm natürlich an eigener individueller Kultur überlegen war. Und aus dem Gefühl seiner eigenen Kulturunzulänglichkeit heraus hat Nietzsche jenes Kulturpostulat dann so unerbittlich auf Radikalindividualismus gestellt. Religion schließt immer soziale Verschmolzenheit in sich; im mittelalterlichen Latein, aus dem das Wort direkt in unser heutiges Schriftdeutsch übergegangen ist, heißt religio ganz allgemein „Verbindung" im sozialen Sinne, wie wir heute noch zum Beispiel von Studentenverbindung reden. Hält man sich das vor Augen und liest dann zum Beispiel Ernst Horneffers zweiten Vortrag: „Kirchliche oder persönliche Religion", so wird man zugestehen, daß unter dem Gesichtswinkel der Nietzscheschen Denkweise, die Horneffer vertritt, der Ausdruck „Persönliche Religion" als Begriff etwas Diffuses, Getrübtes beigemischt erhält. Es heißt da („Das klassische Ideal" S. 242): „Die alte Gemeindeerziehung der Menschen, die heute noch gilt, die Erziehung zum Glauben, zur Autorität, die ganze gebundene Erziehung der Menschen, kurz die Kirche ist abzuschaffen." (S. 273): „Gerade die esten edelsten Seelen können nicht zur Gemeinde zurück.. Sie können hier nicht mehr weiden, wo alle weiden." (S. 277): „Es gibt keine Offenbarung; so kann es auch keine Gemeinde mehr geben." (S. 278): „Es gilt als eine allgemein e Weisheit, auch bei den Philosophen, leider! dem Volke müsse die Religion erhal ten werden. O nein! dem Volke muß die Religion genommen werden — niemand soll hinfort mehr heucheln. Sind die Menschen innerhalb eines Volkes und einer Kulturgemeinschaft so verschieden, so muß das auch offen zum Ausdruck kommen. Bei der Heuchelei, als glaubten wir alle an Offenbarung, wie der einfachste Gebirgsbauer, hierbei kommt nichts Gutes heraus." Was Horneffer will, ist natürlich klar; er will, als guter Jünger Nietzsches, daß aus der Philosophie eine allgemeine Weisheitsbetätigung werde, also ein sozialer Faktor, ein Volksgut. Aber ihm selbst ist Philosophie noch offenbar etwas Seelenkaltes, Steifleinenes, sozial Steriles; er will, als guter Deutscher, den Gefühlskoeffizienten an der Religion nicht fahren lassen und deshalb ruft er aus: „Die Religion ist tot! Es lebe die Religion!" Mit einer derartigen Losung für eine Sache von solcher Wichtigkeit hat es aber seine Schwierigkeiten, da man mit einem solchen Zirkelschluß ein kaum zu vermeidendes Mißverständnis einem Probleme einimpft, das auf nichts mehr Anspruch hat als auf unbedingte begriffliche Sauberkeit. Es gilt mit dem Vorurteil zu brechen, daß ein philo-

sophisches Verhalten im Sinne Nietzsches nicht alle Gefühlsingredienzien des religiösen Verhaltens restlos in sich zu enthalten vermöge.

[75] Es handelt sich bei dieser Zuversicht auf eine bevorstehende Kulturentwicklung der Schweiz natürlich nicht um sentimentale Träumereien, die utopistisch in den Wolken hängen. Die Schweiz steht, wenn nicht alle Zeichen trügen, am Anfang eines starken wirtschaftlichen Aufschwungs, dessen Grundlage eine klar erfaßte und energisch durchgeführte Verkehrspolitik bilden wird. Die technische und propagandistische Tätigkeit des Zivilingenieurs Rudolf Gelpke in Basel hat sich die Förderung dieser Erkenntnis und ihrer praktischen Ausführung zum Ziele gesetzt. Er hat nicht nur bei den zuständigen eidgenössischen und kantonalen Behörden, sondern auch bei den entsprechenden Organen der angrenzenden reichsdeutschen Bundesstaaten Beachtung und Gehör gefunden. Wir entnehmen einem Aufsatz aus seiner Feder, erschienen in der Züricher Zeitschrift „Wissen und Leben" (erstes Dezemberheft, 1907) folgenden Ausschnitt: „Ein Land, wie die Schweiz, ohne Erz- und Kohlenlager und bei einer der großen unproduktiven Flächen wegen nur beschränkten landwirtschaftlichen Produktion, welche etwa 40% der Gesamtbevölkerung beschäftigt, ohne Anteil an verkehrsreichen Meeresküsten, zwischen den Gebirgswellen des Jura und den Zentralalpen eingezwängt, dabei im Südwesten durch den Genfersee und im Norden durch den Bodensee und den Rhein gegen das offenere Gelände der Nachbarländer abgesperrt, wäre etwa mit demselben Maßstabe wie Montenegro zu messen und zu jener Kategorie von Ländern zu zählen, welche die Natur mit wirtschaftlich verwertbaren Schätzen besonders dürftig ausgestattet. — Allen diesen Nachteilen zum Trotze steht die Intensität des Wirtschaftslebens in der Schweiz zum mindesten auf derselben Stufe wie in den umgebenden Kontinentalstaaten. Bis zu einem gewissen Grade hat daran allerdings die hohe Betriebsamkeit der Bevölkerung ihren Anteil, aber nicht zum geringsten Teile sind auch die großen natürlichen Vorzüge des Landes mit in Rechnung zu setzen. — Von der erst in den Anfängen stehenden wirtschaftlichen Verwertung unseres eigentlichen Nationalreichtums, in Gestalt der durch hohe Wasserführung sich auszeichnenden gefällstarken Gewässer, möge vorläufig noch abgesehen werden. Noch fehlt leider in der Schweiz das Verständnis für eine zentralistisch geleitete Wasserwirtschaftspolitik. Die Dichterworte Schillers aber:

Vier Ströme brausen hinab in das Feld,
Ihr Quell, der ist ewig verborgen;
Sie fließen nach allen vier Straßen der Welt,
Nach Abend, Nord, Mittag und Morgen . . .

kennzeichnen nicht nur die physikalisch-geographische dominierende Lage unseres Landes in Zentraleuropa, sondern sie deuten auch an, welche hervorragende Rolle die Schweiz im wirtschaftlichen Haushalte der vier großen kontinentalen Ströme noch zu führen berufen sein wird. — Ein anderer Vorzug aber unseres Landes liegt in der unvergleichlich günstigen geographischen Lage. Diese prägt sich aus durch das Relief Mitteleuropas, durch die auf die Schweiz konvergierenden sieben großen Stromgebiete: des Rheins, der Donau (Inn), des Po (Tessin), der Rhone, der Loire, der Seine (Marne) und der Maas. Wenn auch die Bedeutung dieser Ströme, respektive ihrer größeren Nebenflüsse als Verkehrsstraßen selbst für die Schweiz gar nicht oder doch nur mittelbar in Betracht fällt, so zeichnen sie doch den großen Transitlinien im Eisenbahnverkehr die Hauptrichtungen vor. —

Auch das dichte Netz der Eisenbahnen ist mehr oder weniger an die von der Natur vorgezeichnete Linienführung der Täler gebunden. Von den einzelnen Meeresküsten aus gehen nun die großen Verkehrsstraßen den Strömen folgend nach dem Innern des Kontinents bis zur Wiege der vier Hauptströme, bis an den Fuß der Zentralalpen. Die Folge ist ein fast unbewußtes Streben der ausländischen Verkehrsanstalten, die großen Meereshäfen mit der Schweiz sowohl auf dem Schienenwege, wie später auch auf dem Wasserwege in Verbindung zu bringen. Und in der Schweiz ist es vor allem Basel, welches ohne künstliches Zutun sich allmählich zum ersten Verkehrsmittelpunkte Zentraleuropas entwickelt, allein auf Grund seiner unvergleichlichen Lage... Die Rolle der Schweiz im Verkehrswesen Mitteleuropas ist die eines Verkehrsakkumulators, eines „carrefour du commerce européen" nach den Worten des französischen Nationalökonomen Lafitte... Weit überragen aber alle diese Bahnprojekte die Bestrebungen zur Verlängerung der Rhein-Groß-Schiffahrt bis nach Basel und bis ans Bodenseebecken, ein Projekt, das berufen sein wird, eine mehr oder weniger fühlbare Umwälzung unseres Verkehrswesens herbeizuführen ... So bewahrheiten sich auch für unser Land die Worte des Eisenbahntechnikers und Dichters Max Maria von Weber: „Das, was für den Einzelmenschen das Talent, die persönliche Begabung, ist für ein Land, ein Volk seine geographische Lage." —

Nachträge und Berichtigungen

In Band I Seite 239/40 muß es Zeile 2 v. u. heißen: —; denn Feuerbach hatte früher als Schopenhauer auf ihn gewirkt. Flüsternd sagte er: „Ich habe es ebenso wie Wagner gemacht." Man lese den Gottesbegriff als Gattungswesen des Menschen (u. s. w., bis S. 240 Zeile 3. v. o., wo es weiter zu heißen hat) — Hier, lange vor aller naturwissenschaftlichen Begründung, sog u. s. w.

Zu Band I S. 315 (Mitte): Nach Lektüre des Aufsatzes von Albert Lamm „Friedrich Nietzsche und seine nachgelassenen Lehren" (Süddeutsche Monatshefte, September 1906, S. 272/273) halte ich es für das Wahrscheinlichste, daß Nietzsche zu seiner Wiederkunftslehre vor allem durch Dühring angeregt worden ist, in dessen „Kursus der Philosophie" 1875 das Gesetz von der bestimmten Zahl usw. dargelegt ist.

Zu Band I S. 446 Zeile 12 v. u. Von eingeweihter Seite wird mir geschrieben, daß meine Vermutung nicht zutrifft. Gast soll jene in Venedig aufgezeichneten „Gespräche mit Nietzsche" einer Dame geschenkt haben; vielleicht sind sie in letzter Zeit vom Nietzsche-Archiv zurückerworben worden.

Sinnstörende Druckfehler in Band I

S. XIV Zeile 14 v. o. muß es heißen: war es von ausschlaggebender Wichtigkeit (eine — ist zu streichen).

S. 66 Zeile 10 von oben blieb (statt bleib).

S. 240 Zeile 8 v. o. ist zu streichen (getroffen anknüpfe und) und statt dessen zu lesen: und einer neuen Moral. Nietzsche löste sich selbständig und.

S. 241 Zeile 2 v. u. ist zu lesen: inkonsequent (statt konsequent).

S. 251 Zeile 11 v. o. muß es heißen: es muß geredet werden, am besten gar nicht, von Nietzsche selbst, sondern durch ihn und seine Probleme usw. (Was hätte Nietzsche — am Schluß von Zeile 11 ist zu streichen).

S. 260 Zeile 16 von unten lies einen Abfall, (statt ein Abfall).

S. 386 Zeile 10 v. o. (Sächlichkeiten — Gelegen-) ist als Doublette zu streichen.

Personenregister

Abbe, Ernst (Prof. der Physik in Jena) I 5.
Abeken (Geheimrat, Beirat Bismarcks) I 73.
Achilles I 67, 68. II 88, 47.
Adam, Paul (französischer Romancier) II 396, 510.
Alba II 4.
Albert, Henri (Redakteur des „Mercure de France") II 347, 389.
Albert, Paul (französischer Schriftsteller) I 302, 445.
Alcibiades I 68.
Alexander der Große I 151.
Altenberg, Peter (satirischer Schriftsteller in Wien) II 396.
Alwine (Pflegerin Nietzsches) II 332, 373, 376, 381.
Amadeo von Savoyen, Herzog von Aosta II 195.
Ambrosius (Kirchenvater) I 442.
Andler, Charles (Professor für deutsche Kultur an der Sorbonne in Paris) II 397, 474, 477, 493.
Andreas (Professor für persische Philologie in Göttingen) II 389.
Andreas-Salomé, Lou (Schriftstellerin, Gattin des Prof. Andreas in Göttingen) I XIII, 109, 112, 180, 181, 210, 212, 213, 214, 270, 321, 328—352, 357, 373, 380, 411, 437, 448, 449. II, XIII, 73, 74, 87, 96, 97, 214, 217, 228, 352, 362, 389, 390, 391, 437, 505.
Antigone II 473.
Antigonus (Kyklops, König von Syrien) I 300.
Antonelli (päpstlicher Staatssekretär unter Pius IX.) II 230.
Antonier, die I 442.
Apollo, I 165. II 152, 153, 250.
Archilochus I 161. II 332.
Ariadne (als Braut des Dionysos) II 79, 80, 81, 82, 84, 244.
Aristoteles I 53, 147. II 330.
Arnauld, Antoine (Jansenist in Port Royal) II 116.
Arndt, Ernst Moritz I 41, 427.
Arnim, Bettina von II 128, 129.
Aubé (französischer Historiker) I 300, 441, 442.
Augustenburg, Herzog von I 11, 12, 13, 14, 425.
Augustinus (Kirchenvater) I 298, 443.
Aulard (französischer Historiker) II 478, 479.
Avenarius, Ferdinand (Herausgeber des Kunstwart) II 483.

B., Fräulein (Bekanntschaft Nietzsches und Gasts in Zürich) I 371.
B., Dr. (ein Bekannter Treitschkes) I 86.
Bacchos II 313.
Bach, Joh. Seb. I 124.
Bachofen (Prof. der Rechte und Altertumsforscher in Basel) II 331.
Bachofen, Frau Prof. geb. Burckhardt II 331.
Baechthold, Jakob (Biograph Gottfried Kellers) II 100, 481.
Bagge, Selmar (Direktor der Musikschule und Prof. der Musik an der Universität Basel) I 189, 190.
Bahnsen, Julius (pessimistischer Philosoph) I 158.
Banitz (Geheimrat) II 307.
Barchewitz, Gustav (Schwager Overbecks, Ministerialdirektor in Dresden) I 4.
Bardesanes (Gnostiker) I 439.
Barnabas (Apostel) I 440.
Bartels, Adolf (Literarhistoriker) I 155.
Bartels, Wanda von (Gattin des Kunstmalers Hans von Bartels) II 5.
Basch, Viktor (französischer Kritiker) II 397.
Bastian, Rud. (Prof. der Völkerkunde in Berlin) II 331.
Bauer, Bruno (theologischer Kritiker, Freund Max Stirners) I 150, 441, 442. II 93.
Baumann und Frau, Nietzsches und Overbecks Hauswirte in Basel I 59, 113, 186, 438.
Baumgarten, Michael (Professor der Theologie in Rostock) I 28.
Baumgartner, Adolf, Professor (Schüler Nietzsches u. Rohdes, Professor der Geschichte in Basel) I 135, 136, 151, 239, 375, 424, 429, 437.
Baumgartner, Marie geb. Köchlin (Mutter von Adolf B., Lörrach) I 154, 436.
Baur, Chr. Fr. (Kirchenhistoriker, Begründer der Tübinger Schule) I 221, 222, 439, 440. II 137.

Beaumarchais, Garon de (französischer Schriftsteller der Revolutionszeit) I 444.
Bebel, August (deutscher Sozialistenführer) II 55.
Beethoven I XII, 49, 151, 194, 234. II 94, 323.
Behaghel, Otto (Prof. der deutsch. Sprache in Gießen) I 424.
Benoit, Charles (französischer Schriftsteller) II 477.
Berg, Leo (Dr. phil., Schriftsteller in Berlin) I 137, 424. II 320, 337, 338, 392, 395.
Bergson (moderner französischer Philosoph) II 476.
Berkeley (irischer Philosoph) I 238.
Bertholet, Alfred, Prof. der Theologie in Basel I 424.
Bessiger (Nietzsches letzter Hauswirt in Basel) I 438.
Bethe, Erich (Prof. der klassischen Philologie in Leipzig) I 424.
Beust, Graf von (sächsischer Staatsmann) I 16, 425.
Billroth (Prof. der Chirurgie, Wien) II 406.
Binswanger (Prof. der Psychiatrie in Jena) I 430, 431, 432. II 237, 305, 306, 309, 310, 312, 315, 319, 321, 323, 324, 373, 377, 378, 497.
Bizet, Georges (französischer Komponist) I 310, 444. II 113.
Bjerre, Poul (Dr. med., schwedischer Arzt) II 206, 207, 224, 225.
Bismarck, Otto Fürst von (Reichskanzler) I 11, 12, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 22, 25, 35, 51, 98, 151, 290, 425, 449. II 46, 47, 48, 49, 71, 92, 154, 227, 395, 397, 452, 456, 476, 477.
Blanqui, Louis, Auguste (französischer Sozialist) I 318.
Blumhardt, Pfarrer (schwäbischer Volksmann, Bad Boll, Würtemberg) II 193.
Böcklin, Arnold I 42, 47, 53, 372, 427. II 468.
Bode, W. (Professor der Kunstgeschichte, Generaldirektor der Museen in Berlin) I 427.
Bolle (Milchwirt, Berlin) I 150.
Bonaparte, Jérôme II 195, 480.
Bonaparte, Laetitia II 195.
Bonfantini (Basler Buchdrucker) II 332, 478.
Bonghi, Rugero (italienischer Philologe und Staatsmann) II 227, 229.
Bonus, Arthur (modern-theolog. Schriftsteller, z. T. Florenz) I 450. II 398.
Borgia, Cesare II 38, 71, 494.
Bourdeau, Jean (Redakteur der „Revue des deux mondes" und des „Journal des Débats" in Paris) II 226, 227, 229, 480, 481.
Bourget, Paul (französ. Schriftsteller) II 41, 42, 479.
Brahms, Johannes I 234.
Brand, Franz (Pseudonym für Arthur Bonus) II 398.
Brandes, Georg (dänischer Essayist) I 413. II 66, 93, 94, 122, 151, 178, 221, 222, 223, 227, 229, 267, 331, 338, 339, 390, 392, 395, 447, 490.
Brandt, Marianne (Wagnersängerin) I 102.
Breiting, Dr. med. (Arzt Nietzsches, Vorsteher des protestantischen Hospitals in Genua) I 437. II 302.
Bremeau (französischer Historiker) II 479.
Brenner, Albert (stud. jur., Schüler Nietzsches) I XIII, 52, 197, 198 bis 208, 209, 214, 434. II 78
Brenner-Eglinger, Hans (Vetter von Albert B.) I 434.
Brenner-Stehlin, Johannes, Großvater von Albert Brenner I 434.
Brenner-Suter, Hans, Onkel von Albert Brenner I 207, 434.
Brentano, Clemens II 128.
Brette (französischer Historiker) II 479.
Breysig, Kurt (Professor der Kulturgeschichte und Soziologie in Berlin) II 202, 514.
Bright, W. (englischer Kirchenhistoriker) I 442.
Brockhaus, Clemens (Professor der Theologie in Jena) I 87, 88.
Brockhaus, Hermann (Professor der indischen Philosophie in Leipzig, Schwager Richard Wagners) I 4, 61, 102.
Brown (Pseudonym für Guiseppe Mazzini) II 58.
Brücke (Prof. d. Naturwissenschaften in Wien) I 360.
Bücher, J. (Theologe) I 440.
Bücher, Karl (Prof. der Nationalökonomie in Leipzig) I 424.
Buddha I 320, 353. II 18, 250, 463, 472, 514.
Bülow, Daniela von, vgl. Frau Prof. Thode geb. von Bülow.

Bülow, Hans von I 62, 114, 151, 152, 154, 193, 428. II 50, 93, 487.
Bunge, Gustav von (Professor der physiologischen Chemie in Basel) I 424, 431. II 272, 273, 275, 337, 499, 500, 501, 502.
Bungert, August (deutscher Komponist) I 447.
Bunsen, Christian Karl Josias von (deutscher Diplomat und theologischer Schriftsteller) I 73.
Burckhardt, Albrecht (Prof. der Hygiene, Basel) I 424.
Burckhardt, C. Chr. (Prof. der Rechte und Regierungsrat in Basel) I 424.
Burckhardt, Fritz (Prof. der Mathematik und Rektor des Gymnasiums in Basel) I 424.
Burckhardt, Jakob I 34, 42, 47—57, 67, 74, 110, 128, 131, 187, 188, 190, 203, 209, 232, 233, 252, 274, 275, 277, 279, 283, 284, 304, 368, 427, 433, 436. II 69, 81, 93, 99, 100, 102, 103, 104, 114, 115, 116, 117, 149, 219, 230, 232, 233, 255, 338, 403, 415, 468, 474, 479, 486, 487, 492, 493, 494, 499.
Burckhardt, Karl Felix, Bürgermeister in Basel I 41, 283.
Burckhardt, Rud. (Prof. der Zoologie, Direktor der Zoologischen Station in Rovigno) I 424.
Bürger, Ludwig August I 447.
Busch, Moritz (deutscher Publizist, Freund Treitschkes und Overbecks) I 4, 6, 13, 15, 23, 33, 425.
Bussière (französischer Historiker) II 479.
Byron, Lord I 158, 238. II 74, 468.

C., Miß (Bekannte Nietzsches und Gasts in Zürich) I 371.
Caesar I 315.
Calderon I 105, 447.
Calvin II 3, 4, 283.
Carlo Alberto II 293, 403.
Carlyle, Thomas II 3.
Carmen Sylva II 260.
Caro, Elmed (französischer Schriftsteller) II 481.
Castiglione II 65, 284.
Cato II 241.
Cavour, Camillo, Graf v. I 29.
Cellini, Benvenuto I 115.
Celsus (platonischer Philosoph, ältester literarischer Bekämpfer des Christentums) I 300, 301, 441, 442.
Chamberlain, Houston Stewart II 87, 392, 400.
Chambige (französischer Verbrecher) II 230, 493, 494.
Chamfort (französischer Moralist der Revolutionszeit) I 193, 237. II 120.
Charléty (französischer Historiker) II 479.
Charras (verbannter französischer Oberst in Basel) I 74.
Chassin (französischer Historiker) II 479.
Châtelet, Madame du (s. du Châtelet).
Chlodwig (Frankenkönig) I 49.
Chopin, Frederic I 302, 305, 306, 367, 427, 444, 445, 446, 447.
Christophorus (der christliche Heilige) I 371.
Christus I 355, 440, 441, 442. II 187, 204, 206, 370, 472, siehe auch Jesus.
Chuquet, Arthur (französischer Historiker) II 478.
Cicero II 37.
Cimarosa, Domenico I 447.
Clemens, Alexandrinus (morgenländischer Kirchenschriftsteller) I 224, 442.
Colbert (französischer Staatsmann unter Ludwig XIV) II 57.
Columbus I 315.
Comte, Auguste (französischer Philosoph, Begründer des Positivismus) II 29, 53.
Conradi, H. (jüngstdeutscher Lyriker) I 117.
Constantin der Große I 49, 55, 56. II 103, 149.
Cook (Freund Proudhons) I 159.
Cornelius, Peter (Komponist, Freund Richard Wagners) II 83.
Cotta, J. C. Nachfolger II 360.
Creuzer, Fr. (Professor in Heidelberg, Freund der Günderode) I 311. II 128.
Crusius, Otto (Professor der klassischen Philologie in München) I 311, 328, 374, 416. II 120, 126, 129, 137, 149, 151, 154, 155, 156, 159, 209, 212, 350, 393, 449, 487, 488.
Curtius, Ernst (Professor der Philologie in Berlin) I 73.
Czolbe (materialistischer Philosoph) I 157.

Dahlmann (patriotischer Geschichtsschreiber u. Staatsmann) I 9.

Dahn, Felix (Professor der Rechte u. Schriftsteller in Breslau) I 112.
Dänhardt, Marie, Frau von Kaspar Schmidt (Max Stirner) I 149, 150.
Dante Alighieri I 105. II 257.
Danton II 479.
Darwin, Charles I 143, 156. II 62, 63, 339.
Daudet, Alphonse I 310. II 230, 494.
Daudet, Léon (französ. Schriftsteller) II 510.
David (König) I 49.
Debédour (französischer Historiker) II 479.
Dehmel, Richard II 40, 41, 153, 356, 358, 364.
Delarc (franz. Historiker) II 479.
Delbrück, Hans (Professor der Geschichte in Berlin) II 398.
Demeter I 161.
Demokrit I 143, 145, 146.
Denis, Ernest (Prof. der Geschichte an der Sorbonne) II 477.
Descartes, René II 4.
Deussen, Paul (Professor der indischen Philologie in Kiel) I 110, 111, 144, 177. II 105, 109, 121, 221, 223, 240, 260, 328, 329, 349.
De Wette, Wilhelm Martin Leberecht (Professor der Theologie in Basel) I 425, 443. II 136.
Diderot, Denis (französischer Encyklopädist) I 444. II 222.
Diederichs, Eugen (Verlagsbuchhändler in Jena) I 420, 421. II 7, 8, 9, 470, 514.
Diognet (Adressat einer altchristlichen Verteidigungsschrift) I 443. II 332.
Dionysos I 160, 161, 183, 249, 313, 322, 436. II 17, 43, 79, 80, 81, 82, 84, 86, 150, 151, 152, 161, 167, 171, 177, 179, 188, 191, 195, 220, 229, 244, 255, 278, 287, 315, 317, 332, 403, 464, 491.
Dmitriewna, Prinzeß Anna II 250.
Dohrn, Anton (Professor der Zoologie und Vorsteher der Station in Neapel) I 5, 424.
Dollfuß, Ch. (protestantischer Theologe in Paris) I 440.
Dostojewski, F. M. II 104, 262.
Doulcet, H. (französ. Geschichtsforscher) I 442.
Draeseke, J. (protestantischer Kirchenhistoriker) I 442.
Drews, Arthur (Professor der Philosophie in Karlsruhe) I 430.
Driesmans, Heinrich (Schriftsteller in Berlin) II 442, 443, 444.
Droz, Théophile (Professor am eidgenössischen Polytechnikum Zürich) I 153. II 107.
Druscowitz, Helene (Dr. phil., Schriftstellerin in Mauer-Oehling, Niederösterreich) II 183.
Du Bois-Reymond (Professor der Physiologie in Berlin) I 46.
Dühring, Eugen (Dr. phil., Forscher und Schriftsteller in Nowawes bei Potsdam) I 158, 353. II 99, 517.
Du Châtelet, Marquise von (Freundin Voltaires) I 444.
Duhm, Bernhard (Professor der Theologie in Basel) I 424.
Durisch, J. C. (Nietzsches Hauswirt in Sils-Maria) II 8, 9, 300, 301, 326, 469, 470.
Dwelshauvers (belg. Essayist) II 347.

Ebers, Georg (Ägyptologe u. Romanschriftsteller) I 5.
Eckardt, Julius von (Publizist und Diplomat in Weimar) II 427.
Eisner, Kurt (Schriftsteller in Großlichterfelde) II 359, 389.
Elster, Ernst (Herausgeber von Heines Werken) I 448, 450.
Emerson, Ralph Waldo (amerikanischer Philosoph) I 159, 371, II 511.
Empedokles (vorsokratischer Philosoph) I 155.
Endemann (deutscher Parlamentarier) I 25.
Engels, Friedrich (sozialistischer Schriftsteller) II 53.
Engelhardt, Moritz von (Kirchenhistoriker in Dorpat) I 442.
Epikur I 146. II 214, 330, 334, 370, 498.
Erasmus II 133.
Erdmann, Carl Otto (Professor in Dresden) II 440.
Erni, J. R. (schweizerischer Theolog) I 440.
Eucken, Rudolf (Prof. der Philosophie in Jena) I 279, 424.
Eusebius, v. Caesarea (alter Kirchenschriftsteller) I 224. II 138.
Eustathius (Erzbischof von Antiochien) I 442.
Exner, Marie (Gattin von Prof. Adolf E. in Wien) II 332.

Faguet, Emile (Prof. der Philosophie und Literatur an der Sorbonne) II 397.
Falk (preußischer Minister) I 98.
Falkner, Rudolf (Oberst und Regierungsrat in Basel) I 258.
Felix (der AG. 24 erwähnte römische Statthalter) I 443.
Festus (der AG. 25 erwähnte röm. Statthalter) I 443.
Feuerbach, Henriette (Mutter des Malers Anselm F.) I 235.
Feuerbach, Ludwig (deutscher Philosoph) I 104, 105, 146, 147, 148, 151, 239, 406. II 2, 29, 186, 394.
Fichte, J. G. (deutscher Philosoph) I 9, 429. II 3.
Fino, Davide und Frau (Nietzsches Hauswirte in Turin), I 295. II 229, 233, 293, 294, 295, 296, 497, 513.
Fischer, Andreas, Dr. phil., Basel II 476.
Fischer, Kuno (Professor der Philosophie in Heidelberg) I 430.
Flaubert, Gustave (französischer Romancier) II 122.
Flavius Josephus (jüdischer Geschichtsschreiber) I 441.
Fleiner, Fritz (Professor der Rechte in Tübingen) I 424.
Flügel, G. (Orientalist) I 439.
Fontaine (Jansenist von Port Royal) II 116.
Fontenelle (französischer Moralist) I 237, 444.
Förster, Bernhard (Dr. phil., Gymnasiallehrer u. Kolonisator, Schwager Nietzsches) I 330, 356, 357, 358, 359, 362, 363, 364, 385, 449, 450. II 307, 341, 358, 360, 469, 470.
Förster-Nietzsche, Elisabeth (Schwester Nietzsches) I XII, XIV, 51, 56, 109, 127, 128, 136, 149, 154, 159, 163, 166, 173, 180, 185, 186, 190, 197, 210, 211, 212, 215, 217, 220, 231, 233, 257, 258, 259, 260, 274, 277, 278, 293, 294, 295, 301, 303, 323, 324, 328, 329, 330, 334, 335, 337, 340, 341, 342, 344, 346, 347, 348, 349, 350, 351, 354, 355, 356, 357, 358, 359, 362, 363, 364, 369, 370, 376, 385, 411, 412, 413, 418, 419, 420, 421, 422, 423, 428, 429, 430, 431, 432, 436, 438, 444, 448, 449, 450. II XIII, XIV, XV, 9, 47, 57, 61, 72, 74, 75, 76, 79, 80, 82, 90, 91, 97, 110, 115, 117, 118, 119, 120, 155, 165, 173, 174, 181, 194, 216, 221, 229, 263, 264, 265, 302, 304, 307, 308, 329, 333, 335, 339, 341, 342, 343, 345, 346, 347, 348, 349, 350, 351, 352, 353, 354, 355, 358, 359, 360, 361, 362, 363, 364, 365, 366, 367, 368, 371, 372, 373, 374, 376, 377, 379, 380, 381, 382, 383, 384, 385, 386, 387, 390, 391, 392, 395, 397, 401, 402, 403, 404, 405, 406, 407, 408, 409, 410, 411, 412, 413, 414, 415, 416, 422, 424, 425, 426, 430, 431, 432, 434, 335, 436, 437, 438, 439, 440, 441, 442, 443, 444, 445, 446, 447, 448, 449, 450, 452, 455, 469, 470, 476, 481, 489, 491, 497, 504, 506, 507, 508, 509, 511, 512, 513.
Förster, Dr. Paul (Gymnasialprofessor in Friedenau) I 330.
Forel, Aug. (Professor der Psychiatrie, Nervenarzt in Chigny, Kt. Waadt) II 273.
Fouché, Joseph (franz. Staatsmann unter Napoleon I.) II 479.
Fouillée, Alfred (französischer Philosoph) II 397.
Fränkel, Jonas (Publizist, Wien) I 110. II 400.
Franz Joseph, Kaiser von Österreich II 510.
Franzius (Dr. med., Freund Treitschkes und Overbecks) I 4, 13, 425.
Frauenstädt, Julius (Herausgeber Schopenhauers) I 159. II 289.
Freudenthal, Jakob (Professor der Philosophie in Breslau) I 441.
Freund (Pianist in Zürich) I 371.
Frey, Adolf (Professor der Literaturgeschichte in Zürich) I 53.
Freytag, Gustav I 4, 13, 23, 93, 102, 424.
Friedrich d. Große II 428, 453.
Friedrich III I 392.
Friedrich, Johannes (Professor d. Kirchengeschichte München) I 442.
Fritsch, Theodor (Verleger) I 450.
Fritzsch, E. W. (Verleger Nietzsches) I 112, 115, 116, 120, 123, 129, 352, 353, 355. II 225, 226, 232, 340.
Fuchs, Carl (Dr. phil., Pianist, Organist und Musikschriftsteller) I 103, 119, 122, 123, 124, 125, 126, 132, 427. II 66, 113, 120, 121, 156, 222, 223, 240, 314, 315, 322, 484.
Fynn, Mrs E. (Kurbekanntschaft Nietzsches aus Sils II 6, 7, 470.
Fynn, Emily (Tochter der vorigen) II 6, 7, 470.

G., Frau v. (Tante C. von Gersdorffs) I 122.
Gade, Niels (dänischer Komponist) I 371.
Gagern (deutscher Staatsmann) I 9.
Gallwitz, Hans (Superintendent in Salza) II 398, 399.
Gast, Peter (Heinrich Köselitz) (Komponist u. Schriftsteller in Weimar), I XIII, 52, 53, 54, 55, 118, 136, 150, 171, 172, 187, 188, 189, 190, 191, 212, 214, 254, 256, 274, 275, 296, 297, 298, 299, 300, 301, 302, 303, 304, 305, 306, 307, 308, 309, 310, 316, 322, 324, 327, 335, 353, 354, 355, 367, 370, 371, 372, 375, 400, 414, 418, 419, 422, 427, 428, 430, 431, 432, 433, 435, 444, 445, 446, 447, 448, 449, 450, 451. II 1, 7, 30, 37, 65, 76, 79, 80, 94, 107, 109, 110 111, 112, 113, 118, 119, 156, 167, 179, 209, 210, 214, 228, 231, 232, 233, 234, 235, 236, 237, 238, 239, 240, 241, 242, 243, 244, 245, 246, 247, 248, 249, 250, 251, 252, 284, 293, 294, 296, 297, 298, 300, 302, 303, 304, 309, 311, 312, 313, 314, 315, 316, 317, 318, 319, 321, 322, 325, 328, 330, 331, 334, 336, 337, 338, 339, 340, 341, 342, 343, 344, 345, 346, 347, 348, 349, 359, 360, 361, 362, 365, 366, 370, 371, 380, 381, 382, 383, 384, 389, 392, 407, 408, 412, 414, 415, 416, 417, 422, 424, 440, 443, 444, 446, 447, 448, 483, 484, 491, 495, 496, 502, 503, 504, 505, 508, 509.
Gaultier, Jules de II 397.
Gaussen, C. I 439.
Gebhardt, O. von (Professor und Oberbibliothekar in Leipzig) I 441.
Geldern, Simon van (Oheim Heines) I 358.
Gelpke, Rudolf (schweizerischer Verkehrspolitiker) II 516, 517.
Gelzer, Emily (s. Kögel, E.).
Gelzer, Heinrich (Professor der alten Geschichte in Jena) I 41, 51, 53, 74, 232, 283, 437. II 406, 407, 453, 497.
Gelzer, Clara geb. Thurneysen, Frau I 437, 448. II 407, 470, 497.
Georg, Prinz von Preußen, II 260.
Gerlach, von (preußisch. General), I 41.
Gersdorff, Carl, Freiherr von (Kgl. Kammerherr) I 47, 65, 73, 81, 86, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 118, 119, 120, 121, 122, 142, 143, 154, 158, 184, 185, 186, 187, 191, 192, 196, 230, 233, 259, 352, 372, 373, 377, 378, 385, 436, 447. II 46, 47, 75, 96, 108, 121, 156, 240, 250, 307, 349, 406, 408, 445, 511.
Gibbon (englischer Geschichtsforsch.) II 468.
Gide, André (französischer Romanschriftsteller) II 396.
Gildemeister, C. J. (deutscher Essayist) I 441.
Gleïzè (vegetarischer Schriftsteller) I 372.
Gneist, Heinrich Rudolf (Professor der Rechte und liberaler Oppositionsführer) I 22, 425.
Gobineau, Graf von (französisch. Diplomat und Schriftsteller) II 94, 194.
Goethe, Cornelia II 385.
Goethe, J. W. v. I 73, 109, 123, 129, 156, 160, 225, 238, 262, 274, 290, 327, 367, 368, 431, 446, 447, 451. II 8, 27, 45, 58, 73, 184, 188, 253, 254, 256, 257, 334, 341, 363, 371, 372, 373, 385, 427, 452, 468, 469, 474, 476, 477, 510, 515.
Goltz, v. d. (Professor der Theologie und Oberkirchenrat in Berlin) II 401, 404.
Gomel (französischer Historiker) II 479.
Gourmont, Rémi de (französischer Schriftsteller II 510.)
Gräfe, Alfred (Professor der Augenheilkunde) II 221.
Grafigny, Frau von (Freundin Voltaires) I 444.
Grau, R. F. (Theolog) I 441.
Gregorius, Thaumaturgus (Kirchenvater) I 442.
Grimm, C. L. W. (Professor der Theologie in Jena) I 441.
Groos, Karl (Prof. der Philosophie in Gießen) I 424.
Guérin, Eugénie de II 436.
Guerrieri-Gonzaga, Marchesa I 207.
Guillaume, James (französischer Geschichtsforscher u. Sozialist) II 479.
Günderode, Karoline I 311. II 128.
Güntner, G. (Theolog) I 439.
Gutjahr, Dr. (Nietzsches Arzt in Naumburg) II 373, 376, 377, 412.
Gutschmid, Alfred, Freiherr von (Prof. der Geschichte in Tübingen) I 4, 6. II 154.

Gutzkow, Carl (deutscher Romanschriftsteller) II 400.
Guyau, Jean Marie (französischer Philosoph) I 278. II 397, 457.
Gwinner, Wilhelm (Schriftsteller in Frankfurt) II 341.

Haeckel, Ernst (Professor der Zoologie in Jena) II 468.
Hagenbach-Bischoff (Prof. d. Physik in Basel) I 295, 424.
Haider (Maler) II 8.
Halévy, Ludovic (franz. Schriftsteller) II 347.
Haller (Bekannter von Rée, Heinrich von Stein und Fräulein Salomé in Berlin) I 373.
Haller, J. (Prof. der Geschichte in Gießen) I 424.
Hannover, Königin von I 26.
Hanssen, Ola (skandinavischer Essayist) II 338, 339, 340, 341.
Harden, Maximilian (Herausgeber der „Zukunft") II 392, 398, 449.
Hardenberg (preußischer Minister) II 480.
Harder, C. I 440.
Harnack, Adolf (Professor der Kirchengeschichte und Generaldirektor der kgl. Bibliothek in Berlin) I 218, 221, 225, 435, 439, 441, 442. II 139, 143, 144, 145.
Hart, Julius (Schriftsteller in Berlin) II 455, 456, 457.
Hartmann, Ed. von (deutscher Philosoph) I 157, 158, 185, 429, 430. II 77.
Hase, Karl von (Professor der Kirchengeschichte in Jena) I 5, 439.
Hauptmann, Gerhard II 356, 358, 499.
Hauri (Pfarrer in Davos) I 435.
Hausdorff, Felix (Prof. der Astronomie in Leipzig) I 398, II 396, 399.
Hausrath, Adolf (Professor der Kirchengeschichte und Kirchenrat in Heidelberg) I 424.
Haydn, Joseph I 309.
Haym, Rudolf (Professor der dtsch. Philologie in Halle) I 130, 427.
Hebbel, Friedrich I 307. II 184, 185, 186, 292, 514.
Hegar, Friedrich (Kapellmeister in Zürich) I 371.
Hegesippus (Kirchenschriftsteller) I 300.
Hegel, G. W. F. I 48, 50, 144, 155, 210.
Hehn, Viktor (deutsch-russischer Essayist) II 3, 469.
Heine, Heinrich I 315, 358, 367, 448, 450. II 57, 394, 486, 510.
Heinze, Max (Prof. der Philosophie in Leipzig) I 279, 449. II XV, 240, 341, 349.
Helbig, Wolfgang (Prof. der Archäologie in Rom) I 3.
Hellen, E. von der (Dr. phil., Literaturhistoriker) II 365, 371.
Heman, Friedrich (Prof. der Philosophie in Basel) I 430.
Herakles II 205.
Heraklit (vorsokratischer Philosoph) I 255, 286. II 53.
Herder, J. G. I 134.
Hermas, Hirt des (altchristliche Schrift) I 441.
Herzen, Alexander (russischer Revolutionär) II 77.
Hessem, Louis de (französischer Journalist) II 328, 331, 339, 340.
Heusler, Andreas I (Basler Ratsherr u. Prof. der Rechte) I 40, 41.
Heusler, Andreas II (Professor d. Rechte in Basel) I 168, 424. II 226, 229, 232.
Heußler, Hans (Prof. der Philosophie in Basel) I 429, 436.
Heydt, von der (preußischer Staatsmann) I 18.
Heyne, Moritz (Prof. der deutschen Sprache in Göttingen) I 53.
Hezel, Kurt (Dr. jur., Rechtsanwalt in Leipzig) I 117, 420, 436.
Hieronymus (lateinischer Kirchenvater) I 298, 441, 443.
Hilgenfeld, Adolf (Prof. der Kirchengeschichte in Jena) I 439.
Hildebrand, Adolf (Bildhauer) I 45, 46.
Hillebrand, Carl (Historiker und Publizist in Florenz) I 152. II 486, 487, 492.
Hirzel (Verleger in Leipzig) I 15, 425. II 136.
Hobbes, Thomas (englischer Philosoph) I 238, 239.
Hoffmann-Merian, Theodor (Basel) I 426.
Hoffmannsthal, Hugo v. (dtsch. Lyriker) II 396.
Holbach (materialistischer Philosoph) I 148.
Holbein, Hans I 433, 434.
Hölderlin, Friedrich I 154, 155, 311. II 212, 313.
Holsten, C. (Prof. der Theologie in Heidelberg) I 443.

Holzer, Ernſt (Gymnaſialprofeſſor in Ulm) I 46, 437. II 395, 449, 458.
Homberger, H. (Schriftſteller in Berlin) I 208.
Homer I 67, 161, 310. II 88, 155, 313, 332, 347, 360.
Horaz I 177, 314. II 17.
Horneffer, Auguſt (Dr. phil., Schriftſteller, z. Z. Dresden) I 159, 162, 182, 183, 229, 291, 394. II 35, 44, 88, 369, 380, 386, 387, 455, 456, 457, 458, 459, 503.
Horneffer, Ernſt (Dr. phil., Schriftſteller in Leipzig) I 296. II XIII, 35, 36, 168, 169, 172, 173, 174, 193, 302, 367, 368, 369, 380, 384, 385, 386, 387, 388, 439, 440, 445, 447, 449, 450, 454, 455, 456, 457, 458, 459, 460, 471, 472, 473, 474, 492, 503, 513, 514, 515.
Hume, David I 238.

Jäger, Oskar I 440.
Jahn, Otto (Prof. der klaſſiſchen Philologie in Bonn) I 153.
Jahn, A. (Kirchenhiſtoriker) I 442.
James, William (amerikaniſcher Philoſoph) II 476.
Jaurès (franzöſiſcher Hiſtoriker und Staatsmann) II 479.
Ibſen, Henrik II 123, 227.
Ignatius (Biſchof von Antiochien) I 441.
Jellinek, Georg (Prof. der Rechte in Heidelberg) I 424.
Jentſch, Carl (deutſcher Publiziſt in Neiße) II 399.
Jeſaias II 270.
Jeſinghaus, Walter (Oberlehrer, Köln) II 453, 513.
Jeſus I 439, 440, 441. II 21, 187, 201, 206, 224, 250, 514.
Ilg, Paul (ſchweizeriſcher Schriftſteller, z. Z. Berlin) II 466.
Immermann, Karl (Prof. der innern Medizin in Baſel) I 102, 166, 167, 185.
Joël, Karl (Prof. der Philoſophie, Baſel) I 151, 311, 312, 313, 424, 429. II 145, 395.
Johannes der Evangeliſt I 206, 441, 442. II 136.
Johnſon (Dr., engliſcher Schriftſteller) I 239, 240.
Jordan, Wilhelm (philoſophiſcher Dichter) I 156, 157. II 388.
Irenäus (Biſchof von Lyon) I 441.
Julian, Apoſtata I 442. II 332.
Juſtinus, Martyr., I 441, 442, 443.

Kaftan, Julius (Prof. der Theologie und Oberkirchenrat in Berlin) I 112, 219, 424, 435. II 9, 10, 30, 37, 38, 255, 260.
Kahnis (Prof. der Theologie in Roſtock) I 19.
Kalckreuth, Leopold von (Maler) II 379.
Kalthoff, A. II 193.
Kanchine, Madame I 110
Kant, Immanuel I 108, 124, 143, 144, 145, 147, 157, 160, 240, 248, 285, 368. II 2, 19, 23, 36, 37, 60, 112, 153, 188, 255, 262, 283, 284, 397, 460, 471, 473, 474.
Karaſowski (Biograph Chopins) I 445.
Katharina (die Heilige) I 342.
Kautzſch, Emil (Prof. der Theologie in Halle) I 424.
Kayſer, J. I 440.
Keim, Karl Theodor (Prof. der Theologie in Zürich) I 300, 440, 442.
Keller, Gottfried I 47, 78, 120, 281, 307, 308, 386, 388, 391, 398. II 73, 93, 99, 100, 101, 104, 117, 122, 285, 303, 468, 481, 482.
Kerr, Alfred (Dr. phil., Literaturkritiker in Berlin) II 395, 441.
Keſtner, Charlotte I 73.
Keſtner (Tochter v. Charlotte), Frl. I 73, 74.
Kintſchy (Konditorei u. Kaffeehaus in Leipzig) II 307.
Kirchner, Theodor (Komponiſt) I 235.
Kirn, Otto (Prof. der Theologie in Leipzig) I 424.
Klebs, G. (Prof. der Botanik in Heidelberg) I 424.
Klee (Bekannter Overbecks und Treitſchkes in Dresden) I 23.
Klinger, F. M. v. (deutſcher Dichter, I 136, 238, 239.
Kloſtermann, Aug. (Prof. der Theologie in Kiel) I 440.
Knortz (Prof., amerikaniſcher Publiziſt) II 222.
Koberſtein, Karl Auguſt (Literarhiſtoriker, Prof. in Schulpforta) I 311.
Kögel, geb. Gelzer, Emily, Gattin von Dr. Fritz K. I 437, II XIII, 366, 370, 489.
Kögel, Fritz (Dr. phil., Schriftſteller und Muſiker) I 162, 273, 437, 446. II 174, 301, 348, 350, 359, 361,

362, 363, 364, 365, 366, 367, 368, 369, 370, 371, 377, 383, 386, 389, 390, 391, 408, 410, 413, 437, 438, 447, 489, 503, 505, 508, 509.
Kögel, Rud. (Oberhofprediger in Berlin) II 364.
König, Arthur (Prof. der katholisch. Theologie in Breslau) I 440.
Konfucius II 472.
Köselitz, Heinrich, s. Peter Gast.
Körte, Alfred (Prof. der Archäologie in Gießen) I 424.
Krapotkin, Fürst (nihilistischer Schriftsteller in London) II 475.
Kreibig, J. C. I 430.
Krenkel, Max I 441.
Kretzer, Eugen (Dr. phil., Bekannter Nietzsches) II 388.
Kretzschmar, F. R. (Dr. med., Psychiater) II 399.
Krueger, Felix (Dr. phil., philosophischer Schriftsteller in Leipzig) II 471.
Krug, Gustav (Jugendfreund Nietzsches) II 327.
Krummacher, F. W. (Theolog) I 439.
Kuh, Emil (Dr. phil., Literarhistoriker in Wien) I 307. II 100, 101.
Kühne, Frau Charlotte (Tante Albert Brenners in Basel) I 205, 434.

La Bruyère (französischer Moralist) I 153, 154, 237.
Lacombe, Paul (französischer Historiker) II 478.
Lafitte (französischer Nationalökonom) II 517.
Lagarde, Paul de (Orientalist und Schriftsteller) I 85, 86, 100, 128, 133, 134. II 183, 457.
Lamarck (französischer Naturforscher) I 156.
Lamm, Albert, Ästhetiker, Muggendorf (Oberfranken) II 517.
Lamprecht, Karl (Prof. der Geschichte) II 400.
Langbehn, Dr. Julius (Verfasser von „Rembrandt als Erzieher"), Dresden II 308, 309, 310, 311, 312, 313, 314, 315, 316, 317, 318, 319, 320, 321, 322, 328, 329, 342, 343, 420, 495, 497.
Lange, Friedrich Albert (Verfasser der „Geschichte des Materialismus") I 142, 143, 146, 147, 148, 149, 151, 221.
Langen, Joseph (Professor der altkatholischen Theologie in Bonn) I 442.
Lanzky, Paul (Schriftsteller in Vallombrosa) II 108, 109.
Laokoon II 211, 391.
La Rochefoucauld, Herzog von (französischer Moralist) I 153, 237.
Lassalle, Ferdinand I 353. II 53, 474.
Lasserre, Pierre (französischer Kritiker) II 397.
Latour-Franqueville, Frau von (Freundin J. J. Rousseaus) I 444.
Lausot, Frau Jessie I 151, 152.
Lauterbach (philosophischer Privatgelehrter in Leipzig) II 328, 330, 339, 344.
Lazarus (vgl. Lucas 16 und Joh. 11) I 443.
Le Bon, Gustave (französischer Geschichtsphilosoph) I 319.
Leduc (franz. Historiker) II 479.
Lemaistre, Antoine (Jansenist) II 116.
Lenz, Max (Prof. der Geschichte in Berlin) II 480.
Leo XIII. Papst II 295.
Leopardi, Giacomo (italienischer Pessimist) I 115, 152. II 352.
Lepsius (Ägyptolog in Berlin) I 73.
Le Sage (Verfasser des „Gil Blas") I 308.
Lespinasse, Frl. von (französ. Schriftstellerin) I 444.
Lesseps, Ferdinand (Erbauer des Suezkanals) II 230.
Lessing, G. E. I 103, 225.
Levasseur (französisch. Historiker) II 479.
Levi, Hermann (Hofkapellmeister in München) II 218.
Levy, Albert, Paris I 429.
Lichtenberg, G. Chr. I 122, 159. II 146, 147.
Lichtenberger, Henri (Prof. an der Sorbonne) I 150, 318, 346, 429, 448. I 397.
Liebmann, Otto (Prof. der Philosophie in Jena) II 472, 473.
Lipiner, Siegfried (Schriftsteller in Wien) I 307, 359.
Lipsius, Richard Adalb. (Prof. der Theologie in Jena) I 4, 24, 33, 439, 442.
List, Friedrich (Nationalökonom) II 57.
Liszt, Franz, I 76, 102, 104, 105, 193, 295, 445, 446. II 85, 86, 150, 330, 390.
Longfellow, Henry Wadsworth I 196.

Lotze, Hermann (Verfasser des „Mikrokosmos") I 97. II 472, 473.
Louis XIV. I 237.
Luebeck, Emil I 441.
Lukas der Evangelist I 206, 440.
Luther, Martin I 98, 105. II 4, 203, 283, 452, 460, 494.
Lutteroth, H. I 440.

Machiavelli II 112.
Mackay, John Henry (Schriftsteller in Charlottenburg) I 149, 428.
Madelin (französischer Historiker) II 479.
Mähly, Ernst, Dr. med., Basel II 497.
Mähly, Jakob (Professor der klass. Philologie in Basel) II 337, 399, 497.
Mainländer, Philipp (pessimistischer Philosoph) II 335.
Malthus (englischer Nationalökon.) II 63.
Mangold, Wilhelm Julius (Prof. der Theologie in Bonn) I 440.
Mâni (Begründer der Sekte der Manichäer) I 439.
Mann, Thomas (Schriftsteller in Berlin) II 462.
Manzouroff, Madame de (Schülerin Chopins) II 6, 7.
Margherita d'Italia (Königin von Italien) II 230.
Markus der Evangelist I 206.
Marsyas II 250.
Martin, Karl (Verfasser von „Das Evangelium vom neuen Menschen") II 180, 181.
Marx, Karl (Theoretiker des Sozialismus) II 53, 54, 475, 476, 481.
Mathias, Adolf (vortragender Rat im Kultusministerium in Berlin) II 453.
Matter, Paul (franz. Historiker) II 477.
Mathiez (französischer Historiker) II 479.
Matthäus der Evangelist I 206.
Mauclair, Camille (französischer Schriftsteller) II 510, 511.
Mauthner, Fritz (Dr. phil., Schriftsteller, Freiburg i./B.) II 338, 392.
Max, Gabriel (Maler) II 362.
Mayer, Rob. (Physiker) II 313.
Mazzini, Guiseppe (italienischer Revolutionär) I 117. II 57, 58, 307, 330.
Merian, Peter (Prof. der Geologie und Basler Ratsherr) I 41.
Mérimée, Prosper (franz. Schriftsteller) I 310.
Merk, C. I 442.
Metastasio (italienischer Dichter) I 309.
Meyer, Conr. Ferd. I 176, 273. II 113.
Meyer, J. I 440.
Meyer, Richard M. (Prof. der Literaturgeschichte in Berlin) II 109, 395.
Meysenbug, Malwida v. I 101, 170, 196, 199, 200, 203, 205, 211, 259, 281, 329, 343, 434. II 48, 76, 77, 78, 96, 97, 105, 119, 223, 225, 349, 359.
Mez, Adam (Prof. der orientalischen Philologie in Basel) I 424.
Mezger, Paul (Prof. der Theologie in Basel) I 424.
Miaskowski, August von (Prof. der Nationalökonomie in Leipzig) I 74. II 56, 74.
Miaskowski, Ina von I, XIII, 74, 75, 76. II 74.
Michel Angelo I 48.
Mill, Stuart II 30.
Milton I 9.
Minkiewicz I 446.
Möbius, P. J. (Nervenarzt und medizinischer Schriftsteller in Leipzig) I 167, 168, 172, 173, 174, 175, 176, 177, 178, 179, 180, 182, 183, 209, 228, 427, 430, 431, 432, 433. II 65, 179, 205, 224, 228, 495, 496, 497.
Möller van den Bruck, Arthur (Schriftsteller, Paris) II 357.
Mohammed II 472.
Mohl (württembergischer Staatsmann) I 27.
Moltke, Graf von (Bruder des Generalfeldmarschalls) II 58.
Mommsen, Theodor II 133, 320.
Mongré, Paul (s. Felix Hausdorff).
Monod, Gabriel (Prof. der Geschichte an der Sorbonne) I 427. II 77, 397.
Monod, Olga geb. Herzen I 343. II 77.
Moses II 472.
Montaigne, Michel de I 120, 154. II 17, 334.
Montesquieu I 444.
Mozart, Wolfgang Amadeus I 48, 49, 309. II 73, 114.
Mundt, Theodor (Schriftsteller des jungen Deutschland) I 40.

Napoleon I. I 14, 248. II 38, 71, 188, 476, 480.
Napoleon III. I 14, 20, 74.
Nathusius, Annemarie von (Schriftstellerin, z. Z. Berlin) II 271.
Naumann, C. G. (Nietzsches Verleger, Leipzig) I 355. II 94, 226, 236, 238, 239, 240, 241, 243, 249, 250, 294, 297, 299, 300, 315, 335, 336, 340, 344, 346, 347, 360, 366, 383, 408, 443, 445, 490, 491.
Naumann, Gust. (Nietzscheforscher) II XIII.
Nero I 226.
Neumann, Angelo (Wagner Impresario) I 383.
Neumann, C. J. (Prof. der Geschichte in Straßburg) I 442.
Nietzsche, Gotth. E. (Nietzsches Urgroßvater) I 358.
Nietzsche, Franziska geb. Öhler, (Nietzsches Mutter) I XIII, 296, 330, 337, 348, 349, 357, 362, 375, 422, 437. II 9, 61, 72, 76, 228, 231, 236, 237, 242, 298, 299, 301, 304, 305, 306, 308, 309, 310, 311, 312, 314, 315, 316, 317, 318—333, 339, 340, 343, 344, 345, 346, 348, 349, 351, 359, 360, 361, 371, 372, 373, 374, 375, 376, 377, 378, 379. 381, 401, 404, 405, 409, 410, 411, 412, 413, 414, 419, 422, 470, 477, 478, 490, 497, 505, 506, 507, 512.
Nietzsche, Karl Ludwig (Pfarrer in Röcken), [Nietzsches Vater] I 348, 451. II 216, 341.
Nietzsche, Fräulein, siehe Förster-Nietzsche, Elisabeth.
Niecki (Nietzsches polnische Vorfahren) I 358.
Nielsen, Frau Rosalie I 115, 116, 117, 118, 269, 270, 436. II 260.
Nietzki, siehe Niecki.
Nilson (Pseudonym Albert Brenners), s. Brenner, Albert.
Noack, L. I 441.
Noailles, Gräfin von (französ. Dichterin) II 511.
Novalis I 311, 312.

Öcumenius (Kirchenschriftsteller) I 443.
Odyssseus II 88, 334.
Oehler, Richard (Vetter Nietzsches, Dr. phil., Halle-Florenz) II 373, 411, 443.
Offenburgerin, die schöne I 434.
Ompteda, v. (hannoversches Emigrantengeschlecht) I 26.
Orelli, K. von (Prof. der Theologie in Basel) I 112, 424, 434.
Orestes II 130.
Origenes (griechischer Kirchenvater) I 224, 300, 441, 442.
Osenbrüggen, Eduard (Prof. des römischen Rechts in Zürich) II 332.
Osenbrüggen, Frau II 332.
Oskar, König v. Schweden I 184.
Ott, Louise, Paris II 72, 73.
Ott, Marcel (Söhnchen der Vorigen) II 73.
Otto, Th. de I 441.
Overbeck, Frau Ida geb. Rothpletz, Basel, I XIII, XIV, 136, 149, 151, 154, 196, 214, 230, 234—251, 264, 276, 301, 302, 303, 329, 336—346, 367, 378, 381, 383, 388, 400, 404, 408, 419, 420, 421, 422, 423, 428, 431, 444, 445, 448, 449. II 74 ff., 87, 114, 164, 231, 236, 242, 243, 300, 305, 320, 326, 332, 350, 352, 353, 354, 380, 404, 405, 406, 409, 417, 423, 485, 495, 504, 512.
Overbeck, J. J. (Prof. der Archäologie in Leipzig) I 424.

Pachnicke, Hermann (Dr. phil., Mitglied des Reichstags und des preußischen Abgeordnetenhauses, Berlin) II 328.
Pailleron (französischer Dramatiker) II 481.
Paneth (Dr. phil., Naturforscher aus Wien) I 358, 359, 360. II 49, 109.
Papias (altchristlicher Schriftsteller) I 443.
Pappenheim, Graf von (österreichischer Offizier) I 305.
Pascal, Blaise I 133, 243. II 22, 209, 334.
Pascal, Jacqueline (Schwester von Blaise Pascal) II 436.
Paulus (Apostel) I 316, 441, 442, 443. II 4, 21, 265, 267.
Peel, Sir (Premierminister v. England) I 426.
Pensier, Armand (Pseudonym Heinrich von Steins) I 323.
Pélagaud, E. (französischer Kirchenhistoriker) I 442.
Pestalozzi, Heinrich (schweizerisch. Pädagoge) I 71, 244.
Peter (preußischer Schulmann, Rektor in Schulpforta) II 307.
Petrus (der Apostel) I 124, 443.
Petzoldt, Joseph (Oberlehrer, Spandau) I 46.
Pfenninger I 153.

Piccard, Julius (Prof. der Chemie, Basel) I XIII, 168, 169, 170, 171, 424.
Piccolomini, Aneas Sylvius I 275.
Pichegru (französisch. Revolutionsgeneral) II 479.
Pinder, Sophie II 326, 327.
Platen, August, Graf von I 253, 254, II 163.
Plato I 67, 145, 146, 203, 253, 255, 300. II 65, 227, 334.
Platzhoff-Lejeune, Eduard, Dr. phil. (Schriftsteller, Villars s. Ollon, Kt. Waadt) II 496.
Plüß, Theodor (klassischer Philologe, Gymnasiallehrer in Basel) I 44, 45, 46.
Poggendorff (Herausgeber der Annalen) I 316.
Polyänos (alter Geschichtsschreib.) I 300.
Polybios (alter Historiker) I 284.
Prado (französischer Mörder) II 230, 493, 494.
Präger, Fr. (Bekannter Richard Wagners) II 390.
Prantl, Karl (Prof. der Philosophie in Wien) I 253.
Preconi, Hector G. (schweizerischer Journalist) I 389.
Pressensé, E. v. (französischer Theologe) I 22, 439.
Proudhon, P. Joseph (französ. Sozialist) I 134, 135, 159.
Pufendorf, Samuel, Freiherr v. (deutscher Historiograph) I 97.
Pythagoras I 316. II 104.

Quirin(i)us (römischer Statthalter in Palästina) I 440.

Ranke, Leopold von I 56, 206.
Raschau, Herr von II 323.
Raumer, Friedrich von (preußischer Pädagog und Minister) I 439.
Rée, Paul (Dr. phil., positivistischer Philosoph) I 111, 127, 151, 196, 197, 198, 199, 200, 202, 203, 204 bis 214, 243, 260, 261, 262, 270, 314, 316, 328, 329, 330, 335, 336, 337, 338, 348, 351, 353, 373, 377, 427, 434, 448. II 30, 78, 83, 87, 96, 97, 119, 156, 260, 364.
Rée, Frau (Mutter von Dr. Paul Rée, Stibbe in Ostpreußen) I 331, 337.
Rembrandt I 56. II 308, 311, 318, 319, 388.
Renan, Ernest I 22, 157, 235, 284, 439, 440, 441. II 146, 187.
Renan, Henriette (Schwester von Ernest Renan) II 436.
Reuß, Ed. (Prof. der Theologie in Straßburg) I 439.
Rheinberger, Joseph (Kompon.) I 371.
Richard III. (König von England) I 49.
Richter, Eugen (deutscher Parlamentarier) II 40.
Richter, Jean Paul Friedrich II 128.
Richter, Ludwig II 164, 165.
Richter, Raoul (Prof. der Philosophie in Leipzig) II 181, 183, 400.
Riedel (Prof. der Musik in Leipzig) I 333.
Riehl, Alois (Prof. der Philosophie in Berlin) I 150, 429. II XV, 473.
Riemer (Freund Goethes) II 515.
Riggenbach, Bernhard (Prof. der Theologie in Basel) I 426.
Rimbaud, Arthur II 484.
Ritschl, Albrecht (Theologisches Schulhaupt in Göttingen) II 38.
Ritschl, Friedrich (Prof. der Philologie in Bonn und Leipzig) I 60, 153. II 93, 100, 126, 307, 449.
Ritschl, Otto (Prof. der Theologie in Bonn) I 429.
Robespierre, Maximilian II 203.
Robilant, Graf von (italienischer Staatsmann) II 230, 232.
Robinet (franz. Historiker) II 479.
Rodbertus, Karl (deutscher Nationalökonom) II 57, 475.
Rodenberg, Julius (Herausgeber der „Deutschen Rundschau") I 207.
Roggenbach, Freiherr von (badischer Staatsmann) I 19, 81, 425.
Rohde, Erwin I (Prof. der klassischen Philosophie in Tübingen und Heidelberg) I XIII, 43, 44, 46, 47, 55, 57, 58, 59, 60, 62, 65, 73, 81, 100, 101, 103, 104, 106, 107, 108, 111, 112, 113, 115, 116, 119, 143, 144, 148, 152, 153, 154, 157, 158, 170, 184, 191, 192, 196, 223, 245, 259, 260, 261, 262, 276, 278, 279, 311, 352, 373—386, 403, 416, 426, 436, 438. II 41, 47, 75, 120, 125, 126—132, 137, 149, 150, 151, 152, 154, 155, 156—167, 170, 178, 209, 210, 211, 212, 213, 217, 250, 306, 307, 320, 349, 350, 351, 352, 353, 354, 355, 383, 390, 391, 393, 395, 406, 408, 414, 426, 445, 449, 480, 487, 488, 489, 504, 505, 506, 507, 508, 509, 511.

Rohde, Erwin II (Dr. med., München, Sohn von Erwin R. I) I 373. II 354, 489.
Rohde, Frau Valentine geb. Framm, Gattin von Erwin R. I) II 353, 354, 487, 508.
Rohr, Fräulein Bertha, siehe Stromboli geb. Rohr.
Rohrbach, Paul (Dr. phil. Lic. theol., kaiserlicher Kommissar in Südwest-Afrika) II 142.
Rolffs, E. (Lic. theol., Schüler von Adolf Harnack) II 143, 144.
Romundt, Heinrich (Dr phil., Privatphilosoph in Dresden) I XIII, 74, 78, 92, 103, 106, 107, 108, 109, 111, 112, 113, 114, 116, 118, 120, 126, 136, 146, 159, 176, 192, 279, 294, 373, 427. II 109, 156, 389.
Rossini, Gioachino (italienischer Opernkomponist) I 309. II 113.
Rothpletz, Ida, s. Overbeck, Ida geb. Rothpletz.
Rousseau, J. J., I 71, 135, 170, 218, 444. II 61, 62, 203, 334, 480.
Rouvière (französischer Historiker) II 479.
Rothe, Richard (Prof. der Theologie in Heidelberg) I 27.
Rubens, Peter Paul I 151.
Ruge, Arnold (hegelscher Philosoph) I 144, 145.
Rütimeyer, Ludwig (Prof. der Zoologie in Basel) I 279. II 468.
Ruysdael (holländischer Landschafter) I 54.
Rysselberghe, Viktor (Prof. der Theologie in Zürich) I 442.

Sagnac (französischer Historiker) II 479.
Sainte-Beuve (französischer Kritiker) I 237, 301, 302, 444. II 436.
Saint-Simon, Graf von (franz. Sozialist) II 203, 475.
Saitschik, Robert (Privatdozent der Philosophie in Zürich) I 292. II 146, 395.
Salis-Marschlins, Meta von (Dr. phil., Capri) II 74, 76, 101, 107, 183, 236, 260, 262, 372, 391, 392, 469, 490, 491.
Salomé, Fräulein Lou, siehe Frau Andreas Lou geb. Salomé.
Salomé, Frau (Mutter von Frau Professor Andreas) I 329.
Sarasin-Sauvin (Basler Bandfabrikant und Ratsherr, Mäcen Böcklins) I 76.
Sauerländer (Verlagsbuchhändler in Aarau) I 386.
Saulus I 316.
Savonarola II 203.
Schaffner, Jakob (Schriftsteller in Arlesheim b. Basel) II 279, 280.
Scharnhorst (preußischer Staatsmann) II 480.
Scheffler, Ludwig von (Dr. phil., Kunstschriftsteller) I 188, 189, 231, 232, 252, 253, 254, 255, 256, 257, 274, 275, 276, 433, 434, 437. II 379, 380.
Scheidemantel, Karl (Kammersänger in Dresden) II 113.
Schelling, Friedrich Wilhelm (deutscher Philosoph) I 148.
Schenkel, Daniel (Prof. der Theologie in Heidelberg) I 27, 28, 96, 439, 443.
Scherer, Wilhelm (Prof. der dtsch. Sprache in Berlin) I 59.
Schiemann, Theodor (Prof. der Geschichte in Berlin) I 424. II 469.
Schieß, Heinrich (Prof. der Augenheilkunde in Basel) I 166, 191, 209, 437.
Schindler (Freund Beethovens) I XII.
Schiller, Friedrich, I 134, 155, 225, 274. II 40, 61, 184, 262, 474, 477, 515, 516.
Schlaf, Johannes (Schriftsteller in Weimar) II 268, 269, 270, 271, 454, 498, 499.
Schlegel, Friedrich I 312.
Schlegel, Karoline geb. Michaelis, Gattin August Wilhelm Schlegels II 129.
Schlegel, Wilhelm August I 312.
Schleiermacher, Friedrich Daniel Ernst (Begründer der neuen deutschen Theologie, Berlin) I 221, 226, 300, 440. II 184, 191, 399.
Schlosser, Friedrich Christoph (Historiker) I 56.
Schmeitzner, Ernst (Nietzsches Verleger, Schloß Chemnitz) I 113, 121, 187, 212, 259, 295, 298, 301, 302, 306, 316, 330, 353, 354, 357, 359, 384, 413, 444, 450.
Schmid, Franz Otto (Herausgeber der Berner „Rundschau") I 387.
Schmidt, Johann Caspar, siehe Max Stirner.
Schmidt, Karl (protestantischer Theolog) I 442.
Schmidt, Eduard Oskar (Prof. der Zoologie in Straßburg) I 122.

Schmitt, Eugen Heinrich (Dr. phil., Schriftsteller, Budapest) II 270, 271.
Schmoller, Gustav (Prof. der Nationalökonomie in Berlin) I 97. II 202.
Schödler, Friedrich (Pädagog, Verfasser von „Buch der Natur") I 122.
Schöler, Heinrich von (Dr phil. Schriftsteller in Leipzig) II 400.
Schöll, Friedrich (Prof. der klassisch. Philologie in Heidelberg) II 449, 489, 508.
Scholten, J. H. (holländischer Theologe) I 440.
Schön, Heinrich Theodor von (preußischer Staatsmann) II 480.
Schönholzer, Gottfried (Pfarrer in Zürich) I 425.
Schopenhauer, Arthur I/XIII, 47, 58, 60, 70, 71, 75, 79, 80, 90, 91, 104, 105, 111, 124, 130, 133, 138, 139, 140, 141, 142, 144, 149, 152, 158, 160, 162, 165, 171, 180, 185, 218, 228, 239, 240, 247, 285, 292, 307, 311, 314, 317, 324, 337, 383, 407, 431. II 35, 44, 47, 66, 101, 112, 116, 119, 127, 160, 227, 265, 266, 267, 283, 284, 289, 334, 335, 341, 362, 395, 472, 498, 503.
Schultheiß, Hermann (Dr. phil., Ratibor) I 429, 430.
Schultze, Viktor (Prof. der Theologie, Greifswald) I 442.
Schulze-Naumburg, Paul (Gründer der kunstgewerbl. Werkstätten in Saaleck) II 369.
Schumann, Robert (Komponist) I 62.
Schuré, Edouard (franz. Musikschriftsteller) I 184.
Schürer, Emil (Prof. der Theologie in Göttingen) I 439.
Schwarz, Karl Heinrich Wilhelm (Generalsuperintendent in Gotha) I 439.
Schwarzkopf (Prof.) I 429.
Schwyn, O. I 441.
Segantini II 8.
Seidl, Arthur (Dr. phil., Musikschriftsteller, Dessau) I 436. II 380, 386, 415, 447.
Seiling, Max (russischer Hofrat u. Privatgelehrter in München) II 334, 335.
Seneca I 226.
Senger, Hugo von (Kapellmeister in Genf) I 187.
Servet, Michael II 4.
Seume, Johann Gottfried II 313, 315.
Severinus der Heilige von Norikum I 283.
Sevin, H. (neutestamentlicher Theolog) I 440, 441.
Sextus I 441.
Seydlitz, Reinhard, Freiherr von (Schriftsteller in München) I 109, 195, 208, 209. II 48, 121, 218, 219, 221, 222, 260, 349, 391.
Seydlitz, Irene von (Gattin von Reinhard von Seydlitz,) I 209. II 73.
Shakespeare I 7.
Shelley, Percy Bysshe (englischer Dichter) I 238.
Sicard (franz. Historiker) II 479.
Siebeck, Hermann (Prof. der Philosophie, Gießen) I 424.
Siebenlist, August (Schriftsteller in Wien) I 307.
Siemens, Ernst Werner von (Physiker) I 316.
Simmel, Georg (Prof. der Philosophie in Berlin) I 138, 139, 314. II 66, 67, 68, 193, 265, 284, 395.
Smend, Rudolf (Prof. für altes Testament in Göttingen) I 424.
Socin, Bernhard (Basler Ratsherr) I 426, 427.
Sokrates I 172, 313, 442. II 16, 17, 18, 22, 37, 43, 71, 82, 152, 153, 172, 177, 473, 474.
Sophokles I 67. II 473.
Sorel, Albert (französischer Geschichtsforscher) II 478.
Speiser, Paul (Dr. und Prof. der Rechte in Basel, schweizerischer Politiker) I 258.
Spencer, Herbert (englischer Philosoph) II 53, 509.
Spener I 426.
Spielhagen, Friedrich (deutscher Romanschriftsteller) I 158. II 400.
Spinoza, Baruch D. I 147, 320. 360. II 188, 334, 339.
Spir, African von (russischer Marineoffizier u. Philosoph, Genf) I 159, 175.
Spitteler, Karl (schweizerischer Dichter, Luzern) I 43, 309, 386, 387, 388, 389, 390, 391, 392, 417. II 99, 100, 101, 106, 107, 110, 123, 339, 450, 451, 456, 466, 481, 482, 483, 484, 485.
Stähelin, Rudolf (Prof. der Kirchengeschichte in Basel) II 134.
Stap, A. (belgischer Kirchenhistoriker) I 439.

Stenberg (Buchhändler in Genua) II 302.
Stendhal, de (Henry Beyle) I 154, 306, 309, 445.
Stein, Heinrich Friedrich Karl vom und zum I 373. II 480.
Stein, Heinrich v. I 323, 343, 353, 370, 373. II 94, 95, 96, 97, 98, 99, 117, 118, 349, 400.
Stein, Ludwig (Prof. der Philosophie in Bern) II 359, 392, 393, 509, 510.
Steiner, Rudolf (Dr. phil., Schriftsteller in Berlin) II 366, 370, 389, 436, 437, 438, 439.
Stifter, Adalbert (Verfasser des „Nachsommer") II 262, 323.
Stirner, Max (Pseudonym für Johann Caspar Schmidt) I 135, 136, 137, 146, 148, 149, 150, 151, 152, 153, 156, 210, 238, 239, 427, 428, 429, 430. II 66, 67.
Stourm, René (franz. Historiker) II 479.
Strabo I 283.
Strauß, David Fr. I 4, 52, 85, 86, 103, 120, 128, 129, 307, 353, 426, 439, 440. II 100, 101, 482.
Strindberg, August (schwedischer Schriftsteller) II 227, 229, 250.
Strodtmann, Adolf (Literarhistoriker) I 315, 448.
Stromboli, Frau Bertha, geb. Rohr (Gattin von Professor St. in Florenz) II 72, 485.
Stump, Jakob (Seminarlehrer in Hofwil, Kanton Bern) II 502.
Stutz, Ulrich (Prof. der Rechte in Bonn) I 424.
Sybel, Heinrich von (Prof. der Geschichte in Berlin) I 298, 299, 439.

Tafel, Fr. J. I 440.
Taine, Hippolyte (französischer Geschichtsforscher) I 46. II 67, 93, 94, 155, 219, 226, 478, 479, 480, 481, 486, 492.
Tauchnitz, Freifrau von I 377.
Teichmüller, Gustav (Professor der Philosophie in Dorpat) I 279.
Tertullian (Kirchenvater) I 224.
Teubner (Druckerei in Leipzig) I 331, 353, II. 509.
Thadden-Trieglaff (preuß. Konservativer) I 41.
Thales (vorsokratischer Philosoph) II 270.
Thenius, O. (Theolog) I 440.
Theseus II 79, 80, 81.
Thiel, Ernest (schwedisch. Nietzscheübersetzer, Stockholm) II XV.
Thiel, Signe, Gattin von Ernest Th., Stockholm II XV.
Thode, Daniela, Frau Prof. geb. von Bülow in Heidelberg I 383. II 336.
Thränhardt (Zivilbeamter in Naumburg) II 329.
Thukydides (griechischer Geschichtsschreiber) I 68, 203.
Thünen, Johann Heinrich (Landwirt und Nationalökonom in Tellow, Mecklenburg) II 57.
Thurneysen, Eduard (Dr. jur., Gerichtspräsident in Basel) I 437.
Tieck, Ludwig (Dichter der romantischen Schule) I 312. II 184, 185.
Tille, Alexander (Dr. phil., Nationalökonom und Literarhistoriker, St. Johann-Saarbrücken) I 156.
Tischendorf, Lobegott Friedrich Konstantin (Prof. der Theologie in Leipzig) I 24, 440.
Tobler, J. (schweizerischer Theologe) I 441.
Tönnies, Ferdinand (Prof. der Sozialwissenschaft in Kiel) II 56, 202, 509, 510.
Treitschke, Heinrich Gotthard von (Prof. der Geschichte in Berlin) IXIII, 1, 3, 4, 5, 6 bis 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 81 bis 100, 102, 129, 173, 192, 258, 364, bis 367, 373, 375, 376, 424, 425, 426. II 46, 135, 155, 457.
Treitschke, von (Kgl. sächsischer General) I 23, 425.
Treitschke, Rainer von (Offizier, Heinrich von Tr.s Bruder) I 36.
Troubetzkoi, Fürstin (Bekannte Overbecks) I 110, 128.
Tuhr, Andreas von (Prof. der Rechte in Straßburg) I 424.
Türck, Hermann (Dr. phil., philosoph. Schriftsteller in Jena) II 359, 388.
Twain, Mark (amerikanischer Humorist) I 75, 175.

Überweg, Friedrich (Prof. der Philosophie in Königsberg) I 427.
Uchtritz, Friedrich von (Schriftsteller, Freund Hebbels in Görlitz) II 184, 185.
Uhlig, Gustav (klassischer Philologe und Pädagog in Heidelberg) I 437.
Umberto, König von Italien II 230, 232, 295.
Ungern-Sternberg, Isabella von (Weimar) II 294.

Uruſſow, ruſſiſcher Fürſt II 250.
Uſener, Hermann (Prof. der klaſſiſchen Philologie in Bonn) II 130.

Vaihinger, Hans (Prof. der Philoſophie in Halle) I 118. II XV.
Vauvenargues, Luc Clapiers Marquis de (franzöſiſcher Moraliſt) I 153, 237, 444.
Veroneſe, Paul (italieniſcher Maler) I 256.
Vespaſianus Titus Flavius I 440.
Vidal (franz. Hiſtoriker) II 479.
Vignier (franz. Hiſtoriker) II 479.
Viſcher, Adolf (Basler Philanthrop) I 427.
Viſcher-Bilfinger (Prof. der Philologie, Ratsherr und Kurator der Univerſität Baſel) I 169, 282, 283.
Viſcher, Eberhard (Prof. der Theologie in Baſel) I 424, 442.
Viſcher-Heusler, Wilhelm (Prof. der Geſchichte in Baſel) I 281, 283.
Viſcher-Heusler, Frau I 281.
Vittorio, Emanuele (König von Italien) II 230.
Vöchting, Hermann (Prof. der Botanik in Tübingen) I 424.
Vogel, F. C. W. (Verlagsbuchhändler, Leipzig) II 499.
Vogler, Witwe (Hauswirtin Nietzſches und Overbecks in Baſel) I 438.
Volkelt, Johannes (Prof. der Philoſophie in Leipzig) I 141, 384, 424. II 126, 127, 128, 129, 150, 250.
Volkmann, Richard von (Prof. der Chirurgie in Halle) I 438.
Volkmar, Guſtav (Prof. der Theologie in Zürich) I 440.
Voltaire, François Marie Arouet de I 151, 240, 267, 444. II 468, 474, 480.
Voß, Johann Heinrich I 447.

W., Suschen II 327.
W., Frl. I 371.
Wachsmuth, Kurt (Prof. der Philologie und alten Geſchichte in Leipzig) II 449.
Wackernagel, Jakob (Prof. der Philologie in Göttingen) I 424, 437.
Wackernagel, Wilhelm (Prof. der deutſchen Sprache in Baſel) I 53, 59, 66.
Wagner in Goethes „Fauſt" I 106. II 149.
Wagner, Coſima geb. Liſzt I 104, 121, 154, 201, 255, 260, 264, 351, 383. II 51, 58, 75, 78 bis 87, 330, 332, 336, 348, 363, 477, 478, 493.
Wagner, Richard I XIII, 4, 55, 60 61, 62, 70, 73, 74, 79, 80, 84, 85, 102, 103, 104, 105, 106, 117, 122, 125, 126, 137, 142, 152, 159, 162, 163, 164, 169, 171, 180, 181, 184, 187, 188, 192, 193, 194, 195, 196, 201, 211, 212, 234, 235, 239, 260, 262, 263, 264, 295, 305, 308, 311, 324, 326, 351, 352, 382, 383, 411, 415, 416, 434, 444, 445, 446, 447, 449, 450. II 11, 13, 42, 43, 47, 48, 49, 50, 71, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 93, 94, 96, 97, 98, 99, 101, 107, 113, 119, 149, 150, 171, 172, 183, 214, 215, 218, 219, 220, 223, 225, 227, 233, 234, 236, 239, 241, 249, 250, 255, 259, 277, 300, 304, 330, 332, 335, 336, 347, 349, 368, 390, 395, 400, 412, 421, 477, 478, 483, 484, 490, 491, 492, 498, 510.
Wagner, Siegfried I 184, 201, 383.
Wahl (franz. Hiſtoriker) II 479.
Wallon (franz. Hiſtoriker) II 479.
Walther (Direktor einer Wanderkapelle) II 332.
Wangenheim, Karl Auguſt Freiherr von (württembergiſcher Staatsmann) I 9.
Waſhington, George I 13, 425.
Watzdorf, Bernhard von (Sachſen-Weimariſcher Staatsminiſter) I 25.
Weber, Max Maria von (verkehrstechniſcher Schriftſteller) II 517.
Wehrenpfennig, Wilhelm (Politiker und Publiziſt, Mitredakteur der „Preußiſchen Jahrbücher") I 426.
Weigand, Wilhelm (Schriftſteller in München) II 41.
Weingartner, Felix (Generalmuſikdirektor in Wien) I 389, II 485.
Weininger, Otto (Verfaſſer von „Geſchlecht und Charakter", Wien) II 392.
Weißheimer, W. (Bekannter Wagners u. Liſzts) II 390.
Weizſäcker, Carl (Prof. der Theologie in Tübingen) I 440. II 204.
Wellhauſen, Julius (Prof. der orientaliſchen Sprachen in Göttingen) I 221.
Welſchinger (franzöſ. Bismarckbiograph) II 477.
Welti, Heinrich (Dr. phil., Muſikſchriftſteller in Berlin) II 107.
Werner, Richard Maria (Hebbelforſcher) II 492.

Wernle, Paul (Prof. der Theologie in Basel) I 424.
Weygandt, Wilhelm (Prof. der Psychiatrie in Würzburg) I 180.
Weyland, G. J. (holländischer Theologe) I 442.
Whitman, Walt II 484.
Widemann, Paul (Musiker und Schriftsteller, Freund Peter Gasts) I 52, 54, 187, 353. II 297, 302, 314, 315, 317.
Widmann, Joseph Viktor (schweiz. Schriftsteller, Redakteur des „Bund") I 387, 388, 391, 444. II 99, 100, 104, 105, 106, 110, 123, 389, 450, 481, 482, 483, 485, 514.
Wieland, Christoph Martin I 447.
Wiese (preuß. Schulmann) I 307.
Wilamowitz-Möllendorff, Ulrich von (Prof. d. klassischen Philologie in Berlin) I 44, 85. II 130, 155.
Wilhelm I. (deutscher Kaiser) I 373, II 355.
Wilhelm II. (deutscher Kaiser) II 355, 453.
Wilhelmi, August (Violinvirtuose) I 194.
Wilisch, T. (Essayistin) II 484.
Wille, Ludwig (Prof. der Psychiatrie und Direktor der Irrenanstalt in Basel) I 437. II 232, 234, 235, 236, 237, 292, 496.
Willy, Rudolf (Dr. phil., philosophischer Schriftsteller in Mels, Kt. St. Gallen) II 466.
Winer, Georg Benedikt (protestantischer Theolog in Leipzig) I 440.
Wirth, Moritz, Dr. phil., (Schriftsteller in Leipzig) II 249, 335, 336.
Wittichen, H. (Neutestamentlicher Theolog) I 441.
Wölfflin, Heinrich (Prof. der Kunstgeschichte in Berlin) I 424.
Wundt, Wilhelm (Prof. der Philosophie in Leipzig) II 472.
Wyl (Magenarzt) I 167.

Xenophon (griechischer Geschichtsschreiber) II 152.

Zarncke, Eduard (Professor der Philologie in Leipzig, Herausgeber des „Literarischen Zentralblattes") I 439.
Zahn, Theodor (Prof. der Theologie in Leipzig) I 441, 442.
Zarathustra I 79, 134, 159, 162, 242, 246, 272, 304, 323, 326, 336, 338, 340, 343, 346, 351—356, 360, 368, 370, 374, 384, 385, 386 bis 417, 432, 434, 446, 450. II 1, 4, 5, 7, 9, 10, 11, 12, 13, 28, 40, 49, 79, 80, 89, 91, 96, 101, 103, 106, 108, 111, 112, 121, 124, 148, 164, 169, 170, 171, 174, 175, 177, 193, 195, 197, 198, 203, 208, 211, 214, 222, 224, 228, 249, 255, 257, 269, 275, 300, 327, 329, 331, 339, 340, 343, 344, 345, 347, 357, 362, 367, 376, 398, 423, 445, 446, 447, 451, 454, 458, 459, 461, 484, 485, 487, 491, 494, 498, 503.
Zeller, Eduard (Prof. der Philosophie in Berlin) I 426.
Zerbst, Max (Dr. phil., philosophisch. Schriftsteller in München) II 363, 365, 371, 402, 505, 512.
Ziegler, Heinrich (protestantischer Theolog in Liegnitz) I 441.
Ziegler, Theobald (Professor der Philosophie in Straßburg) I 176. II 76, 178, 392.
Zilliken (Kaufmann in Genua) II 302.
Zimmern, Miß Helen (Übersetzerin Schopenhauers, Kurbekanntschaft Nietzsches aus Sils-Maria) II 227, 229.
Zola, Emile (französischer Romanschriftsteller) II 227, 331.
Zöllner, Johann Karl Friedrich (Prof. der physikalischen Astronomie in Leipzig) II 183.
Zoroaster (Stifter der dualistischen Glaubenslehre der alten Iranier) II 472, 514.
Zweig, Stephan (Schriftsteller in Wien) II 484.

Berichtigungen zum zweiten Bande:

Seite 16 Zeile 17 von oben lies: mit dem Grundhunger eines ganzen Zeitalters.
Seite 254 Zeile 1 von unten muß es heißen: Sensation statt Motion.
Seite 372 ist Zeile 3 von unten über Zeile 4 von unten zu rücken.

Nachtrag zu Band II, Seite 81, Zeile 15 von unten: Nach Lektüre meines Feuilletons „Nietzsche und Cosima Wagner" in der Wiener „Zeit" vom 21. Januar 1908 macht mich Herr Dr. Albert Oeri in Basel als Vertreter der Familie Jakob Burckhardts darauf aufmerksam, daß außer jenem am 5. Januar in Turin zur Post gegebenen vierseitigen Briefe Nietzsches an Jakob Burckhardt an diesen den Tag zuvor auch einer der Büttenpapierzettel abging, mit folgendem Wortlaut:

(Poststempel: Torino 4. I. 89).

„Meinem verehrungswürdigen Jakob Burckhardt

Das war der kleine Scherz, dessentwegen ich mir die Langeweile, eine Welt geschaffen zu haben, nachsehe. Nun sind Sie — bist du — unser großer größter Lehrer: denn ich, zusammen mit Ariadne, habe nur das goldne Gleichgewicht aller Dinge zu sein, wir haben in jedem Stücke Solche, die über uns sind . . ; Dionysos."

Diese doppelte Zuschrift an Jakob Burckhardt, eine Auszeichnung, die unter den Bekannten Nietzsches nur ihm widerfuhr, ist ein neuer schwerwiegender Beleg für die (von mir besonders Anmerkung 59 S. 492) hervorgehobene Tatsache, daß Nietzsche Jakob Burckhardt zuletzt von allen seinen lebenden Freunden am höchsten gestellt hat.

Zu Band II Seite 308 bis 322 ist nachzutragen, daß inzwischen das vollständige Dunkel, das über der Persönlichkeit des Rembrandt-Deutschen Dr. Julius Langbehn waltete, eine erste gründliche Aufhellung erfahren hat durch die persönlichen Erinnerungen, die Cornelius Gurlitt in Dresden in der „Zukunft" vom 1. Februar 1908 veröffentlichte.
Zu Anmerkung 54 Band II Seite 481 bis 486 ist nachzutragen, daß inzwischen eine selbständige Broschüre von Carl Spitteler erschienen ist „Meine Beziehungen zu Nietzsche" (München 1908), die wohl als abschließende Kundgebung Spittelers zu gelten hat und in mancher Hinsicht den „Zeit"artikel ergänzt. Auf Seite 15 bis 19 sucht Spitteler die Annahme, Nietzsche habe den Prometheus vor Abfassung des Zarathustra gekannt, zur höchsten Wahrscheinlichkeit zu erheben, erklärt sich aber außer Stande, den Nachweis einer positiv erfolgten Vermittlung durch gemeinsame Bekannte, um den er sich doch bemüht zu haben bekennt, unumstößlich erbringen zu können. Sein „Dionysoszettel" nennt Spitteler S. 39 „einen bedauerlichen und bedauernswerten Wirrwarr", enthält aber auf dem selbständigen Urteile des Lesers den Wortlaut vor.

Gedruckt bei Julius Beltz, in Langensalza.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU